

# Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.



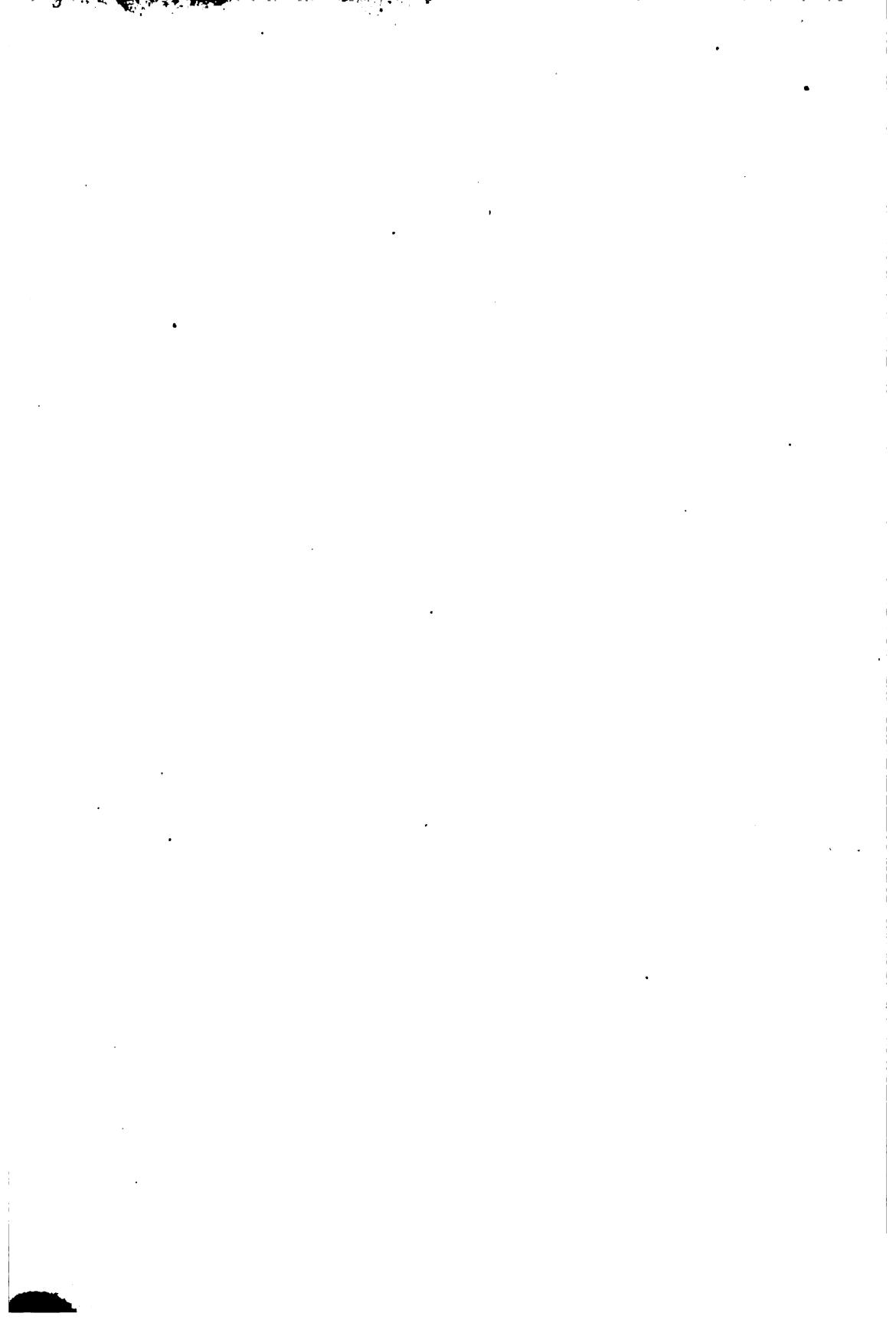
Band XVII.

(October — November — December 1878.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Fred. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Carl Wilderg. — Basel, Chr. Meyr. — Bern, Oder & Co. — Brüssel, G. Anquardt's Hofbuchhandlung. — Bukarest, Carl O. Stolp. — Buenos-Aires, R. Jacobsen & Co. — Buzarek, Gottschel & Co. — Caracas (Venezuela), Alfred Roth. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Philipp R. Theobald. — Constantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, Theodor Hoppe. — E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Florenz, F. Voefcher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoeft & Sohn. — Wilhelm Prior's Hofbuchhandlung. — Lima, G. Riemeyer & Inghirami. — Lissabon, Nyser & Beaumont. — Liverpool, Charles Scholl. — London, H. Stegle. — Löhner & Co. — Luzern, Dolezal's Buchhandl. — Lyon, F. Georg. — Mailand, Ulrich Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobsen & Ederstedt. — Moskau, J. Deubner. — Edmund Kuntz. — Alexander Rang. — Sattler'sche Buchhandlung (B. Post). — Neapel, Deitlen & Kochell. — Ulrich Hoepli. — New-York, Gustav E. Stecher. — E. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. — J. Deubner. — Paris, Haer & Steinert. — Sandoz & Fischbacher. — F. Bieweg. — Petersburg, August Deubner. — Carl Ritter. — D. Schmitzborff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, G. Schaefer & Stradi. — Vifa, Ulrich Hoepli. — Porto-Ricco, Ter Straggen & Co. — Wigo, J. Deubner. — H. Kymmel. — Rio de Janeiro, G. & F. Haemmerl. — Rom, Voefcher & Co. — Rotterdam, van Dengel & Geltjes. — San Francisco, J. B. Gossly & Co. — Stockholm, Gamson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Bafelow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, G. Riemeyer & Inghirami. — Warschau, G. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. — Fach & Fried. F. Manz. — Yeddo, F. Ahrens & Co. — Zürich, C. R. Gebel.



## Inhalts-Verzeichniß

zum

siebzehnten Bande (October — December 1878).

	Seite
I. Bayard Taylor, Der fremde Freund. Eine wahre Quäker- geschichte . . . . .	1
II. Eduard Lasker, Ueber Halbbildung . . . . .	20
III. Wilhelm Scherer, Studien über Goethe. Der junge Goethe als Journalist . . . . .	62
IV. W. Preyer, Der thierische Magnetismus und der Me- diūmismus einst und jetzt . . . . .	75
V. Paul Güssfeldt, Die Arabische Wüste und ihre Klöster	95
VI. †††, Zur Geschichte des Orientalischen Krieges 1853 bis 1856. I. . . . .	112
VII. Paul Heyse, Giuseppe Gioacchino Belli, ein römischer Dialektdichter . . . . .	136
VIII. Friedrich Arpffig, Neuere deutsche Belletristik . . . . .	161
IX. Literarische Notizen . . . . .	171
X. Literarische Neuigkeiten . . . . .	175
XI. Wilhelmine von Hillern, Und sie kommt doch! Erzählung aus einem Alpenkloster. I. . . . .	177
XII. Heinrich Kruse, Wallfahrt nach Esenheim . . . . .	218
XIII. Heinrich von Brandt, Berlin im October und November 1848. Aus seinen bisher unveröffentlichten Denk- würdigkeiten. VI./IX. (Schluß) . . . . .	227
XIV. S. X. von Neumann-Spallart, Rückblicke auf die Pariser Weltausstellung. I./II. . . . .	247
XV. Oscar Schmidt, Darwinismus und Socialdemokratie	278
XVI. Bruno Meyer, Die Berliner Kunstausstellung . . . . .	293
XVII. S. E. Köbner, Zwischen Reichstag und Landtag . . . . .	316
XVIII. Wilhelm Scherer, Gottfried Keller's Züricher Novellen	324

(Fortsetzung umstehend.)

	Seite
XIX. Gustav Meyer, Rangabe's Geschichte der Neugriechischen Literatur . . . . .	329
XX. „Marianne von Willemex“ . . . . .	333
XXI. „Briefe von Ludwig Feuerbach“ . . . . .	333
XXII. Literarische Notizen . . . . .	334
XXIII. Literarische Neuigkeiten . . . . .	387
XXIV. Wilhelmine von Hillern, Und sie kommt doch! Erzählung aus einem Alpenkloster. II. . . . .	339
XXV. Karl Gillebrand, Die Anfänge des Socialismus in Frankreich. (1830—1848.) . . . . .	368
XXVI. †††, Zur Geschichte des Orientalischen Krieges. 1853—1856. II./III. . . . .	403
XXVII. F. K. von Neumann-Spallart, Rückblicke auf die Pariser Weltausstellung. III. . . . .	432
XXVIII. Bret Harte, Vier-und-Siebenzig, Fünf-und-Siebenzig. Die Geschichte des großen Deadwood-Geheimnisses . . . . .	449
XXIX. Louis Ehler, Die Familie Mendelssohn . . . . .	469
XXX. Karl Frenzel, Die Französische Komödie im Residenz-Theater (Berlin) . . . . .	475
XXXI. Wilhelm Scherer, Die Schillerpreise. . . . .	484
XXXII. Karl Laubert, Dohm's Lafontaine-Üebersetzung . . . . .	489
XXXIII. J. C., Die Jubelausgabe von Hippel's Lebensläufe . . . . .	494
XXXIV. Th. L., Weihnachtliche Rundschau . . . . .	498
XXXV. Literarische Notizen . . . . .	504
XXXVI. Literarische Neuigkeiten . . . . .	510

---

# Der fremde Freund<sup>1)</sup>.

~~~~~  
Eine wahre Quätergeschichte.

Von

Bayard Taylor.

~~~~~

Es hätte eine enge Vertraulichkeit mit dem gewöhnlichen Verhalten der Bewohner von Londongrove erfordert, um an ihnen eine Erregung irgend welcher Art (von Aufregung kann gar nicht die Rede sein) haben wahrnehmen zu können. Der Grundton des Ausdrucks in Rede und Geberde war bei ihnen stets ein so tief herabgestimmter, daß die Verschiedenartigkeiten, in denen er sich bewegte, mit den leisen Abstufungen der grauen und bräunlichen Farbentöne ihrer Kleidung verglichen werden konnten. Daß aber an einem Sonntage, im neunten Mond des Jahres 1815, eine Neugierde mäßiger und geziemend niedergehaltener Art in den Gemüthern Vieler unter ihnen vorhanden war, lag für den in der Gegend Heimischen ebenso klar am Tage, wie für das Mitglied eines städtischen Pöbels die Anzeichen einer Feuersbrunst oder eines Straßenaufstandes.

Die aufregende Kriegszeit<sup>2)</sup>, die vor Kurzem erst ihr Ende erreicht, hatte die stille und friedfertige Quätergemeinde kaum berührt. Die Leute hatten, in Uebereinstimmung mit ihrem Glauben, „Zeugniß abgelegt“ gegen den Gebrauch von Waffen und Gewalt und wenn sie damit Nichts ausrichten konnten, dem Zwange der Umstände sich gefügt. Als das Jahr zuvor die tapfere Miliz der Stadt Philadelphia innerhalb vier englischer Meilen von ihnen ein Lager aufgeschlagen hatte, da war dieser Umstand von den guten Leuten einfach ignorirt worden; und sollte es vorgekommen sein, daß ihre Söhne dem Klang der Trompeten von fern gelauscht oder sich näher herangeschlichen hätten, um der Uniformen ansichtig zu werden, so war sicherlich Nichts von dem, was sie gehört und gesehen, zu den Ohren Derer daheim gelangt. Der Friede war ihnen eine

---

<sup>1)</sup> Die Quäter nennen sich „die Gesellschaft der Freunde“ und in diesem Sinne ist obiger Titel zu verstehen.

<sup>2)</sup> Der Krieg zwischen England und den Vereinigten Staaten von Amerika, der 1812 ausbrach und beinahe drei Jahre anhielt.

Erleichterung gewesen, als wären sie aus einem unbehaglichen Traume erwacht, und fortan nahm für sie das Leben wieder ganz denselben ruhigen Verlauf, dessen sie sich dreißig Jahre lang vor der Verflörung ihres Heimathlandes zu erfreuen gehabt hatten. In ihrer Lebensweise war seit hundert Jahren keine wesentliche Veränderung eingetreten. Das, was ihre Farmen ihnen über den eigenen Bedarf hinaus lieferten, war mehr als genügend, um die wenigen Bedürfnisse zu beschaffen, mit denen der Farm-Ertrag sie nicht versah; und ausgenommen in geschäftlichen Angelegenheiten, kamen die Leute selten mit der außerhalb ihrer Secte sich befindlichen Welt in Berührung. Sie waren zufrieden mit sich und ihrem Loofe. Sie lebten bis in ein hohes und gesundes Alter, machten sich selten unnütze Sorgen und trugen mit Ergebung das, was im festgeordneten Lauf der Dinge sich zutragen mußte. Drang auch bisweilen ein anderer Geist, drang Wißbegierde, die Sehnsucht nach einem regeren, freudvoll genießenden Leben in diese gelassene Gemüthsverfassung ein und versetzte das Blut der jüngeren Gemeindeglieder in Wallung, so wurden diese durch ernste Mahnungen von fast prophetischer Gewalt dazu beredet, ihr Inneres „der Ruhe und dem Frieden“ zuzuwenden.

Es herrschte unter der Gemeinde die ansprechende Sitte, fünfzehn bis zwanzig Minuten vor der zum Gottesdienste festgesetzten Zeit sich beim Meeting-Hause einzufinden und ehe man auf den hölzernen Bänken drinnen Platz nahm, freundliche Begrüßungen auszutauschen. Da die meisten Familien die Wochentage still auf den einsamen Farmen zubrachten, war man froh, der Nachbarn wieder ansichtig zu werden und so zu sagen das Gefühl der Vereinsamung in der trauten Gemeinschaft mit Anderen erst von sich loszulösen, ehe man sich der geistigen Versenkung hingab, welche den Quäkern ihre Gottesverehrung vorschreibt. Bei diesen vorbereitenden Versammlungen fand, wie auch in dem Meeting selbst, eine Trennung der Männer und Frauen statt, doch geschah es hier mehr aus Gewohnheit, als insolge einer Vorschrift. Man fühlte sich bereits im Vorhofe des Heiligthums, man sprach mit gedämpfter Stimme und begegnete sich mit einer Art Feierlichkeit.

Wenn an jenem September-Sonntage die Quäker von Sondongrove etwas frühzeitig sich einfanden, wenn der jüngere Theil der Gemeinde häufiger nach dem einen denn nach dem anderen der beiden Thortwege hinblickte, die auf den, das Meeting-Haus rings umgebenden Rasenplatz führten, und ein größerer Kreis von Männern sich um Abraham Brabury scharte, als um Simon Pennock, die doch Beide auf der hohen Galerie des Meeting-Hauses den Ehrenplatz theilten: so war die Ursache dieser kleinen Abweichungen vom gewöhnlichen Verhalten der Gemeindeversammlung eine allgemein wohlverstandene. Vor andert-halb Jahren war Abraham's Sohn gestorben und hatte eine Wittwe hinterlassen, welche außer Stande sich befand, die Farm des Verstorbenen zu verwalten. Die letztere wurde zur Verpachtung ausgedoten und da es damals schwer hielt, einen guten Pächter zu finden, hatte es Abraham freudig überrascht, von unerwarteter Seite her ein Anerbieten zu erhalten. Es war ein fremder Quäker von stattlichem Aeußeren, der sich bei ihm eingefunden hatte, versehen mit einem Empfehlungsbrief von Wilhelm Warner aus Adams-County und

einem Beglaubigungsschreiben von einem Quäker-Meeting auf Long-Island. Nachdem er die Farm besichtigt und sich genau nach den Bewohnern der Umgegend erkundigt, war er auf die Pachtbedingungen eingegangen und nun hatten er und seine Angehörigen vor einigen Tagen die Farm in Besitz genommen.

In allem diesen lag nun allerdings nichts Befremdendes; es rührte aber das angeregte Interesse von anderen zum Vorschein gekommenen Umständen her. Anstatt die gebräuchliche Bürgschaft zu stellen, hatte sich der Fremde, Namens Heinrich Donnelly, erboten, die Pachtsumme alljährlich vorauszubezahlen; auch war seine Art sich auszudrücken und zu benehmen, nicht in jeder Hinsicht wie die der Quäker und er bekannte sich dazu, ein geborener Irländer zu sein. Ueberdies war es mehreren Leuten, die zufällig den Fuhrwerken begegneten, auf denen der Hausrath der Fremden herbeigeschafft wurde, auffallend gewesen, daß die geladenen Möbel eine eigenartige Form hatten. Abraham Brabburly war natürlich beim Einzug zugegen gewesen und auch die auf den angrenzenden Farmen einheimischen Quäker hatten, ungeachtet es eine geschäftige Jahreszeit war, bereitwillig Beistand geleistet. Nun fiel es zwar Niemandem ein, im Geringssten zu vermuthen, daß Abraham einen Mann von zweifelhaftem Charakter hätte zum Pächter annehmen können; die Empfindung aber, mit der man allgemein dem Erscheinen der fremden Familie entgegen sah, war dennoch voll von gespannter Erwartung.

Von diesem herrschenden Gefühle war auch der ehrwürdige, weit am anderen Ende der zerstreuten Ortschaft wohnende Simon Pennock nicht durchaus frei. „Abraham,“ sagte er, dem Kollegen sich nähernd, „Du hast doch gewiß Dich zur Genüge überzeugt, daß der fremde „„Freund““ von gutem Schläge ist?“

Abraham hatte sich nun allerdings von Einem hinlänglich überzeugt: daß die dreihundert Silberdollars nämlich, die daheim in seinem altväterischen Schreibpulte lagen, gebiegene und gangbare Münze seien. Nun möchten wir zwar nicht behaupten, daß es dieser Umstand war, der ihn zur christlichen Milde stimmte, sondern einfach mittheilen, daß seine Antwort also lautete:

„Ich glaube nicht, daß wir berechtigt sind, das Beglaubigungsschreiben aus Isälip in Frage zu stellen und Wilhelm Warner's Wort (Du kennst ihn ja vom Hörensagen) ist das eines braven und rechtschaffenen Mannes. Sollte es nöthig sein, so wird Heinrich selbst Dir Rede und Antwort sehn.“

Hiermit wandte er sich zu einem hochgewachsenen, frischbäckigen Jüngling, der stillschweigend der Männergruppe sich zugesellt hatte, und begrüßte ihn. Er war ein neunzehnjähriger Bursche, blauäugig und rosig, der in einige Verlegenheit gerieth über die ernst-prüfenden, aber nicht unfreundlichen Blicke, die sich auf ihn richteten.

„Simon,“ rebete Abraham diesen wieder an, „hier steht Heinrich's Aeltester, De Courcy genannt.“

Simon reichte dem jungen Manne die Hand, indem er sagte: „Woher hast Du denn einen so fremdländischen Namen?“

Der Jüngling erröthete und versetzte nach einigem Zaudern mit leisem, aber festem Ton: „Mein Großvater hieß so.“

Eine schwerfällige einspännige Chaise, wie die damalige Zeit sie in jener Gegend aufzuweisen hatte, rollte zum Thortweg herein. Sie war neu und glänzte trotz ihres ehrbar-düsteren Farbenanstriches. Aus ihr stieg eine hohe breitschultrige Gestalt, ein Mann in den besten Jahren, dessen volle in's Auge springende Lebenskraft seinem streng-einfachen Quäkeranzug das Ansehen einer militärischen Haustracht verlieh. Seine blauen Augen schienen über die schlichten Worte, die abgemessen betont aus seinem Munde hervorgingen, zu lachen und das kurz abgeschnittene Haar konnte nicht ganz den Gang zu Boden verhehlen. Eine Haltung, in welcher sich Thatkraft und die Gewohnheit zu befehlen, aussprach, war keine Seltenheit innerhalb der Secte und verstärkte nur die gewohnte Art, sich zu geben, ohne sie zu beeinträchtigen; in Heinrich Donnelly's Fall jedoch deutete diese Haltung — man wußte kaum weshalb — auf einen außerhalb liegenden Erfahrungskreis hin. In Kleidung und Rede drückte sich bei ihm anstatt der brüderlichen Gleichstellung, welche die Secte forderte, vielmehr Herablassung aus.

Er stand seiner Gattin sorgfältig beim Aussteigen bei, dann führte De Courcy das Pferd nach dem offenen Schuppen, wo es angebunden ward. Susanne Donnelly war eine noch blühende Vierzigerin. Ihr Kleid bestand, ungeachtet es von unansehnlicher Farbe war, aus reichem Stoffe und das feine runde, beinahe schüchterne Antlitz blickte mädchenhaft aus dem Dämmer ihres Schippenhutes hervor. Während sie Abraham Brabburcy begrüßte, traten ihre beiden Töchter, Sylvia und Alice, die bisher schon am Rande der Frauengruppe gestanden, näher heran. Die letztere war das Muster eines fittsamen Quäkermädchens; beim Anblick von Sylvia's Anzug aber konnte Abraham sich einer solchen Verwunderung nicht enthalten, wie sie seinem Wesen nach möglich war. Ein hellblaues Kleid, ein dunkelblauer Mantel, ein bebänderter Hut und gelocktes Haar — wie konnte ein Quäker von bewährtem Rufe es jemals zugeben, daß seine Tochter sich also nach der Mode der Welt trüge?

Heinrich las Abraham diese Frage auf dem Gesichte ab, er zog es aber vor, sie in diesem Augenblicke nicht zu beantworten. Dahingegen sagte er zu ihm: „Du mußt mich nun mit den übrigen Brüdern bekannt machen,“ und ging, vorausschreitend, auf die Männer zu. Nachdem er den älteren Gemeindegliedern vorgestellt worden, war die Zeit herangerückt, wo man sich im Meeting-Hause niederließ.

Übermals durchlief stummes Staunen die Versammelten, als Heinrich Donnelly bedächtig bis zur dritten und höchsten der ihnen gegenüber auf der Galerie befindlichen Bänke hinanstieg und neben Abraham und Simon sich niedersezte. Diese Beiden aber bewahrten, vielleicht mit etwas innerer Ueberwindung, eine ruhige Miene, und so ward der Fremde der Ihrigen einer. Dort saß er, die Hände fest auf dem Schoße gefaltet, die vollen bestimmten Lippen eng geschlossen, die Augen unter der breiten Hutkrempe hervor in's Leere blickend. De Courcy hatte, der Quäkerfittte zuwider, beim Eintreten in das Gebäude den Hut abgenommen, da er aber dem Auge des Vaters begegnete, ihn schnell wieder unter leisem Erröthen auf's Haupt gesetzt.

Nachdem Simon Pennoct und Ruth Treadwell die Gedanken vor der Ber-



sammlung ausgesprochen hatten, die in der Stille des Schweigens, womit die Gottesverehrung der Quäker anhebt, in ihnen aufgestiegen waren, erhob sich auch der fremde „Freund“ von seinem Platze. Langsam, mit häufigen Unterbrechungen, als harre er der Eingebungen des Geistes, und mit einem gewissen nach innen gelehrten Ton, der auf das Natürlichste in eine rhythmisch feierliche Singweise übergeht, ermahnte er seine Zuhörer, nach dem Rechte zu trachten und im Rechte zu wandeln. Nicht immer zwar bediente er sich der herkömmlichen Redensarten, doch schien es auch nicht die niedere Sprache logischer Denkungsart zu sein, die er anwendete. Dabei war seine Stimme so voll und wohl lautend, daß sie mit jedem langsam modulirten Satze dem Ohre einen neuen Genuß bereitete. Selbst sein breites A und starkrollendes R, welche das Gerücht seiner ausländischen Geburt bekräftigten, thaten der Einwirkung seiner Worte keinen Abbruch. Die Zweifel, welche vor seinem Erscheinen gegen ihn gehegt worden waren, zerrannen, man wußte nicht wie, in seiner Gegenwart; und als das Meeting unter Händeschütteln sich aufgelöst hatte, ging er hervor als unbestrittener Inhaber seines hohen Ehrensitzes.

Am Abend jenes Tages saß die Familie beisammen im neuen Daheim. Die einfachen Binsensstühle und der schlechte Fußteppich, im Contrast zum dunkeln gebiegenen Mahagonitisch und dem darauf stehenden silbernen Armleuchter, deuteten auf ehemaligen Wohlstand und gegenwärtige Verarmung. Ein Contrast ähnlicher Art spiegelte sich auch im Verhalten der Hausbewohner wider. Während der Vater, in einem stattlichen Lehnstuhl sitzend, der Gattin und den Kindern vorlas, ruhten Sylvia's Augen auf einem in der Ecke stehenden Gitarrengehäuse und in Gedanken griff sie mit den Fingern schon in die Saiten des Instruments. De Courcy aber reckte den Hals hin und her, als säße ihm der steif aufstehende Kragen seines Quäkerrodes gar unbequem, und der jüngste Sohn, Hal, nickte ab und zu schläfrig mit dem Kopfe.

„Nun, ihr Burschen und Mädels!“ sagte Heinrich Donnelly, das Buch zuschlagend, „da wären wir denn nun einfache Farmerleute und seit es einmal so sein soll, je einfacher wir sind, desto besser. Eins nur fehlt noch.“

Er hielt inne und Sylvia, die den Blick schallhaft lächelnd zu ihm erhob, entgegnete entschlossen:

„Nun ist es schon zu spät, Vater. Man hat mich so gesehen, wie ich es wollte — als ein Kind der Welt. Wenn es erst als etwas Ausgemachtes gilt, wird es uns keine Unannehmlichkeit weiter bereiten.“

„Bei meiner Seele, Sylvia,“ rief De Courcy aus, „ich wünschte, ich hätte Dir Gesellschaft geleistet!“

„Nur Geduld, mein Junge!“ fiel die Mutter sanft ein. „Bedenke, was für Verdrießlichkeiten wir erlitten haben und was für eine Wohlthat dieses Leben uns zu sein verspricht.“

„Bedenke auch,“ setzte der Vater hinzu, „daß die schwerste Aufgabe mir zu Theil wird und daß Du hauptsächlich das ernten wirst, was hoffentlich daraus hervorgeht. Gib die alten Gewohnheiten auf in einem Lande, wo sie nicht am Platze sind: — ein Jedes von uns muß das sein, was wir scheinen!“

„Ja, Vater!“ erwiderte Sylvia, sich erhebend, „auch ich. Doch bleibe ich

bei dem, was ich gleich zu Anfang sagte. Du weißt es, Vater: Eins von uns muß, wenn die Zeit kommt, den Vermittler machen; Eins muß sich erinnern, während Ihr Anderen vergeßt. Oh, man wird sicher über mich sprechen, mich schelten, mich verunglimpfen: — es wird kein so Leichtes sein! Bleibe Du, wo Du bist, De Courcy; dieser Rock wird sich Dir früher anpassen, als Du meinst.“

Der Bruder zuckte mit den Achseln und verzog das Gesicht. „Ich scheine einen unglücklichen Namen zu besitzen,“ sagte er. „Der alte Kerl — „Freund“ Simon — erklärte ihn für fremdländisch. Vielleicht ließ' er sich mit Ezraß oder Abonijah vertauschen?“

„Junge, Junge!“ —

„Fürchte nicht, Vater; es wird bald so kommen, wie Sylvia sagt. Du hast Recht und Mutter hat auch Recht. Ich werde Sylvia mein Erinnern an Vergangenes zur Aufbewahrung übergeben und ein neues Leben von nun an beginnen. Morgen müssen Hal und ich in's Feld und vor der Pflugsterze wenigstens thut kein steifer Kragen noth.“

Man begab sich zur Ruhe und der folgende Morgen fand nicht nur die Söhne, sondern auch den Vater im Felde. Mit Scharfsinn, Verstand und Kraft ausgerüstet, machten sie sich zu Nuße, was sie vom Ackerbau kannten, und lernten, während sie auf kluge Weise ihre Untertniß verbargen. Bei seinem ersten öffentlichen Erscheinen hatte Heinrich Donnelly einen Eindruck hervorgebracht, der stark zu seinen Gunsten wirkte und der unter Zustimmung der älteren Gemeindeglieder bald zur festen Meinung sich ausprägte. Seine Söhne trugen das Ihrige hierzu bei, indem sie in liebenswürdiger und nachgibiger Weise sich den Sitten und Gebräuchen der Leute, unter denen sie lebten, anbequemten. Der Anstand, den sie in Folge einer besseren Erziehung, möglicherweise auch eines feineren Umganges, besaßen, verlieh ihnen in den Augen der schlichten Farmeresöhne, die sich vereint mit den Miethknechten auf dem väterlichen Acker mühten, eine Anziehungskraft, welche sich, weil unverstanden, um so fühlbarer machte. War die Familie Donnelly in früheren Zeiten nicht daran gewöhnt gewesen, am selben Tische zu essen mit ihren Tagelöhnern in Hemdärmeln und von ihnen gebuzt zu werden, so befundeten sie diesen Umstand nicht durch die geringste Verlegenheit oder Unschlüssigkeit im Benehmen. Sie ließen es sich angelegen sein, die Einbürgerung in der Gegend zur Thatsache zu machen und dies gelang ihnen auch in der Kürze.

Der „fremde Freund“ wurde jetzt, wie es Sitte war, in Londongrove allgemein beim Vornamen genannt. Er wohnte regelmäßig den gottesdienstlichen Versammlungen bei, die des Sonntags und Mittwochs stattfanden und so oft er „vom Geiste angeregt“ sich zum Reden vor der Gemeinde erhob, hörte man ihm zu mit einer Ehrerbietung, wie sie Dem gebührte, der in Wahrheit dem Lichte zustrebt. Die Achtung, die er genoß, wehrte der Neugier, die allenfalls noch hinsichtlich seiner Vergangenheit in den Gemüthern einiger Wenigen weilen mochte. Es war bekannt, daß er Simon Pennock, der sich mit einer direct zielenden Frage an ihn herangewagt, also geantwortet hatte:

„Du weißt, Freund Simon, daß ein weiser Rathschluß uns bisweilen ein Siegel auf den Mund setzt. Ich habe gelernt, nur insofern das äußere Leben

für werth zu erachten, als es die Offenbarung des inneren Lebens ist, und ich rechne das meinige erst von da an, wo ich zur Erkenntniß der Wahrheit gelangt bin. Ich gedenke nicht gerne dessen, was vorherging; es mag die Zeit aber eintreten, wenn es mir gestattet sein wird, Alles offenkundig zu machen, ja, wenn sogar die Pflicht dazu mir auferlegt werden wird. Bis dahin mußt Du mich verharren lassen.“

Und hiermit war die Sache abgethan. Heinrich und seine Familie lebten in friedlichem und vertrautem Verkehr mit ihren Nachbarn und sogar Sylvia wurde trotz ihrer übermüthigen Augen und ihres weltlichen Sinnes bald bei den jungen Leuten beliebt. Sie rührte die Saiten ihrer zärtlich geliebten Guitarre mit einer Kunstfertigkeit, die Jenen wunderbar dünkte, und da es gar bekannt ward, daß ihre Abneigung sich der Secte einzureihen, aus ihrer Liebe zur Musik, die bei den Quäkern verpönt ist, herrührte, so fanden sich unter dem jungen Volke viele, die Partei für sie ergriffen. Man schalt nicht, man verunglimpft sie nicht, wie sie erwartet. Ihr Vater freilich sagte kopfschüttelnd, als die Gemeinde-Ältesten ihn wegen Sylvia's Musik vermahnten: „Es ist ein Kreuz für uns!“ und doch hatte man ihn im Zimmer verweilen sehen, während sie das irische Lied vom Heldengrab in Kilbride sang. Auch rührte das Feuer, das dabei in seinen Augen aufblühte, weder von Aergerniß noch von Zorn her.

Am Abschluß des ersten auf der Farm verlebten Jahres zeigten sich schon Spuren eines geregelteren und verständigeren Verwaltungswesens, als zu Anfang. Die nächsten Nachbarn freilich waren der Meinung, daß Heinrich Donnelly wol schwerlich den nöthigen Unterhalt für sich und seine Familie aus der Farm gezogen habe. Dem ungeachtet hatte „Freund“ Heinrich das fällige Pachtgeld in Bereitschaft und die einlaufenden Jahresrechnungen wurden pünktlich abgetragen. Schloß er einen Handel ab, so war er sorgfältig dabei, was ihm eigentlich als Verdienst angerechnet ward; danach aber hielt er sich peinlich genau, bis auf den Buchstaben, an das getroffene Uebereinkommen.

Im Verlaufe der Zeit wurde die Familie zu einem festen Glied der abseits bestehenden Gemeinde; sie trug die friedliche Farbe und athmete die ruhige Luft derselben, ohne daß sich Etwas ereignete, was die Achtung, die jeder Einzelne genoß, getrübt hätte. Der Postmeister lieferte Heinrich Donnelly von Zeit zu Zeit einen Brief aus, der, von New-York eintreffend, stets von der nämlichen Hand adressirt war. Der erste Brief trug auf der Aufschrift ein dem Namen beigefügtes „Herr“; dieses „Compliment“ jedoch, wie die Quäker es benennen, wiederholte sich auf keinem späteren. Möglicherweise regte sich die Vermuthung bei dem Postmeister, daß diese Briefe wol mit einer hin und wieder eintretenden Abwesenheit von „Freund“ Heinrich Etwas zu schaffen haben möchten, und wäre er ein häufiger Gast auf der Farm gewesen, er würde Veränderungen in der Stimmung der Bewohner haben wahrnehmen können, denen Anderes zu Grunde liegen mußte, als der Marktpreis des Viehes oder der Stand der Ernte. Außerhalb des Familienkreises jedoch waren sie Alle immer gleichmäßig heiter und verschwiegen.

Nach fünf bis sechs Jahren, als De Courcy ein strammer hübscher junger Mann von fünfundsiebenzig Jahren geworden war, der die Farm ebenso gut zu

verwalten verstand als irgend einer unter den Einheimischen, kam ein Gerücht in Umlauf, daß er sich gewisse Abirrungen von den strengen Satzungen der Gemeinde zu Schulden kommen ließe. Er ritt ein stattliches Roß, pußte sich mehr, als für einen Quäker zulässig war, und an seinem Rocke nahm ein ungewöhnlich hoher Stehkragen die Gewohnheit an, nach modischer Art hinten überzufallen. Ueberdies sah man ihn häufig in der Richtung von Fagg's Manor reiten, das in einem Thalbezirk lag, wo die rothe backsteinene Kirche der Presbyterianer an Stelle des weißübertünchten Meeting-Hauses der Quäker trat. Heinrich Donnelly würde wol frühzeitiger hierüber den Rath der Aeltesten, oder ihre Beileidsbezeugungen, je nachdem der Fall liegen mochte, empfangen haben, wenn er nicht der Inhaber eines hohen Ehrenstizes gewesen wäre; so aber gelangte nicht eher Etwas zu seinen Ohren, bis das Gerücht von De Courcy's Ausflügen eine bestimmtere Form annahm.

Eines Tages, als Abraham Bradbury über einige geschäftliche Angelegenheiten mit Heinrich Donnelly verhandelt hatte, richtete er plötzlich die Frage an den letzteren: „Ist es wahr, was ich höre, daß Dein Sohn De Courcy den Freitwerber macht bei einer von Alison's Töchtern?“

„Wer sagt das?“ entgegnete Heinrich scharf.

„Nun, es ist ja allgemein die Rede davon. Hättest Du noch Nichts vernommen?“

„Nein!“

Heinrich kniff die Lippen zusammen in einer Weise, die Abraham verstand. Er hatte seine Schuldigkeit gethan und zufrieden hiermit, setzte er Nichts weiter hinzu.

Am Abend stimmte Sylvia, die bis dahin leise für sich gegen die Fensterscheibe getrommelt hatte, das schottische Volkslied: „Hübsches Gretchen Alison“ an. Der Vater richtete den Blick auf De Courcy und dieser, als er es bemerkte, schlug die Augen nieder und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen.

„Halt! De Courcy,“ sagte der Vater; „ich habe eine Neuigkeit erfahren, die Dich angeht und die Du mir erklären sollst.“

„Soll ich gehen, Vater?“ frug Sylvia.

„Nein, Du darfst bleiben und De Courcy sein Erinnern wiedergeben. Mir scheint, daß er dessen bedarf. Ich habe in Erfahrung gebracht, welches Weges er am Feierabend zu reiten pflegt.“

„Vater,“ sagte De Courcy, „ich bin alt genug, meinen eigenen Weg zu wählen.“

„Aber nicht diesen Weg jetzt. Junge! hast Du Alles rein vergessen? War es nicht eines der Dinge, über die wir uns verständigten? und habt Ihr Alle nicht das Versprechen abgelegt, über Euch zu wachen und Euch zu wahren? Ich hatte damals allerdings meine bösen Vorgesühle; in diesen fünf Jahren aber habe ich Euch fest vertraut, und nun, da die Prüfungszeit so nahe ihrem Ende ist —“

Er unterbrach sich und De Courcy nahm, sich Muth fassend, wieder das Wort. Seine ganze innere Kraft zusammenraffend, warf der junge Mann die auferlegte Zurückhaltung, mit der er sich gefesselt fühlte, von sich und zeigte sich in seinem eigentlichen Wesen. „Hat O'Neil geschrieben?“ fragte er.

„Nein, noch nicht.“

„Dann, Vater, ziehe ich das Gewisse, welches mir die Gegenwart bietet, dem Ungewissen von ehemals vor. Nicht gewaltsam werde ich mich von der Gemeinschaft mit den Quäkern losmachen, denn das könnte Dir Unannehmlichkeiten bereiten, drum will ich mich langsam ihr entziehen. Es wird mein Benehmen Aufsehen erregen, man wird uns aufsuchen, uns vermahnen, uns verwarnen, und Alles anwenden, was in solchen Fällen in der Regel geschieht, und wenn ich Margarethe Alison endlich heirathe, dann wird Niemand sich wundern, daß ich vor dem Meeting als ein Abtrünniger verlesen werde. Ich bin nun bald fünfundschwanzig Jahre alt, Vater, und diese Sache hat sich ungefähr so lange hinausgesponnen, als ich es möglicherweise ertragen kann; ich muß mich entschließen, ein Mann zu sein oder ein Feigling.“

Das Roth stieg Heinrich Donnelly in's Gesicht und seine Augen bligten, doch ließ keine Spur von Zorn sich an ihm wahrnehmen. Er trat zu De Courcy heran und, die Hand ihm auf die Schulter legend, sagte er:

„Geduld, mein Junge! Du hast unser Blut in Deinen Adern und ich hätte wissen sollen, daß das sich über kurz oder lang zeigen würde. Angenommen auch, daß ich mich blind stellte gegen Deine Ausflüge, Deine Belustigungen und den weltlichen Umgang, den Du pflegst, so ist das Mädchen ja doch keine Genossin für Dich. Wenn O'Neil am Leben ist, so hören wir bald von ihm und binnen drei Jahren höchstens wird, so Gott will, Alles zu Ende kommen. Wie weit hast Du es mit Deinen Liebeleien getrieben? Doch ganz gewiß nicht so weit, daß Du Dich nicht zurückziehen könntest, wenn es auch unter dem Vorwande sein müßte, daß ich meine Einwilligung versage.“

De Courcy erröthete, blickte indeß dem Vater fest in's Auge. „Ich habe mich bereits erklärt,“ erwiderte er, „und es ist nicht Gebrauch in unserem Geschlechte, ein gegebenes Wort zu brechen.“

„Nein, nicht Sylvia, Du bist unser Kreuz! Geh' jezt Deines Weges. Ich werde danach streben, das Rechte zu finden.“

„Sylvia,“ sagte der Vater, nachdem De Courcy das Zimmer verlassen hatte, „was wird daraus werden?“

„Wenn wir nicht bald von O'Neil hören, dann fürchte ich, läßt sich Nichts daran ändern. De Courcy ist seit einem Jahre ein Anderer geworden und ich wundere mich nur, daß Du es nicht früher bemerkt hast. Was ich einst im Scherz gesagt, ist zur ernstern Wahrheit geworden: — er hat schon halb vergessen. Wir hätten von Anfang an es erwarten sollen, daß von Zweierlei eins geschehen müsse, entweder daß er ein seinen Acker redlich bestellender Quäker werden, oder, wie jezt, seinen eigenen Weg verfolgen würde. Welches von diesen Beiden wäre wol das Schlimmste, wenn wir mit unserem gegenwärtigen Leben fertig sind — sollte es jemals dahin kommen?“

Sylvia seufzte und in ihrem Ton lag eine Mattigkeit, die dem Ohre des Vaters nicht entging. Mit bekümmertem Miene schritt er im Zimmer auf und ab. Sie setzte sich, nahm die Guitarre auf den Schoß und fing an, den Vers des irischen Liedes zu fingen, welcher anhebt: „Erin, du Heimath, unglücklich verlassen“, als gerade zu rechter Zeit Susanne Donnelly eintrat.

„He, Weibchen!“ sagte Heinrich zu ihr, sie mit dem Arme umfangend, „hast auch Du es satt? Habe ich auch Dich auf eine zu harte Geduldsprobe gestellt? Hast Du mir verborgen, was ich längst für überwunden hielt — hast Du Dich gesehnt, gegrämt, gekämpft in Deinem Inneren und es mir verschwiegen?“

„Nein, Heinrich!“ lautete freundlich ihre Antwort. „Nie in meinem Leben bin ich glücklicher gewesen, als während dieser so still mit Dir verlebten Jahre. Ich habe bei mir gedacht: wenn nun Etwas vorgefallen wäre, was den Briefen ein Ende gemacht hätte? und da dünkte es mich, daß wir uns nunmehr, wo unsere Jungen es den besten Farmern gleichthun und Alice das Hauswesen so ordentlich versteht, recht tüglich ohne eine weitere Unterstützung behelfen könnten. Nur wenn ich Dich dabei bedenke, dann fällt es mir auf die Seele, daß es wol allzuschwer für Dich sein würde, die Hoffnung ganz aufzugeben. Oder hättest Du dich vielleicht ebenso an Deinen Ehrenstiz gewöhnt, wie ich mich an meinen Platz unter den Frauen?“

„Nein!“ entgegnete er mit entschiedener Betonung. „Das Gespräch mit De Courcy hat das ruhige Quäkerblut in Wallung gebracht. Der Junge hat zum großen Theil Recht, und ich bin überzeugt Sylvia meint das auch. Wie konnte ich es anders erwarten? Er ist nicht innerhalb der Secte geboren und unterzog sich den Pflichten, die sie auferlegt, nicht wie ich, nachdem die Jugend sich ausgetobt hatte. Es bedurfte unter den Quäkern sechs Generationen, um die Gemüthsruhe und die stille Zufriedenheit unserer hiesigen Mitbrüder zu befestigen, und das Kleid, das wir tragen, gibt uns nicht jenes Wesen. De Courcy ist dieser Verkleidung müde und Sylvia ist es müde, ihr zuzusehen. Nur Du, meine kleine Susanne, die Du Anfangs so jaghaft warst, Du beschämst uns Alle!“

„Ich glaube, ich war von Anfang an zu diesem Leben bestimmt — wir Drei, Alice, Hal und ich.“

In Heinrich Donnelly's Aeußerem gab sich Nichts zu erkennen, was diese oder ähnliche häusliche Störungen hätte vermuthen lassen. Zwischen Vater und Sohn fanden noch weitere Besprechungen statt, doch führten sie zu keinem befriedigenden Schluß. De Courcy hing mit zärtlicher Liebe an dem hübschen presbyterianischen Mädchen und fand die Gesellschaft ihrer Brüder und Vettern bei Weitem munterer und anziehender, als die der ernstern, gravitatisch unbeholfenen Quäker-Jünglinge von Londongrove. Die gelegentliche Befreiung von dem ihm auferlegten Zwang, erweckte in ihm ein Verlangen nach Unabhängigkeit — den Durst der Jugend nach Lust und Ausgelassenheit. Seine neuen Kameraden waren an ein strenges häusliches Regiment, aber von anderer Art, gewöhnt; und so fanden sie mit einander gemeinsamen Grund zur Auslehnung. Ihre Abschweifungen waren nun zwar nicht von besonders schlimmer Art und hätten sie nicht so behutsam dabei zu verfahren brauchen, wenn nicht beide Secten streng auf die Befolgung der einmal aufgestellten Verhaltensregeln gesehen hätten. Dann und wann ein Fuchsjagen, ein Pferderennen, eine gesellige Vereinigung in einem abgelegenen Wirthshause, machten die Summe ihrer Zerstreuungen aus. Es wurde gesungen und getanzt und zuweilen ging es bei diesen Gelegenheiten gerade deshalb etwas wild zu, weil der verbotene Genuß, dem man sich hingab, eine berauschte Wirkung ausübte.

Die Kunde von dem einen und anderen dieser Vorgänge gelangte mit der Zeit zu Ohren der Quäker von Londongrove und unter Zustimmung seines Vaters erschienen nach üblicher Sitte die Ältesten vor De Courcy mit Vorstellungen und Vermahnungen. Er hatte die Wahrscheinlichkeit eines solchen Ereignisses vorausgesehen und war darauf vorbereitet. Er leugnete keine der Uebertretungen, deren er geziehen ward und nahm ehrerbietig den ernststen Rath an, den man ihm ertheilte. Er antwortete einfach, daß sein Inneres noch nicht gereinigt und geläutert sei; er wisse, daß er nicht im Lichte wandle, und glaube, daß es eine Zeit der Trübsal sei, die er nothgedrungen durchmachen müsse. Wie er es klug zum Voraus ermessen hatte, wurde seine Offenherzigkeit den Ältesten eine Quelle der Verlegenheit. Sie sahen sich dadurch verhindert, ihn ohne Weiteres zu excommuniciren, während ihn Nichts davon abhielt, sich ferneren Zerstreungen hinzugeben.

So verstrichen mehrere Monate. Die Reise, nach welcher Heinrich Donnelly stets mit einer hübschen Baarschaft heimgekehrt war, fand indessen nicht statt und es galt jetzt, die Kenntniß, welche die Söhne sich vom Betrieb der Landwirthschaft erworben, im vollsten Maße zu verwerten. Es mußte mit großer Umsicht und Sparsamkeit gewirthschaftet werden, damit die Familie auf demselben anständigen Fuße wie bisher fortleben konnte; denn ein Jedes von ihnen besaß zu viel Stolz, als daß sie die Gemeinschaft, in der sie lebten die Veränderung in ihren Verhältnissen hätten merken lassen mögen. De Courcy, der mehr denn je daheim bleiben und unausgesetzt arbeiten mußte, war der Mann, seinen ungestümen Geist für's Erste zu zügeln; insgeheim aber hatte er beschlossen, mit dem ersten Eintreten einer günstigeren Sachlage dem Geschehe folgen zu wollen, das er sich erkoren.

Im Spätherbste bot sich ihm die Gelegenheit dar, die er herbeigewünscht hatte. Eines Abends brachte er einen in der wohlbekannten Handschrift adressirten Brief mit nach Hause. Der Vater öffnete ihn und las ihn stillschweigend.

„Nun, Vater?“ sagte De Courcy.

„Es scheint, daß ein Brief verloren gegangen ist. Dieser hier hätte schon im Frühjahr eintreffen sollen: — er enthält nur die fehlende Summe.“

„Hat O'Neil einen Zeitpunkt festgestellt?“

„Nein, er hofft aber nächstes Jahr einen besseren Bericht erstatten zu können.“

„Dann, Vater,“ versetzte De Courcy, „dann ist es nutzlos für mich, länger noch zu warten. Ich bin zufrieden, so wie es ist. Margarethe würde ich doch in keinem Falle aufgegeben haben; nun aber, wo Du im Stande bist, mit Hal auszukommen, werde ich sie ehelichen.“

„Muß es denn so sein, De Courcy?“

„Ja, Vater, so und nicht anders.“

Aber es sollte dennoch anders kommen. Einige Tage darauf ritt der junge Mann auf seinem muthigen Rosse vom Hofe fort und die Landstraße hinab mit der frohen Empfindung, nun endlich einem glücklichen und unabhängigen Leben entgegen zu gehen. In Sitte und Anschauung war er geworden wie einer aus dem Volke selbst, unter dem er lebte; und dadurch, daß er einer Hoffnung entsagte,

der sein Vater noch immer sich hingab, hatte er sich einen festen Lebensmuth, eine dauernde Zufriedenheit erworben. Die Eltern seiner Verlobten waren bemittelte Leute; er fühlte sich jedoch überzeugt, daß er, auch wenn sie arm wäre, durch eigne Kraft und Fähigkeit ein Daheim für sie gründen und erhalten könnte. Dem Ehemals — was es auch gewesen sein mochte — sagte er Lebewohl und wandte sich, lustig ein Liedchen trällernd, der Zukunft, die ihm winkte, zu.

Spät am Abend fuhr langsam ein Gefährt an der Thür von Heinrich Donnelly's Farmhaus vor. Drei Männer schritten nebenher und klopfen zögernd an. Als die Thür geöffnet ward, blickten sie, ehe einer ein Wort hervorbringen konnte, mit bleicher und verstörter Miene einander an. Kein Schmerzensruf folgte den wenigen Worten, die Alles besagten; schweigsam aber und rasch ward ein Zimmer hergerichtet, während draußen die Männer eine bewußtlose Gestalt von der Streu im Wagen hoben, deren Arme beim Hineinbringen in das Haus mit schrecklicher Bedeutsamkeit schlaff vom Körper herabhängen. De Courcy war nicht todt; sein Herz pulsrte noch langsam und leise, alle Bemühungen aber, ihn zum Bewußtsein zurückzurufen, waren vergeblich. Der Arzt sagte, daß eine Gehirnerschütterung stattgefunden habe. Er war vom Pferde gestürzt und vermuthlich mit dem Kopfe aufgefallen; denn eine äußere Verletzung ließ sich nicht entdecken. Diese ganze Nacht hindurch und den folgenden Tag ward unermüdllich die zärtlichste Sorgfalt angewendet, um die flackernde Lebensflamme wieder anzufachen; die Erschütterung aber war zu heftig gewesen, die todtenähnliche Betäubung ging in den Tod selbst über.

In dieser trüben, schweren Zeit wurde das herzlichste Mitgefühl, der liebevollste Beistand aus der ganzen Nachbarschaft der Familie zutheil. Nie hatten die Mitglieder derselben so völlig den brüderlichen Geist der Gemeinschaft, welcher sie angehörten, zu würdigen gewußt, als jetzt. Die schlichten, arbeitssamen Leute, welche die angrenzenden Farmen bewohnten, wurden ihnen thatsächlich zu Verwandten und Mittrauernden. Sie verrichteten für die Familie alle jene äußeren Hilfsleistungen, die der traurige Vorfall erheischte, und noch andere Augen als die der Eltern und Geschwister vergossen Thränen aufrichtigen Schmerzes am Sarge von De Courcy. Alles stellte sich zur Beerbigung ein und auch Simon Pennoct vergaß, als er am Grabe mit einfachen Worten des offenen, großherzigen, treuen Wesens gedachte, welches der junge Mann besaß, daß er sich dem Richte abgewendet hatte.

Wenn Heinrich Donnelly und die Seinen auch bisweilen die zu Londongrove auf das Leben angewandte Gleichstellung Aller ein wenig abstoßend gefunden haben mochten, so empfanden sie jetzt mit dankbarer Nührung die feine, zartfühlende Art und Weise, in der sich die Theilnahme der Leute zu erkennen zu geben suchte. Die besseren Eigenschaften der Menschennatur erzeugen jedesmal, wenn sie in Anwendung kommen, eine feine Lebenssitte. Wohin auch ein Mitglied der Familie kam, überall sah es den Widerschein des eigenen Schmerzes und vor den Blicken Aller befehlten sich mit einem neuen Geiste die idyllisch-friedlichen Bilder der Landschaft.

In ihrem Leben daheim war wenig Veränderung zu bemerken. Abraham



Bradbury hatte darauf bestanden ihnen seinen liebsten Enkel, Joël, einen Burschen von zweiundzwanzig Jahren, in's Haus zu schicken, damit er für's erste die Stelle von De Courcy versähe. Er war ein scheuer und stiller Mensch, mit großen braunen Augen wie die eines Rehhs, und Gal und er wurden sofort Freunde. Man glaubte allgemein, daß er nach des Großvaters Tode dessen Farm bekommen würde; demungeachtet war er Heinrich Donnelly in Allem, was den Betrieb der Wirthschaft betraf, ebenso unterwürfig, als wäre letzterer der Lehns Herr jenes Besitzthums gewesen. Seine Anwesenheit füllte die entsefliche Lücke, die der Tod De Courcy's gerissen, zwar nicht aus: der Schmerz aber, mit dem man sie fühlte, wurde dadurch gemildert.

Susanne bemerkte bald eine Veränderung sowol an ihrem Gatten als an ihrer Tochter Sylvia, über die sie nicht in's Klare kommen und die sie sich nicht zu erklären wußte. Der erstere, obgleich er vor anderen Menschen die immer gleichen vornehm-ernsten Züge — nur vielleicht von etwas tieferen Linien durchfurcht — zur Schau trug, schien von innerer Unruhe verzehrt zu werden. Er träumte Nachts von vergangenen Zeiten, und Namen und Worte, die er längst nicht mehr ausgesprochen, kamen im Schlaf über seine Lippen. Wiewol er sein Wehe mit größerer Seelenstärke trug, als sie zu hoffen gewagt, fing er doch an, eine ungleiche und reizbare Gemüthsstimmung zu zeigen. Bisweilen konnte er grundlos verdrießlich und dann wieder lustig bis zu einem Grade sein, der ihr Schmerz verursachte. Als das Frühjahr erschien und der geheimnißvolle Brief wie im vergangenen Jahre abermals nicht eintraf, nahm seine Unruhe zu. Sonntags saß er wie bisher auf seinem hohen Ehrenst; aber er redete nicht mehr.

Sylvia dagegen schien ihre stolze und ungeduldige Natur gänzlich abgelegt zu haben. Man sah sie weit öfter als früher im Meeting; im Haushalte war sie geschäftiger, auch sprach sie nicht mehr von dem möglicherweise eintretenden Fall, der so beständig ihren Gedanken vorgeschwebt hatte. Sie und ihr Vater hatten im Grunde die Stellung gewechselt. Sie war es jetzt, die Geduld predigte, die den Jhrigen die Rückseite ihres Kooses vorhielt, die Margarethe Alison in's Haus brachte, das Herz des verstorbenen Bruders vor dem Vater rechtfertigte und diesem in seiner Gemüthsverstimmung immer von Neuem vorsagte: „De Courcy hat das Wahre erkannt und wir Alle müssen es schließlich ihm gleichthun.“

„Kannst Du das, Sylvia?“ fragte sie der Vater dann.

„Ich denke, ich habe es bereits gezeigt,“ sagte sie, „und fällt es mir schwer, so bedenke, ich bitte Dich, wie viel später ich anfang, mein Theil zu thun. Habe ich doch Euer Erinnern an die Vergangenheit bei mir zu bewahren gehabt, und nun muß ich nicht allein vergessen, was mich betrifft, sondern auch, was Euch angeht.“

Die Frühjahr- und Sommermonde kamen und gingen, und während dessen fühlte sich Sylvia augenscheinlich mehr und mehr in ihrem Entschluß befestigt. Ihre Hestigkeit, die Folge müßiger Kraft, war verschwunden und indem sie die Pflichten auf sich nahm, welche durch die Lebensverhältnisse ihr geboten schienen, nahm ihre Zufriedenheit zu. Hätte ihr Vater nicht wegen des unterbrochenen Briefwechsels in Angst geschwebt, er würde wahrscheinlich von dem

neuen Geiste, der sie besetzte, sich mit haben fortreißen lassen; so aber quälte er sich mit Vermuthungen, die alle in die eine Gewißheit ausliefen, daß die Pacht, um aller Verlegenheit vorzubeugen, auch diesmal wieder aus dem Ertrag der Farm erübrigt werden müsse.

Die Ernte war in diesem Jahre eine äußerst fruchtbare; Weizen, Gerste und Hafer standen dicht und vollählig auf dem Acker. Niemand hatte sich durch umsichtigen Betrieb und Arbeitslust so hervorgethan wie Joël Brabburgh; und Heinrich Donnelly und seine Angehörigen waren sich bewußt, daß sie viel von ihrem Ernteglück ihm verdankten.

Den ersten Sonntag, nachdem die Ernte unter Dach und Fach gebracht war, begaben sich Alle, außer Sylvia, zum Meeting. In dem ummauerten Friedhofe hatte sich der nach Quäkersitte unbezeichnete Grabhügel, unter welchem De Courcy ruhte, bereits mit grünem Rasen bedeckt; Alice aber hatte ihm zu Häupten einen Rosenstock gepflanzt und ehe sie und ihre Mutter drinnen unter den Frauen Platz nahmen, pflegten sie erst das Grab zu besuchen. Heute war das Meeting-Haus gedrängt voll; denn die heiße Arbeit des Sommers war gethan und die Pferde der entfernt wohnenden Farmer bedurften nicht mehr so sehr der Ruhe.

Es war ein schwüler Vormittag und Fenster und Thüren des Gebäudes standen weit offen. In der tiefen gottesdienstlichen Stille vernahm man das Summen der Insecten, und Thürschwellen und Stufen waren von den untermischten Licht- und Schattenreflexen der Blätter an den Tulpenbäumen überstreut. Draußen schimmerten friedlich die Gehölze und Obstgärten und darüber Himmelsbläue; sonst aber gab sich in der Außenwelt so wenig eine Lebensregung zu erkennen, als drinnen in der schweigenden Versammlung. Etwa eine Viertelstunde, ehe man zum Schlusse sich die Hände reichte, ließ sich Pferdehuffschlag draußen vernehmen, und es klang, als käme Jemand rasch trabend auf dem weichen Rasen daher und halte plötzlich inne.

Bei diesem ungewöhnlichen Geräusche spitzten die jungen Burschen die Ohren und blickten, so oft sie die Ehrfurcht erregenden Gesichter auf der hohen Galerie von sich abgewendet glaubten, einander verstohlen an. Bald darauf nahmen Diejenigen, welche der Thüre zunächst saßen, wahr, wie ein breiterer Schatten über die auf der steinernen Schwelle umherflatternden Schlagschatten fiel. Ein röthliches Gesicht zeigte sich sodann auf einen Augenblick und verschwand wieder. In eigenthümlicher Ruhelosigkeit näherte sich der Schatten bald, bald zog er sich zurück; zuweilen ließ sich das Ende einer Reitpeitsche blicken, zuweilen der Zipfel eines grauen Friesrodes. Die jungen Burschen, die dies mit ansahen, brannten vor Neugier; keiner aber wagte seinen Platz zu verlassen, bis Abraham Brabburgh und Heinrich Donnelly sich die Hand gereicht hatten.

Dann aber stürzten sie in's Freie. Dort stand die geheimnißvolle Gestalt dicht neben dem Eingang gegen die Wand gelehnt. Es war ein kleiner untersehter Fünfsziger, mit rothem Haar, runden grauen Augen, breiter abgestumpfter Nase und vorstehendem Munde. Trotz der Hitze trug er einen dicken grauen Rock, dazu eine lange Weste mit vielen gelben Metallknöpfen, dickgerippte Knie-

hosen und Reitskiesel. Beim Erscheinen der Burschen trat er, Mund und Augen weit geöffnet, schnell einige Schritte vorwärts und stierte sie seltsam an. Sie sammelten sich unter den Tulpenbäumen und harrten gewissermaßen beunruhigt dessen, was folgen würde.

Noch vom Banne des Schweigens befangen, traten langsam und feierlich die Leute aus dem Gebäude hervor. Vorwärts gebogen, und mit gierigen Augen ein Jedes der Reihe nach verschlingend, stand seitwärts der Fremde. Den jungen Männern folgten die Familienväter und schließlich die Aeltesten, die auf der Galerie ihren Platz hatten. Der letzte war Heinrich Donnelly. Während dessen hatten Alle die harrende Gestalt erblickt und sich über sie verwundert; denn in der Haltung derselben gab sich eine Spannung und Selbstvergessenheit zu erkennen, die auffallen mußte. Man verschob Gruß und Unterredung, bis man gesehen, auf wen und weshalb der Fremde warte.

Raum hatte Heinrich Donnelly den Fuß auf die Thürschwelle gesetzt, als der fremde Mensch mit einem Aufschrei auf ihn losstürzte, seine Hand ergriff und auf ein Knie sich niederlassend, rief: „Oh, Mylord! Mylord! Gelobt sei Gott, ich habe Sie endlich gefunden!“

Fielen schon diese Worte wie eine Bombe unter die Umstehenden, wie groß war erst ihre Betroffenheit, als sie von Heinrich Donnelly die profanen Worte vernahmen: „Der Teufel! Jack O'Neil, bist Du es wirklich?“

„Ja, ich bin's, Mylord! — leidhastig. Wie ich hörte, daß vergangenes Jahr die Briefe den verkehrten Weg gegangen sind, da hab' ich gleich gesagt, der verdammten Post traue' ich nie mehr eine Botschaft wie die an. Selber will ich hin und Seiner Gnaden sie überbringen, und das Meer soll mich nicht scheeren; ist er nicht selber drüber gegangen mit Mylady und den Kindern, und ich sollt's nicht können! Und da ich nun 'mal mit Ihnen zur Schloßpforte von Dunleigh hinausgegangen bin, so will ich's auch sein, der wieder mit Ihnen einzieht. Denn es steht Alles in Bereitschaft und gesegnet sei mir der Tag, an dem Sie dort wieder an Ihrem alten Plage sind!“

„Alles im Reinen, Jack? Alles wieder mein?“

„Sie können's glauben, Mylord! und Geld dazu im Kasten. Aber wo ist Mylady? — der Herr behüt' ihr süßes Angesicht! — Unter den Frauen wol dort? und Sie helfen mir, nicht wahr, sie aufzufinden? Denn für sie ist die frohe Kunde zunächst, und dann für den jungen Herrn —“

Dieses Wort rief Heinrich Donnelly plötzlich zur Gegenwart zurück. Er fühlte, wo er war und stand: innerhalb eines Kreises von Menschen, die ihn mit staunenden und entrüsteten Blicken ansahen. Er begegnete ihnen unerschrockenen Auges und mit einem stolzen Lächeln auf den etwas grimmig verzogenen Lippen, nahm O'Neil beim Arm und führte ihn nach der anderen Seite hin, wo die Frauen sich befanden und der Anblick Susanne's in ihrem Schippenhute das Herz des Dieners dermaßen rührte, daß es sich in Thränen Luft machte. Sowol Gatte als Gattin sehnten sich daheim zu sein und die Neuigkeiten, die O'Neil brachte, allein, im Familienkreise zu vernehmen; daher brachen sie sofort auf und der Diener folgte zu Pferd der anspruchslosen Chaise. Die Quäker aber kehrten heim, verwirrten Gemüthes.

Alice Donnelly, ihr Bruder und Joël Brabburj gingen zu Fuß nach Hause. Die Geschwister wußten sich recht gut O'Neils zu entsinnen, und wiewol sie bei der Begegnung zwischen ihm und dem Vater Anfangs nicht zugegen gewesen waren, konnten sie aus Dem, was sie von der Vergangenheit ihrer Familie wußten, leicht folgern, was ihn herbeigeführt habe. Joël ging schweigsam und niedergedrückt nebenher.

„Alice,“ sagte Hal, „ich hoffe, wir müssen nicht fort von hier; was meinst Du?“

„Ja, wir müssen fort,“ versetzte sie und schwieg sodann.

Sie schlugen einen Fußpfad ein, der quer durch die Felder führte und erreichten so das Farmhaus zur selben Zeit wie die Anderen. Als sie die Hausthür öffneten, kam Sylvia die Treppe herab in einem Gewande aus schillerndem Brokat, ein Halsband von Amethysten um den Nacken. Die schon so lange an keine lebhaftere Farbe mehr gewöhnten Augen waren vollständig von ihrer Erscheinung geblendet. Auf ihren Wangen blühte wieder ein frischeres Roth und ihre Augen schienen größer und leuchtender geworden. Eine stattliche Verbeugung machend, öffnete sie weit die Thür des Gemaches.

„Willkommen Lord Heinrich Dunleigh zu Schloß Dunleigh!“ rief sie aus, „Willkommen Lady Dunleigh!“

Der Vater küßte sie auf die Stirn und sagte frohlockend: „Nun, Sylvia, gib uns das Erinnern an das Vergangne wieder heraus!“

Susanne Donnelly sank in einen Sessel; die gemischten Gefühle, welche sich ihr aufdrängten, hatten sie tief erschüttert.

„Komm' herein, mein getreuer Diener! Packe Deinen Sack voll Neuigkeiten aus, denn ich sehe, Du brennst vor Begier, sie auszukramen. Erzähle Alles von Anfang an. Frau, für Dich ist es ein wenig zu viel, da es so unerwartet kommt. Alice, setze den Wein auf!“

Die Weinflasche wurde auf den Tisch gestellt. O'Neil füllte sich einen Becher bis an den Rand, hob ihn in die Höhe, machte mehrmals den Versuch zu sprechen, immer aber stockte ihm wieder die Stimme; dann wandte er sich ab, und an das Fenster tretend, trank er stillschweigend für sich den Wein aus. Dieser kleine Vorfall erfüllte die ganze Familie mit größerer Rührung, als die Kunde von dem glücklichen Wechsel ihres Geschicks es gethan. Die fieberhaft-freudige Aufregung, in der Heinrich Donnelly sich befunden, legte sich; mit ernster, gedankenvoller Miene setzte er sich zu seiner Gattin, die still vor sich hin weinte. Während Alice der Mutter Hut und Umschlagetuch abnahm, stand Sylvia in Gedanken versunken, und Hal und Joël, die am anderen Ende des Zimmers saßen, schauten in stiller Erwartung drein.

O'Neil erzählte lange und mit häufigen Unterbrechungen. In besseren Tagen war er Lord Dunleigh's Haushofmeister, wie vordem sein Vater der des alten Lords gewesen und so dem Hause desselben durch die Bande angestammter Zuneigung und Ergebenheit eng verbunden. Als der Grundbesitz endlich so mit Schulden belastet war, daß sofort Abhilfe geschafft werden mußte, wenn nicht die Einmischung der Gerichte erfolgen sollte, hatte sein Herr ihn wegen eines Planes in's Vertrauen gezogen, der anfangs scherzweise in Vorschlag gekommen,

dann allen Ernstes verfolgt wurde. Lord Dunleigh und seine Familie sollten auf eine Reihe von Jahren das Land verlassen und sich an einem entfernten Orte niederlassen, wo ihr Lebensunterhalt sich auf die möglich kleinste Summe herabsetzen ließe. In Deutschland oder Italien stand die Unannehmlichkeit im Wege, daß man es mit einem fremden Volke und fremder Sprache zu thun hatte, daß man leicht mit Reisenden zusammentreffen konnte, die dem Gesellschaftskreise, in welchem man sich daheim bewegt hatte, angehörten, daß den Söhnen eine gefahrdrohende Unthätigkeit und den Töchtern beschwerliche Freiheitsbeschränkungen auferlegt sein würden. Dagegen bot die Gegend, nach Amerika auszuwandern und während des Exils Quäker zu werden, mehr und mehr des Annehmlichen, je mehr man darüber nachdachte. Der Plan war origineller Art; er stellte Gelegenheit zu sparen, Abgeschlossenheit von der Welt, vollkommene Freiheit des Handelns innerhalb der Grenzen, die sich die Secte gezogen hatte, in Aussicht, dazu die besten sittlichen Einflüsse für die Kinder und eine Beschäftigung, die das Trefflichste, was ihnen Geburt und Erziehung verliehen hatten, nicht beeinträchtigen würde.

Wie es Lord Dunleigh gelungen war, sich als einfacher Heinrich Donnelly Einlaß in die Secte zu verschaffen, blieb stets ein Gegenstand unsicherer Muthmaßungen unter den Quäkern zu Londongrove. Die Täuschung, die man ihnen zugefügt, hinterließ verwundete Gefühle in den Gemüthern. Nachdem die Familie abgereist war, vertuschte man die Sache, und jetzt könnte Jemand Jahre lang in der Gegend leben, ohne Etwas von dem Vorfall zu vernehmen. Wie Lord Dunleigh und seine Angehörigen den schlauen Plan in Ausführung brachten, haben wir bereits erfahren. O'Neil, auf dem im Norden Irlands gelegenen Besitztum zurückgeblieben, that treulich das Seinige, um die Lücken auszufüllen, die durch eine allzu große Freigebigkeit seines Herrn in früheren Jahren entstanden waren; und nicht nur das, er fand auch Mittel und Wege, das Herz eines Veters von Lord Dunleigh zu rühren, der, ein reicher, überspannter alter Junggeselle, schon seit langer Zeit sich in Folge eines Familienzwistes dem Hause entfremdet hatte. Diesem Verwandten hatte er das Geheimniß des Exils anvertraut und zwar zu guter Stunde; denn er änderte sein Testament zu Gunsten Lord Dunleigh's und starb, ehe seine versöhnliche Stimmung wieder verrauchte. Nun war das Besitztum nicht nur schuldenfrei, es befand sich auch eine hübsche überschüssige Geldsumme in den Händen des Dubliner Banquier. Die Herrschaften durften zurückkehren, wann sie wollten und bei der Heimkehr werde ein Bewillkommungsfest gefeiert werden, sagte O'Neil, wie Schloß Dunleigh es nicht erlebt, seit der Grundstein gelegt worden war.

„Laßt uns fort von hier — unverzüglich,“ sagte Sylvia, als er den Bericht beendet hatte. „Fort mit der Vermummung — erst jetzt weiß ich, wie verhaßt sie mir immer war! Ich will nicht sagen, Vater, daß Dein Plan kein kluger gewesen sei; doch wünschte ich, wir hätten mehr Ehre mit ihm einlegen können. Seit De Courcy's Tod habe ich unsere Nachbarn zu schätzen gelernt und ich war drein ergeben, ihresgleichen zu werden, im Falle unser Schicksal sich nicht gewendet hätte. Können sie uns jetzt wol Glauben schenken, daß wir es wahr und redlich meinten? Ja, soweit es die Mutter und Alice betrifft,

gewiß. Und ich glaube, diese Weiden würden gern Schloß Dunleigh für diese kleine Farm dahingeben.“

„Dann,“ rief der Vater aus, — „dann ist es wirklich Zeit, von hier fortzukommen, und zwar ohne Aufschub. Aber Sylvia thut uns doch einigermaßen Unrecht, denn es ist nicht Alles bloße Vermummung gewesen. Anstatt uns zu Herren unserer angenommenen Rollen aufzutwerfen, sind wir vielmehr von ihnen besiegt worden, und bis wir einmal wieder an der alten Stelle angelangt sind, werden wir ein schmerzlich getheiltes Leben zu führen haben. Ich fürchte sogar, daß es für Dich, Frau, für Alice und Hal stets ein getheiltes Leben bleiben wird. Wenn ich mich schon von einem Grundprincip, das ich bloß zeitweilig mir anzueignen gedachte, überwältigt fühle, wie viel tiefer muß es dann erst mit eurem Wesen sich verwooben haben? Ja, Sylvia hat Recht, wir müssen unverzüglich fort! Schon morgen verlassen wir Londongroße auf immer!“

Raum hatte er diese Worte ausgesprochen, als neues Staunen Alle erfaßte. Joel Bradbury erhob sich und als treibe ihn eine so gewaltige Bewegung seines Innern, daß sein ganzes Wesen wie umgewandelt davon war, trat er vor in den Familientreis. Alles schien er zu vergessen, außer Alice Donnelly. Mit dem Ausdrucke unsagbarer Sehnsucht und Liebe hasteten seine sanften, braunen Augen auf ihrem Antlitz. Er erfaßte ihre Hände. „Alice, ach Alice!“ rief er — „Du aber wirst mich nicht verlassen?“

Die Röthe im lieblichen Angesicht des Mädchens wich einer Todtenblässe. Ein Stöhnen entrang sich ihren Rippen, ihr Haupt neigte sich und sie wäre ohnmächtig vom Stuhl gesunken, hätte Joel sich nicht vor ihr auf die Kniee niedergelassen und sie mit seinen Armen aufgefangen.

Einen Augenblick herrschte Schweigen im Gemach.

Dann aber kniete Sylvia, der aller Hochmuth entschwunden war, neben dem jungen Manne nieder und nahm die Schwester ihm aus den Armen. „Joel, mein armer, guter Freund,“ sagte sie, „es betrübt mich, daß das letzte und schlimmste Unheil, das wir angerichtet, Dich treffen mußte.“

Joel bedeckte sich das Gesicht mit den Händen und schluchzte die Worte hervor: „Muß sie auch mit fort?“

Darauf ergriff Heinrich Donnelly — oder vielmehr Lord Dunleigh, wie wir ihn nun nennen müssen — die Hand des jungen Mannes. Er war tief erschüttert und nur langsam kamen die Worte ihm über die Rippen: „Ich wende mich nicht an Dein Herz, Joel,“ sagte er, „denn es würde mich jetzt nicht anhören; Du hast aber Alles vernommen und weißt, daß wir dieses Land verlassen müssen auf Nimmerwiedertehr. Wir gehören einer anderen Lebensstellung, einer anderen Lebensart an, als die Deinige ist, und können es nur als ein Glück betrachten, daß unsere Zeit der Prüfung ihr Ende erreicht hat. Bedenke es wohl — vermöchten wir es, unseren Liebling, unsere Alice, hier zurückzulassen, uns von ihr zu trennen, wie durch das Grab? Ja, dürften wir sie eines Lebens berauben, zu welchem sie durch die Geburt berechtigt ist — des Antheils, den sie an unserem Range hat? Dürften wir auf der anderen Seite wol Dich mit uns in Beziehungen hindübernehmen, in denen Du stets ein Fremdling bleiben würdest —, in denen für eine Natur, wie die Deinige, kein Platz vor-

handen ist? Dieses ist ein Fall, wo die Pflicht klar und deutlich spricht; und ob sie noch so hart ist, man muß ihr folgen.“

Er sprach liebevoll, doch unerschütterlich, und Joël fühlte, daß sein Schicksal entschieden sei. Als Alice wieder zu sich gekommen und in das anstoßende Zimmer gebracht worden war, stürzte er blindlings aus dem Hause fort, nahm den Weg nach der Scheune und warf sich da auf die Garben hin, die er vor drei Tagen erst unter dem Antriebe solch' zagen, süßen Hoffens gebunden hatte.

Der Tag, der ein so großes Glück gebracht hatte, sollte also ein trübes, trauriges Ende nehmen. Es wurde in Vorschlag gebracht, daß die ganze Familie gleich am folgenden Morgen nach Philadelphia aufbrechen und nur O'Neil noch zurückbleiben sollte, bis er Alles eingepackt und abgeschickt habe, was man vom Hausrath zu behalten wünschte. Susanne Lady Dunleigh aber konnte es nicht über sich bringen, die Gegend zu verlassen, ohne von den guten Leuten Abschied zu nehmen, die beim Verluste ihres Erstgeborenen mit ihr getrauert hatten, und hierin stand Sylvia auf ihrer Seite. So verstrichen noch zwei Tage mehr und dann zogen Lord Dunleigh und seine Familie die Landstraße dahin und das einfache Farmhaus entschwand ihren Blicken auf immer. Zwei von ihnen härmten sich über den Verlust ihres geliebten Daheim; Einer wollte das Herz schier brechen, und den beiden Anderen trübte und umflorte das Herzeleid, das sie mit ansahen, all' die Freude, die sie empfanden über die Rückkehr zu Rang und Reichthum.

Sie gingen und niemals kehrten sie wieder. Zwei Jahre später erreichte die Kunde von dem großen Feste, das auf Schloß Dunleigh gefeiert worden war, Londongrove, durch einen irländischen Arbeiter, der mit einem „Dunleigh“ unterzeichneten Empfehlungsschreiben zu Joël Bradbury kam. Joël behielt den Mann bei sich auf seiner Farm und Beide zusammen bewahrten das Andenken an die Familie noch lange, nachdem man in der Umgegend aufgehört hatte von ihr zu reden. Joël blieb unverheirathet. Er lebt noch heute in dem Hause, in welchem der größte Schmerz seines Lebens ihn getroffen hat. Sein Haupt ist ergraut und sein Antlitz tief gefurcht; schlägt er aber schen die Lider seiner sanften, braunen Augen auf, so meine ich, es weile noch jezt in ihrer schwanken Tiefe das Andenken an seine Liebe für Alice Donnelly.

# Ueber Halbbildung.

Von

Ednard Lasker.

---

Hat in unseren Tagen die Halbbildung weiter um sich gegriffen, als je zuvor? Bedrängt sie die Gegenwart und bedroht sie eine nahe Zukunft mit gänzlicher Verwirrung? Müssen wir, um ihren Gefahren zu entgehen, unseren Bildungsgang ändern oder auf andere Mittel der Abhilfe finnen? Der Streit der Meinungen ist heftig und die Besorgniß lebhaft auf beiden Seiten. Die Einen möchten mit allen Mitteln das immer weitere Umsichgreifen der Halbbildung hemmen und empfehlen die Umkehr; die Anderen besorgen, daß die irrige Anschauung auf den Bildungsberuf unserer Zeit schädlich einwirken werde. Die Gesellschaft fühlt sich unbehaglich und forscht nach dem Grund ihrer Verstimmung. Seit Menschenaltern wird von dem Fortschritt der Bildung die Heilung vieler Uebel, die Beruhigung der Gemüther erwartet, aber die Gegenwart glaubt sich mit größeren Drangsalen behaftet, und die vermehrte Bildung selbst wird von Vielen dafür verantwortlich gemacht; denn leicht lasse im Gange der Geschichte sich nachweisen, daß räumlich und zeitlich mit dem Steigen der Bildung die Unbehaglichkeit zugenommen habe. Diese Anklage lenken die Besonneneren ab auf die Halbbildung, welche die Ursache aller Verschlechterung und nachtheiliger sei, als die tiefe Unwissenheit früherer Jahrhunderte. Aber die Gegner lassen auch in dieser Einschränkung die Anklage nicht gelten. Sie leugnen die Mängel der Halbbildung nicht, aber mit allen Nachtheilen halten sie die Ausdehnung des Wissens für einen Fortschritt in der Gesammtentwicklung, weil sie die bessere Zukunft vorbereite und auch von gegenwärtigen Wohlthaten erfüllt sei.

Gewiß liegt dem Streit ein tiefer Gegensatz in den allgemeinen Lebensanschauungen zu Grunde, aber ebenso unzweifelhaft auch Unsicherheit darüber, worin das Wesen der Halbbildung bestehe. Wie das Urtheil darüber, welches Maß und welche Beschaffenheit den Besitz der Kenntnisse werthvoll mache und zu einem Moment der Bildung erhebe, so schwankt auch die Begriffsbestimmung der Halbbildung.

Angriff und Abwehr bewegen sich häufig in irriger Bezeichnung des Gegenstandes. Das Halbwissen hat neuerdings, in Folge des bedeutenden Aufschwungs



der Wissenschaften, sehr stark zugenommen, und diese Wahrnehmung war es, welche den ersten Angriff gegen die Halbbildung hervorrief. Aber aus demselben Grunde erfuhr der Angriff den eifrigsten Widerstand von Solchen, welche die Gleichdeutigkeit beider Ausdrücke gelten lassen. Der heutige Stand der Wissenschaft gestatte dem Gelehrtesten seines Faches schon in den benachbarten Fächern kein anderes als halbes Wissen. Dieser durch beispiellosen Erwerb und Reichthum geschaffene Zustand, welchem die Tüchtigsten zumeist unterworfen seien, verdiene doch nicht als ein Uebel bezeichnet zu werden; der nothwendige Durchgang zu höheren Stufen der Erkenntniß dürfe nicht wie eine Gefahr gemieden werden. Aber auf beiden Seiten haben wir es hier nur mit einer Verwechslung zu thun, welche zu berichtigen nützlich ist, obgleich die Berichtigung das Wesen des Streitiges nicht entscheidet.

Weber nach oben noch nach unten gibt der Umfang des Wissens einen passenden Maßstab für den Grad der Bildung. Der Vielwiffer, welcher einst in großer Geltung stand, ist jetzt in Verruf gekommen und der fruchtlosesten Oberflächlichkeit verdächtig. Andererseits gibt es keine brauchbare Antwort auf die Frage, wie viel mindestens Jemand wissen müsse, um gründlich gebildet oder gründlicher Bildung fähig zu sein. Wir scheiden eine Summe von Elementarkenntnissen aus, ohne welche in der Regel das nach unseren Anschauungen und Bedürfnissen unentbehrliche Maß der Bildung sich nicht erreichen läßt. Hieraus leiten wir das Recht auf Volksunterricht und die Schulpflicht her. Aber die ganze Summe der vorschriftsmäßigen Elementarkenntnisse ist so leicht zu erreichen und so allgemein verbreitet, daß ihr Besitz kein hervorragendes Merkmal der Bildung darbietet. Wenn vermuthet werden darf, wer die Kenntnisse der Elementarschule nicht besitzt, entbehre den untersten Bildungsgrad, so ist diese Vermuthung nur dadurch gerechtfertigt, weil bei der verbesserten Methode des Unterrichts und den vielen entgegenkommenden Gelegenheiten jene Kenntnisse mit einiger Mühewaltung in jedem Lebensalter erreicht werden können und das Versäumte sich nachholen läßt. Wer dennoch in Unwissenheit verharret, ist schwach an Verstandeskraften oder ohne jede Regung des Geistes. Als die Schreibkunde noch nicht völliges Gemeingut und jedem Strebsamen in jedem Lebensalter leicht zugänglich war, haben Schreibensunkundige häufig durch die Tüchtigkeit ihres Wesens hervorgeragt und auch zu höheren Berufen sich tauglicher erwiesen, als der Durchschnitt der Gelehrten. Heute beobachten wir Gleichartiges unter gleichartiger Voraussetzung. Wir fordern als Regel eine größere Summe allgemeiner Kenntnisse für bestimmte Berufsarten; zu einigen besonders wichtigen Lebensstellungen ist der Zutritt durch den Nachweis eines höheren Schulunterrichts, planmäßiger Studien und bestandener Prüfungen, zuweilen auch durch eine genau vorgeschriebene Vorbereitung bedingt. Alles dies beruht auf der Erfahrung, daß eine bestimmte Art der Vorbereitung ein gewisser Umfang von Kenntnissen die Befähigung für einige Berufsfächer wahrscheinlich macht oder erleichtert, und die Erfahrung ist bedeutsam genug, um nach ihrer Anleitung die Schulen einzurichten und die Ansprüche an den Zögling für die Schullernzeit festzustellen. Aber die für den Durchschnitt nützlichen Regeln verbürgen weder den Erfolg, noch sind die Ausnahmen selten. Viele bleiben mit allen vorschriftsmäßigen Kenntnissen hinter

dem vorgesezten Bildungsziel weit zurück, viele Andere übertreffen, ohne die vorschrittmäßigen Kenntnisse, den regelrecht vorgebildeten Durchschnitt durch anderweitig erworbene Tüchtigkeit.

Der Genuß eines höheren Unterrichts hängt ab von der Gunst der Verhältnisse in der Lernzeit. Der Zufall entscheidet, welchen Umfang des Wissens der Schüler in's praktische Leben hinüber nimmt; die zufällige Gestaltung des späteren Lebens bestimmt, wie viel oder wie wenig nachgeholt wird, welche Lücken ausgefüllt werden oder offen bleiben, aber der Werth der erlangten Bildung ist an dieses Schicksal nicht gebunden.

Keine noch so auffällige Lücke rechtfertigt den Vorwurf der Halbbildung. Wem begegnete nicht in Unterhaltungen, daß er mit Fragen überrascht wurde, welche ihn über eine ungeahnte Lücke im eigenen Wissen stutzig machten? Ich wenigstens habe es an mir und an Anderen häufig erfahren. In Frageform, jedoch im Tone sicherer Voraussetzung bemerkt der Anredende: Sie wissen doch, daß zc. . . ; oder: Sie kennen doch zc. . . Der Gefragte wird verlegen, weil, was unter Gebildeten als bekannt vorausgesetzt wird, ein Elementarbegriff vielleicht ihm gänzlich unbekannt blieb. Ist diese Lücke ein Zeichen der Halbbildung? Nicht entfernt. Entgegengesetztes habe ich wahrgenommen; die Verlegenheit erst verrieth den bedenklichen Zustand. Da war es zuweilen ergötzlich, wie der Ueberraschte auszuweichen strebte oder den Schein des Wissens annahm, eine Anzahl von Verlegenheiten sich bereitete und hierdurch erst das ungünstige Urtheil gegen sich hervorrief. Nur der Tüchtiggebildete findet den Muth zu dem freimüthigen Geständniß, daß das Geläufige ihm unbekannt geblieben ist, und wenn es auch ein Stück Elementarkenntniß schien. Aus seinem eigenen sicheren Wesen schöpft er die weitere Einsicht, daß man die Bildung nicht als einen Ring geschlossener Kenntnisse sich vorstellen dürfe.

Ebenso wenig wie an dem Umfang und der lückenlosen Vollständigkeit läßt an der Tiefe des Wissens der Grad der Bildung sich messen. Erschöpfende Kenntniß kann allein der Fachgelehrte sich aneignen, und auch er nur, wenn er seine Forschung auf ein Gebiet einschränkt, welches den kleinsten Theil eines gewöhnlichen Ueberblickes umfaßt. Der gelehrteste Naturforscher ist heute kaum im Stande, einige benachbarte Fächer seiner Wissenschaft bis in die letzte zugängliche Tiefe zu durchdringen. Der moderne Staatsmann auf der Höhe seines Berufes kann nicht die Menge von Thatsachen bewältigen, nicht die hundertfältigen Regeln überschauen, nach denen die natürlichen Bewegungen im Volksleben sich ordnen. Denkt man sich als das tiefste Wissen die vollendete Bewältigung eines Abschnittes aus dem Kenntnißvorrath der Nation, so ist eine solche Vertiefung für die Zwecke der Bildung nicht nöthig, während das in solcher Tiefe erfaßte Wissen stets beschränkt im Umfang bleibt und an sich allein für die Zwecke der Bildung nicht ausreicht. Der Gelehrteste seines Faches ist allen praktischen Gefahren, allen geistigen Nachtheilen unzulänglicher Bildung ausgesetzt, wenn sein Wissen nicht über seine Gelehrsamkeit hinausgeht. Auch er erlangt den Werth des gebildeten Menschen nur dann, wenn er in den Lebensbeziehungen, welche außerhalb seines Faches liegen, den Durchschnitt einer nicht tief unter die Oberfläche dringenden Kenntniß erlangt hat. Als die

Wissenschaft selbst noch an der Oberfläche der Dinge haftete und nirgend in die Tiefe drang, gab es Einzelne, welche ihr Ziel auf die Aneignung der Gesamtwissenschaft richteten; heute wird in der vollen Ausdehnung des Begriffes kein Versuch mehr gemacht, und schon das Umfassen mehrerer äußerlich getrennter Gebiete erregt Mißtrauen. Je tiefer die Wissenschaft in das Innere der zu durchforschenden Lagerungsschichten eindringt, um so weiter gehen fachgelehrtes Wissen und allgemeine Bildung an Ziel und Inhalt auseinander. Nur hat das solide, obgleich eingeschränkte Wissen des ernstesten Gelehrten dies gemein mit jeder Tüchtigkeit, daß von dem festen Boden aus der Geist leicht zu dem vollen Umfang einer vollkommenen Bildung sich ausbreitet; die sichere Heimstätte vermindert die Gefahr, im Streben nach Ausdehnung ziellos in's Weite zu schweifen.

Will man Alles, was von dem erschöpfenden Wissen in größerer oder minderer Entfernung stehen bleibt, als Halbwissen bezeichnen, so ist das Halbwissen ein unentbehrliches Moment in jeder Vollbildung. Diese Einschränkung liegt in der Natur der Menschen und ist erkannt worden, ehe die Forschung den weiten Raum ihres jetzt entdeckten Gebiets geahnt. Darauf hin deuten viele Sprüche, welche seit Urzeiten in immer neuen Wendungen denselben Gedanken ausdrücken. „Unser Wissen ist Stückwerk“, sagt der religiöse Sinn. „Die Kunst ist lang, das Leben kurz“, sagt gleichmäßig die weltliche Weisheit. Die in neuen Erfahrungen wachsende Erkenntniß verändert Nichts an diesem Bewußtsein, so wenig wie an der Natur der Menschengattung, welche die Unzulänglichkeit als einen Grundbestandtheil ihres Wesens empfindet. Ich spreche nicht bloß von den vorübergehenden Empfindungen der bewegten Gegenwart, da die Menge der Einzelforschungen den Zusammenhang der Kenntnisse noch mehr gelockert hat; selbst unter dem Gesichtspunkt des Idealziels aller Forschung wird der Mensch unzulänglich und seiner Unzulänglichkeit bewußt bleiben. Werden und Umgestaltung vollziehen sich ununterbrochen vor unseren Augen, aber die Urkraft, welche sie bewegt, wird uns stets ein Geheimniß sein, obgleich wir den natürlichen Vorgängen die äußere Erscheinungsform ablaufschon, obgleich wir immer zahlreicher in den zusammengesetzten Körpern die einfachen Elemente erkennen, ihre Beziehungen zu einander erfahren und uns sogar befähigen, die Reihenfolge der Elemente zu verschieben und dadurch das Wesen der Körper umzugestalten. Alle derartige Bereicherung der Erkenntniß und des Vermögens befreit uns nicht von dem Bewußtsein der Unzulänglichkeit; die Grenzen unseres Wissens und der eingreifenden Kraft scheinen sogar immer näher zu rücken, je tiefer der Geist in das einfache, die ganze tellurische Welt umfassende System eindringt. Viele Kräfte, Ereignisse, Gegenstände nöthigen in Folge ihres Wirkens uns das Anerkenntniß ihres Daseins, ihres Einflusses auf uns ab, ohne unseren Sinnen oder unserem Begriffsvermögen zugänglich zu sein. Aber auch die an sich zugängliche Erscheinungswelt ist zu groß und zu mannigfaltig für die Umfassungskraft der Organe, welche unsere Erkenntniß vermitteln. In beiden Richtungen wird stets unser Wissen nur Stückwerk sein. Eben um deswillen kann das Stück- oder Halbwissen nicht Merkmal der Halbbildung sein. Wenn es gestattet ist, unter der tadelnden Bezeichnung der Halbbildung den fehlerhaften

Zustand Einzelner zu rügen, so muß darunter etwas Anderes verstanden werden, als jene gemeinschaftliche Unzulänglichkeit, welche in der Beschränktheit alles Wissens sich offenbart. Durch die richtige Kennzeichnung der Halbbildung muß verhütet werden, daß nicht der Halbgebildete in die große Gemeinschaft sich flüchte und die ihm eigenthümliche Unvollkommenheit rechtfertige mit dem allgemeinen Satz: Halbwisser sind wir Alle.

Neuerdings hat man es mit der Formel versucht, daß es vor Allem darauf ankomme, was man weiß, gut zu wissen. Unbestreitbar; aber der Satz führt keinen Schritt weiter, weder in der Erläuterung des Begriffes, noch in der Erkenntniß, wie und wohin man zu streben habe. Diese Formel ist nur eine neue Wendung des altbekannten: „Was Du thust, thue es gut.“ Aber was ist gut? Die Frage hat die Denker aller Zeiten beschäftigt und bis jetzt keine zutreffende Antwort gefunden; wird sie auch nicht finden. Jeder denkende Mensch bildet aus seiner gesammten Lebensanschauung den für ihn gültigen Begriff des Guten. Dieser subjectiven Auffassung unterworfen bleibt, woran das gute von anderem Wissen sich abhebt.

Nicht Umfang, nicht Vollständigkeit, nicht Tiefe des Wissens bezeichnen die Grenze zwischen Bildung und Halbbildung. Der äußere Anklang der Worte verleitet leicht zu der irrigen Vorstellung, als ob es sich um eine vergleichbare Verschiedenheit zweier verwandter Begriffe handelte; in Wahrheit aber fehlt ihnen jede Gemeinsamkeit. Die Halbbildung ist keine Station auf dem Wege zur vollkommenen Bildung; sie sind zwei verschiedene Richtungen, welche, nachdem sie an einem bestimmten Berührungspunkte von einander geschieden sind, niemals wieder ganz zusammentreffen, wie sehr sie ab und zu sich zu berühren scheinen. Ausgang, Weg und Ziel der Bildung muß man fest im Auge behalten, um die Abirrung der Halbbildung richtig zu schätzen. Unschlichtbar ist der Streit über Wesen und Wirkungen der Halbbildung, der aus der Verschiedenheit der Anschauungen über die Bildungszwecke entspringt. Eine Verständigung ist nur unter denjenigen zu erreichen, welche über die Bildungszwecke selbst übereinstimmend denken.

Die geläufige Vorstellung begreift unter Bildung eine Summe anerkannter Kenntnisse und verlegt in diesen Begriff genau dieselben Voraussetzungen, welche ich soeben aus der Definition der Halbbildung zu entfernen gesucht habe. Gegen jene Vorstellung habe ich an anderer Stelle<sup>1)</sup> bereits als meine Ansicht entwickelt, daß das Wesen der Bildung in dem Charakterinhalt des Menschen aufzusuchen ist. Das Ergebnis meiner Entwicklung habe ich zusammengefaßt in den Worten:

„Die Aufgabe der Erziehung ist, auf alle denkbaren Lagen vorzubereiten; auf sie eingerichtet sein ist der Inhalt der Bildung“<sup>2)</sup>.

Dieser Satz ist vielfach angefochten worden. Die Erläuterung, zu welcher ohnehin der Gang der jetzigen Entwicklung mich zwingt, wird mindestens das

<sup>1)</sup> „Ueber Anlagen und Erziehung“, Abhandlung in der „Deutschen Rundschau“, Jahrgang I, Heft 2 und 3.

<sup>2)</sup> Deutsche Rundschau I, S. 215.

Mißverständniß beseitigen, welches die epigrammatische Form des Satzes verschuldet hat. Unter „allen denkbaren Sagen“, mit welchen die Erziehung sich beschäftigen, welche die Bildung bewältigen soll, verstehe ich nicht die unbegrenzte Zahl von Combinationen, welche aus den unübersehbaren Zufällen und wunderlichen Verschlingungen des Einzelgeschickes sich ergeben können. An einer solchen Erziehungsaufgabe würde jede Kraft erlahmen. Die Erziehung hat es nicht mit einem abstracten Wesen zu thun, sondern knüpft stets an gegebene Verhältnisse an.

Seit dem ersten Augenblick befindet sich der werdende Mensch innerhalb einer bestimmten Sphäre, welche einen Kreis wahrscheinlicher oder den Umständen nach wohl denkbarer Combinationen um Gegenwart und Zukunft zieht. Auf diese soll die Erziehung vorbereiten, und es ist eine wesentliche Bedingung der Erziehungskunst, nicht über diesen Ring hinauszuschreiten und in's Unbegrenzte zu fallen. In weitester Anschauung unseres Lebenszweckes pflegt man den Menschen als Weltbürger zu bezeichnen. Auch dieser größte Maßstab kann nur an bekannten Punkten einsetzen und nur übersehbare Ausschnitte aus der Gesamtheit aller Möglichkeiten umfassen. Die Welt, deren Bürger der Einzelne ist, wird begrenzt durch die Beziehungen, welche ihn mit den äußeren Dingen verbinden und seine Umgebung vorstellen. Die Welt, mit welcher ich nicht in Berührung komme, ist nicht *meine* Welt<sup>1)</sup>. Freilich sind diese an den einzelnen Menschen haftenden Welten nicht starr und völlig abgeschlossen gegen einander. Die Himmelskörper, denen man gleichfalls den Namen der Welten beilegt, stehen unverrückbar in ihren isolirten Sphären, oder bewegen sich in festen Bahnen, in zugemessenen Entfernungen, und selbst die anscheinend ziellos herumschwefeln, müssen von jeder anderen Welt in genügenden Zwischenräumen getrennt bleiben, wenn sie nicht vernichtet werden oder vernichten sollen. Mit größerer Freiheit bewegt sich der Mensch in dem Raume, welcher seiner Gattung zugänglich ist. Reisen Eindrücke weichen die Standpunkte der umgebenden Dinge, oder Dinge treten gänzlich aus der Umgebung und machen anderen Platz, der Mittelpunkt ist verschoben und in anderen Umrissen gestaltet sich die neue Sphäre. Je nach Weite seiner Fähigkeit weiß der Einzelne sich in die neue Sphäre hineinzufinden und mit Sicherheit in ihr zu bewegen. Deshalb ist die Erziehung der Menschen nicht auf eine Linie zu stellen, auch nicht bildlich zu vergleichen mit den Gesezen, welche die Natur ihren festgeordneten Welten vorgeschrieben hat, um deren Verhältniß zu einander festzustellen. Das Menschengeschick spielt sich nicht ab in festen Bahnen. Aber die unberechenbare Zukunft soll die Gegenwart nicht verwirren, die Wandlungsfähigkeit nicht die wirkliche Gestalt verkümmern. Der Inbegriff aller im Gesichtskreis liegenden Combinationen ist *meine* jetzige Welt; darüber hinaus braucht der umsichtigste Blick nicht zu schweifen, und nur in dieser Beschränkung gewinnt der Blick eine wirkliche Umsicht. In weiterer Ferne erheben sich die Nebel, welche reich an Täuschungen sind und dem angestregten Auge beliebige Gesichter vorgaukeln.

Niemand in unserem Gesellschaftskreise gilt für ungenügend vorgebildet,

<sup>1)</sup> Schon früh hat die Philosophie den Menschen Mikrokosmos genannt.

weil er nicht mit den Eigenschaften ausgestattet ist, ohne welche der Forschungsreisende in Innerafrika unrettbar zu Grunde geht. Wenn aber der hierfür nicht vorbereitete Mann eine Forschungsreise unternimmt und beim Eingang schon in die neuen Anforderungen sich nicht zu schicken weiß, so entbehrt er für die durch das Unternehmen geschaffene Lage aller Vortheile seiner sonstigen Bildung; das Wesen der Gebildeten ist ihm verloren, und er gewinnt es nur wieder, sobald er in eine Lage zurückkehrt, welcher er besser gewachsen ist. Selbst der Hösling findet keinen Bildungsmangel an dem Privatmann, der völlig unbekannt ist mit den gewundenen Gebräuchen des Hofes; verständig in allen ihm eigenthümlichen Gewohnheiten darf der wackere Bürger ohne Scheu lachen über die meinungslosen Aufzüge und Bewegungen des Galastils. Führt denselben Mann Zwang oder Wahl an den Hof und gebietet ihm der Zweck, in jenen ihm fremden Kreisen zu verweilen, so gibt er leicht, ganz nach der Weise der Ungebildeten, sich dem Lachen Preis, wenn er ungeschickt die vorgeschriebenen Bewegungen ausführt, und bedeutende Pläne können an diesen untergeordneten Rücksichten scheitern. Ein sehr belehrendes Beispiel hat sich neulich ereignet; besonders lehrreich, weil es die wahren Merkmale der Bildung an zwei weit auseinanderliegenden Culturzuständen erläutert. Rothhäute, Häuptlinge der Wilden genannt, kamen nach Washington, um wegen erlittener Unbilden sich zu beschweren und über bessere Sicherheit für die Zukunft zu unterhandeln. Reden wurden zwischen den Commissären der nordamerikanischen Regierung und jenen Häuptlingen ausgetauscht und die beiderseitigen Ansprüche ganz geschäftsmäßig erörtert. Ich habe einen lebhaften, und wie mir schien, wahrheitsgetreuen Bericht jener Unterhandlungen gelesen und empfing den Eindruck, daß die Häuptlinge, so weit die Sprache in Betracht kam, ihre Angelegenheiten vortrefflich vertraten; ihre Reden waren klar, angemessen, Muster wahrer Beredsamkeit. Nach meiner Schätzung übertrafen sie hierin den Wortführer der nordamerikanischen Regierung. Es gelang ihnen vollständig, vor dem unbefangenen Urtheiler die Gerechtigkeit der von ihnen vertretenen Sache klar zu legen, das ihnen zugefügte Unrecht in seiner ganzen Nacktheit bloßzustellen; im Kampf der Gründe blieben sie die Sieger. Aber völlig hilflos waren sie in allen Beziehungen des geselligen Verkehrs; ihr Benehmen war kindisch unbeholfen, und aus dem Gemisch der von ihnen nachgeahmten Sitten und Gebräuche und ihres ungebildeten Wesens entstanden unausgesetzt die komischsten Scenen, so daß sie selbst die Lächerlichkeit empfanden, welche sie hervorriefen, die Unterhandlungen abbrechen und zu ihrem großen Nachtheil das Feld vorzeitig räumten. Im Austausch der Worte und in Darstellung der Gedanken genügten die „Wilden“ den Erfordernissen der tüchtigsten Bildung, und doch ist die Beredsamkeit in den Künsten der Civilisation hochgestellt und nur durch vielfältige Uebung der Geisteskräfte zu erlangen; aber sie unterlagen in jener einfacheren Kunst der äußerlichsten Umgangsform, in welcher der inhaltsloseste Stucker mit leichter Mühe sich zurecht findet und das Höchste erreicht. Geringsfügig, wie diese durch Abrihtung zu erlangende Fertigkeit ist, in dem gegebenen Falle entschied sie das Schicksal der Unterhandlung. In der engen Sphäre ihres gewohnten Lebensinhalts hatten die Wilden sich bis zu dem höchsten Range geistiger Fähigkeit, bis zu einer Beredsamkeit durchgebildet,

welche nach den dort gewonnenen Vorstellungen und den Bedürfnissen ihrer einfachen Gesellschaftszustände vollendet war, und selbst den verwickelten Verhältnissen des Streites konnten sie Genüge leisten. Aber ein Fehler war es, daß sie in einen völlig unbekanntem Umgangskreis sich begaben und ihre Kräfte auf einem Boden versuchten, für welchen sie nicht im Geringsten vorbereitet waren.

Nicht immer „wächst der Mensch mit seinen größeren Zwecken“. Das Dichterwort bewahrheitet sich allgemein vielleicht an genialen Naturen, sonst nur unter besonders günstigen Voraussetzungen. Für den Durchschnitt der Menschen und der Verhältnisse überwiegt die entgegengesetzte Regel. Oft hat der tüchtige Mann, herausgerissen aus seinem kleinen Kreise, wo er sich völlig bewährt hatte und zu eng eingeschlossen schien, in der größeren Stellung als ganz klein sich erwiesen, und es zeigte sich jetzt, daß die frühere Beschränktheit des Berufes und die durch Übung gesicherte Herrschaft der Grund seiner Tüchtigkeit war. Der Hinaufgezogene war mit den größeren Zwecken nicht gewachsen, sondern auf der hervortretenden Höhe kam die natürliche Kleinheit der Maße zum Vorschein, während er an der kleinen Umgebung sich bedeutend abgehoben hatte. Selbst Gewohntes mißlang ihm jetzt, weil er, unsicher in der neuen Stellung, mit der gewohnten Herrschaft die gewohnte Geschicklichkeit eingebüßt hatte. Das Gefühl hiervon ist weit verbreitet und beherrscht die vielen Tüchtigen, welche in ihrem sichereren Wirkungskreise sich wohl befinden und lebhaft widerstreben, den Kreis zu erweitern oder aus demselben herauszutreten, in der Besorgniß, daß ihr Werth dadurch beeinträchtigt würde. Aber nur bis zu einem bestimmten Grade ist die Zurückhaltung löblich; weiter getrieben wird sie zum Fehler und vermindert die gewonnene Tüchtigkeit, indem sie zu unpassendem Benehmen verleitet.

Niemand ist losgelöst von seinen geschichtlichen Vorbedingungen, Niemand kann sich ganz frei halten von den Ansprüchen der Gesellschaft, von den Einflüssen der Umgebung. In der Einöde noch hängt der Einsiedler an tausend Fäden mit seinem und der Ahnen Vorleben zusammen; so weit ihm die Wahl gestattet ist, werden Nahrung und Lebensweise dadurch bestimmt und die erzwungene Entbehrung ererbter oder angeeigneter Bedürfnisse wird am Behagen, zuweilen an Gesundheit und Leben gebüt. Wer aber nicht ganz abgeondert, wie doch nur Wenige, sondern im Verkehr, und sei es im allereinfachsten Verkehr lebt, wird durch Gesetz, Sitte oder durch einen zur Gewohnheit gewordenen Antrieb gezwungen zu einer bestimmten Lebensweise, die er nicht nach Belieben ändern kann. Der ganze Lebensinhalt des Menschen ist ein geschichtliches Product; in einigen Beziehungen völlig bestimmt und unveränderlich, in anderen schmiegsamer durch einen Beisatz freier Gestaltungsfähigkeit. Das Kind kann sich nicht zum Manne, der Mann nicht zum Kinde sich machen. Dasselbe Gesetz herrscht oder micht sich mitbestimmend ein auf Gebieten, welche dem oberflächlichen Blick völlig unter die Herrschaft des freien Willens zu fallen scheinen. Nichts erscheint willkürlicher als die Gewohnheiten in der Umhüllung und Ausschmückung des menschlichen Körpers, und dennoch unterliegen sie, bis zu verschiedenen Graden, unausweichlichem Zwang. Eine gewisse Bekleidungsweise ist schon in frühen Zuständen der Civilisation durch die Sitte, meist sogar ein

dürftiges Maß durch das Gesetz geboten. Und selbst in dem urwilden Lande, wo der Eingeborene ohne Unbequemlichkeit und ohne Verletzung des Schamgefühls volle Nacktheit sich gestattet, wird der aus civilisirter Gegend hierher Verschlagene aus Scham einige Bekleidung auffuchen. Selbst die in unaufhörlichem meinungslosen Wechsel begriffene Mode schreibt ihre Gesetze nicht bloß Aenderungsüchtigen vor; auch Widerstrebende zwingt sie zu einem Entgegenkommen. Die Frau von gutem Geschmack und feiner Empfindung kann, bei eifrigem Willen und der größten Neigung zu einer schicklichen Selbstständigkeit, nicht lange und gänzlich der Mode sich entziehen, die vielleicht nach wenigen Monaten für abstoßend oder unziemlich gilt. Der Zwang, welchen die freie Selbstthätigkeit geschaffen oder vererbt hat, wirkt gegen den Gewöhnten oft wie ein Naturzwang.

Grenzen gibt es für die Erweiterung, Grenzen auch für die Einengung der Sphäre, in welche sein Geschick den Einzelmenschen gestellt hat. Dazwischen liegt der Spielraum für die Selbstbestimmung, aber auch innerhalb desselben gibt es Zonen für das Zweckmäßige und Gestattete. Zum Verharren wie zu Verändern zwingt die umgebende Gesellschaft. Wer gegen die Forderungen, welche Geschichte und Umgebung an ihn stellen, hinter die erlaubten Grenzen sich zurückzieht, übt nicht mehr weise Selbstbeschränkung, sondern wird zum „Philister“. Mit glücklichem Humor bezeichnet die Volkssprache im „Philister“ das Charakterbild des Mannes, der, tüchtig herangebildet für seinen Beruf, einen Zaun um denselben aufrichtet und jeden frischen Zug von Außen absperrt; selbst ersichtliche Vortheile bringen ihn nicht aus dem engen Gehege, weil er in der erweiterten Sphäre nicht mehr bequem sich zu fühlen fürchtet. Die so weit getriebene Vorsicht hält einen guten Theil der vorhandenen Kräfte gebunden und vermindert die Achtung, welche den sonstigen Verdiensten gebühren würde, wie sie in der That den Werth beeinträchtigen. Die wahre Tüchtigkeit bewährt sich erst in dem richtigen Ausmaß, bis wohin die Nothwendigkeit zwingt, wo es geboten ist, den drängenden Trieb zu zügeln, und wo die Wahl freisteht, anzuspornen oder zu mäßigen.

Ein großes Gesetz durchdringt alles geistige Wesen und hält den Menschen ununterbrochen in verschiedenartiger Bewegung. Er muß fortschreiten und kann nicht nach Belieben verharren, ohne in seinen besten Trieben zu verkümmern; und fortschreitend nach dem mächtig ihm eingepflanzten Drange läuft er Gefahr, in Lagen zu gerathen, denen er nicht gewachsen ist, und unwirthschaftlich die gemessene Kraft zu zerstreuen. Denn wer ungenügend vorbereitet in eine neue Lage eintritt und diese nicht zu beherrschen vermag, wird ein Spielball der Umgebung und leidet empfindlichen Nachtheil an dem Herrscherberuf, welcher als erhabenstes Merkmal den Menschen vor der Dienstbestimmung der anderen Creaturen auszeichnet. So zwischen zwei Gefahren gestellt, vermeidet man beide nur, indem das Gleichgewicht zwischen Fortschritt und Vorbereitung auf das Sorgsamste überwacht und erhalten wird. Dieser Aufgabe muß der Einzelne wie die Gesamtheit obliegen.

Erweitert die Gesellschaft ihre Beziehungen und zwingt sie jedes von ihrer Bewegung ergriffene Mitglied, den eigenen Preis der Interessen über den



hergebrachten Umfang auszudehnen, so muß die Erziehung gleichen Schritt halten und dem Hinausgezogenen ein größeres Maß von Bildung zu eigen machen. Aber je höher die Anforderungen an den Erziehungsberuf steigen, um so größer ist die Verlockung zu jener leichteren aber falschen Methode der bloßen Abrihtung, welche ich andertwärts<sup>1)</sup> bereits geschildert habe.

„Eine falsche Erziehungsmethode angewöhnt häufig ein äußeres Benehmen, welches ohne das Wesen der an den Menschen herantretenden Dinge zu ergreifen, doch den Schein der Herrschaft verleiht.“

Hier liegen Wesen und Quelle aller Halbbildung vor uns ausgebreitet. Je umfangreicher die Umgebung und ihre Beziehungen sich gestalten, je mehr Dinge an den Menschen mit zwingenden Ansprüchen herantreten, um so mehr Anreiz, sich mit den Dingen äußerlich abzufinden. Dies ist der Grund, weshalb mit der steigenden Civilisation zugleich die Halbbildung zunimmt. Man hat versucht die Thatsache oder doch den ursächlichen Zusammenhang zu bestreiten; in löblichem Eifer für die Meinung, daß die Civilisation nur Gutes wirke, und daß jede hiervon abweichende Wahrnehmung auf irgend einer Täuschung beruhe. Die Erfahrung aber und die mit ihr übereinstimmende Logik zwingen zu dem Geständniß, daß alles Ueberhandnehmen der Halbbildung eine Folge ist der Bewegung, welche wir als das Fortschreiten der Civilisation anerkennen.

Soll die Menschheit, um das begleitende Uebel zu vermindern, die Fortschritte hemmen und den Umfang ihrer Sphäre mit Absicht verengen?

Sie soll es nicht, und sie könnte es nicht; so wenig, wie der Einzelne den einmal gewonnenen Standpunkt seiner Entwicklung zurückrücken kann.

Es gibt eine Richtung des Denkens, welche mit allen Mängeln menschlicher Einrichtungen leicht fertig wird. Nur die sichtbaren Naturbedingungen erkennt sie als nothwendig an; Krankheit, Tod und anderes Naturleid, die Hilfslosigkeit der ersten Jugendzeit, die Gebrechlichkeit des Alters sind nicht abwendbar. Aber was nicht in sichtbarer Naturnothwendigkeit wurzelt, läßt sich umgestalten und braucht nicht widerwillig ertragen zu werden. Nur Willkür und Eigennuß erhalten das Hergebrachte, auch wenn es nicht befriedigt. Ist erst erwiesen, daß eine Einrichtung geschichtlich geworden ist, daß eine Anschauung im Laufe der Zeit sich befestigt und zur Sitte ausgebildet hat, so gilt der Beweis für erbracht, daß man bloß zu wollen und thatkräftig einzuschreiten brauche, um das Gegebene durch Besseres zu ersetzen. Unter dieser Geistesrichtung ist die viel mißbrauchte Bezeichnung der „geschichtlichen Kategorie“ zum Stichwort einer Agitationslehre geworden, welche gleich sehr die Natur des Menschen, wie das Walten der Geschichte mißversteht. Auch die menschliche Gesellschaft ist eine Naturentwicklung, die nicht mit Willkür rückwärts oder sprungweise vorwärts an einen bestimmten Ort gestellt werden kann. Wie jede andere Entwicklung läßt sich auch diese mit geeigneten Mitteln fördern und hemmen, aber Mittel, Weise und Wirkung sind vorgeschrieben durch die Eigenschaften des zu entwickelnden Gegenstandes. Dem Menschen eigenthümlich ist, daß er zu

<sup>1)</sup> Ueber Anlagen und Erziehung: Deutsche Rundschau, Bd. I, S. 216.

seiner Entwicklung jede Kraft aus sich selbst holen muß; er ist das alleinige Werkzeug seiner Umgestaltung und sein Inhalt ist nichts Anderes, als wozu sein eigenes Wirken ihn gemacht hat. Wenn die vorgeschrittene Entwicklung die Ansprüche an uns gesteigert, die Vorbedingungen der Befriedigung vermehrt, die Behaglichkeit vermindert hat, so steht es nicht in unserem Belieben, den Fortschritten zu entsagen und zu einem früheren Zustand größerer Einfachheit zurückzukehren, sondern wir müssen untersuchen, aus welchen Anfängen wir zu den heutigen Zuständen gelangt sind, ob sich aus der bisherigen Entwicklung das Ziel erkennen läßt und die Richtung, wohin wir streben. Und wenn wir bestätigt finden, was wir zu empfinden glauben, daß unter einfacheren Verhältnissen der einzelne Mensch größere Befriedigung und die Gesellschaft besser gesicherte Grundlagen zu gewinnen vermöchten, so müssen wir prüfen, ob und mit welchen Mitteln, ohne Opfer der bisherigen Errungenschaften, die größere Einfachheit sich erreichen lasse.

Fast alle Völker, welche an den Mühen unseres geschichtlichen Berufes betheiligt waren, haben sagenhaft oder als Glaubenslehre eine in schulbloser Einfachheit glückselige Vergangenheit als Urzustand sich vorgestellt. Die geschichtliche Bestätigung fehlt. In die ersten Anfänge der Völker des heutigen Civilisationsystems reicht die Beobachtung nicht zurück, aber wo die Menschen der gebildeten Welt mit solchen zusammentrafen, welche noch den Ursprüngen nahe schienen, fanden sie kein Anzeichen jener Einfachheit, welche glückselig macht oder auch nur größeres Behagen schafft. Sorgen, Entbehrungen und Laster bewegen sich auf viel niedrigeren Stufen der Triebe, und die höchsten Vorzüge ruhen in keinem edlen Sinne, sondern wurzeln in der Noth und reichen nicht weiter, als die Noth. So beschaffen sind, die uns als Urmenschen oder als die nächsten Zeugen des Menschenthums gelten. Aber aus den Trümmern vorgegeschichtlicher und den Sinterlassenschaften geschichtlicher Zeitalter erfahren wir, daß die Civilisation Epochen besaß, deren Träger einen bis heute noch nicht wieder erlangten Grad des Glücks und der Vervollkommenung besaßen, auf Grund weit einfacherer Anschauungen, Sitten und Einrichtungen. Ein solcher höherer Grad freudvollen Daseins und bedeutender Leistungen ist uns überliefert in dem Gesamtzustand des griechischen Volkes zu der Zeit, welche man als die Periode der classischen Einfachheit bezeichnen darf, weil wir in der Einfachheit die bewegende Ursache der damaligen Vollkommenheit erkennen <sup>1)</sup>).

Oft ist unter Gebildeten die Frage aufgeworfen worden, ob es möglich sein würde, in den obersten Wirkungskreisen des Geistes die Höhe zu erreichen, auf welcher die Griechen vor uns standen. In Manchem haben sie Vollenbetes geleistet, und es scheint unmöglich, sie zu übertreffen. Aber die Frage bezieht sich nicht auf Einzelercheinungen, sondern ob nicht in dem Gesamt-

<sup>1)</sup> Was uns als „die Blüthe Griechenlands“ bekannt ist, gilt nicht von ganz Griechenland, und stellt einen Zustand dar, an welchem vermuthlich nur ein kleiner Kreis von Menschen Theil hatte. Auch beruht unsere Vorstellung auf literarischen Ueberlieferungen und Kunstdenkmälern, welche keinen unmittelbaren Rückschluß auf den gewöhnlichen Haushalt und das Gesamtleben des Volkes gestatten. Aber zur Charakterisirung einer Geschichtsepöche und als Muster für einen erstrebbaaren Zustand reicht die Ueberlieferung aus.

umfangs menschlicher Bestrebungen jene Epoche das Höchste erreicht habe. Die Antwort ist von weittragender Bedeutung, weil sich danach richtet, ob man in einem vergangenen Geschichtsabschnitte ein Muster zu besitzen glaubt, nach welchem sich die Menschheit zu bilden habe. An einer anderen Stelle<sup>1)</sup> habe ich als den wesentlichsten Unterschied zwischen dem damaligen und heutigen Streben hervorgehoben, daß die Jetztzeit sich nicht mehr mit dem Glück und den Begabungen eines bevorzugten Kreises begnügt, sondern das erreichbar beste Loos dem Durchschnitt der Menschen gleich zugänglich machen will. Hier jedoch leitet mich die Untersuchung nach einer anderen Richtung. Haben die Bevorzugten jener Vorzeit das Höchste erlangt, was dem Menschen anzustreben geziemt, und besteht der Fortschritt seitdem nur in der Ausdehnung des Antheils auf die Menge? Sind die Leistungen selbst herabgesunken und werden sie die frühere Höhe niemals übersteigen oder nicht einmal wieder erlangen? Viele behaupten dies in bewunderndem Anstaunen der vergangenen Herrlichkeit. Muster der Weisheit und Denkmäler der Kunst, welche aus den Zerstörungen der Jahrtausende wie durch ein Wunder gerettet wurden, bekunden eine gewisse Stufe der Vollendung. Alle aufbewahrte Erinnerungen durchzieht ein großartiger und beglückender Sinn. Das innigste Band umschlingt das häusliche Leben und das Gemeinwesen. Glühende Vaterlandsliebe, Todesverachtung und unbezwingbare Tapferkeit in öffentlicher Gefahr; Pracht, Herrlichkeit und Ehre des Staats in unmittelbarem Antheilsbesitze aller Bürger. Herrscher und Regierte, Vornehme und Geringe, Alter und Jugend in traulicher Wechselbeziehung; in Allen dieselbe höchste Schätzung idealer Güter, für welche durch Wort und That das Verständniß geweckt und erhalten wird. Heiterer Himmel, fruchtbarer Boden, wechselvolle Landschaft, der Blick bald in traulicher Begrenzung her sanft umschlossenen Thäler, bald hinausgerichtet auf die endlose Weite des Meeres. Feste, welche das ganze Volk zusammenführen und wie die lichte Sonne in's Gemüth sich senken. Hestige Triebe steigern das Wettspiel zum ernstesten Ringen um den Sieg; aber selbst der leidenschaftliche Kampf darf nicht heraustreten aus dem Rahmen maßvoller Formen. Und die Sprache, dieser Flügelschlag des Geistes, der uns ewig umweht und die Saiten der Seele stimmt, — die griechische Sprache, biegsam wie der Gedanke, fest und geschmeidig wie ein geringeltes Panzergewand, in vollendeter Schönheit des Redegesüges, und der tönende Wohlklang umwallt das Gehör, wie lichte Bergluft die Stirn umschleht. Jeder kennt den Sagenschatz seiner Nation, die Gesänge der unsterblichen Dichter, die Kämpfe und Schicksale der Helden, deren Gestalten in lebensvoller Größe und Frische aus der Urzeit in die Gegenwart hineinragen. Und alle diese Fülle nährt das Bewußtsein, daß das ganze Volk die Ersten sind unter den Menschen, daß nirgend auf Erden mehr zu erwarten ist, als die Heimath dem Besten der Bürger bescheidet. Nach Jahrtausenden noch strahlt zu uns herüber das Abbild der großen und schönen Zeit, da dem einfachsten Bürger vergönnt war, sich ein Loos zu bereiten, welches

<sup>1)</sup> In der Abhandlung „Ueber Anlagen und Erziehung“; „Deutsche Rundschau“ Jahrgang I, Heft 2 und 3.

die Hochgestellten der Nachwelt ihm neiden dürfen. Wir selbst, je größer das Maß der uns zuertheilten Bildung, mit so größerem Fleiße vertiefen wir uns in die Hinterlassenschaft jener Zeit; wir erhöhen unsern Geist an der Vorarbeit jener beglückten Menschen, und jede frisch entdeckte Spur vermehrt die Zeugnisse vollendeter Leistung und eröffnet neue Ziele des Nachsefers.

Sind wir nur die Epigonen, welche mit vergeblicher Sehnsucht auf die entschwundene Größe zurückblicken, liegt der Höhepunkt des menschlichen Genius hinter uns und vor uns allein die Arbeit, die verlorene Höhe wieder zu erklimmen? Viele glauben es, aber oberflächliche Beobachtungen verleiten sie. Der einzig erkennbare Faden in der leider nur stückweise bekannten Geschichte der Menschheit zeigt uns diese in ununterbrochenem Fortschritte. Kraft und Fähigkeit sind nicht vermindert; nicht bloß in der Ausdehnung auf die Gesamtheit sind die Ziele der Civilisation gewachsen, sondern auch im Vergleiche mit den Bevorzugten des Alterthums ist der moderne Mensch reicher ausgestattet und der Inhalt seines Geisteslebens erweitert. Die Größe des Reichthums ist es, was uns um die schön geordnete Ausstattung gebracht hat und jetzt die Kräfte anspannt, um zum Reichthume die Ordnung zu gewinnen und das mit Inhalt überfüllte Leben auch schön zu gestalten.

Glückliche Umstände hatten unter einem engbegrenzten Himmelsstrich ein Volk versammelt, welches in allen äußeren Bedingungen ein seinen Neigungen gemäßes Entwicklungsfeld fand und in diesen angewiesenen Grenzen seine Bildung aufnahm und vollendete. Die Beschaffenheit der Landschaft begünstigte das Emporkommen kleiner Heimstätten, in denen der Bewohner Alles fand, was wohlthätige Einschränkung mit einer hinreichenden Weite des Gesichtskreises vereinbar macht. Unter günstigen Nahrungs- und Betriebsverhältnissen entstehen Städte, erblühen zur Unabhängigkeit und Macht und werden Staaten. In seinem Städtestaat findet der Bürger Raum für nachbarlichen Verkehr, aber auch für die Entfaltung jenes staatlichen Sinnes, welcher den Geist erhebt und ihn schützt, daß er nicht in den Reibungen des kleinen Nahrungstreites oder an noch minderen Zwistigkeiten sich erschöpfe. Handel und mäßige Schifffahrt führen an fremde Küsten, aber das fremdartige Wesen der Barbaren lockt weder zu näherer Gemeinschaft, noch zu Eroberungen. Dagegen bietet der eigene Hauptstamm genug Verschiedenheiten, bildet genug Gemeinschaften, um unter den Stammesverwandten eine kleine Welt staatlicher Gebilde zu schaffen, in welcher es Raum gibt für Waffenthaten, Friedensschlüsse, Bündnisse, Kriegsgemeinschaften, für jenes Spiel der Leidenschaften, in welchem gewalthätige Kraft und Edelmut sich entfalten, Haß und Neigung um Menschen ein festes Band flechten und das Gefühl der Zusammengehörigkeit ausbreiten. In dieser kleinen Großwelt üben sich die Geister der glücklich beanlagten Nation; die Gesellschaft vereinigt alle Vortheile enger und weiter Beziehungen. Staat, Gemeinde, Genossenschaft jeder Art ist allen Bürgern die Heimathstadt. Geselliges Leben schafft zahlreiche Mittelpunkte, erhält eine regsame Theilnahme. Die Augen Aller richten sich auf Befähigung und Wirkung jedes Einzelnen, und wer über die Menge vortheilhaft sich erhebt, ist Allen sichtbar. Um den Tüchtigen

schaaren sich die Vernbegierigen und wie ein Familienvater übergibt der Meister das gelungene Werk dem befähigten Nachfolger, damit er das Begonnene in gleichartigem Geiste fortsetze und vollkommener mache. Ununterbrochen ist die Kette der Beobachter, deren Lob und Tadel das endgiltige Urtheil bildet und über das Schicksal der Leistungen entscheidet. Der Geschmack der Menge wird zum Gesetz, und damit dieser nicht abirre, bemühen sich die Lehrer und Meister, den Sinn der Menge auf das Edle zu richten, und es entsteht die Wechselwirkung, in welcher das ganze Volk Bildung gibt und Bildung empfängt. Aus einem solchen lebensvollen und planmäßigen Zusammenwirken nachfolgender Geschlechter entwickelte sich die griechische Blüthezeit, die Vollkommenheit in Allem, was auf den einfachen Grundlagen der nationalen Geistesrichtung in Bildung und Darstellung sich erreichen ließ.

In den schönsten Gesängen aller Zeiten liegt der Bericht von dem ersten Waffenruhm und den großen Thaten der Vorfahren; Götter und Helden so gerade, wie sie die Vorstellung des Volkes ausfüllen, und das Gedicht wird zugleich zum Buche des Glaubens und der Geschichte. Keinen Schritt entfernt sich der Dichter von den Landschaften der Heimath und den nachbarlichen Gestaden, aber in diesem engen Raume belauscht er alles Leben, wie es in der Wirklichkeit sich ereignet, wie es phantastische Verbindungen mit der unter- und überirdischen Welt, mit der Zwischenwelt der aufgeregten Phantasie herstellt, umfaßt sein Gedicht alle Sagen, in denen die wechselvollen Schicksale viel umhergetriebener Helden sich bewegen, die Tage ruhig oder sorgenvoll am häuslichen Herd sich abspinnen, umfaßt er alle Gefühle, welche die Menschenbrust durchheben. Keiner andern Nation war es vergönnt, ein so vollendetes Abbild ihrer geschichtlichen Vorzeit in dichterischer Ueberlieferung zu empfangen; niemals werden Homer's schlichte Erzählungen übertroffen werden, weil jede Linie über jenes Maß hinaus die Grenzen der Schönheit überschreitet. Wie nun, wenn wir die Ilias oder die Odyssee mit der „Göttlichen Comödie“ vergleichen, welche seit Jahrhunderten die besten Kunstkenner der gebildeten Nationen als das erhabenste Epos der modernen Welt bezeichnen? Ich will nicht darüber urtheilen, mit welchem Recht das italienische Gedicht auf so hohen Platz gestellt worden ist und durch wie viele Jahrhunderte noch es sich auf demselben erhalten wird. Aber als unbestreitbar darf ich behaupten: in einfacher Schönheit hält Dante nicht entfernt den Vergleich mit Homer aus, obgleich er die Feinheiten der italienischen Sprache bis in die letzten Fibern durchforscht, die Sprache selbst zur vollendeten Formschönheit ausgestaltet hat. Aber an Menge verschlungener Empfindungen und Ereignisse überragt der italienische Dichter den griechischen bei Weitem.

Die tragische Muse der Griechen holt ihren Stoff aus dem Sagenschatz, der in der Erinnerung der Nation lebt, gestaltet Handlung und Personen ohne wesentliche Zuthat in den bekannten Grundzügen, aber unter der Hand des Meisters wachsen die Handelnden bedeutsam und füllen die Maße aus, in denen Größe und Schönheit sich noch zu paaren vermögen. In allen Räumen des einfachen Aufbaues bewegen sich die Personen großartig aber natürlich, und keine Vielheit der Absichten verknötet den Faden der Handlung. Antigone, das Meisterwerk des Sophokles, welches als Prototyp des classischen Dramas ge-

nannt zu werden verdient, behandelt die Allen bekannte Erzählung, welche den griechischen Hörer in keinerlei Spannung versetzen konnte. Aber jede bestimmend eingreifende Person des Dramas stroht von Wahrheit und Lebensfülle, und jede Einzelgestalt repräsentirt einen Charakter, der bestimmt und geeignet ist, den Kampf mit dem Schicksal herauszufordern. Und wenn wir dieses, in seiner Gattung vollendete Drama mit dem Coriolan, Julius Cäsar oder einem anderen bedeutenden Drama Shakespeare's, oder mit unserem allumfassenden Faust zusammenstellen, so bleibt gewiß die einfache und erhabene Schönheit des griechischen Werkes unerreicht, und dennoch sind die Fortschritte in den modernen Meisterwerken unverkennbar. Worin aber haben wir diese zu suchen?

Der gekläuerte Geschmack lehrt, nach allen Verirrungen und nach den bestgelungenen Versuchen der Zwischenzeit, mit rückhaltloser Bewunderung zurück zu den griechischen Darstellungen der Menschengestalt; gleichviel, ob sie in stärkerer Betonung der Geistesanlagen und in gehobener Verschönerung des ganzen Körpers die tadellose Reinheit und Ueberlegenheit der Götter versinnlichen, oder ob sie der Natur den Menschen ruhend oder in einfacher Bewegung ablauschen. Die enge Begrenzung dieses Kunstzweiges gestattet keinen Ersatz durch Erweiterung der Aufgabe, es kann dem modernen Bemühen nicht gelingen, über die Absichten der classischen Zeit hinauszugehen. Von anderen darstellenden Künsten haben wir keine genügenden Ueberreste um durch Anschauung ein unanfechtbares Urtheil über die Leistungen der griechischen Meister zu gewinnen, aber was geeignet ist, uns darüber zu belehren, Berichte, dichterische Schilderungen, die Ausschmückung von Gefäßen, Wänden und Bauten lassen vermuthen, daß Gemälde, Tänze und Schauspiele nicht auf die kunstvolle Lösung verschlungener Themen gerichtet waren, sondern in dem schönsten Ausdruck einfacher Körperbewegungen oder einfacher Seelenregungen ihre höchste Vollendung gesucht haben. Werke der alten Tonkunst besitzen wir nicht, aber die besten Meister der Neuzeit haben, indem sie unternahmen, die classische Dichtung musikalisch zu begleiten, zu den einfachsten Weisen gegriffen und die Wirkung auf das Gemüth des classisch gebildeten Hörers deutet an, daß, nach unseren Anschauungen über die Geistesrichtung der Griechen, nach unserem Verständniß ihrer Dichtungen, jener einfache Rhythmus am meisten dem vermuthlichen Geschmack der classischen Zeit sich nähert und dem wahrnehmbaren Sinn der Worte sich anschließt. Gerade so denken wir über Erläuterungen, welche ein heutiger Künstler durch Zeichnung, Farbe oder plastische Verzierung einem Lebensbild oder Werke aus altgriechischer Zeit gibt; immer soll der Stil hoheitsvoll und einfach sein. Diese bewußte Absicht hat dem Meister Preller den Stil für die Bilder zur Odyssee vorgezeichnet. Ob die Ausführung durchweg in diesem Geiste gelungen, ob nicht das Streben nach Einfachheit zuweilen in zu ärmliche Ausstattung verfallen sei, darüber herrscht wohl Streit der Kenner, nicht aber über die Schätzung des Stoffes, aus welchem der Meister das Gesetz der Begrenzung geholt hat. Sogar unsere Dichterkürsten wählen, so oft sie Griechisches nachahmen, Inhalt, Klang und Führung der Worte, den Ausdruck der Empfindungen, Entschluß und Handlung in jener gehaltenen Weise, welche das Große nur in Verbindung kennt mit dem Einfachen und den bewegtesten Momenten den Anschein der Ruhe ver-

leicht. In gleichem Sinne stellen die besten Schauspieler die altgriechischen Dramen dar und wir billigen, daß sie weit ab von der täglichen Uebung sich in die Beschränkung fügen, welche der Geist der Dichtung ihnen auferlegt.

Völlig anders erfährt die moderne Kunst ihren Beruf; sie will sich mit dem Einfachen nicht begnügen und sie hat, seit dem Anfange der modernen Geistesrichtung, so andauernd von dieser Uebung sich abgewendet, daß nach Jahrhunderten der classische Geist fast neu entdeckt werden mußte; so unverstanden und ungeschätzt waren vor dem verwöhnten Geschmac die unscheinbaren Werke des classischen Griechenthums. Dagegen vertiefte sich die moderne Kunst in das Bestreben, das Gebiet ihrer Herrschaft auszudehnen. Sie schreitet hinein ins Gewoge des Lebens, steigt hinab zu den dunkelsten Gefühlen. Aus allen Weiten und Engen holt sie ihre Stoffe. Massen unternimmt sie zu bewältigen, Widerstrebendes zu vereinen, die Schönheit bald den Formen, bald dem Inhalt abzugewinnen. Dem Einfachen stellt sie das Mannigfaltige entgegen und oft findet der aufmerksamste Sinn nur an einem leitenden Faden den Weg durch das Gewirre, welches, allmählig oder plötzlich sich lösend, einen unerwarteten Anblick gewährt, oder ungelöst das ahnende Gemüth bewegt. Der Pinsel des Malers windet sich durch die buntesten Scenen, durch das Gedränge unverbundener Mengen, zeichnet in allegorischen Linien halbdurchdachte Gedanken, unverstandene Empfindungen; was nie gesehen worden ist und nie sich ereignet hat, stellt sich gestaltvoll dar und zwingt die Phantasie, den Ursprung der willkürlichen Schöpfung in sich zu erzeugen. Die Musik will nicht mehr in einfachen Weisen tändeln, sondern setzt sich schwere Themen vor und durchweilt im Wechsel anklingender Töne die ganze Stufenleiter verwandter Gefühle. Selbst den Kampf meidet sie nicht; es reizt sie, in Widersprüchen den Accord zu suchen, die feindseligsten Gefühle hinter einander wach zu rufen, das Höchste sucht und findet sie in der Aussöhnung nach heftigem Ringen. Eine stets steigende Zahl von Instrumenten, die wachsende Fertigkeit, sie kunstvoll zu stimmen und zu spannen und, mit dem Druck des Hauches oder dem Schläge des Fingers, nach Belieben zu lenken, stellt dem Künstler ein unbegrenztes Reich von Klängen zu Gebote und aus zahllosen Verschlingungen und Verzweigungen entwindet sich das Meer von Tönen, für dessen Wohl laut der begabteste Hörsinn mit nachhaltigem Fleiß sich Vorbilden muß. Und die Dichtkunst reißt im Drama, der kraftvollsten Schöpfung ihres Genius, alle Schranken nieder, überspringt alle Grenzen, an welche die wirkliche Welt jeden Augenblick mahnt, eilt hin und zurück durch ungemessene Räume, versammelt eine Menge von Handelnden und stattet Helden und Dienende, Jeden mit dem scharfen Gepräge eines besonderen Eigenthums aus, mischt Ernst und Wiß, Hoheit und Niedertucht, Geradsinn und List, Weisheit und Kartending durcheinander. Diese Fülle von Aufgaben, dieses Auf- und Niedertwogen der Gefühle, diese Menge der Menschen und Ereignisse geht weit über das hinaus, was eine griechische Seele hätte fassen, was der griechische Meister als fähig der Kunstbearbeitung auch nur sich hätte vorstellen können. Die Leonoren, die Heroika Beethoven's, die Cartons Raphael's, den Hamlet, Romeo und Julie, Coriolan, irgend eine andere Dichtung Shakespeare's, den Götz, Egmont oder Tell würde kein Grieche schön gefunden haben, gewiß wäre ihm die Kunstbedeutung des Ganzen unver-

ständig geblieben, wie unsere gothischen Denkmäler den Baumeistern der altgriechischen Tempel. Kaum bin ich gewiß, ob ein griechischer Sinn sich ganz zu vertiefen vermöchte in die endlose Schönheit, welche Raphael in seinem vollendetsten Werke aus der fleckenlosen Reinheit der Jungfrau geholt und über das fast gewöhnliche Antlitz verklärend ausgebreitet hat. Müssen wir selbst doch, die Mit- und Nachlebenden, die wir bereits in dem erweiterten Ideenkreis erzogen sind, dieses Schöne erst begreifen lernen, und unsere Empfindung für dasselbe oft erst durch Verbindung der Sinne und des Verstandes empfänglich machen. Deshalb entsteht bei jeder großen Wendung der Streit, ob wir vor- oder rückwärts gehen, ob neue Gebiete der Schönheit uns erschlossen, oder ob wir vom rechten Wege abgelenkt werden. Und dieser Streit, ob Häßlich oder Schön, bleibt Jahre und Menschenalter ungeschlichtet und wiederholt sich nach Jahrhunderten. Wie denn der britische Dichterkönig, der gewaltigste Neuerer im Schöpfungsbereich der Kunst, von Periode zu Periode abermals angezweifelt wird und sein Riesenmaß immer aufs Neue aus den wallenden Nebeln sich erhebt und den Blick an sich hinaufzieht. Freilich haben tausend Kleingeister mit dem krausen Zierrath sich ausgestattet, und sich für die Erben des großen Meisters ausgegeben, und in solchen Masken ist die Spur desselben verehrt oder herabgezogen worden, bis wieder ein verständiger Sinn herantrat, den bunten Aufputz ablöste und hinter den Fetzen hier die leichtbewegliche Gliederpuppe bloßlegte, dort hinter dem Gewande den lebensvollen Leib in seiner ganzen Schönheit und Kraft enthüllte. Auch liegt für bedeutende Geister selbst das Ungeheure dicht hinter dem Vollendeten, wie Wagner auf Beethoven folgt und mit der Menge der Bacchanten auch sein gebildete Seelen berauscht. Oder wie an die Stützen Raphael's der babylonische Thurbau Raulbach's, an die jüngsten Gerichte der großen Maler die Pestscenen Makart's, an den immerhin menschlichen Faun die Seeungeheuer Böllin's sich anreihen.

Die Leistungen der Kunst sind das Abbild des Lebens. Ehedem suchte die Kunst ihre Vollendung in einfachen Darstellungen, wie das Leben selbst einfach und durchsichtig war, aber am Anfang der modernen Welt begann das Leben selbst seine Ziele auszubreiten und mit dem größeren Umfang des Strebens mußte es Mannigfaltigkeit und Verwickelung in den Lauf nehmen. Die ganze Gesellschaft gerieth in das Labyrinth. Nicht minder, als in der Kunst, sogar noch kräftiger kommt das Durcheinander der Aufgaben zum Ausdruck in der Umwandlung, welche das moderne Staatswesen erfährt. Die ganze Weite des Unterschiedes zwischen den früheren einfachen und den jetzigen verwickelten Verhältnissen zeigt sich im Vergleich des altgriechischen Städtestaates mit dem Großstaat, wie ihn die moderne Welt ausgebildet hat und auszubilden fortführt. Wenn der griechische Staat so Bedeutendes geleistet, die Bürger in der Gesamtheit ihres Wesens umfaßt, Alles ihnen gewährt und Alles von ihnen gefordert hat, so wurde dies ermöglicht durch den engen Umfang des Raumes und der Interessen. Der Staat konnte selbst die unmittelbare Sorge für den Lebensunterhalt, besonders für die Ernährung der Bürger in außerordentlichen Zeiten übernehmen. Vom gesetzlichen Entschluß allein hing es ab, in welcher Weise und in welchem Lebensalter der Staat die Erziehung der Kinder an sich



nahm; jede Ordnung der Dinge konnte ohne Unbequemlichkeit durch den Gesamtwillen der Bürger in Form von Gesezen bestimmt werden. Freilich gehörte hierzu die gesetzliche und sittliche Geltung der Sklaverei, damit kostbare und niedrige Dienste auf rechtlose Menschen abgewälzt werden durften und nur die Lasten dem Bürger vorbehalten blieben, welche nach Anschauung und Sitte dem freien Manne gemäß waren und gern getragen wurden. Unter solchen Bedingungen konnten weise Männer für ihre vaterstädtischen Staaten eine ganze Gesezgebung entwerfen, welche von völlig verschiedenen Gesichtspunkten ausgehend, dem Charakter, den Gewohnheiten und Neigungen der Mitbürger entsprachen, deshalb gern angenommen und gehalten wurden, für lange Zeit in Geltung blieben und die öffentliche Ordnung wie das Privatleben bis in die intimsten Einzelheiten regelten (Solon und Lykurg). Im Hinblick auf solche Zustände konnte später der idealweise Plato das Bild eines vollkommenen Staatswesens entwerfen, welches in unseren Augen und bei den uns gewohnten Vorstellungen wie eine mit vielen schönen Gedanken verzierte Spielerei sich ausnimmt.

Wie ganz anders sind die Aufgaben des modernen Staates, der zwischen den Millionen und sich zwar gleichfalls eine immer innigere Gemeinsamkeit herauszubilden strebt, aber nicht mehr im Stande ist, mit eigenen Mitteln den Widerstreit der unendlich verschlungenen, gehäuften, fremdartigen und gegensätzlichen Interessen allseitig befriedigend zu lösen. Zu immer freierer Haltung muß er die Kräfte der Einzelnen entlassen, damit die Energie der Individuen den größten Theil der immer schärfer hervortretenden Gegensätze vorweg ausgleiche, ehe das Gesez den Rest der Verschiedenheiten durch seine zwingende Norm zähmt. Denn nicht mehr der nachbarliche Verkehr ist das Grundprincip des modernen Staates. Was bis heute noch von diesem kleinstaatlichen Wesen sich erhalten hat, entbehrt jeder Selbständigkeit, jeder Kraft der Selbsterhaltung und wird deshalb mit Recht als Mißbildung betrachtet, während die Geschichte die Grundlagen unserer heutigen Staatenbildung in der Abrundung der Großstaaten abzuschließen eilt. Ueber Tausende von Meilen erstrecken sich Gewalt und Aufsicht, über verschiedenartige Landschaften, über Millionen, welche durch Abkunft, Stand, gesellschaftliche Stellung, religiöse Anschauungen, Beschaffenheit des Aufenthalts von einander getrennt sind, über Millionen, die hier in Gemeinschaft, dort im schroffsten Gegensatz um Nahrung und Wohlstand kämpfen, über Ortschaften, welche im Wechsel des gewerblichen Verkehrs steigen und fallen, und über andere, welche im Landbau einen stetigen Gang der Entwicklung einhalten. Ueberall hin soll der Staat gleichmäßige Ordnung bringen, gemeinsame Geseze geben, überall hin soll er den Verkehr eröffnen, die Unterthanen nicht allein gegen Gewalt schützen, sondern auch in der Entfaltung ihrer Anlagen unterstützen und zur höchsten Tüchtigkeit fördern. Weit über die eigenen Grenzen hinaus fährt ihn die Sorge um seine Angehörigen, die Sicherung des Friedens, die Förderung des Verkehrs. Um sich selbst auf das Beste einzurichten bedarf er der Verständigung mit angrenzenden und entferntesten Völkern, und über die mächtig ausgebreiteten Staaten verbreitet sich eine internationale Gemeinschaft mit dem Anfang gemeinsamer Weltgeseze. An allen diesen verwickel-

ten Aufgaben sollen die Bürger selbst mitarbeiten, im engsten Kreise des Heimathsbezirktes bis zu der weitesten Ausdehnung des Gesamtstaates rathend, leistend, verwaltend die große Summe von Kräften zusammenbringen, welche die schwerfällige und verwickelte Veranstaltung des modernen Staates täglich aufbraucht. Gewiß eine ungemaine Erhöhung des Fluges für den Menscheng Geist, ein bedeutender Fortschritt in der Gesamtentwicklung der Menschheit, aber zugleich eine vermehrte Gefahr für Viele, daß sie in fruchtlosem Mühen zu Grunde gehen oder in Dingen sich zerstreuen, für welche die Einsicht nicht genügend vorbereitet, die Kraft nicht gewachsen ist.

So ist es im Staate, so im gesammten modernen Leben, welches gegen die Blüthezeit des griechischen Alterthums sich durch das entscheidende Merkmal abhebt, daß es für die Gesammtheit wie für die Einzelnen die Sphäre des Lebensinhalts, den Umfang der Aufgaben, die Summe der Erkenntniß fortgesetzt erweitert. Und hieran ist leicht erkennbar, wie gerade an diesem charakteristischen Merkmal des Fortschritts das Wesen der Halbbildung sich groß zieht und mit Gefahren bedroht, welche unter den einfacheren Verhältnissen der Vorzeit nicht gekannt und kaum in beschränktem Umfang vorhanden waren. Dem griechischen Bürger der altclassischen Zeit mochte es, bei einigem guten Willen, unschwer und ohne Gefährdung gelingen, sich eine vollkommene Vorbereitung für seine Lebenssphäre zu verschaffen und mit Sicherheit in derselben sich zu bewegen. Das moderne Leben dagegen hat mit denselben Mitteln, mit denen es alle Elemente der Civilisation auszudehnen, die Heilmittel der Bildung in immer weitere Schichten zu tragen strebt, die Sicherheit des Einzelnen innerhalb seines Gedanken- und Berufskreises vermindert, und seine Civilisationsmission ist es, welche auf Schritt und Tritt den Anreiz zur Halbbildung bietet und in vielen Hinsichten sie nachweisbar aufdrängt.

So viele erkennbare Fortschritte der Civilisation, so viele neue Anlässe zur Halbbildung.

Die Fortbewegungsmittel haben von jeher den Schaffenstrieb bedeutender Staatsmänner, den Fleiß der Völker angeregt; neue Straßen und Verbesserungen der alten Wege galten stets als die praktischste Steigerung des Culturgrades. In neuerer Zeit ist über alles Erwarten die Fortbewegung erleichtert worden. Neue Mittel, dergleichen früher Niemand sich vorzustellen vermochte, haben die Begriffe von Nähe und Entfernung gänzlich umgestaltet. Wenn vor Jahrhunderten das Reisen entweder eigenthümlicher Beruf war und das Leben des Reisenden ganz verschlang, oder als Hilfsmittel wissenschaftlicher Forschungen nur wenigen besonders begünstigten Menschen vergönnt war, ist es jetzt in weitem Maße tägliche Uebung von Millionen. Der Besuch fremder Völker und entfernter Regionen ist eine gewohnte Erholung für Tausende. Wir lernen Menschen, Länder und Sitten kennen, mit denen unsere Vorfahren nicht die geringste Berührung hatten, von denen nur die unsichere Sage und die Märchen verschlagener Wanderer entstellende Kunde brachten. Ich selbst habe als Kind aus dem Munde der Alten, welche die Wahrheit zu erzählen glaubten, fabelhafte Berichte über fern wohnende Menschen gehört, welche der Völkerkrieg herbeigeführt hatte; Kalmücken mit einem schreckhaften Auge in der Mitte der Stirn, Riesen

von Thurmesshöhe hatte dieser oder jener Mitlebende noch mit eigenen Augen gesehen. Und wiederum wurden von der Reise nach einer Stadt, welche jetzt in wenigen Stunden zu erreichen ist, erstaunliche Erlebnisse erzählt, Einrichtungen und Gebräuche wie aus fernsten Ländern geschildert. Alles dies ist nun anders. Vorurtheile fallen. Niemand glaubt mehr, daß, was man in der engsten Heimath übt und beobachtet, die gemeingültige Lebensweise der gesitteten Welt darstelle. Allmählig stellt die Beobachtung einen lebhafteren Austausch unter den Völkern her, auch in Betreff der Errungenschaften und Einrichtungen, welche minder beweglich an dem heimatlichen Boden haften. Sogar der flüchtige Ferienreisende bringt reichlichen Gewinn nach Hause. Schon der äußere Anblick der Landschaft und der Menschen, an denen der Dampfwagen vorbeieilt, berichtigt irrig und schafft neue Vorstellungen. Aber Niemand kann in Abrede stellen, daß in dem Anschwellen der Reisezüge ein wuchernder Keim der Halbbildung liegt. Wie Viele kehren heim, ohne in dem fremden Lande mit Anderen in Berührung gekommen zu sein, als mit Wirthen, Kellnern, Kutschern und dem übrigen abgeschliffenen Volk der Reisefänger, und doch glauben sie Land und Leute wenigstens in ihren äußeren Zügen zu kennen. Ein Anderer empfängt aus der flüchtigen Bekanntschaft eines Mitreisenden das Muster einer fremden Rationalität, und in seinem Kopfe gestaltet sich das Bild, je nachdem der Mitreisende unter den fremdartigen Verhältnissen gut oder übel gelaunt war, wenn er nicht gar zu Hause ein wunderlicher Sonderling ist. Nicht blos Einzelne, sondern ganze Classen der Bevölkerung gerathen dadurch in die irrigsten Anschauungen über Verhältnisse, welche unseren Vorfahren ganz unbekannt waren. Jene waren mit den fremden Völkerschaften in gar keiner Berührung; die Mitlebenden sind zu einander in Beziehung getreten, aber mit schlechtem Verständniß.

Ehedem waren die Menschen durch die Schranken des Ständewesens scharf von einander geschieden. Es gab keinen Zutritt zu den Rechten des Höhergeborenen, keinen geselligen Umgang, keinen Austausch der Neigungen und Gefühle. Haus an Haus lebte der Höhere mit dem Niedrigeren und dennoch fehlte jede Beziehung, die innere des Gedanken- und Gefühlslebens fast noch mehr, als die äußere der persönlichen Begegnung. Genossen desselben Standes schlossen sich innerhalb des größeren Kreises zu kleineren Ringen zusammen und bildeten feste Gewohnheiten aus, die ihnen geläufig, Anderen fremdartig waren. Aber je eigenartiger die Kreise und Ringe sich bildeten, je fester abgeschlossen sie waren, mit um so größerer Freiheit bewegte sich ein Jeder in seiner Umgebung, und für die eng umschriebenen Beziehungen zu den Außenkreisen hatte er feste Regeln, welche ihn sicher geleiteten. Jeder wußte, was er den Standesgenossen, was er den Höheren schuldete, was ihm von den Gleichgestellten, von den Niederen gebührte, was in den wechselnden Beziehungen ihm oblag. Nun sind alle Schranken niedergerissen; zuerst langsam begann die Mischung, jetzt in immer schnellerem Strom wogen die Menschen durcheinander. Die ererbten, erworbenen und natürlichen Verschiedenheiten lassen sich, einige gar nicht, andere nicht mit gleicher Schnelle beseitigen. Aber gelegentlich werden die Weitgetrennten zu innigem Verkehr getrieben. Die alte Regel, welche das Bewußtsein der Ungleichheit und die genaue Schätzung des Zwischenraums bewirkt hatte, gilt nicht

mehr; eine neue Regel hat aus der grundsätzlich anerkannten Gleichheit und der thatsächlichen doch nicht meßbaren Verschiedenheit sich noch nicht ausgebildet. Die Vermischung hat die Sphären Aller erweitert, die früher höher und niedriger waren, aber sie hat nicht in gleichem Maße die Mittel ausgebreitet, sich in die neuen Lagen zu finden, welche sie fortgesetzt eröffnet, häufig sogar auferlegt. Der Landmann und der Städter, der Gelehrte und der Arbeiter, der Nachkomme vornehmer, wohlhabender Geschlechter, der Emporkömmling und der Armgewordene verkehren mit einander ganz auf dem Fuße der Gleichheit, sie müssen auf einander einwirken und stehen neben einander, aber noch ist die Weise des Denkens, Sprechens und der Empfindung nicht ausgeglichen und viele Irrungen entstehen allein aus dem halben Verständniß.

Die Wissenschaft selbst, der eigentliche Gradmesser der höchst entfalteten Bildung und jedes großartigen Fortschrittes, welche Umwandlung hat sie seit der Periode des classischen Alterthums erfahren, und um wie viel mehr belastet sie heute die Denkkraft und das Gedächtniß der Menschen; nicht allein erhebend, sondern auch verwirrend. Der Grieche jenes glücklichen Zeitalters brauchte, neben guten Anlagen und aufmerksamer Erziehung, literarisch nur einen kleinen Vorrath anziehender Werke sich anzueignen, welche ausnahmslos der eigenen Nation angehörten, dem Lernenden in der Muttersprache ohne Uebertwindung von Hindernissen verständlich wurden und fast durchweg als Ueberlieferung der Jugend sich aufnehmen ließen. Alles Uebrige gewann er leicht durch einen offenen Umblick auf die umgebenden Dinge, durch elastische Gestaltung der Phantasie und des Denkvermögens.<sup>1)</sup> Der Strebsame fand in der Mitte aller Kunstschätze und alle Elemente des Wissens waren Theil seiner Welt. Von Vor- und Mitlebenden anderer Völker gab es wenige Kunde, auch kümmerte sich der Grieche wenig um das Thun und Sein der Barbaren, mit denen er nicht unmittelbar zusammenstieß. Seitdem haben Nationen und Geschlechter ihre Spuren tief in die Geschichte eingegraben, Sprachen haben sich ausgebildet, umgewandelt und neugestaltet, in bedeutsamen Denkmälern der Geistesarbeit ist uns ein reiches Erbe hinterlassen, welches kein wirtschaftlicher Sinn unbenutzt lassen kann, literarische Aufzeichnungen haben sich angeammelt, aber einen unendlichen Raum sich ausgedehnt und ihn mit reichem Inhalt ausgefüllt; eine ganze Welt ist neu entstanden und ein Wettbetrieb entbrannt zwischen der Buchwelt und der Welt der natürlichen Erscheinungen, welche einander an Erfahrung und Anregung des Geistes überbieten. Wie die Geschichte und überkommene Menschentwerke die Vorzeit erläutern, eröffnet die Natur selbst immer mehr den geheim gehaltenen Sinn ihrer Stoffgebilde und Gesetze. Millionenfältig vermehrt sich die Zahl unserer zweckmäßigen und belehrenden Beobachtungen, ungezügelte Kräfte unterwerfen sich der durch Menschenhand geschaffenen Leitung, willig leihen Elemente und Körper ihren Dienst dem Rundigen, der sich durch Erkenntniß der Eigenschaften ihrer bemächtigt hat. An der Oberfläche unseres Weltkörpers, im Gestein, in den Höhlen und Bergwerken, wohin der Mensch zum ersten Male seinen Schritt setzt, in den Spalten, durch

<sup>1)</sup> „Sie wurden vom Spazierengehen und von der Luft gezeichnet.“

welche der Bohrer mühsam bringt, in den Bildern, welche wir den flüchtigen Schwingungen der Luftwellen abfangen, erschließen sich neue Zeugnisse, wie die Welt geworden und was sie jetzt ist. Die Wunder einer überirdischen Welt verschwinden aus unserem Gedankenkreise, aber die Natur enthüllt ihre täglich sich vollziehenden Wunder und lädt den Forscher ein, sie vom Anblick der ruhenden Gestalt durch alle Wandlungen bis zum Ursprung des Werdens zu begleiten, und aus jeder neu erforschten Combination einen neuen Gebrauch und sichere Herrschaft zu gewinnen. Wie soll der in Denkkraft, Lebensdauer und Empfänglichkeit begrenzte Mensch in dieser Massentwelt sich zurechtfinden? Vergangenes und Gegenwärtiges, Nahes und Fernes, lebensvolle Erscheinungen und Berichte bringen an, bewerben sich um die Aufmerksamkeit, und tausendfältig erhöht gegen früher ist die Gefahr des unvollkommenen Wissens und der fruchtlosen Zerstreuung. In diesem Andrang muß ein Jeder sich ein festes Ziel setzen, Ohr und Auge vor Verlockungen verschließen. Die Arbeit wird getheilt, die Unterabtheilungen mehren sich stetig, Niemand übersieht das Gesammte, und wer nicht ganz an der Oberfläche haftet, schränkt den Gesichtskreis auf ein kleines Gebiet ein. Besonders wer selbst forschen und erfahren will, bebaut wie der Ansiedler einen kleinen Fleck, dem er durch tieferes Einbringen immer mehr Erträge abgewinnt. Aber das Uebrige läßt sich nicht durchweg abweisen. Vor Einseitigkeit muß ein Jeder sich schützen, und die Gelehrtesten streben mit der Menge, um außerhalb ihres Faches wenigstens oberflächlich über die Vorkommnisse sich zu unterrichten, welche sie berühren oder unter ihre Theilnahme fallen. Und was berührte den lebhaft angeregten Menschen nicht?

Inzwischen wendet sich die Sorge auf schnellen und umfassenden Umsatz der gewonnenen Kenntnisse. Neue Zugänge zum Wissen werden veröffentlicht, die Vertriebsmittel vermehrt. Die Sprache eignet sich die Kraft an, in gemeinverständlichem Ausdruck das Schwerste dem Durchschnittsverständnis begreiflich zu machen. An den Elementarunterricht schließen sich die Lehranstalten, welche für jede Art der Fortbildung bereit stehen und immer größere Mengen aufnehmen, Vereine und Vorträge regen die Erwachsenen an und ziehen die Aufmerksamkeit auf die Gegenstände, welche den Tag besonders lebhaft bewegen. Eine weitverzweigte Literatur entwickelt sich in volkstümlicher Bearbeitung der wissenschaftlichen Dinge; für jeden Absatzkreis wird die geeignete Form gesucht und allmählig gefunden. Zeitschriften spiegeln die periodischen Wallungen des Geistes ab. Tausende belauschen die Regungen des Tages, sammeln die Nachrichten, wie sie ihnen zukommen, melden die Vorgänge, Ereignisse und Ansichten, Tausende ordnen die Berichte, erläutern sie, knüpfen Betrachtungen und Vermuthungen an, wie die drängende Stunde es gerade gestattet, und Millionen Abdrücke tragen täglich dies Neueste an die abgelegensten Ortschaften. Alle Hilfsmittel, die neuesten Erfindungen werden in Thätigkeit gesetzt, um die Hemmnisse der Entfernung zu überwinden, die Mittheilung zu beschleunigen. Aus allen Welttheilen trägt der Telegraph die Nachrichten zusammen, und bunt durcheinander werden sie an den ungeduldig harrenden Leser befördert. Keine Organisation ist vollendeter, als die das geschriebene Wort und die Druck-

schriften mit staunenswerther Pünktlichkeit und Sicherheit durch alle bekannten Zonen der Erde befördert. Wunderbar ist diese Geschäftigkeit, welche wie eine elektrische Leitung alle Länder und Völker umspannt. Aus den Cabinetten der Regierenden, aus den Amts- und Geschäftsbüreaus, aus den Werkstätten, den Versuchstationen der Forscher, von den Marktplätzen und fernen Küsten trägt sie die Kunde zusammen, einzelt Kenntnisse in kleinsten Portionen aus, bietet sie um einen geringen Geldpreis an und mindert die Mühe des Geistes auf das geringste Maß herab. Wie durch Flüsse, Canäle und Röhren bringt der Vorrath aus dem Weltmeer des Zeitgeistes in jeden Haushalt. Mit solchen Mitteln verbreiten sich die Segnungen der Cultur über immer weitere Kreise. Aber ein Jeder hat, vielleicht an sich selbst, gewiß in seinem Beobachtungskreis erfahren, wie sehr der Antrieß zur Halbbildung dadurch wächst, wie viel Unklarheit zugleich mit der Belehrung in die Köpfe getragen wird. Raum der Beste kann dem verwirrenden Einfluß sich entziehen. Vielleicht stellt das getreueste Zeitbild sich in dem Zeitungswesen dar. Alle sind wir Zeitungsleser geworden. An jedem Tage zur bestimmten Stunde ziehen die Nachrichten aus allen Weltgegenden wie im Kaleidostop in buntem Wechsel an uns vorüber. Der Telegraph, diese größte Errungenschaft des modernen Fortschritts, hilft die Bilder noch mehr vermengen, die Eindrücke noch mehr verflüchtigen. Mit Erfolg bekämpfen die telegraphischen Depeschen den Text der Zeitungen, und es gehört schon besondere Aufmerksamkeit, ein höherer Grad von Anspannung dazu, um auch nur die Zeitfolge der berichteten Ereignisse festzuhalten; nicht selten verwirrt sich die Vorstellung der Länder, auf welche die Berichte sich beziehen. Und wenn, wie neulich, ein Krieg in zwei Welttheilen, an verschiedenen Knotenpunkten geführt wird, fällt es dem Leser nicht selten schwer, sich zu vergegenwärtigen, um welchen entscheidenden strategischen Punkt, oder gar in welchem Welttheil die jüngste Hauptschlacht geschlagen worden ist.

Wir alle Zeitgenossen stehen unter dem Einfluß der überstürzenden Gatt, unter dem Druck des massenhaft andringenden Stoffes. In mächtigem Anwuchs und eilender Ausbreitung brechen alte und neue Kenntnisse sich Bahn, und mit dieser Vervielfältigung der Kenntnisse hält die Halbbildung gleichen Schritt und dringt in die oberen und unteren Gesellschaftsschichten ein. Gesamtbildung und Fachwissen gerathen in ein heftiges Ringen. Von den Kennern wagt der Eine sich hinaus ins Allgemeine und zerstreut sich, der Andere zieht sich zurück in die engsten Grenzen seines Wissensgebiets und verliert den Zusammenhang. Anderen, die Entgegengesetztes zu vereinen streben, spiegelt dieser Eifer die Theilwelt der von ihnen durchforschten Erscheinungen als den Inbegriff der Gesamtwelt vor, und der Ausschnitt, der durch die kleine Oeffnung ihres Schrohrs in das umrahmte Auge bringt, ist ihnen das ganze Firmament. Aus alledem entsteht eine Unsicherheit, in welcher das Urtheil über das eigene Selbst und Andere sich nicht mehr zurecht zu finden weiß. Der Kenntnißreiche findet über Nächstliegendes sich ununterrichtet, wird muthlos und leicht geneigt, den zu überschätzen, der ihn zufällig über eine Lücke seines Wissens belehren kann. Diesen wiederum täuscht die vereinzelte Ueberlegenheit, und je weniger der Blick ins Weite reicht, um so leichter glaubt er an seinen höheren Gesamtwert. So schwindet, was

allein die wahre Quelle aller behaglichen Ordnung ist, die richtige Schätzung der Menschen und ihrer Wechselbeziehungen, und dies bildet ein nicht unbedeutendes Element in dem allgemeinen Mißbehagen, welches über alle Kreise der Bevölkerung ausgebreitet ist; am meisten über die Kreise, welche in der Mitte der Culturbewegung stehen und am lebhaftesten von ihr ergriffen sind.

Nur die Weise, in welcher die Mißstände zum Ausdruck gelangen, ist der besonderen Art der modernen Entwicklung eigenthümlich. Das leitende Gesetz offenbart sich in der Geschichte aller Zeiten. Jede neue Errungenschaft der Civilisation bringt im Gesammtergebniß das Menschengeschlecht dem Ideale näher, aber die unmittelbare Gegenwart belastet sie mit Nachtheilen, denen gegenüber nur der tiefdurchdringende Blick, und auch dieser nicht immer, den dauernden Gewinn erkennt. So ist es denn natürlich, daß die Wohlthaten der Civilisation immer aufs Neue angezweifelt werden, daß die Sehnsucht entsteht, aus den verwickelten Zuständen der Gegenwart sich herauszuwinden und zur alten Einfachheit zurückzukehren. Besonders lebhaft wirkt diese Sehnsucht in stark empfindsamen Naturen. Die Mißstände der Gegenwart bedrücken, willkürliche Hemmnisse beengen, in trügerischen Fernen lockt das immer weiter entschlüpfende Endziel der Befreiung, hinter uns liegt der feinere oder derbe Genuß unbefangener Geschlechter. Warum nicht wegschleudern die angeblichen Güter, deren Besitz uns ärmer macht? Warum nicht zurückkehren zu jener Einfachheit, welche in ihrer intellectuellen Unscheinbarkeit Genuß und Befriedigung den Unverwöhnten vollauf darbot? Vergebliches Sehnen. Nicht die Zukunft trägt, sondern das Bild der Vergangenheit. Dem Endziel der Zukunft nähern wir uns durch rüstiges Vorschreiten, obgleich es in viel weiterer Ferne liegt, als die durchsichtige Sphäre vorspiegelt; aber keinem Mühen erreichbar ist die Wiederholung der überwundenen Vergangenheit.

Der kräftigste Vertreter der rückwärtschauenden Sehnsucht war Rousseau. Was dem seltsamen Manne weltgeschichtliche Bedeutung verlieh, er trug in sich Gedanken und Vorstellungen, welche über Frankreich verbreitet waren, und gestaltete sie in der Form seines scharf ausgeprägten Charakters. Unter den besonderen Zeitverhältnissen entwickelte sich seine überreizte Empfindsamkeit zur Thatkraft, welche handelnd in den Kampf des Lebens eingriff, die gespannten Gemüther mächtig aufregte und den Leidenschaften das ideale Ziel anwies. Die Besten der Nation waren müde der Ziererei, welche der französische Hof und seine überbildete Umgebung ausgekünstelt hatten und die ganze civilisirte Welt als den Höhepunkt civilisatorischer Errungenschaft anerkannte; jeder denkende Franzose nahm Anstoß an den klaffenden Gegensätzen, welche man als Schöpfung der Civilisation vor sich sah und für einen innerlichen Bestandtheil derselben hielt. Weg mit diesem glitzernden Schein. Entäußern wir uns des verderblichen Besitzes, und unseren Nachkommen ersparen wir mit dem Blendwerk die Entsaugung; erziehen wir sie nach den Trieben, welche die Natur ihnen eingepflanzt hat, und auf dem gejäteten Boden werden glückliche Geschlechter erstehen. Zurück zur Natureinfachheit, ruft Rousseau, und Alle, welche aus den verkrüppelten Zuständen sich hinaussehnen, stimmen in den Ruf: Zur Einfachheit. Freilich denken sie

an Verschiedenes, von der völligen Vernichtung aller überkommenen Bildung, mit Einschluß des Volksunterrichts und der Elementarkenntnisse, bis zur höchsten Ausbildung zu kunstvollster Verkörperung großer Gedankengebilde, welche aus unzählbaren feinsten Fäden gesponnen, wegen der vollendeten Ausführung einfach erscheinen. „Einfachheit“ ist das Wort der Erlösung auf Aller Lippen; dieser meint den allein von ursprünglichen Trieben geleiteten Naturmenschen, der Andere, wie er sich die Einfachheit vorstellt, im griechischen Redner, im römischen Tribun oder in dem Bürger, der für einen politischen Zweck kaltblütig die schuldlose Tochter hinschlächtet. In Einem aber sind sie einig, jedes Hinderniß wird beseitigt und die Bahn geebnet. Wie man Bauten niederreißt und dem Boden gleich macht, so Einrichtungen, die im Wege stehen; Gefühle werden ausgerottet, Rechte und Lasten getilgt. Ein neues Blatt der Geschichte beginnt. Alle Beziehungen werden nach einfachen Linien geordnet. Vom Bestehenden bleibt, was hineinpaßt; was sich nicht einfügen läßt, muß weichen. Die menschlichen Einrichtungen müssen sich bequemen nach den Gesetzen der Außenwelt, welche sichtbar und mit Zwang herrschen; aber Alles, an dessen Gestaltung der freie Wille mitgewirkt hat, muß sich Gesetzen fügen, welche natürlichen Gesetzen nachgebildet sind. Einfach, wie eine mathematische Construction, sind Gebote, Sitten und Pflichten zu berechnen. Dieses große Umwälzungswerk unternimmt die französische Revolution. Und wie die Leiter, so die Menge. Auch sie schwelgt im Ideal der Einfachheit, welche Jeder nach seiner Weise sich vorstellt; am inneren Menschen nicht minder verschieden, als in der Gewandung von der Toga und Sandale bis zur Sansculotterie, freilich mit überwiegender Neigung nach unten, wohin die Masse von selbst gelangt und der Schwungkräftige sich bücken kann. Kein Grundgesetz der Revolution ist so ernst gemeint, wie die Gleichheit; die in Anwendung gebrachte Einfachheit des Maßstabes für die Werthschätzung aller Menschen.

Mißbräuche sind gefallen. Die Gluth der erregten Gemüther hat Umformungen ermöglicht, die im gewöhnlichen Verlauf der Begebenheiten nicht zu bewirken gewesen wären. Edle Keime, Blüthen und Pflanzen wurden mit Unkraut ausgejätet. Im blutdurchtränkten Boden wurde neue Saat eingepflanzt und gebiehet. Ich will keine Abrechnung halten zwischen den Wohlthaten und dem Unfegen, welche die Revolution erst dem Land ihres Ursprungs, alsdann dem übrigen Europa eingebracht hat. Die Nachwellen sind noch nicht beruhigt. Die Zeit für eine solche Abrechnung und für ein zuverlässiges Facit ist noch nicht gekommen. Aber was in den Gang meiner Betrachtung eingreift, die französische Revolution hat weder die Menschennatur einfacher gestaltet, noch die französische Nation in den Zustand der Einfachheit versetzt oder auch nur der Einfachheit näher gebracht. Ueberlebtes ist gefallen, Lebenskräftiges zerstückt worden; Vieles muß mit Mühen wieder hergestellt werden, in Anderem ist Platz für eine freiere Fortbewegung geschaffen. Frankreich hat sich, an Stelle krauser Ueberlieferungen, manche passende Einrichtung nach einfachen Gesetzen gebildet, besonders solche, welche irgend einer Willkür ihren Ursprung zu verdanken pflegen. Die Eintheilung des Landes in Verwaltungsbezirke, die Verwaltungsämter, die Rechtsgesetze und das Rechtspersonal beruhen jetzt auf einfacheren Grundlagen. Im



täglichen Verkehre mißt und wiegt man nach dem Maße und Gewichtsverhältniffe des Erdkörpers, der Wasserfäule. Ich rechne, was später das Kaiserreich mit gewaltiger Hand durchgeführt, den Einwirkungen der Revolution zu gut, denn nicht mit Unrecht bezeichnete das Kaiserreich sich als den rechtsbürtigen Nachfolger der Revolution und den Vollzieher ihrer Gedanken. Aber fasse ich Alles zusammen, was zwischen der Ursprungsbewegung, welche die Rückkehr zur Einfachheit auf ihre Fahne schrieb, bis zur Restauration sich vollzogen und diese überdauert, was in Frankreich Wurzel geschlagen und die Civilisation Europa's sich zu eigen gemacht hat, so finde ich alle Fortschritte in derselben Richtung, in welcher die Entwicklung der Menschheit vor der Revolution sich bewegte, keinerlei Vereinfachung durch die Rückkehr zu früheren überwundenen Zuständen. Im Heimathlande der Revolution sind die Grundzüge des gesellschaftlichen Lebens, die Bedürfnisse und das Wollen der Einzelnen, das Räderwerk in der Staatsmaschine viel künstlicher und verwickelter, als in der vorrevolutionären Zeit, und das französische Volk ist jetzt von der Einfachheit, welche Rousseau vorgezeichnet, weiter entfernt. Und dennoch ist es kaum denkbar, daß irgend eine Nation je einen planmäßigeren, gewaltfameren und rücksichtsloseren Angriff unternehmen werde, um auf den Grundlagen einer vereinfachten Lebensweise die den Menschen beschiedene Glückseligkeit zu erjagen.

Die gesammte Civilisation Europa's ist seit 1789 eine erhebliche Strecke weiter gerückt. Die Einwirkung der Revolution ist nicht zu verkennen; es bleibe dahingestellt, wie viel mehr oder weniger ohne sie die Völker unseres Civilisationsverbandes in dem ruhigen Verlaufe der Entwicklung, auf Grund der in Frankreich angeregten Ideen oder unter der Leitung eines anderen Volkes, gewonnen hätten. Aber dieses Eine steht unerschütterlich fest, der Traum von der völligen Hingabe an die Natur, von der Befreiung des Menschengeschlechts aus dem verwickelten Zustande seiner Anschauungen und Begierden, von der Rettung aus den Fallstricken der Civilisation hat sich nicht erfüllt; in der Welt der Wirklichkeiten gab es für dieses lustige Gebilde der Phantasie keinen Raum.

Die Anfänge, Zwischenereignisse, Wandlungen und Nachwirkungen der französischen Revolution lehren in einem umfassenden geschichtlichen Beispiel, was der sorgfältige Beobachter der Zeitverhältnisse in vereinzeltten Erscheinungen wahrnimmt, daß die Menschheit niemals ihr Loos verbessert, nicht einmal ihren Standpunkt zu ändern vermag, indem sie bereits gewonnenen Culturelementen entsagt und in frühere, minder entwickelte Verhältnisse sich zurückversetzt. Phantastische Versuche dieser Art sind gemacht worden und werden auf manchen Gebieten oft genug in kleinem Maßstab wiederholt, jedoch im Großen wie im Kleinen stets vergeblich. Die segensreiche Umwälzung, welche die Fortschritte der Mechanik in das Dienstverhältniß der Natur- und Menschenkräfte gebracht, hat zugleich altbeseftigte Grundlagen des wirthschaftlichen Betriebes erschüttert, vieles Bestehende aus dem Gleichgewicht gebracht und trägt noch größere Umwandlungen für die Zukunft in sich. Das Mißbehagen über diese Störung hat nur zu häufig zum Krieg gegen die Webstühle, Maschinen, Fabriken verleitet und schafft sich Ausdruck in fortgesetzter Auslehnung gegen die neuen Einrichtungen. Aber weiter, als zu zeitweiligen Störungen haben die Kämpfe nicht geführt; der Fortschritt selbst hat keinen Eintrag erlitten. Die wunderbare Ausbildung

der Verkehrsmittel ist, wie allgemein anerkannt, einer der wichtigsten Factoren in der ruhelosen Bewegung unserer Tage, aber Niemand hegt die Beforgniß, daß wir jemals, um unserer Ruhe willen, zu der langsamen Beförderungsweise zurückkehren würden. An jedem materiellen Gute, dessen Werth im Genuß und in der Entbehrung leicht zu schätzen, läßt sich der Satz erweisen, und ich würde die Zeit verschwenden, wenn ich die Beweise häufen wollte. Nur die idealen Güter, für welche das Verständniß in der Menge fehlt und deren begleitende Nachtheile empfindlicher sich aufdrängen als der Nutzen, unterliegen ab und zu der Anzweifelung, aber auch nur so lange, bis der praktische Versuch die Unmöglichkeit der Vernichtung und den Schaden der Hemmung darthut. Vielen Beifall unter den Parteigängern der Reaction hat der Ausspruch gefunden, daß die Wissenschaft umkehren müsse, aber auf dem preussischen Versuchsfelde mißlang die Ausführung völlig. Die eifrigste Unterstützung durch eine rücksichtslose und fast absolute Regierungsgewalt hat es noch nicht weiter gebracht, als zu dem zeitweiligen und zuletzt gescheiterten Versuch, die Elementarschulen ein wenig zu verschlechtern und den Werth der Schulzeit im Bildungsgang der Nation um Einiges herabzudrücken. Dagegen hat jener viel bewunderte Ausspruch niemals die Erläuterung erhalten, auf welche Weise die Vortheile und Mißstände, welche die Fortschritte der Wissenschaft uns eingebracht, aus der Welt geschafft werden sollten. Hätte der „geistreiche“ Mann, in Verfolg seines Ausspruches, verlangt, die Erfahrungen der Physik und der Chemie aus der Landwirtschaft, der Industrie und dem täglichen Leben zu beseitigen, so würden die eigenen Parteigenossen den Wahntwiz verlacht haben, während sie die tönende Phrase bewundernd nachsprachen und zum politischen Glaubenssage erhoben.

Nicht Willkür, sondern Naturtrieb hat uns die bisherigen Wege geleitet. Gelänge es zu vertilgen, was wir bisher gethan und erlangt, derselbe Trieb würde Gleiches wirken. Bliebe uns die Kenntniß des verlorenen Besitzes, so würde die Erinnerung unauslöschliche Sehnsucht erwecken und uns zum Wiedererwerb des Verlorenen antreiben; gelänge uns, sogar die Spuren zu verwischen, so würden wir unsere Culturarbeit genau da wieder aufnehmen, wo wir sie abgebrochen und die Spuren unterdrückt haben. Jede in Vergessenheit versenkte Culturepoche findet ihre Wiedergeburt; wie denn unsere Culturgeschichte mehrere Renaissancen aufweist und an deren Wirkungen darthut, daß der Strom verborgen und gehemmt doch seinen vorbestimmten Lauf bewahrte. Mißleitung kann kommenden Geschlechtern viel Verderben zufügen, aber die Rückbildung gelingt nicht. Leben und Weben eines Volkes kann verschlechtert, der geistige Gehalt zerrüttet werden, und man spricht vom Verfall, vom Untergange einer Nation, aber eine andere Nation ist bereit, die Erbschaft anzutreten und die neue Cultur mit ihren gesunderen Eigenthümlichkeiten zu erfüllen. Mit diesem oder mit jenem Völkervamme im Vormarsche arbeitet die Menschheit an ihrem einheitlichen Werke fort. Und will die ältere Nation wieder in Reihe und Glied eintreten, so muß sie sich zu dem neuen Geiste erheben; das Andenken an ihr eigenes Vorleben hilft ihr nicht auf. Denkweise, Empfindung, das Wesen der Urväter wieder zu erlangen, bleibt ein täuschendes Phantom. „Laßt uns sein,

wie unsere Väter waren“, ist eines jener Dichtertworte, welche nur in vereinzelter Aussonderung eines poetischen oder politischen Moments sich erfüllen.

Dennoch ist es wahr, daß in den tausendfach verschlungenen Verhältnissen der heutigen Gesellschaft keine Ruhe zu finden ist, daß in den gesteigerten Ansprüchen und in dem heftigen Andränge zur Fülle des Besizes die Ursache unseres Mißbehagens liegt. Und ebenso richtig ist, was die empfindsamen Naturen ahnen, daß in höchster Einfachheit bereinst der höchste Grad menschlicher Glückseligkeit erreicht werden wird. Nur dürfen wir nicht nach überwundenen Zuständen vergeblich streben, sondern zu jener anderen Einfachheit uns durcharbeiten, welche aus der erweiterten Kenntniß, dem vermehrten Besitze, der erhöhten Geschicklichkeit sich entwickelt.

Anfang und Ende eines glücklich abgeschlossenen Strebens gleichen sich oft in ihren äußeren Umrissen; die Verschiedenheit liegt in dem Inhalte, welchen die umgrenzende Linie des zurückgelegten Weges kreisförmig umfaßt. In den Lebensläufen der tüchtigsten Menschen lehrt diese Entwicklung fast regelmäßig wieder. Vom ersten Tage an, da er mit selbstständigem Willen in seine Zukunft eingreift, breitet sich vor dem Jüngling eine harmonisch gestaltete Welt aus; er stellt sich das Ziel, sieht, wie Alles unter den erfaßten Gesichtspunkt sich einfügt, und was sich entgegensetzt, bietet nicht mehr Widerstand, als zur Uebung der Kräfte tauglich und willkommen ist. Dem ungebrochenen Muthes ist jede Zukunft einfach, und ohne Selbstverschulden mißglückt kein Unternehmen. Aber die Erfahrung rückt das wirre Durcheinander der Gegenstrebungen unter den Gesichtskreis des werdenden Mannes; Hindernisse thürmen sich auf, zwingen zu Windungen und Seitenpfaden, neue Ziele eröffnen sich und lenken erst den Blick, dann die Schritte von dem ursprünglichen Ziele ab, und in tausend Wünschen zerstreut sich der festgeschlossene Vorsatz. Hier erst beginnt die Kraftprobe des Ringenden. Gar Mancher verliert die Richtung für immer und wird unstät bis an das zufällige Ende. Aber der widerstandstüchtige Mann sammelt die aus einander strebenden Kräfte und harret aus im Kampfe für das ursprüngliche Ziel, bis das Alter erfüllt, was die Jugend sich vorgesetzt hat. Denn dies ist der höchste Preis, welchen der Starke, und auch er allein durch planmäßiges Ringen, gewinnt, daß er im beschränkten Umfange der Wirklichkeit die Welt sich gestaltet, welche der Jugend in den täuschenden Umrissen der Ferne vorgeschwebt hatte. Wie die Lebensläufe Einzelner, so bewegt sich das Geschick der Menschheit; nur unterliegt die Gesamtheit nicht der Gefahr völligen Mißlingens, sondern, welche abirrende Windungen der Lauf der Geschichte aufzwingen mag, im Großen wird die Gesamtheit immer von dem Geiste geleitet, welcher vom Ursprung an sie in Bewegung setzte und die Ruhe der Genügsamkeit verschuchte. „Einfach gut sei der Mensch in die Weltgeschichte eingetreten, dann habe im Streitbewerbe unter den Mitmenschen die Verschlechterung begonnen und zugenommen, aber durch alle Grade der Verschlechterung führe die Menschheit ihr Antriebe zum Besseren, bis sie, am äußersten Ende des Ideals, zum Vollendetguten gelangen werde“. So schildert Fichte die weltgeschichtliche Entwicklung des Menschen. Ich lasse dahingestellt das Dunkel der Anfänge, in welches der Blick keines Forschers eingedrungen und nur der vermuthende

Gebante mit Willkür sich versetzt, aber so weit die Geschichte bekundet, ergibt sich das Gesetz unseres ethischen Entwicklungsganges, wie der deutsche Philosoph es darstellt, freilich nicht so geradlinig, wie es in der Kürze des zusammenfassenden Ausdruckes sich ausnimmt. Und mit gleichem Vorbehalt für den unerforschlichen Anfang, wende ich den Satz auf den Gegenstand meiner Untersuchung an.

Aus einfacheren Naturverhältnissen hat die Menschheit in eine stets zunehmende, zerstreuende Mannigfaltigkeit sich hineingelebt, und ihre fortgesetzte nimmer unterbrochene civilisatorische Werththätigkeit ist, sich zu dem Einfacheren herauszuarbeiten, bis sie, am äußersten Ende der Entwicklung, zur durchsichtigen Klarheit über sich selbst und, dadurch bedingt, zur vollendeten Einfachheit gelangt.

Nicht selten hat man die größere Mannigfaltigkeit, das kunstvolle Anwachsen der Ansprüche und Befriedigungsmittel für den größern Reichthum, die erhöhte Uebung der Fertigkeiten für den Fortschritt selbst genommen. Hierin liegt der schwere Irrthum, welcher den Widerspruch zu dem gleich irrigen Gegensatz angeregt, daß die Menschheit des falschen unseligen Besitzes sich entäußern, sich in die glücklichere Armuth zurückversetzen müßte. Die Mannigfaltigkeit ist nicht Selbstzweck, sondern ein Durchgangsstadium; sie ist kein um ihrer selbst willen erstrebtes Ziel, sondern eine unabweisbare Mitfolge des Strebens nach uns eingepflanzter Zweckbestimmung. Aber zu keiner Zeit, seit der Mensch über sich zu denken, seit er planmäßig zu handeln und sich als geschichtliches Wesen zu fühlen angefangen hat, ist in ihm die Empfindung erloschen, daß er nur in der größten Vereinfachung zur Klarheit über sein eigenes Wesen, und daß nur in der allgemeinen Ausbreitung dieses Zustandes die Menschheit zum höchsten Maß der Selbstbefriedigung gelangen könne.

Dies ist der rege Sporn in unserer Brust, welcher uns antreibt, rastlos nach den Urgesetzen zu forschen, welche die Welt und in ihr die Menschheit bewegen. Dies ist die Ahnung, aus welcher das, in ewigem Zwiespalt und ewiger Liebe abwechselnde Geschwisterpaar, Religion und Philosophie, sich losgerungen. Alle Welten, sagt diese Ahnung, bilden ein System, welches unter einem einheitlichen Gesetz geworden ist und besteht. Und die Menschewelt ist ein Abbild jenes Systems; ihre über jede Zahl hinaus zerplitterten Erscheinungen fassen sich zusammen nach Arten, Gattungen, Geschlechtern, bis unermessliche Summen anscheinend fremdartiger Elemente sich in dieselbe Reihe stellen als Erzeugnisse einer Naturkraft, bis zuletzt die Urkräfte allesammt unter gemeinsame Regeln sich unterordnen und das allbeherrschende Gesetz erkannt wird. Glaube und Offenbarung, Forschung und Erkenntniß, mit welchem Eifer scheinen sie um die Herrschaft zu ringen, und sind doch nur, wie Gemüth und Verstand, zwei Ausstrahlungen desselben Geistes, welcher verschieden sich gestaltet und abspiegelt, nach der Beschaffenheit der Atmosphäre, die er durchdringt. Klarheit will der Mensch erlangen, weil er sich unbehaglich fühlt, so lange ihn die Umgebung mit zahllosen Räthseln anstarrt, ihm die Gegenwart aus Sorge für die unsichere Zukunft verkümmert und den nächsten Schritt unsicher macht. Und zu dieser Klarheit, das sieht er leicht ein, kommt er nur, wenn es ihm gelingt,

Zusammenhang in das Mannigfaltige zu bringen, weil für die ungemessene Menge der Erscheinungen sein Fassungsvermögen nicht ausreicht. Ob er nach irdischer Herrschaft, ob er nach dem Frieden der beruhigten Seele strebt, er muß sich zurecht finden in den Dingen und Ereignissen, welche auf ihn eindringen und ihn ergreifen. Je mehr Dinge vor seinem geschärften Auge auftauchen, je mehr Einflüsse das empfängliche Gemüth erfassen, um so größer wird die Gefahr, das innere Selbst in der Menge der Erscheinungen zu verlieren, um so kräftiger lehnt sich der Wille auf, zu vereinfachen und in jeder neuen Zusammenfassung eine neue Handhabe der Herrschaft oder der Beruhigung zu gewinnen. Nichts Anderes ist die Lehre der Götter, als die durch Bedürfniß geschaffene Ueberzeugung von einheitlichen Gesezen, deren jedes eine Vielheit von Wirkungen zeugt, eine Vielheit anscheinend selbständiger Wesen an demselben Zügel hält und ihre Wege bestimmt. Und der kühner vordringende Muth, die mit der höheren Erkenntniß sich steigernde Ahnung reißt den Gedanken eines einheitlichen Schöpfers, welcher nach einem Plane das All erschaffen, jedes Wesen mit einem Beruf ausstattet, welcher dem Schöpfungszwecke dient. Im Fluge nimmt sie voraus die Frucht künftiger unendlicher Anstrengungen; die Person des Schöpfers ersetzt die letzte Erkenntniß des Urgesezes. Aber die bis zu Gesichtern verdichtete Vorstellung, welche Alles aufzuklären scheint, stößt sich an den gröberen Dingen, die unverstanden bleiben, mit Willkür dreinsfahren und vor unseren Augen täglich dem erdachten Weisheitsplan des Schöpfers trocken. Der Widerspruch regt verschieden gespannte Gemüther an, und auf verschiedene Weisen suchen die Friedenbedürftigen die Ausgleichung. Mit glücklicher Unbefangenheit versenkt sich der Eine ganz in seinen Gott, achtet für Nichts, was sich entgegenstellt, und alle Begebnisse gleiten ab von dem gepanzerten Glauben. Ein Anderer, empfindlicher gegen äußere Eindrücke, sperrt sich in eine Zelle, ertödtet die Empfänglichkeit für alles Andere, als seinen Gottgedanken und die ihm zugeschriebene Weltordnung, oder er flieht in eine verödete Landschaft, in welcher zwischen Himmel und Erde Nichts vorgeht, was dem einheitlichen Schöpfungsgezet und Weltplan entgegen und der Beobachtung werth wäre; hier wie dort ist er mit seinem Gott allein und die große Wahrheit erfährt keinerlei Widerspruch. Noch ein Anderer, weltlich gesinnt, nimmt die Eindrücke auf, behandelt sie mit möglichster Freiheit, und wo sie ganz un-nachgibig sich erweisen, deutet und gestaltet er den allezeit nachgibigen Plan seiner Gedankenwelt, bis beide zusammenpassen. Weise Absicht ist, daß es dem Guten schlecht ergehe und dem Schlechten gut ergehe auf Erden; und wiederum weise Absicht ist, daß es zu dieser und jener Zeit, an diesem und jenem Menschen anders sich erweise, als nach dem gewöhnlichen Geseze. Zweck hat Alles und Jedes, auch weshalb der Vogel vom Dache fällt; und höchsten Zweck hat es, daß uns Absicht, Ziel und Gründe hier offenbar werden, dort verborgen bleiben. Allen diesen Methoden der Ausgleichung liegt zu Grunde, daß sie die Willkür von der Außentwelt in das eigene Innere übertragen. Nur unter besonderen Anlagen befriedigt sich das Gemüth mit diesem Tausche, welcher die Gegensätze an der Oberfläche bedeckt. Viele können sich in der Täuschung nicht befriedigen. Zeitströmungen begünstigen zuweilen die leise Verhüllung,

und die größte Zahl folgt der mystischen Richtung; unter anderen Strömungen folgt die Menge minder willig oder wendet sich zeitweilig von jedem Glauben ab. Doch niemals fehlt es an selbstständigen Naturen, und unter ihnen sind zuweilen die kräftigsten Denker, deren Aufmerksamkeit an den wirklichen Erscheinungen haften bleibt, und wie der Widerspruch an der einzelnen Sache sich darthut, so suchen sie auch an ihr die Lösung. Diese sondern sie aus der übrigen Umgebung ganz aus, untersuchen, zerlegen, prüfen die getrennten Bestandtheile, scheiden zufällige von wesentlichen Eigenschaften. Auf diesem Wege findet der Forscher das Gesetz, welches das Wesen der von ihm untersuchten Gegenstände ausmacht und von der oberflächlichen Erscheinung verschieden ist, zerlegt an dem Aehnlichen das Gemeinsame und das Besondere, erläutert die leitenden Merkmale für Gattung und Art, und indem Gesetz und Wirkungen sich von einander abheben, erweisen sich oft gleichscheinende Dinge weit getrennt, fremdartige zu einer Gattung verbunden. Das geübte Forscherauge erkennt oft auf den ersten Blick den verwandten Zug, und gewohnt nach entscheidenden Merkmalen zu sondern und zu verbinden, ordnen sich vor ihm die zerstreuten Einzelheiten zu übersichtlicheren Gruppen. So schreitet die Naturforschung vor, unterwirft sich immer neue Gebiete, und während die Prüfung auf die einzelnen Dinge gerichtet ist, scheint sich eine, trotz aller Zusammenfassung verwandter Elemente, unerschöpfliche Reihe von Gesetzen aufzuthun. Aber auch unter den Gesetzen stellt sich der Zusammenhang ein, fruchtbarer, noch viel leichter erkennbar, als das Gesetz in den Erscheinungen. Fast jede Periode fruchtbarer Entdeckungen hat noch damit geendet, daß ein höheres Gesetz viele andere Gesetze als seine Erscheinungen erläuterte. Ueberblicke ich weite Zeiträume und die Ausbeute aller bisher stark angeregten Forschungsperioden, so erkenne ich in dem Gesamtgange der Entwicklung eine systematische Annäherung zu einer kleinen Zahl weit umfassender Urgesetze, welche Geist und Körper der Menschen, die umgebenden Dinge, die Bewegungen der Gesellschaft, die uns sichtbaren Weltkörper beherrschen. Und wer weiß, ob nicht am Endpunkte dieser Entwicklung ein einheitliches Urgesetz offenbar werden soll, welches allen Erscheinungen dieser Welt zu Grunde liegt.

Die Tendenz in der Geschichte wird dem geübten Blick an den uns bekannten Jahrtausenden, in mancher Hinsicht auch an den Ergebnissen von Jahrhunderten sichtbar. Anders verhält es sich in der Mitte solcher Abschnitte, welche klein sind innerhalb der geschichtlichen Entwicklung, aber für die Einzelwesen groß genug, daß in ihnen die Geschicke von Generationen sich vollziehen. Den Allermeisten fehlt die Kenntniß des Zusammenhanges, die Belehrung richtig erkannter Beispiele aus den Bewegungen der Vergangenheit, und die geringste Neigung abwärts halten sie für einen dauernden Niedergang, jede Biegung des Weges für einen völligen Wechsel der Richtung. Und unter den Einsichtigeren will es Vielen nicht genügen, mit ihrem ganzen Lebensinhalte bloß eine Masche in dem großen Gewebe zu sein und nicht einen eigenen, selbstständigen Zweck in Genuß und Befriedigung zu erfüllen. So wenig wie das Drüben will die Zukunft der Menschheit sie kümmern, und da es ihnen, mit den über-

kommenen Anschauungen, aus denen der Charakter der Generation sich entwickelt hat, schwer wird, den schwankenden Bewegungen sich anzubequemen, planen sie Neugestaltungen, welche genau berechnet sind für die im Augenblick gerade schiefe Stellung des Schiffeleins, das uns auf den aufgeregten Wellen trägt.

Wir selbst, besonders wir Deutschen, leben gerade in einer solchen Periode. Staatliche, gesellschaftliche, nationale, intellectuelle Bewegungen treffen zusammen, schlagen mit heftigen Stößen an das Gefüge der Gesellschaft und scheinen es von Grund aus zu erschüttern. Bis weit zurück in das vorige Jahrhundert läßt sich, ohne tiefere Nachforschung in die vorbereitenden Perioden, dem Anfang desjenigen Abschnittes nachspüren, dessen Abschluß in dem Ende der heutigen Bewegung bevorsteht. Für uns ist die französische Revolution selbst wie eine Episode eingeschlossen in dem Entwicklungsstadium, welches in Grundzügen des deutschen Geistes vor dem Ausbruch jenes Vulkanes begonnen hatte und nach der Abkühlung in Frankreich sich fortsetzt. In dem Lande des kraftvollsten deutschen Fürstengeschlechtes erhob sich der moderne Staat über den Trümmern der Bändnisse und Fehden des Ständewesens; das Volk scharte sich um den machterfüllten König, brachte alle Mittel herbei, Kraft und Ansehen des Staates zu erhöhen, und empfing von ihm die ersten Segnungen fest geordneter Zustände. Gemein Freiheiten entstanden in Städten, das Band der grundherrlichen Unterthanschaft wurde gelöst, der Landmann wurde frei, Bauern und Handwerker wurden Vollbürger des Staates. Gesetze begrenzten die Pflichten, gewährleisteten Rechte, Verwaltung und Gerichtswesen boten Fürsorge und Schutz, und im Gefühl der Sicherheit und Beachtung erwachte das Selbstbewußtsein. Und neben dieser Erstarkung des Staatsbewußtseins in den engeren Grenzen eines Landesgebietes nimmt das ganze Deutschland, im Mittelpunkt des europäischen Civilisationsverbandes, vollen Antheil an dem unter allen Nationen mächtig aufgeregten Geistesleben. In sich aber erfährt die deutsche Nation einen wunderbaren Aufschwung in Sprache und Wissenschaft. Heroen des Geistes, wie niemals vorher in gleicher Zahl und Größe, wirken als Genossen oder in unmittelbarer Aufeinanderfolge an demselben Werk der Umgestaltung, die Sprache schwingt sich auf zu ungeahnter Höhe, erweckt und formt neue Vorstellungen, enthüllt eine neue Gedankenwelt und entfesselt Kräfte, welche sofort ins thätige Leben hinaustraten, aneignend und schaffend, anregend und vorbereitend. Zur selben Zeit spinnt die dialektische Philosophie ihre feinsten Fäden zu Ende, und anscheinend feindselig gegen sie, thatsächlich aber mit logisch nothwendiger Folge vertieft sich die Naturforschung in die Zerfetzung und Beobachtung des Körpers, in die Zusammensetzung gelöster Elemente, fördert erstaunliche Erfahrungen, verwertbare Geschicklichkeiten und verbindet nach Unten die Wissenschaft mit den Werkstätten der schweren Handarbeit und nach Oben mit den Gesetzen, welche in den Weltkörpern und mikroskopischen Kleingebilden, in dem erstarrten Gestein und den bewegungs-freien Thieren, sogar in der Gedankenwelt des Menschen gleichmäßig sich abspiegeln. Seit Leibniz und Friedrich bricht die Kette der umwälzenden Bewegungen nicht ab, obwohl die lebende Generation zum Oestern sich von den

Höhen herabgestürzt und in den Tiefen verloren glaubt. Der Territorialstaat steigt auf, welcher den Nationalstaat zu errichten bestimmt ist, er entfesselt die Kräfte der Wissenschaft, der wehrhaften Rüstung und der Wirthschaft. Die große Umwandlung aller Gedankenrichtungen, welche die Einspannung des Dampfes, der Electricität und anderer Naturkräfte und Elementarcompositionen in den menschlichen Dienst hervorruft, vereinigt sich mit den besonderen Bestrebungen des deutschen Volkes, welches unter den civilisirten Völkern verspätet aus der Zersplitterung zum Staatsgefühl, zur Freiheit und Nationaleinheit sich emporarbeitet, uns die zukünftige Wandelung des täglichen Lebens einstweilen in Riesenwerken der Literatur und der Wissenschaft, in den Werkstätten des Geistes vorwegnimmt. Das Eindringen des Wohlstandes, das erwachende Selbstgefühl, das Aufsteigen der unteren Classen, die Umgestaltung der Staatsform, der ungeduldige Durchbruch des zurückgehaltenen Freiheitsfinnes, der Kampf zwischen Amtsgewalt und Volksmacht, zwischen den Trieben der Sonderung und Einheit, der Niedergang alter und der Aufgang neuer Autoritäten und Gestaltungen, dazu Handelskrisen und heftige Schwankungen im Umsatz der Güter, religiöser Streit, welcher an ungeahnte wissenschaftliche Erfahrungen sich anlehnt, Verleugnung ererbter Vorstellungen, welche aus neuen Erfahrungen ihre Beweise herholt, und dagegen Auflehnung der im Inneren erschütterten Gemüther und der bedrohten Interessen. Und zuletzt, die Auferstehung des Nationalstaates, das Endergebniß tausendjährigen Ringens, hundertjähriger Sehnsucht, freilich in anderer Gestalt und unter anderen Bedingungen, als die Vorahnung diese Großgeburt sich gedacht: schweren Kämpfen entrungen und schwere Kämpfe erzeugend, welche Hoch und Niedrig in dieselben Reihen führen zum Ansturm gegen die Heiligkeit der Gesetze, die bestehende oder werdende Ordnung. Aus Alledem erwachsen phantastische Pläne, ausschweifende Hoffnungen, Gegensätze überspannter Ziele und unrichtig gespannter Kräfte, welche die Unbehaglichkeit wie einen trüben Nebel über uns ausbreiten, und im günstigsten Falle scheint die aufsteigende Sonne im dunkeln Roth sich durchzukämpfen.

In diesem Gesamtzustande ist die Ausdehnung der Kenntnisse und die gleichen Schritt haltende Halbbildung nur eine Erscheinungsform der Werbelust und Werdenoth. An ihr haftet das vorwiegende Interesse, weil der Blick vor Allem sich auf die Wissenschaft und die in Kenntnissen gewonnene Aufklärung richtet, wenn es gilt, in dem Gewirre des Lebens eine zuverlässige Leitung zu finden. Fließt diese Quelle trüb, woher soll die Erlösung kommen?

Das ungemaine Anschwellen der Einzelerfahrungen, welche die deutsche Naturforschung der ersten Jahrzehnte zu Tage förderte, hestete das Studium an die Einzelercheinungen fest, drängte den Trieb nach großen Erkenntnissen zurück und wurde ein Anlaß für die Ausdehnung der Halbbildung, welche zuerst die Gelehrten selbst und alsdann die außenstehenden Kreise ergriff. Aber der Gegenstrom konnte nicht ausbleiben, weil er demselben Forschertrieb entsprang. Der Hauptzweck alles Wissens, die bessere Orientirung in der umgebenden Welt, blieb durch das Zurückdrängen der leitenden Gesichtspunkte ganz



aus den Augen gerückt, und unter den Forschern selbst verbreitete sich ein unheimliches Gefühl. War man nicht mit dem ungeheuren Besitz an Kleingut ärmer, als zuvor? Die gleiche Stimmung kam aus dem Zuschauerraume entgegen, wo man, was immer an allgemeine Betrachtung anklang, als bloße Uebung des Witzes und leeres Geistespiel zurückwies, nur die nutzbare Verwerthung des Wissens auf dem Markte der tauschbaren Güter gelten ließ und allenfalls die Entdeckung für die zukünftige Marktverwerthung auf Lager nahm. Der Hinblick auf das Ganze war veraltet; unproductive Vergeudung der speculativen Kräfte. Ideales Wissen versank in Mißachtung, und dieselbe Gefinnung bemächtigte sich des werththätigen Lebens. Was dem reinen Idealsinn zunächst steht, gerieth zuerst in den Strudel, dann der Reihenfolge nach verwandte Uebungen. Die Künste vertieften sich in die Technik und aus dem wohlberechtigten Streben der innigen Hingabe an die Natur entwickelte sich die gänzliche Abwendung von ihrer Verebelung. Das Handwerk legte den Schmutz ab und warf hintendrein auch die Sorgfalt weg. Man ist heute geneigt, alle diese Mißstände den Ereignissen des letzten Jahrzehntes zuzuschreiben. Die Kriege, sagt man, und die im Inneren und nach Außen siegreiche Staatskunst haben die Machtanbetung erzeugt und eine verderbliche Ueberschwänglichkeit des Autoritätsglaubens großgezogen. Die befreienden Gesetze und die Emancipation der Arbeit, ruft man von der Gegenseite, haben jede Autorität vernichtet, den Sinn für das Schöne und Angemessene ertödtet, den plumpesten Gewinn zum Gözen der Menge erhoben und besonders in der Verschlechterung der Handarbeit den Kern des Volkes angegriffen. Aber nicht in zehn oder fünfzehn Jahren vollziehen sich so weitreichende Wandlungen, auch entspringen so gewaltige Gegensätze nicht aus derselben Ursache und nicht aus denselben Ereignissen. Weiter zurück sind die Anfänge zu verfolgen, und tiefer liegen die Ursachen. Als in den Studirstuben jeder Idealgedanke in Achtung sank, gerieth das Volk unter Anführung der Tüchtigsten in die abwärts gleitende Richtung der Gefinnung, des Geschmacks und der Ausübung. In den Laboratorien der Naturforscher, nicht auf den Schlachtfeldern von Sabowa und Sedan suchet die erste Anbetung des Erfolges; in den Triumphen der Mechanik, in dem Herabsteigen der Wissenschaft und der Künste aus den Höhen der Idealwelt in die gemeine Welt der Umgebung, nicht in der Abnahme der Fesseln von den betriebsamen Händen suchet die erste Abwendung der Handarbeit von Geschmack und Sorgfalt. Lange vor dem Wendjahre 1848, dessen Wellenschlag bis in die Jetztzeit sich erstreckt, als Deutschland daheim und draußen noch als das Volk der unpraktischen Vernunft bezeichnet und der überschüssigen Idealität geziehen wurde, hatte der Gegenstrom die Höhepunkte der geistigen Sphären in Deutschland bereits ergriffen. Nun da der Strom in die Tiefen sich herabsenkt, in Wirbel die Wasser treibt und der Geistesproceß an den ausdringlichen Wirkungen gemeinverständlich wird, hat oben bereits eine neue Wendung begonnen, welche für jetzt dem gemeinen Verstand noch nicht erkennbar ist, aber sicher, ich weiß nicht wann, gleichfalls in die Tiefen herabsteigen und zur Herrschaft sich durchkämpfen wird.

Die ernstesten Geister haben den Anfang gemacht; die zerfaserten Kenntnisse füllen ihnen nicht mehr Verstand und Gemüth aus und sie ringen nach höherer

Erkenntniß. Die Lust des Zusammenfassens gewinnt abermals das Uebergewicht; freilich unter Anzeichen, welche zunächst neuartige Gefährdung drohen und gleichfalls in die Wege der Halbbildung einlenken. Die Besonnenen schreiten behutsam vor, aber die Ungeduldigen stürmen, wiederholen unter neuen Formen das alte Irrfal und vermannigfachen es. Wie Eintagspilze schießen die Systeme empor; von gleicher Menge und Undichtigkeit des Gewebes, vermuthlich auch von gleich kurzer Lebensdauer. Irgend ein neu erkanntes Gesetz, eine neue Wahrnehmung oder eine über den täglichen Stimmungswechsel hinausreichende Empfindung wird zum Mittelpunkt aller Erklärungen gemacht. Wie vor Tausenden von Jahren die griechischen Naturphilosophen, jeder eines der bekannten Elemente zum Erzeuger des Alls erhob und an einige Wahrheit viel Gedankenpiel anknüpfte, so ergeht sich die heutige Theilphilosophie in der Ausnutzung irgend einer der neuen Enthüllungen, welche vorwiegend den Tag beschäftigen. Nicht in Deutschland allein, sondern in allen Staaten vorgeschrittener Forschung tritt dieselbe Entwicklungsweise auf; am stärksten in England, wo seit lange die gleichartige Richtung der Idealphilosophie unter dem Namen der Metaphysik verbannt war und die naturgeschichtliche Forschung allein für Philosophie galt. Die ganze Literatur der systematisch geordneten Culturgeschichte gehört hierhin, mit Buckle an der Spitze, der, wie ein Momentsfeuer, die Bühne der europäischen Halbbildung beleuchtete; ein Zeugniß, wie im voreiligen Zusammenfassen die tiefste Gelehrsamkeit, namentlich die gediegenste Ausbeute des Bücherstudiums mit völliger Oberflächlichkeit sich verträgt. Im literarischen Sinne der Abhandlungen und Bücher ist England heutzutage vielleicht der gedrängteste Tummelplatz für die kühnen Systemmacher, welche Gott und Nichtgott, alle der philosophischen Betrachtung zugänglichen Stoffe unter den Gesichtspunkt eines chemischen, physikalischen, anatomischen, physiologischen, mathematischen, pathologischen Gesetzes bringen. Aber mit größter Gewalt und stärkstem Einfluß auf das praktische Leben entwickelt sich dieser Proceß in Deutschland, und der Grund hierfür liegt zum Theil in besonderen Charaktereigenschaften der Deutschen, zum Theil in dem größeren Geschichtsberuf unserer Büchertwelt, zum größten Theil jedoch in dem Zusammentreffen der wissenschaftlichen Umwälzung mit den tiefsten Umwälzungen in unserem Staatswesen. Wie durch vielfaches Pflügen, ist der Boden unter den gleichzeitigen Einwirkungen ganz aufgelockert und wie für nutzbringenden Samen, so für jedes Unkraut empfänglich und fruchtbar.

Unmittelbar vor der jedesmaligen Neubelebung der naturwissenschaftlichen Forschung hat es eine Epoche gegeben, in welcher das philosophische Denken von der Wirklichkeit sich lossagte und auf selbsterfundnen Wegen zum letzten Aufschluß über alle Dinge vorstrebte. Aber unbefriedigt von der fruchtlosen Arbeit der phantastischen Willkür wendete sich der Forschertrieb zurück zu der kleineren aber festeren Wirklichkeit und die erneute Hingabe an die Natur förderte neue Blüten. Wiederum mit gesetzmäßiger Pünktlichkeit erwachte der Trieb des Zusammenfassens. In einer solchen Periode befinden wir uns jetzt. Nachdem wir so viele neue Thatfachen enthüllt, neue Gesetze als erläuternde Ursachen erfahren haben, sehen wir uns von der Erfassung des Weltplanes, von der Be-

ruhigung über unser eigenes Wesen ferner gerückt und stärker der Gefahr ausgesetzt, daß wir, statt die Dinge zu bewältigen, von ihnen bewältigt werden. Unser Fassungsvermögen ist begrenzt und die Beunruhigung steigt, je größer die Menge der Thatfachen und Ursachen anschwillt, welche selbständig angemerkt sein wollen. Je mehr von der Umgebung wir vor unseren Augen bloslegen, um so schwerer wird das Räthsel, welches zu lösen unser Beruf ist, weil der Blick an der angewachsenen Mannigfaltigkeit noch früher erlahmt. Aber so viel glauben wir aus der Erfahrung gelernt zu haben, daß die erkannten Erscheinungen immer einfacheren und höheren Gesetzen sich unterordnen. Es befestigt sich die Ahnung, daß Alles, was in unserer Menschenwelt sich ereignet, denselben Gesetzen unterworfen ist und nur an Stoff und nach den Verhältnissen des Raumes und der Bewegung sich verschieden ausdrückt. Die anscheinend mit größter Freiheit entfalteten Eigenschaften und Einrichtungen der Menschen sind ebenso, und vermuthlich denselben leitenden Gesetzen unterworfen, wie wir sie in den anderen Naturreichen herrschen sehen. Als man von den Vorgängen der Natur erst einige an der Oberfläche haftende Erscheinungen wahrnahm und verstand, suchte der Einzelne seinen Weg in der frommen Hingabe an eine lebendige Gottheit, von welcher die Dinge dieser Welt und ihre Schicksale ausströmten. Sie verschafften dem Gläubigen die Einheit in allen Irrungen des Lebens und das Gemüth fand Beruhigung. Daneben scheidet die Forschung rastlos aus dem großen Räthsel und den undurchbringlichen Erklärungsgründen der bewegenden Gottheit immer mehr aus, was seinen Grund aus den erkannten Eigenschaften der Dinge herleitet und seine Erklärung nicht aus einem unerkannten und undarstellbaren Außenwesen herzuleiten braucht. Aber immer werden Gottglauben und Wissenschaft ohne Berührungspunkte auf selbständigen Gebieten sich bewegen. Niemals wird die Wissenschaft das Urgeßetz der Entstehung enthüllen, und niemals wird der denkende Mensch nach gewonnener Erkenntniß die weltlichen Dinge anders als unter der Herrschaft der erkannten Gesetze sich vorstellen. In verständigen Menschen wird der Glaube aufhören, die erkannten Dinge durch den erdachten Eingriff unerkannter Kräfte ins Ungeheure zu stellen. Und die Wissenschaft trägt in sich selbst das Gesetz, welches sie gegen Abirrungen schützt. Denn nur so weit in der Erkenntniß Glied an Glied lückenlos sich aneinander schließt, reicht das Gebiet der Wissenschaft; darüber hinaus hört ihre Herrschaft auf, und selbst die bestbegründete Hypothese ist nicht mehr die Wissenschaft selbst, so helfend und verdienstlich sie vorarbeitet, wenn sie den unausgefüllten Raum zwischen ermittelten Thatfachen mit glücklichen Vermuthungen ausfüllt. Aber eben hier beginnt das Bereich des Tactes, weil von dem Verhältniß, in welchem Vermuthung und Thatfache sich mischen, von dem richtigen Vorgefühl abhängt, ob die Hypothese auf dem richtigen Wege weiterführt oder von demselben ablenkt; ob sie, abgesehen von dem Inhalte, durch die Methode nützlich oder schädlich wirkt.

Dies aber ist das Ungefunde in dem heutigen Entwicklungsstadium und zugleich die erste Quelle der Halbbildung, welche in den höchsten Schichten des Geisteslebens entspringt und in den unteren Schichten, durch mannigfachen Zufluß verstärkt, immer breiter dahinströmt und verheerend über die Ufer tritt.

Tüchtige Menschen unterliegen der Verlockung des vorzeitigen Zusammensassens. Selbst in den Gebieten der vorsichtigsten Forschung, in den Zweigen der reinen Naturwissenschaft, wo Beobachtung und Versuch ihre Erfolge den Sinnen zur unmittelbaren Wahrnehmung darbieten, setzt sich die Hypothese leicht über Lücken der Wahrnehmung fort, trägt ihre Vermuthungen mit der Bestimmtheit unumstößlicher Wahrheiten vor und ersetzt durch Eifer Mängel des Beweises. Einzelerkenntnisse werden zu Gesetzen erhoben, Gesetze mit Empfindungen zu Systemen verwebt. Noch viel bunter geht es in den Lehrazweigen zu, deren unterste Grundlagen kaum objectiv durchforscht sind, in denen stets neue Regeln verändernd eingreifen, die Natur derselben aber schwer erfindlich und an deren Wirkungen noch schwerer zu beurtheilen ist, ob sie der einen oder der entgegengesetzten Ursache zuzuschreiben. Besonders in der Politik und der Volkswirthschaft schweift die Phantasie unter dem Namen der Wissenschaft ohne jeden Zügel umher. Noch sind die Methoden und Gegenstände der Beobachtung nur in geringerem Maße ermittelt, und schon tummelt sich auf den mit Irrthümern besäten, von der Phantasie durchtränkten Feldern der Statistil die Speculation in den Formeln der alten Metaphysik oder mit der breiten Geschwähigkeit der alten Popular- und Moralphilosophie, bringt die Thatsachen unter die ihr zusagende Beleuchtung und fördert aus jeder vereinzelt neue Grundlagen des gesellschaftlichen Lebens, zum Mindesten neue Regeln der Staatskunst.

Die moderne Literatur ist voll von solchen Beispielen. An ihnen läßt sich leicht verfolgen, woher der erste Anstoß zu den Irrthümern der Halbbildung kommt, wie er in der leichtbeweglichen Sphäre des Gedankens sich fortpflanzt, aus der Bücher- und Ideenwelt in das werththätige Leben übergeht und an verderblicher Kraft zunimmt, je tiefer er nach unten bringt. Uebermals ist es das Verhältniß der Menschewelt zu ihrer ersten Ursache, an welchem der Prozeß am klarsten sich vollzieht. Aus wirklicher Erkenntniß der Menschennatur folgert ein Denker, daß auf einer gewissen Stufe der Bildung das Gottgefühl für die Ordnung der weltlichen Dinge entbehrlich sei. Das Ueberflüssige, sagt ein anderer Beobachter des menschlichen Treibens, sei in den großen Zügen der Volksbewegung nicht gleichgültig, sondern schädlich; man lehre dem Volke, auch ohne Aufsicht des wachsamem Gottes sich in die weltliche Ordnung zu fügen. Daran entzündet sich die Leidenschaft des Halbgelehrten, er reißt sich vom Gottgedanken los und strebt, ihn auch Anderen zu entreißen, als eine Arglist, zur Irreleitung der Menge erfunden und vom Eigennuz durch Jahrtausende künstlich erhalten. Die letzten Ergebnisse der neuesten Forschung überraschen wie neue Offenbarungen, und gerade der unwissenschaftliche Anschein des Wunderbaren zieht die Menge an. Denn der Sinn der Menge neigt zum Abenteuerlichen, und dieselbe Natureigenschaft, welche Jahrtausende hindurch aus der Religion den Wunderglauben als den stärksten Anziehungspunkt ausbildete, treibt jetzt zu dem gleich wunderbaren Glauben von der Allherrschaft der Naturtriebe, welche für Ergebnisse der Wissenschaft ausgegeben und ohne eigenes Urtheil dafür angenommen werden. Und weil die Kenntniß des Entwicklungsganges fehlt, welche den Sinn für das Abenteuerliche gezügelt haben würde, empfangen die Vermuthungen, wenn sie nur mit genügender Sicherheit vorgetragen werden, gleichen Umlaufswerth, wie

erwiesene Wahrheiten, und in der Regel üben sie noch größere Anziehungskraft aus, weil sie Maß und Grenze bei Seite schieben.

Die Geschichte des Darwinismus lehrt, wie eine weittragende Idee in dem Haupte des in reiner Wissenschaft forschenden Gelehrten entsteht, mit wie vielen Zusätzen der Vermuthung die Wahrheit von anderen Forschern ausgestattet, und wie entstellt zuletzt sie gebracht wird an die Menge, die gerade der Entstellungen wegen mit Heißgier sich der unverstandenen Ueberlieferung bemächtigt.

Der gelehrte Forscher hat unter den sorgfältigsten Beobachtungen eines mühevollen Lebens wahrgenommen, daß das Gesetz der Umgestaltung, welches täglich vor unseren Augen sich vollzieht, um Einiges ausgedehnter ist, als bis dahin angenommen worden. Ueberraschend genug, auch für den Gelehrtesten, hat er Uebergänge zwischen Wesen entdeckt, welche auf völlig verschiedenen Ursprung hinzuweisen schienen. Der erste Entdecker bescheidet sich mit der angemessenen Würdigung des bedeutsamen Erfolges, daß er die schwankenden Grenzen zwischen Umwandlung und Urgefallen in einem Punkte berichtigt hat und daß er zu weiteren Untersuchungen ermutigt. Mit kühnerer Phantasie und bestimmt durch mehrere zusammentreffende Entdeckungen und die passende Schönheit des Gedankenbildes, verkündet der immer noch wissenschaftliche Jünger die Hypothese, daß es niemals Urgefallen gegeben, sondern die millionenfache Verschiedenheit aus Zufällen und Neigungen sich entwickelt, hier verwandte, dort bis zur Unkenntlichkeit des Zusammenhanges entfremdete Wesen aus demselben Stoff sich gebildet haben. Und wenn der Bedächtige selbst unter dieser kühnen Hypothese, die durch ihre Einfachheit anzieht, dem ersten Werdegund auch nicht um eine Linie sich näher gerückt sieht, so überspringt ein Anderer, da er von der verwickelten Lehre der Gattungen und Arten sich befreit fühlt, den für ihn nur noch unbedeutenden Zwischenraum und verkündet: Jetzt sei der wahre Schöpfer aller Creatur in Zufall und Bewegung gefunden. Und aus diesen Elementen entsteht die Metaphysik des Nichtgottes, welche genau mit denselben Mitteln der Empfindung und der persönlichen Befriedigung, mit denselben Formeln und Gedankensprüngen ihr System aufbaut, wie die frühere Metaphysik, welche man, wegen ihrer mangelhaften Unterlage in beglaubigten Thatsachen, jetzt für veraltet hält. Die Unterrichteten wissen freilich, daß die neue Lehre genau an denselben Mängeln leidet, wie die alte, doch unter den Fernerstehenden glauben Viele, daß jeder Gottesgedanke nunmehr durch triftige Gründe überwunden sei und die undurchdachte Vermuthung ist ihnen erwiesene Wahrheit, der man huldigen müsse, auch wenn man Inhalt und Folgen nicht ganz begreife.

Eine ungefähr gleiche Behandlung erfahren die rein weltlichen Dinge. Vor Allem ist die Ordnung der Besitzverhältnisse ein Spielball der ganz entfesselten Speculation. Ungleich vertheilt sind die Güter; keine Regel der Gerechtigkeit, kein Zeichen des Wohlwollens ist in der Vertheilung zu erkennen, unzählige Uebel erzeugt hier die Entbehrung, dort der Ueberfluß. Seit Jahrtausenden tragen die Menschen am schwersten an dieser Ungleichheit, verstehen sie besser und empfinden sie schärfer, als alle anderen Ungleichheiten der Geburt, der Bildung oder der gewillkürten Ordnung. Seit Jahrtausenden bemühen die Men-

schen sich um eine Ausgleichung, und Generationen arbeiten sich zollweise vorwärts. Aber von Zeit zu Zeit erwacht die Ungebuld; der Zweifel entsteht, ob man überhaupt vorwärts und nicht vielmehr rückwärts schreite; und die Bedrängten fragen: warum so langsam? Diese Stimmung war von je in tausend Gemüthern rege und ist es besonders jetzt, da, in Folge anderer Ausgleichungen, der Besitz den Inbegriff aller wesentlichen, in der gesellschaftlichen Ordnung wurzelnden Ungleichheiten in sich vereinigt, und die Frage bewegt größere Mengen, weil unter den Betheiligten Muth und Bedürfniß des Nachdenkens sich stetig vermehren. Aber von besonders starker Wirkung wird sie in dem heutigen Deutschland, wo die mächtigsten Umwandlungen vor unseren Augen sich vollziehen, die Staatsverhältnisse selbst sich neu ordnen, und was man bisher für allmähliges Wachsthum gehalten, als ein Umbau sich darthut, welchen Zeitgenossen geplant haben und Zeitgenossen ausführen. Warum sollte nicht Gleiches mit der Umordnung der Besitzverhältnisse geschehen? Geringfügig sind in der Gedankenwelt die Unterschiede zwischen dem behutsamen Anschluß an das Bestehende, dem beschleunigteren Schritt in die erdachte bessere Ordnung und der sofortigen Umgestaltung. Allen aber fehlt das Maß, welches allein die vollgewonnene Kenntniß der Thatsachen und der an diesen wirkenden Ursachen gewährt, und auch hier verbindet sich persönliches Empfinden mit vereinzelt hervortretenden Erscheinungen zum Aufbau neuer Systeme, zu deren Verwirklichung allenfalls der Zwang des Staates verhelfen soll. Die Theorie geht behutsam vor, läßt Rücksichten und Einschränkungen gelten. Nicht Alles dürfe mit einem Mal in Angriff genommen werden; das Eine geschehe jetzt, das Andere in Zukunft. Alsdann verlangt die Methode für jeden Vorschlag eine Begründung, warum er berechtigt sei, oder warum ihm die frühere Stelle gebühre. Freilich reichen diese Sicherheiten nicht weit. Je weniger die wirkliche Beschaffenheit der Zustände ermittelt, Ursache und Wirkungen erforscht sind, um so freier ist die Auswahl, und zuletzt entscheidet über den Vorrang allein die Stärke des empfundenen Eindrucks. Immerhin mäßigt die Vorsicht gegen unbegrenzte Willkür. Aber die übergroße Summe und der Widerstreit der Rathschläge verwirrt, das Beispiel ermutigt und der berbere Mann zerreißt das Gewirre, indem er an die Gesammtheit der Zustände die Hand anlegt und mit Ungeflüm fordert, was ihm als die schönste aller Ordnungen vorschwebt. So gut wie die der Anderen scheinen ihm seine Gründe gleichfalls, und auch er folgt dem stärksten Eindruck, welchen er aus seinen Erfahrungen davonträgt.

Alle unterliegen wir dem Zuge der Gegenwart. Wenn man über die Verheerungen und die noch größeren Gefahren der Halbbildung klagt, denke man nicht ausschließlich an die unteren Kreise, in welche zu vieles Wissen für Folgsamkeit und zu wenig für richtige Erkenntniß eingedrungen sei. Das Uebel umfaßt die Gesammtheit und ist nicht die Schuld Einzelner, sondern begleitet die jetzige Entwicklungsphase der gebildeten Welt. Vermöge unserer Geschichte und unserer Anlagen sind wir Deutschen in dem Mittelpunkt dieser Bewegung und am meisten von ihr ergriffen. Das Uebel wird jetzt von Vielen empfunden und es fehlt nicht an Vorschlägen zur Abhülfe. Aber

der Erkenntniß mischt sich der Irrthum bei, als ob die Halbbildung eine unserer Zeit eigenthümliche Erscheinung wäre. In Wahrheit ist sie eine Erscheinungsform der in steter Bewegung begriffenen Civilisation, sie wurzelt in den menschlichen Anlagen, kommt zum Vorschein, seit der Mensch im Drang geistiger Ausdehnung seine Zwecke weit über das unmittelbare Bedürfniß erweitert, und nimmt in der modernen Entwicklung einen breiteren Raum ein, bis sie in unseren Tagen alle Bildung zu übertüchern scheint. Auf dem verkehrtesten Wege suchen Manche die Ursachen und die Mittel der Heilung. Die Bildung habe zu weite Kreise ergriffen; man lehre der Menge zu viel, um sie in der nothwendigen Fügbarkeit zu erhalten, und lehre doch zu wenig für die richtige Erkenntniß. Da das Maß der allgemeinen Belehrung sich nicht steigern lasse, so müsse man einschränken, die Masse ganz absperrn. Völlig verkehrt wäre das Unternehmen, glücklicher Weise auch nicht ausführbar; nur einige ermäßigende Elemente würden ausgeschieden und das Uebel dadurch verschlimmert. Das Wissen läßt sich nicht eindämmen; mit der Ausdehnung unserer Kenntnisse, mit der Erweiterung des Verkehrsgebiets, unter den unendlich entfalteten Handhaben der Mittheilung ist die Zeit vorüber, in welcher das Wissen als Mysterium einzelner Geschlechter oder Genossenschaften verwaltet werden könnte. Würde der allgemeine Volksunterricht oder das höhere Schulsystem auf eine geringere Summe von Kenntnissen eingerichtet und der eigentliche Anfang höherer Bildung in die Hochschulen verwiesen, so gerieth die Schule mit dem Leben in einen noch größeren Widerspruch und zu dem unvermeidlichen Grad der Halbbildung würde ein willkürliches Mehr hinzugefügt. Die Schule muß die großen Ergebnisse der Forschung sich dienstbar machen und verbreiten. Zugestanden, daß die Methode des Unterrichts, die Auswahl des Lehrstoffes an wesentlichen Mängeln leidet; aber diese Unvollkommenheit liegt in der entgegengesetzten Richtung, daß, wegen Mangels an tüchtiger Zusammenfassung, das Wissen noch nicht genügend vermittelt und übertragen wird. Dem Umfange nach flattet schon jetzt die Schule nur mit einem sehr geringen Wissensvorrath aus, den weit überwiegenden Theil führt das außerhalb wogende Leben dem Thätigen zu. Der höchste Werth des Schulunterrichts liegt in der Anleitung, richtig anzuschauen, mit größerem Geschick an die Begegnisse heranzutreten und das Erfahrene gut zu ordnen. Würde diese Anleitung vermindert, so stiege die Verwirrung in den Köpfen. Nur die Vortheile des Unterrichts würden beseitigt, die Nachtheile der Halbbildung nicht gemildert.

Die Hinneigung zur Halbbildung herrscht nicht ausschließlich, auch nicht vorwiegend in den breiten Schichten der Bevölkerung. Auch in diesen Schichten gibt es Tüchtige, welche zugleich lernbegierig und bedacht sind, nur zu üben, worin sie volle Fähigkeit und ein abgerundetes Verständniß erlangt haben. Andererseits reichen, wie ich bereits entwickelt habe, die Merkmale der Halbbildung bis hinauf in die viel unterrichteten und gelehrtesten Kreise. Von diesen geht sogar die schlimmste Wirkung aus, weil den Besserunterrichteten naturgemäß an allen Orten der Belehrung die Leitung zufällt und die lernbegierige Menge ihrem Urtheile folgt. Sollte deswegen das ernste Forschen zurückgedrängt werden, weil auch Halberkanntes für erwiesene Wahrheit ausgegeben wird,

und weil, nach der Menschennatur, an jede Periode reichster Entdeckungen eine gewisse Verwirrung, irrige Schlußfolgerungen und voreiliges Zusammenfassen sich anzuschließen pflegen? Von der gewonnenen Erkenntniß gibt es keine Rückkehr und auf keine Methode des Fortschritts verzichtet das Menschengeschlecht; so wenig wie es eine Rückkehr zur Einfachheit oder einen Verzicht auf die Güter gibt, welche der Mensch der Natur mühsam abgerungen hat. Nur weiteres Vordringen befreit uns dereinst von den Mißständen, welche die Wanderung begleiten. Der Zustand, in welchem wir uns befinden, der sich durch ein starkes Vorwiegen der Halbbildung kennzeichnet, ist ein Stadium innerhalb der großen Entwicklung, welches durchlebt werden muß, um überwunden zu werden. Auch im Einzelleben gibt es Entwicklungsstadien von gleich zweifelhaftem Aussehen, ehe der vollkommen entwickelte Mensch zur vollen Fertigkeit oder auch nur zur vollen Empfänglichkeit gelangt. Zwischen der anmuthigen Kindheit und dem Abschluß des äußeren Wachstums liegt ein Stadium der raschesten und tiefest einschneidenden Veränderungen, in welcher das Gemüth von Mißbehagen umfungen ist, die von Schön zu Schön überschreitenden Formen durch Verschiebungen entstellt werden und die empfindliche Constitution den meisten Gefahren unterliegt; und dagegen hilft keine Sehnsucht in die überwundene Kindheit, gibt es keinen Vorgriff in die allmählig sich vollziehende Mannheit. Und wird gegen die quälenden Erscheinungen dieser interessanten Lebensperiode der Arzt befragt, so spricht er nicht gering über die Gefahren, aber er lächelt über das Verlangen nach einem Heilmittel, empfiehlt dagegen eine wohlgeordnete Diät und wachsame Vorsicht.

Wir leben in einem besonders empfindlichen Entwicklungsstadium. Mißbehagen und Verzerrungen entstellen die Gegenwart, Gefahren umlauern die Zukunft. Innerhalb der ins Ungemessene wachsenden Beziehungen, welche die Kinder der Jetztzeit bald in Gestalt von Pflichten, bald in Gestalt berechtigter Ansprüche nach tausend Seiten locken, kann jeden Einzelnen eine strenge Concentration in einem besonderen Beruf vor Irrungen bewahren. Die Halbbildung gibt uns ein unfertiges Aussehen und spiegelt treu das Unfertige unseres inneren Gehaltes ab. Ist ein Jeder bestrebt, sich einen soliden Wirkungskreis zu schaffen, so wird er trotz aller Erschütterungen und Schwankungen auf festem Grunde stehen. Die Kunst der Erziehung sorge dafür, daß Jedermann zeitig einen Beruf gewinne, Tüchtigkeit in demselben erlange, und daß jedes Menschenleben ein Bild der Entwicklung darstelle, wie der kräftige Baum, welcher fest wurzelnd in dem nährenden Boden unten den Stamm mächtig und frei entwickelt, und oben entfaltet sich die weithin ausgedehnte Krone in freierer Beweglichkeit. Einer solchen Entfaltung ist jeder Beruf fähig, er sei der Kunst, der Wissenschaft, der Industrie, dem Handwerk, den niederen oder höheren Diensten, einem durchschnittlichen oder außergewöhnlichen Lebensgang gewidmet. Wie hiernach die Regeln für die einzelnen Berufe und Stellungen sich gestalten, welche Forderungen an die Erzieher, an die Schule, an die Werkmeister, an die Er wachsenen als Selbsterzieher, an die Genossen als Bildner und Kritiker, an den Staat herantreten; die Gedanken hierüber sondern sich als selbständige Aufgabe aus dem Gedankengange meiner jetzigen Betrachtungen. Als



gegenwärtiges Thema habe ich mir nur vorgefetzt, zu erläutern, wie ich das Wesen der Halbbildung, ihren Ursprung, ihre Ursachen und ihren Zusammenhang mit der Gesamtgeschichte der Menschheit und der Nationalgeschichte Deutschlands auffasse. In dieser Absicht habe ich für eine Spanne Zeit aus dem Lärmen des Marktes mich zurückgezogen und ein wenig über das Niveau der Tagesmeinungen mich erhoben. Dem beschränkten und geängstigten Blick erscheint die aufgeregte Welle als ein sich ergießendes Meer, die sturmgepeitschte Fluth scheint wie eine neue Sündfluth sich zu ergießen. Aber schon von einer mäßigen Anhöhe herab sieht man den breiten Fluß der Civilisation dahinströmen. Hier und jetzt von Wettern angeschwellt, wird er vielleicht aus seinem Bette treten, benachbarte Gefilde zerstören, aber er wird weder aufhören seinen Hauptzug zu verfolgen, noch wird er die weiten Felder, welche die Geschlechter vor uns gebaut, oder die Saat verschlingen, welche wir selbst angepflanzt haben. Freilich, lehre ich zurück zur Tagesarbeit, in meine Hütte, welche am bescheidenen Bächlein liegt, so Sorge ich, wie um das Wohl der Welt, daß nicht die vorbeitreibende Fluth die Mengen des Wassers zuwälze, die Acker verwüste und das Häuschen wegspüle. Dann lege ich Hand an, dämme und leite ab, so viel ich vermag. Aber drohen mir Schaden und Untergang, so täuscht mich noch nicht die Besorgniß, als ob die Welt in ihren Fugen krachte und unter dem nächsten Ausbruch feindlicher Gewalt zusammenstürzen würde. Eben hieraus schöpfe ich Thatkraft, weil ich weiß, daß trotz Allem nur ein kleiner Nachbarkreis und nur zeitweilig bedroht ist, und daß die Rettung gelingt, wenn ich rüstig arbeite und die Nachbarn an ihren Stellen das Gleiche thun.

---

# Studien über Goethe

von

Professor Wilhelm Scherer in Berlin.

---

## Der junge Goethe als Journalist.

„Er war zu unserer Zeit in Leipzig und ein Ged., jetzt ist er noch außerdem ein Frankfurter Zeitungsschreiber.“

Wer schreibt so? über wen? Man könnte die Frage wol als Räthsel aufgeben; sie würde nicht beantwortet werden. Der junge Jerusalem, das Modell zum Werther, schreibt so in seinem Todesjahre über den Mann, der ihn unsterblich machen sollte, über Goethe.

Auch dem Legationssecretär Restner, dessen Andenken mit demselben Romane für immer verflochten ist, wurde „ein gewisser Goethe aus Frankfurt seiner Hantierung nach Dr. juris, 23 Jahr alt“ von den Weklarer Schönen Geistern als „Mitarbeiter an der neuen Frankfurter Gelehrten Zeitung“ angekündigt.

Goethe theilt in der That das Schicksal vieler Schriftsteller, daß ihre ersten unmittelbar für das Publicum bestimmten literarischen Arbeiten anonym in einer Zeitung erscheinen. Ja noch mehr, er ist auch ein Beleg für die oft beklagte Thatsache, daß ästhetische Kritik häufig von Solchen geübt wird, welche sich selbst noch in keiner Weise praktisch bewährt haben: er begann seine Laufbahn als Recensent.

Aber es muß freilich hinzugesagt werden: seine Recensionen und manche Artikel seiner Collegen beweisen wirklich, daß Production und Kritik zweierlei ist, und daß man vortreffliche, gerechte, eingehende, scharfsinnige Beurtheilungen schreiben kann, wenn man als ausübender Schriftsteller noch Nichts geleistet hat oder überhaupt nichts Hervorragendes zu leisten bestimmt ist. Mehrfach hatten deutsche Dichterbünde des vorigen Jahrhunderts solche unproductive Ingenien als werthvolle, hochgeschätzte, kritische Aufseher in ihrer Mitte, deren Leitung nicht bloß geduldet, sondern gern erbeten wurde. Specieell jener mittelhheinische Kreis, der sich um die Frankfurter Zeitung, d. h. die „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ sammelte, besaß an Johann Heinrich Merck einen unvergleichlichen Kritiker und Redacteur.

Leider sollte er diese Eigenschaften nur kurze Zeit in maßgebender führender Stellung bewahren. Nur ein Band, der erste, der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“, Jahrgang 1772, ist von ihm und seinen Freunden geschrieben. Ich stehe aber nicht an, zu behaupten, daß derselbe zu dem Besten gehört, was die deutsche Kritik hervorgebracht hat. Ich finde ihn mannigfaltiger, lecker, munterer sogar als die Literaturbriefe, in denen Lessing keinen ebenbürtigen Mitarbeiter zur Seite hatte. Hier waren Herder, Merck, Goethe jeder eine Individualität für sich; nicht minder Georg Schloffer, Goethe's nachheriger Schwager; und wer sonst sich betheiligte, Männer voll Sachkunde, suchten sich dem Tone der Anderen zu assimiliren oder überließen ihre Beiträge einer formellen Redaction, wobei dann oft ein glückliches Bild, ein bezeichnendes Wort gefunden wurde, welches den wahren Schmutz und die wirkende Pointe erst hinzufügte. Lebhaftige Correspondenz und öftere persönliche Zusammenkünfte verbanden die Mitarbeiter und beförderten Austausch der Urtheile und eine gewisse Gemeinsamkeit der Abfassung. Gegen den heutigen Gebrauch werden z. B. auch andere Zeitschriften recensirt, etwa ein neuerschienenes Stück von Nicolai's Allgemeiner Deutscher Bibliothek, wo medicinische, juristische, theologische, belletristische Anzeigen mit einander abwechselten. In solche Recension der Recensionen theilten sich natürlich die Mitarbeiter nach ihren Fächern. „Mir fiel sehr oft die Rolle des Protokollführers zu — erzählt Goethe; — meine Freunde erlaubten mir, auch innerhalb ihrer Arbeiten zu scherzen.“

Das Programm war ausgezeichnet; man wollte kein eigentliches Repertorium aller wissenschaftlichen Bücher liefern; man beschränkte sich für Theologie, Jurisprudenz und Medicin auf die „gemeinnützigen Artikel“; dagegen das Feld der Philosophie, der Geschichte, der „Schönen Wissenschaften und Künste“ sollte in seinem ganzen Umfange berücksichtigt werden. Und in gerechter Würdigung des ungemeynen Werthes, welchen die englische Literatur für unsere geistige Entwicklung im vorigen Jahrhundert gewonnen hatte, sollte dafür gesorgt werden, daß alle nennenswerthen Erscheinungen des englischen Marktes zur Sprache kämen.

Jeden Dienstag und Freitag erschien eine Nummer von vier Blättern in Klein-Octav; die erste Freitag den 3. Januar 1772. Auf größere Recensionen von schwererem Caliber folgt meist ein Bündel ganz kleiner, epigrammatischer, oder Personalnotizen, Anekdoten, Anzeigen von neuen Kupferstichen. Wie in anderen Journalen als stehende Rubrik Producte der fremden Literaturen den Uebersetzern empfohlen wurden, so wird hier eine Zeit lang die stehende Rubrik „Gegen die Uebersetzer“ fortgeführt. Zur Probe des übermüthigen Tones und der rücksichtslosen Schärfe setze ich den betreffenden Abschnitt der fünften Nummer ganz hierher:

#### Gegen die Uebersetzer.

The village oppressed, a Poem dedicated to Dr. Goldsmith, 4. 1. S. Robson 1771.

Nicht allein bei uns, sondern auch in England ist die Nachahmerherde zahlreich und lästig. Es ist dieses eine schwache Nachahmung des Village deserted von Doct. Goldsmith, und ihm zugeeignet. Das Elend des unterdrückten Dorfs hat der Verf. selbst nicht im Traum gesehen, und die Klagen sind unpoetisch und erzwungen.

The brother. By a Lady 12. 2 Vol. 5 S.

Wir wünschen, daß dieser Bruder der einzige Sohn seines Vaters bleiben möge . . denn das Wert ist unter der Kritik.

Belle Grove, or the fatal Seduction 12. 2 Vol. 5 S.

Vermuthlich von eben derselben Verfasserin.

The history of Mr. Cecil and Miss Grey. In a series of Letters, 12. 2 Vol. 5 S.

Sehr feinsch und züchtig, aber sehr platt.

The Nun; or the Adventures of the Marchioness of Beauville 12. 2 S. 6 d.

Sarflige und böshafte Nonnengeschichten.

Poetical Essays chiefly of a moral Nature, written at different Periods of Time by a young Man. 8. 1 S. 6 d. 1770.

Ein junger Mensch, der gute Absichten hat, seiner Mutter die Sachen debicirt, gerne nützlich sein will, aber als Poet es niemals sein wird.

Die Sachen, welche hier in kritischem Massenmorde abgethan werden, sind gänzlich verschollen; nur das erste Stück könnte uns interessiren, weil Goldsmith's „Verlassenes Dorf“ heute noch ebenso in unbergänglicher Jugend prangt, wie zu der Zeit, wo Goethe und Gotter zu Weklar in Uebersetzungen wetteiferten, und weil daher auch eine schlechte Nachahmung den Blick des Literaturhistorikers auf sich zieht. Aber wie gleichgültig immer die Gegenstände sein mögen, denen jene Epigramme zur Abschreckung der Uebersetzer gewidmet werden, die dreiste Frische darin hat etwas Bezauberndes. Der Witz ist für uns nicht mehr geistreich; dieser Pfeffer brennt nicht auf unserer überreizten Zunge: aber wir fühlen die Lust des derben Dreinschlagens nach, welche die Recensenten ganz offenbar befeelt. Wir sehen freilich nur Knaben, welche Disteln köpfen: aber diese Knabenheldenthaten sind Vorübungen zum großen Xenien-Strafgerichte. Und unter dem lustigsten Lachen fehlt doch nicht der Appell an ein großes ernstes Princip: „Das Elend des unterdrückten Dorfes hat der Verfasser selbst nicht im Traume gesehen.“ Ihr sollt nicht darstellen wollen, was ihr nicht gesehen habt! Nach diesem Evangelium lebte der junge Goethe.

Ein paar andere Proben von kritischen Knallerbsen greife ich sonst noch auf; das Allerderbste, in Rabelais' Stil, theile ich nicht mit. Ein ganz guter Witz ist im Register die friedlich zwischen allen Büchertiteln stehende Angabe unter D: „Druck- und Schreibfehler Seite 1—832“, d. h. von vorne bis hinten. Hier aber die weiteren Proben:

Das Lob der Mode, eine Rede gehalten und gedruckt nach der Mode. 1772. 4tehalb Bogen.

— Und auch geschrieben nach der Mode; das ist herzlich schlecht!

Ueber die Mode und deren Folgen. 1771. 2 $\frac{1}{2}$  Bogen.

Der Verfasser sollte sein Talent, Nützlichkeiten zu verkettigen, das ihm S. 22 in seiner Ehe gute Dienste leistet, zu seiner einzigen Beschäftigung machen.

Rede an S. R. G. den Großfürsten Paul Petrowitsch; bey Gelegenheit Dero Majorenitätsfeier. Petersburg 1772. 8. 1 Bog.

Alexander führte einen Poeten mit sich, dem er, vermöge eines Contracts für jeden guten Vers ein Geldstück, und für jeden schlechten eine Ohrfeige gab. Wir hoffen, dieser poetische Redner wird sich andere Conditionen gemacht haben, und bewundern die Geduld und die Wachsamkeit des jungen Großfürsten, wenn er diese Rede ausgehört hat, ohne zu schlafen.

Wolf's Frage, ein Trauerspiel, von Johannes Ewald, aus dem Dänischen, 1772.

Nacht, Hochverrath und Brudermord, Blutschand und Tod, und Finsterniß, Gräucl, Liebes-

und Sterbensnoth, daß wir bei Zeiten, mit einem andächtigen Bewahr uns! auf den Heimweg bedacht gewesen.

Aufgefangener literarischer Briefwechsel, der Döbale'schen Kunstrichter und anderer Gelehrten. 1772.

Gemeiner Muthwillen, der sich an Reibes- und Seelenschäden unbedeutender Menschen übt, ohne Kraft ihr Wesen und Manieren zu Karikatur zu verzerrern. Das Jeng mag einige Theater- und Kotterien-Publika interessiren. Gott bewahr uns, daß wir nur das Geringsste erfahren mögen, woher diese Feindseligkeiten kommen, und wohin sie gehen. Leid thut's uns für ein und den andern braven Mann, daß ihm im Gedränge auch eins verseht wird. Im Ganzen mag der Verfasser ein rechter Don Quigotte sein, solch ein Feindeheer sich zu schaffen, Schmidts und Dicks an ihre Spitze zu stellen, und dann muthig unter das würbige Schattenvolk dreinzuhauen.

Das „würbige Schattenvolk“? Mich dünkt, das war Goethe's Ton. Die Berliner kgl. Bibliothek besitzt ein Exemplar der Frankfurter Gelehrten Anzeigen, welches einst dem gelehrten Literator J. G. Meusel gehörte. Dieser gute Philister kann zuweilen seine Empfindungen nicht zurückhalten, und wo er sich verletzt fühlt, da streicht er an; wo es ihm gar zu toll wird, da macht er Randglossen. In der Regel deuten solche Striche oder Notizen auf Goethe's Autorschaft: kein anderer Mitarbeiter des Journals zupft ihn so unangenehm an seinem dicken Zopfe. . . Den eben mitgetheilten Schlußsatz hat er am Rand angestrichen und das „würbige Schattenvolk“ noch besonders im Text unterstrichen. —

Ganz ausgezeichnet finde ich die Berichte über Neuigkeiten des Kunstmarktes, oder ältere Producte der vervielfältigenden Künste. Ich widerstehe der Versuchung nicht, abermals eine längere Stelle auszuziehen, damit man nur einigermaßen ahne, welcher reine Blick, welches ruhig abgewogene Urtheil und welche präcise Sprache in Goethe's damaligem Kreise auch für das Kunstgebiet zu Hause war.

#### Englische schwarze Kunst<sup>1)</sup>.

Charlotte, Königin von Großbritannien, von Zoffany gemalt, von Hourden gearbeitet. Der schöne Gedanke, die Königin an einem offenen Fenster vor einem Blumenstock mit gefalteten Händen sitzend, unerschüttert von dem Feuerwetter, das ihr zur Seite vom Wald herabströmt, ist höchst äbel ausgeführt. Die zerstreuten Lichter auf dem Kleide, dem Tische, dem Blumentopf, ziehen das Auge herum, daß der Hauptgedanke auch einem Aufmerkamen entweichen könnte.

Georg, König von Großbritannien, von eben demselben. Ihre Majestät sitzen in cavalierischer Selbstgenügsamkeit, die Hände auf die Schenkel gestützt, so da, als wollten sie zur Jagd reiten oder kämen von der Jagd. Hut und Degen liegen auf dem Tische darneben.

Ihre Königl. Hoheiten Georg, Prinz von Wales, und Friedrich, Bischof von Osnabrück. Gezeichnet und gearbeitet von Kovery. Zwei allerliebste Knaben, brüderliche Gestalten, stehen in jugendlicher Einfalt, ruhigem Gefühl ihrer Würde neben einander, als zeigten sie sich vom Balkon dem Volke.

The miser and his mistress nach Holbein von Dawe. Ein dickes, wollüstiges Weib arbeitet mit hämischer Freude, einem Kerl, der schreiend die Zähne fürchterlich bläßt, einen Geldbeutel wegzureißen, den er mit beiden Armen festhält. Holbein's trodne und abgeschnittne Manier ist nicht für die schwarze Kunst, deren Verdienst im weichen Verschmelzen liegt. Daher ist dieses Stück hart.

Il penseroso, eine hohe Ruhe auf einem edlen weiblichen Gesichte, die Gestalt ansehnlich, und das ganze wohl zum Zwecke gehalten.

<sup>1)</sup> Das ist Schabmanier, mezzo tinto. — Die Künstlernamen richtig zu stellen, gab ich mir keine Mühe, da es hier gar nicht auf sie ankommt.

L'Allegro, eine tanzende freundliche Figur in allem weit unter dem vorhergehenden. Beide nach Romney von Dunkarvon.

The parting of Hector and Andromache, nach Angelika Kaufmann von Watson. Eine kalte, steife Theatergruppe, unbedeutende Gestalten an einander gestellt, ohne Geist und Leben.

Henry Fox Esquire etc. nach Ramsay von Ardel. Ein stattlicher Mann in den Jahren der Geschäfte und Ehrenstellen. Was von den meisten englischen Portraits gilt, müssen wir auch hier sagen. Ihre Würde leuchtet aus ihrer Gestalt, nicht wie bürgerliche Ebelleute mit Treffen besetzt, mit Franzen behangen, mit Orden ausgezeichnet. Und ihr tiefes Gefühl, das wir sombre nennen, giebt die Haltung darüber. Auch hat uns oft der Anblick des Portraits einer englischen Dame zu Lieb und Achtung gefesselt, die in einfachem Kleide sich auf den Geist ihres Blickes verläßt; nicht den Maler zwingt, mit Schneider und Puzmacherin zu wetzeln.

The Infant Jesus, nach Domenichino von Carlom. Ein nackendes Kind auf Windeln hingestreckt, das sich seiner Glieder freut, und besseren Fortkommens in der Welt halben, Jesus getauft worden ist.

Der ehrliche Meusel hat zwar in den vorstehenden Bemerkungen Einiges angestrichen, aber ganz leise — der Grad seiner Empörung ist stets aus der Dicke seiner Striche zu ermessen —: ich möchte die Recensionen nicht Goethen zuschreiben, wenigstens im Ganzen nicht, zur Redaction mag er geholfen haben. Den Hauptanspruch auf Autorität bei Kunstkritiken der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ aber hat immer wol Merck; und wenn die Deutschen einmal ein Buch besitzen werden, wie es die Franzosen bereits haben, eine Geschichte ihrer Kunstcritik, so darf sicher Merck auf eine ehrenvolle Stelle darin Anspruch machen. Bei Bougot<sup>1)</sup> fällt das hellste Licht natürlich auf Diderot und seine entzündenden Salons: wir haben ihm keinen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts von gleichem Rang entgegenzusetzen, da Windelmann auf ein anderes Brett gehört. Um so sorgfältiger müssen wir die geringen Spuren kunstkritischen Talentes sammeln, die uns in Deutschland hier und da vereinzelt aufstoßen. In das gemeinsame künstlerische Treiben Merck's und Goethe's, wovon wir so viel in ihren Correspondenzen lesen, ist uns durch jene Journalnotizen ein gewisser Einblick gestattet.<sup>2)</sup> Für Goethe schloß sich Merck's Freundschaft in dieser Hinsicht an den Verkehr mit Deser an, von dem er in Leipzig so viel lernte. Wenn er sich jetzt selbst in Kunstcritik versucht, so ist er weniger sachlich als Merck; er declamirt mehr, als daß er schildert; er fühlt mehr, als daß er betrachtet. Die folgende Recension schreibe ich ihm mit Bestimmtheit zu; sie gilt Desern, den er auch sonst gerne dankbar herausstreicht.

<sup>1)</sup> Essai sur la critique d'art ses principes — sa méthode — son histoire en France par A. Bougot. Paris, Hachette, o. J.

<sup>2)</sup> Ein sehr charakteristisches Urtheil sei hier noch angemerkt. In einem Gedichte Ramler's wird der allwissende Jüngling verspottet, der in einer Bildergallerie

Todtes Gemäuer vorzieht und grasende Kinder, und Rörbe  
Voll Trauben, und die ganze lange Bettlerjungt.

„In diesem letzten Stücke — sagt der Recensent — müssen wir bekennen, daß wir sehr oft vom Geschmack des allwissenden Jünglings sind und weit mehr wahre Schöpferkraft in einem de Heem oder Bergheem wahrnehmen, als in mancher der heroischsten Zusammenstellungen (Compositionen) unsrer neuern Landsleute aus griechischer oder römischer Geschichte. Der Recensent erinnert sich wirklich eines Krebses von de Heem, in dem er mehr Poesie fand, als in einer Cleopatra von Tischbein.“

## Kupferstiche.

Ein Blatt, die drey Apostel unterschrieben, nach Mich. Angelo von Caravaggio, von Desern gezeichnet, von Baufen radirt. Ein Blatt, das weder Künstler noch Liebhaber entbehren kann. Das Beisammensein in einem Geist, dreier, durch brüderlichste Manigfaltigkeit charakterisirter, menschenfreundlicher alter Köpfe; solch eine Seelenruhe durch eine dämmernde Haltung drüber gehaucht. Es ist das empfundenste Kunstwerk, das uns seit langer Zeit vor die Augen gekommen. Auch lassen wir nur eine Anzeige, um jeden wahren Liebhaber einzuladen, mit uns die Freuden der Empfindung und Erkenntnis zu genießen, die eine anhaltende Betrachtung solch eines Werks einer fühlenden Seele reichlich gewährt.

Man wird den schönen breit austönenden Rhythmus des letzten Satzes, auch ohne daß ich darauf hinweise, bewundernd gefühlt haben. Auch unser Barometer Meusel läßt uns hier nicht im Stich; es senkt sich gewaltig. Der Superlativ „empfundest“ und das „Lassen“ dieser Anzeige erregt seinen ganzen Zorn.

Aus Gründen, die man leicht errathen wird, theile ich noch eine Kupferstichrecension mit, obgleich sie weder an sich noch durch Goethe'sche Wendungen ausgezeichnet ist.

Pylades and Orestes, nach West von Basine. In ihrer Größe zeigt sich hier Wests Composition. Mit gesenkten Köpfen stehen die beiden Freunde fast nackt, gebunden vor dem Altar, Iphigenia hält mittheilsvoll ihr Aug auf dem einen, eine unbedeutende Figur drängt sich gegen sie und scheint die Entdeckung zu machen. Männlich gestochen.

Daß so ein Bild einmal Goethen unter die Hände kam, daß auf so ein Bild einmal Goethe hingewiesen wurde: das darf man immerhin beachten, wenn man auch Nichts damit beweisen wollen darf. Die Wurzeln seiner Iphigenie liegen bekanntlich tiefer; ich brauche Hermann Grimm's schöne Vermuthung hier nicht zu wiederholen.

Wo wir den jungen Recensenten auf dem Gebiete der Poesie finden, da zeigt er überall Sachkenntniß und bringt nach und nach zu einer gewissen Meisterschaft durch. Auch hier freilich ist ihm Merck überlegen durch Gerechtigkeit, ruhige Analyse, theoretische Bildung und vergleichende Uebersicht des zugehörigen Stoffes, mit einem Wort: durch Objectivität. Goethe verfährt ganz wie nach seiner gelegentlichen Definition der Mann von Genie: „Der Mann von Genie? Der wird uns sagen, was ihm die Bücher waren.“

Sehr richtig schreibt Herder an Merck, indem er sich selbst mit Swift vergleicht: „In Ihren Zeitungen sind Sie immer Sokrates-Addison, Goethe meistens ein junger übermüthiger Lord mit entsecklich scharrenden Hahnenfüßen, und wenn ich einmal komme, so ist's der irländische Dechant mit der Peitsche.“

Indessen, wenn ich mich nicht irre, hat sich Goethe Anfangs sehr viel Mühe gegeben, ein regelrechter objectiver Recensent zu werden. Wir finden ganz gelassene Analysen von Schauspielen mit theoretischen Bemerkungen am Schluß und sogar mit Ausstellungen über Grammatik und Wortgebrauch. Aber er zwingt sich zu der Rolle, und der junge Lord ist uns lieber, der einmal den Gedanken hintwirft: „Unter allen Besitzungen auf Erden ist ein eigen Herz die kostbarste, und unter tausenden haben sie kaum zween“ . . . . oder der, anstatt schlechte Lyrik im einzelnen zu betrachten, das Bild eines künftigen deutschen Lyrikers hinstellt, der erlebtes Glück dichterisch zu formen wisse, und dabei mit

unglaublicher Kühnheit sich selbst und Lotte Buff mit durchsichtigen Masken abschilbert, — in einer lebendigen, kecken Sprache, mit einer Fülle des unbekümmert bezeichnenden Ausdrucks, daß unser guter oder vielmehr böser Meusel ganz außer sich geräth und Bemerkungen an den Rand schreibt, wie: „O des Muthwilligen!“ — „Pfuy!“ — „Alles so hübsch ohne Beweis hingeplaudert!“ — „Paule, du rasest!“ . . . Oder der, vom Ursprung der schönen Künste redend, auf die Natur im Allgemeinen kommt und darüber sich Wertherisch vernehmen läßt: „Was wir von Natur sehen, ist Kraft, die Kraft verschlingt, nichts gegenwärtig, alles vorübergehend; tausend Reime zertreten, jeden Augenblick tausend geboren; groß und bedeutend, mannigfaltig in's Unendliche; schön und häßlich, gut und böse, alles mit gleichem Rechte neben einander existirend. Und die Kunst — fährt er fort — ist gerade das Widerspiel, sie entspringt aus den Bemühungen des Individuums, sich gegen die zerstörende Kraft des Ganzen zu erhalten.“

Aber den künftigen Verfasser des Werther erkennt man zuweilen auch schon am Stil. Man lese z. B. die folgenden beiden Recensionen und genieße den Pomp dieser langen und doch so klaren Perioden, die freilich noch ausgekügelt und absichtlich, stellenweise aber von überwältigender Kraft der Sprache sind. Ein ernstes Stück gehe voran; ein lustigeres folge nach. In dem ersten wird man die idealen Gedanken Wilhelm Meisters über Bühne und Schauspielwesen nicht verkennen; und es ist wol noch nirgends so klar geworden, wie sehr „Wilhelm Meisters theatralische Sendung“ (so sollte der Roman ursprünglich doppelstimmig heißen) — im Jahre 1772 Goethe's eigene vermeintliche Sendung war.

Müller J. G. J. *Genauere Nachrichten von beyden k. k. Schaubühnen in Wien, mit Kupfern.* 8. 112 S.

Herr Müller erzählt uns hundertertei Dinge vom Wiener Theater, um die wir uns gar nichts bekümmern. Warlich! Deutschland ist wenig daran gelegen, wenn diese oder jene Actrice in diesem oder jenem Stück einschlafen gemacht hat; und wie der Einsager, der Comodienshornsteinfeger, der Partienreiber, Schreiner, Zettelträger, Thorsteher und Kutsher heißen. Es ist uns freilich lieb, daß man in Wien endlich das Extemporiren und den Hanswurst verbannt hat; aber die Wiener Schaubühne bloß deswegen zu einer Nationalschaubühne zu machen; das ist der ganzen Nation beleidigend. Wenn nicht die Acteurs und Actricen in einer eigenen Schule angewiesen werden, die Natur und den Homer, den Sophokles, Euripides, Aristophanes, Plautus, Terenz und Shakespeare zu studiren; wenn ihre Seelen nicht durch eine eigene Erziehungsart zu großen Empfindungen gebildet werden, die sie in ihrem ganzen Leben ausdrücken müssen; wenn unter ihnen keine Originalgenies aufwachsen; wenn diese Genies nicht mit etwas anders, als mit Geld belohnt werden; wenn Dichter und Schauspieler nicht eine feine Sprache lernen; wenn sie nicht Zutritt an den Höfen oder vielmehr in die wahrhaftig große Welt erhalten; wenn ihre Zuhörer selbst nicht mit fühlbaren starken Seelen zu ihnen kommen; wenn nicht wahre Vaterlandsliebe, wahre Tugend, wahre Großmuth, wahre Liebe, wahres Gefühl des Guten, des Schönen, des Großen den Dichter zu schreiben, den Schauspieler zu reden, den Zuschauer zu hören begeistert, so ist alle Bemühung, der Bühne eine eigentümliche Größe und ihren wahren Werth zu geben, ganz vergeblich. So wie ich die Sachen sehen, kommen uns die großen Theatergebäude und Anstalten nicht anders vor, als wie das rothe Riffen mit goldenen Spizen und der himmelblaue Waldrachin des wohlthätigen Frosches und der weißen Rake! — — und trotz allen den schönen Dingen, die Herr Müller uns erzählt, selbst die Wüsten der Acteurs und Actricen nicht ausgenommen, die er hat stechen lassen, müssen wir ihn im Namen der Nation bitten, der Wiener Schauspielergesellschaft vor der Hand den großen Titel einer Nationalgesell-



schaft nicht zu ertheilen, sondern erst zu warten, bis wir eine Nation sind, bis Wien der Repräsentant derselben ist und bis die dortige Truppe den Charakter derselben angenommen hat.

Wanderschaft eines Journalisten. Burzshude 1771. 8. 4te halb Bogen.

Wir holen diese platte Satyre, die uns iho erst in die Hand fällt, aus dem vorigen Jahr nach, um doch alle diejenigen, welche sich an dgl. Dinge machen wollen, recht herzlich zu bitten, sich ein wenig mehr Laune und Wiß anzuschaffen, oder lieber die Sachen so gehen zu lassen, wie sie gehen. Es gehört wirklich mehr als flache Poffe dazu, um Schriftsteller und Journalisten, die beide so sehr im Argen liegen, zu bessern. So lang wir die Gelehrten nur nach ihrem Handwerk und nicht nach ihrem inneren Werthe schätzen; so lang der Mensch dem Gelehrten nachsteht, und immer ehe gefragt wird: was hat er geschrieben? als, wie lebt, wie denkt er? So lange man auf Autorität und Journalistenchaft mehr Werth legt, als auf eine jede andere angenehme Unterhaltung an einem gesellschaftlichen Abend; so lange die Wissenschäften in phantastischen Welten auf Seifenblasen herumfahren; mit einem Wort, so lang wir denken, lesen, Lehren, schreiben und leben, wie wir iho thun: so lang wird's elende Schriftsteller und noch elendere Journalisten geben! und das ist gut! wie will man Kinder stillen ohne Puppen; oder Wallfische fangen ohne Tonnen? — Die Wahrheit erhalte uns nur einige Schriftsteller; oder lieber nur einige Weisen, für die, die leben können ohne Puppe! Wer übrigens diese Handwerksputzchen-Wandergeschichte noch nicht gelesen hat, und wissen will, wie ein Brodjournaleiste nach manchen Gefahren von Prügeln und Bettelbögen ein Journalisten-Comptoir in Burzshude aufrichtet; der gehe hin und lese, und lache, wenn er kann!

Nur noch eine Probe sei mir gestattet auszuheben, und das mag die letzte sein, — damit man sehe, wie unbarmherzig der junge Goethe zerfleischen konnte, wo ihm Widriges begegnete. Doch bedarf es zum vollen Verständniß einer kurzen Erläuterung.

Kloß, der Professor und Geheimerath Kloß, der durch Lessing für ewig an den Pranger der deutschen Literatur gestellte Kloß, war am 31. December 1771 gestorben. Die Mischung von Geschicklichkeit und Gemeinheit, die ihn auszeichnete, hatte ihm eine merkwürdige oder eigentlich nicht merkwürdige Anziehungskraft für alle zweifelhaften Elemente des damaligen Litteratenthums gegeben. Um Kloß gruppirte sich die gelehrte Gefinnungslosigkeit, die um jeden Preis Carriere machen wollte; ein kritisches Journal, die „Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften“, wurde eigens zu dem Zwecke gegründet, um alle Mitglieder der Clique zu loben und zu fördern und alle Nichtmitglieder in Schrecken zu versetzen; die unverschämteste Reclame für unbedeutende Leute verband sich mit der rücksichtslosesten Frechheit gegen bedeutende Männer. Aber die Polemik mit Lessing und Herder ruinirte die ganze Gesellschaft in der öffentlichen Meinung. Und als Kloß starb, erlebte man das widerwärtige Schauspiel, daß ein ehemaliger Freund des einst so gefürchteten Mannes, der Professor Hausen in Frankfurt an der Oder, den Vorhang völlig wegzog und die elenden Litteratentkniße des Verstorbenen in ihrer ganzen Scheußlichkeit aufdeckte. Goethe hat das Buch angezeigt und ruft mit Recht aus: „Armer Kloß, in welcher erbärmlichen Gestalt wirfst du vor's Publikum hingelegt!“ Hausen, meint er, habe dem Todten sein Sterbehemd ausgezogen und seine mißgestaltete Nacktheit, an eine Landstraße hingeworfen, den Vögeln und Hunden preisgegeben.

Zu den Freunden des Kloß hatte nun auch der talentvolle, zarte, nach weichen Formen und zierlichen Gedanken strebende Dyrker Johann Georg Jacobi gehört, und es war für ihn äußerst peinlich, daß Hausen ihn unter den ersten Mitarbeitern der „Deutschen Bibliothek“ nannte, mit welchen Kloß den Plan

überlegt und ausgeführt habe; ja, es war überhaupt bedenklich, unter Klopens nahen Freunden aufgeführt, gleichsam öffentlich als Genofz eines literarischen Spitzbuben denuncirt zu werden. Georg Jacobi ließ daher in Form eines Briefes an eine Freundin (Sophie von Larocke war gemeint) eine Art Vertheidigung drucken, worin er zuerst von einem anonymen Brief erzählt, den er in ländlicher Stille auf einer Garbe sitzend las und der ihm gegenüber die Frage aufwarf: „Ist der Sänger, den ich kenne, auch der edle, warme Menschenfreund, auch der echte, weise Zugenfreund, auch des Lasters strenger Feind?“ Jacobi habe der Welt versprochen, gut und edel zu sein; gut und edel müsse er sein. An Jacobi's Tugend, an seinem Charakter zu zweifeln, ist dem Briefschreiber unmöglich, was auch der Neid oder die Thorheit oder die Verleumdung sprechen möge. Mehrere solche Briefe — erzählt Jacobi weiter — habe er bekommen; er wisse nicht, wer Zweifel gegen seinen Charakter austreue; er sei unschuldig; er habe iberall den Namen eines guten Mannes hinterlassen und dürfe das laut behaupten. Aber noch wirksamer setzt er seine Unschuld in Scene: er ist in einem Garten, dessen ehemaliger Besizer in der Sklaverei starb, der Gedanke an ihn und das dunkle Grün der Kastanienbäume, welche der Unglückliche gepflanzt, stimmt ihn ernst; er bricht Rosenknospen ab für ein kleines vornehmes, aber natürliches Mädchen, — der Begriff ihrer Unschuld folgt ihm in das Gartenhaus, in welchem er ein heraufziehendes Gewitter beobachtet. Neben dem Hause loden sich zwei Vögel auf verschiedenen Bäumen; jetzt hört man die Stimmen der Vögel; jetzt einen entfernten Donner; und jene singen immer fort. Jacobi sieht seine Rosen an und kann ohne Reue an seine Lieder zurückdenken; er hat keines derselben durch eine Niederträchtigkeit entweiht. . . . Wie er aus dem Garten zurückkehrt, wird ihm das Hausen'sche Buch gebracht. Er muß fürchten, die Achtung würdiger Männer zu verlieren, die Zweifel an seinem Charakter bestärkt zu sehen; er will Rechenschaft ablegen, er will es mit dem stillen, stolzen Bewußtsein, mit welchem er — auf der Garbe saß und zwischen den Kastanienbaumen die singenden Vögel und den Donner hörte. Es ist unbeschreiblich komisch!

Was folgt, interessirt uns weniger. Jacobi erzählt seine Bekanntschaft mit Klop; er habe nie an einer Cabale Antheil genommen und eigne sich nicht dazu; er liebe die Ruhe, sei gleichgültig gegen die Außenwelt, fürchte sich Jemand zu beleidigen, treibe den Scherz nicht leicht bis zum Muthwillen; er sei in Klopens Treiben nicht eingeweiht gewesen, habe Lessing stets als einen großen Mann verehrt und sei sich nicht des kleinsten Spottes gegen ihn bewußt; er müsse aber allerdings ebenso ehrlich wie freimüthig der Freundin und der Welt gestehen, daß er nicht von allen kritischen Sünden frei geblieben sei. . . . Nunmehr lese man Goethe's Recension dieser sonderbaren Beicht- und Bekenntnischrift.

Ueber das von dem Herrn Professor Hausen entworfene Leben des H. G. K. Klop. Halberstadt 1772. 8. 69 S.

Herr Jacobi und sein gutes Herz; das gute Herz und der Herr Jacobi; die ein großer Theil des Publicums mit uns von Herzen satt ist.

Konnte er nicht lieblicher Dichter sein, ohne sich iberall anliebeln zu wollen? nicht ehrlicher Mann, ohne diese ängstliche Protestationen? Was ist sie auch nur im geringsten werth diese Bufertigkeit, mit der er auf sein Recensentenleben zurück sieht? bekennt: er habe zwar unver-

meidliche Sünden begangen, pag. 46, wolle sie aber als Schwachheitsjünden angesehen wissen, da ihm bekanntlich nicht die geringste Bosheit, nicht die mindeste Fähigkeit zu Schaden von der Natur mitgetheilt worden. Und das versichert er einer Frau; da doch die treflichste des andern Geschlechts in Männerzwist weber zeugen noch richten kann.

Uns ist der Inhalt und die Art des Vortrags höchst widrig aufgefallen. Wir wünschten Herr Jacobi unter seinen Zweigen affkompagnirte seine Vögel; wäre

Der edle, warme Menschenfreund

Der ächte, weise Jugendfreund

Auch des Lasters strenger Feind.

pag. 7.

und liebe uns nur mit seinen Tugenden unbehelligt. Streitigkeiten sollt er andern überlassen, als Geistlicher, Poet und — hat er doppelt und dreifach das Weiberrecht.

Es ist aber nun wol endlich höchste Zeit, daß ich einem Einwande begegne, den die meisten meiner Leser gewiß schon oft im Stillen gemacht haben und den ich ohne Zweifel selbst erhoben hätte, wenn ich hier nicht Autor, sondern Leser wäre.

Ich hasse die vielen und langen Citate; ich wünsche durchaus den Schriftsteller selbst zu vernehmen, nicht so und so viele andere Autoren, zu deren Sprachrohr er sich macht. Gegen eine kurze, schlagende Anführung habe ich Nichts, sie gibt der Sache etwas Dramatisches, Vielftimmiges. Aber die langen bequemen Mittheilungen und Abschriften aus fremden Büchern können mir den schönsten Aufsatz zerflören, der mir dann bunt wie ein Puppenharlekin vorkommt, den man aus hundert verschiedenfarbigen Rappchen zusammengesetzt hat. Unwillkürlich versuche ich mit dem bösen rücksichtslosen Instincte des ungeduldigen Lesers, in solchen Arbeiten alles Fremde zu überschlagen und aus dem Zusammenhange zu errathen. Ich bitte meine Leser dringend, daß sie mit den gegenwärtigen Blättern nicht ebenso verfahren. Es wäre jammer schade. Die Citate sind hier die Hauptsache; Goethe und seine Freunde machen die Musik; ich liefere nur etwas verbindenden Text.

Aber meine geehrten Leser kennen ihren Goethe, und einige davon — ich hoffe die meisten — auch Hirzel's „Jungen Goethe“. Sie erinnern sich, darin Goethe's Antheil an den Frankfurter Gelehrten Anzeigen gefunden, gelesen und genossen zu haben; und verwundern sich nun, daß ich ihnen nicht allein von Merck, sondern auch von Goethe ganze Recensionen mitgetheilt und die Frage nach der Autorschaft wiederholt als eine offene behandelt habe. Ich hätte vielleicht von vornherein darauf aufmerksam machen sollen, daß die sämmtlichen Beiträge zu der Zeitschrift anonym sind, daß Goethe erst in höherem Alter sie wieder zur Hand nahm und seine eigenen Producte nicht sicher wiedererkannte, und daß ihm dabei auffallende Irrthümer begegnet sind, welche wir auf Grund der Correspondenzen des Jahres 1772 berichtigen können: er hat sich Beiträge zugeschrieben, die ihm nicht gehören; er hat sich andererseits Beiträge nicht zugeschrieben, die ihm sicher gehören<sup>1)</sup>. Wir haben daher bis auf einen gewissen

<sup>1)</sup> Ich verweise einstweilen auf W. v. Biedermann in Schnorr's Archiv für Literaturgeschichte 4, 32—42 und hoffe später an einem andern Orte auf das interessante philologische Problem, das uns die Frankf. Gel. Anz. darbieten, zurückzukommen. Auch Herder's Beiträge sind erst durch philologische Untersuchung vollständig zu ermitteln. Das Verzeichniß in den Werken zur schönen Witt. und Kunst 20, 413 ist nicht vollständig; es beginnt erst mit Nr. 54 der Frankf.

Grad das Recht, auf eigene Hand zu suchen und auf Grund unserer sonstigen Kenntniß von Goethe's Art und Sprache seine Autorschaft zu behaupten. Das habe ich mir im Vorstehenden zu thun erlaubt; Alles, was ich als Goethisch mittheilte, beruht auf Vermuthungen, die aber zum Theile gewiß noch strengster Prüfung bedürfen und leicht von künftiger Forschung wieder verworfen werden können. Meine Absicht war, den Lesern der Rundschau eine Reihe von unbekanntenen Goethe'schen oder in Goethe's Kreis mit seiner Billigung und Hilfe entstandenen Aufsätzen vorzuführen, und auf eine Quelle hinzuweisen, welche noch viel mehr dergleichen birgt. Vollständiger Abdruck war aber nöthig, weil die Frankfurter Gelehrten Anzeigen äußerst selten geworden und sehr unzugänglich sind. Es mögen auf allen größeren deutschen Bibliotheken zusammengenommen kaum so viele Exemplare davon vorhanden sein, wie es Manuscripte von manchen altdeutschen Gedichten gibt; und wenn man solche Gedichte edirt und darunter oft ganz schlechtes Zeug dem gelehrten Publicum aufstischt, so haben literarische Erzeugnisse Goethe's und Merck's gewiß den Anspruch auf neues Erscheinen vor den Gebildeten der Nation.

Wie sorgfältig geht man jetzt den Spuren jenes jungen Lessing nach und verfolgt seine Recensententhätigkeit in der Vossischen Zeitung. Wären wir nicht Goethe dieselbe Sorgfalt schuldig? Damit aber sicher Nichts verloren gehe, damit uns auch bleibe, was Goethe zu den Recensionen der Freunde beigezeichnet haben kann, gibt es nur ein Mittel: vollständigen Wiederabdruck des Jahrgangs 1772 der Frankfurter Gelehrten Anzeigen. Und den verdient er in vollem Maße.

Die Zeitschrift machte das größte Aufsehen. Die besten Köpfe der Nation lasen sie mit Vergnügen. Voie, selbst ein ausgezeichnete Redacteur, versicherte, sie sei ihm ein wahres Balsam gewesen. Ein Anderer — ich will nicht verschweigen, daß es derselbe Georg Jacobi war, dem nachher so übel mitgespielt wurde — pries die Kritik glücklich, daß sich so edel denkende freie Männer ihrer annahmen. Auch kleine, für die Wirkung auf das Publicum nicht ungünstige Umstände legen Zeugniß ab von der Bedeutung, welche sie rasch erlangte: ein Proceß stellte sich ein; Prediger von der Kanzel machten durch thörichte Angriffe dafür Reclame. Ohne Zweifel hätte das Blatt eine leitende Stellung erlangt, wenn nicht die ausgezeichneten Mitarbeiter sich nach Jahresfrist zurückzogen.

Jener Jahrgang 1772 ist ein unschätzbares Document für Goethe's Entwicklung und für die Entwicklung unserer Literatur überhaupt. Nirgends sonst hatte der aufstrebende Schriftstellerkreis, in welchem Herder als Führer verehrt wurde, ein besonderes Organ zu eigener Verfügung. Nirgends konnten sich die neuen Gedanken, denen die Zukunft unserer Poesie gehörte, so ungehindert ent-

Hel. Anz. vom 7. Juli 1772; aber schon Anfangs April hat Merck Herder'sche Recensionen bekommen (Herder's Nachlaß 3, 229) und er hat sie gewiß nicht ein Vierteljahr liegen lassen. Mit Wahrscheinlichkeit ist Herder z. B. zuzuschreiben S. 280 über eine Uebersetzung des Pinbar (1. Mai); aus den angeblichen Goethe'schen Recensionen die Nummern 17 und 19 (S. 446 und 451 bei Hirzel, Bd. 2). Von Merck, beiläufig gesagt, ist Nummer 25 (S. 467) nach Herder's Nachl. 3, 369.

falten und so einheitlich auf allen Gebieten der Wissenschaft geltend machen. Und nirgends wol sind revolutionäre Impulse so maßvoll in's Leben geführt worden, wie hier. Trotz den erwähnten Händeln mit der Geistlichkeit war die religiöse Richtung des Journals eine conservative: die extremen Aufklärer werden verspottet; vor dem Richterstuhle der gepriesenen Vernunft hat man keine besondere Hochachtung; man ruft die Nation hinweg von der Speculation; man fordert sie auf in Dingen, die uns doch immer zu hoch bleiben, zu glauben und Zeit und Fleiß auf unsere eigene Besserung zu wenden. Aber für Predigt und Lehre wird verlangt, daß man Christus nicht als einen mürriſchen Tyrannen vormalte, sondern als einen liebevollen Freund der Menschen darstelle. Für das Verſtändniß der Bibel wird das sympathetiſche Gefühl des Dichters gefordert, mit dem man alle Morgenländer lesen müſſe. Bei einem ſchlechten Werk über das arabische Religionsbuch wird der Wunsch laut, es möchte einmal ein Deutſcher mit allem Dichter- und Prophetengefühl unter orientaliſchem Himmel in ſeinem Zelte den Koran lesen und Ahnungsgeist genug beſitzen, um das Ganze zu umfaſſen. Die Zuſtände der Naturvölker werden gerne geſchildert, für das deutſche Alterthum und nordiſche Verhältniſſe herrſcht entſchiedenes Intereſſe. Alles im Sinne Herder's, für den lautes Lob, aber ſelten mit Nennung des Namens, erklingt. Einmal iſt von ihm als von einem großen Manne geſprochen; gleich aber beſchwert er ſich brieflich darüber. Ein ander Mal wird eine Recenſion von ihm in der Allgemeinen Deutſchen Bibliothek allen jungen Leuten empfohlen, die ihr Gefühl des Guten und Schönen zu entwickeln ſtreben: „Hier werden ihnen die Feſſeln abgenommen, in die ein hergebrachter Unterricht der ſchönen Wiſſenſchaften ſie ſchmiedet. Auch hoffen wir, daß manchem Lehrer das Herz dabei ſchlagen ſoll, wenn er nur einigermaßen fühlbar iſt. Den Sand aufgeraffter Formeln und Floſkeln gaffenden Jünglingen vom Katheder in die Augen zu werfen, dazu braucht's weder Genie noch Talent; aber mit ihnen durch die Gefilde der Natur, durch die Säle der Kunſt zu wandeln, um an ihrer Spitze mit ihnen nach Feſtigkeit, Beſtimmtheit und Wahrheit die dunkeln eingebornen Gefühle zu ſuchen! Gott ſei Dank, daß wir in Deutſchland ſolcher Männer nicht mangeln.“

Das Stichwort „Natur und Wahrheit“ hören wir wol; aber nie dringt es ſich auf, nie iſt es Phraſe. Auch der Ruhm Shakeſpeare's wird verkündigt: „alle Werke Shakeſpeare's ſind fliegende Blätter aus dem großen Buche der Natur, Chroniken und Annalen des menſchlichen Herzens“; aber ich glaube, es iſt wirklich öfter die Rede von Voltaire als von Shakeſpeare, und der Greis von Ferney wird zwar nicht mit Sympathie, aber ſtets mit gehörigem Reſpecte behandelt. Als Hauptgeſetz der Poefie gilt: Alles, was geſungen werden ſoll, muß Empfindung ſein; und jede „wahre Menſchenſtimme“ wird in dieſem erwählten Kreiſe mit Freude begrüßt.

Gefühl von Menſchheit und Menſchenbedürfniß iſt auch das Höchſte, was man von dem Politiker verlangt. Lehrbar ſei Politik nicht; Systeme ſeien gut für junge oder müßige Leute, die gerne wiſſen möchten, was Andere thun. Polizei, d. h. die Regierungskunſt des abſolutiſtiſchen Staates, ſei immer nur kämpfende Macht, welche menſchliche Freiheit beſtreite, beſiege und unterdrücke,

nie aber ausrotte. Scharfer Blick, Gegenwart des Geistes, Reichthum an Ressourcen für den Augenblick: das mache den politischen wie den Kriegshelden. Von dem Glück des Volkes wird mit Emphase gesprochen: das Wohl der Unterthanen sei das Glück der Fürsten. „Unsere deutschen Macchiavelle, es gibt ihrer so viele! verdienen, daß sie an sich und an ihren Kindern die abscheulichen Grundsätze zuerst ausgeführt sehen, welche sie mit so viel Geist und Arbeit festzusetzen suchten: das wäre Phalaris' Stier; die gerechte Belohnung menschenfeindlicher Erfindungen.“ Bei Gelegenheit von Basjedow's politischen und moralischen Reden heißt es, dieselben seien größtentheils nur feierliche Gelegenheitsreden: „Man kann deswegen dem Herrn Verfasser seine Rede von der Souveränität ebensowenig zur Last legen, als man uns, denen der Name politische Freiheit so süße schallt, die Beurtheilung derselben anmuthen kann.“ Wir fühlen: hier weht die Luft des Götz von Berlichingen.

Ich bekämpfe, wo ich kann, die rohe Ansicht, als ob Recensionen für den Tag geschrieben würden und nur bestimmt seien, dem Publicum möglichst rasch und deutlich zu sagen, ob es ein neu erschienenes Buch abscheulich oder hübsch finden solle; vollends für Recensionen, welche Menschen ärgern oder herabsetzen oder gar einen unbetheiligten Dritten verdrießen sollen, fehlt mir der Sinn. Auch Recensionen haben eine Kunstform. Auch Recensionen können eine Menschenseele spiegeln. Auch Recensionen dürfen den Anspruch erheben, dauernde und werthvolle Besizthümer der Nationalliteratur zu werden, wenn sie aus reiner Gesinnung fließen, wenn sie im Dienste der Wahrheit und Gerechtigkeit geschrieben sind, wenn ihre Verfasser eigene Gedanken verathen, der Sprache einen neuen Ton ablauschen und den bewundernden Verstand oder das willige Gemüth des Lesers zu rühren wissen. Alle diese Bedingungen treffen für das Meiste zu, was Goethe und seine Freunde zwölf Monate hindurch in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen versuchten und leisteten. Deshalb habe ich gewagt, die Aufmerksamkeit eines Publicums wieder darauf zu lenken, welches von dem Jahre 1772 und seinen Interessen allerdings um mehr als hundert Jahre getrennt ist, aber doch von manchen Schlagworten des damaligen Strebens und Kampfens noch fast ebenso lebhaft bewegt wird, wie die vergangenen Menschen jener werdenden, gährenden Zeit.

# Der thierische Magnetismus und der Mediumismus einmal und jetzt.

~~~~~  
Von  
W. Preyer.  
~~~~~

Ein volles Jahrhundert ist dahingeroU, seit der thierische Magnetismus in's Leben trat, und noch heute hat er das Räthselhafte nicht verloren, das ihm von Anfang an einen großen Theil der Nation zuwendete. Jetzt wie damals gehen die Meinungen des Publicums über ihn auseinander und „von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte“ der ganzen langen Zwischenzeit. Keine der Prophezeihungen, welche die Heilung aller möglichen Krankheiten durch ihn verkündeten, ist in Erfüllung gegangen; aber auch keines der Verdammungsurtheile, die ihn und seine Consequenzen für eitel Trug erklärten, hat sich allgemeine Anerkennung erworben. Noch jetzt glauben die Einen, der animalische Magnetismus sei von unermesslicher Tragweite für die Erweiterung menschlichen Wissens und das Wohlergehen der Menschheit, während die Anderen kategorisch behaupten, ihm liege nur Krankheit, Täuschung und Selbsttäuschung zu Grunde. Dilettanten cultiviren mit Enthusiasmus das Magnetisiren, berichten Wunder über Wunder davon, und haben schon viele Bücher mit Erzählungen über den Erfolg magnetischer Curen angefüllt. Aber gleichzeitig erklären Ungläubige das Ganze für eine „aus hysterischer Nervenüberreizung, überwuchernder Phantasie, aristokratischer Blasirtheit und gewinnsüchtiger Speculation zusammengebraute Seifenblase,“ welche über kurz oder lang am gesunden Verstande zerplatzen müsse.

Was sagen die competenten Richter, die Physiologen, dazu? Immer auf's Neue werden sie bestürmt, ihr Interesse der Sache zuzuwenden und mit Würfen überhäuft, da sie es nicht thun.

Wollte man vom großen Generalstab verlangen, er solle sich für die zahlreichen, tagtäglich mit Bleisoldaten in den Kinderstuben gelieferten Schlachten interessiren, so wäre ein solches Ansinnen ähnlich dem, daß man all' den Kinderstand der Magnetisiren im physiologischen Laboratorium prüfe. Einige Thatfachen sind aber wissenschaftlicher Prüfung werth und sind auch untersucht worden.

Daß durch die Ergebnisse der Prüfung dem Strome des Irthwahn's immer noch kein dauerhafter Damm entgegengestellt wurde, der das Anwachsen desselben mäßigte, ist nicht die Schuld der Naturforscher. Eine Betrachtung des Lebensmagnetismus in seiner ursprünglichen Gestalt und seiner beiden Hauptausläufer in der Gegenwart, des Obismus und Spiritismus, wird vielmehr darthun, daß die Naturwissenschaft vollkommen Recht hat, dem magnetischen und mediumpistischen Wunder keinen Einlaß zu gestatten.

## I.

Es war im Jahre 1766, als in Wien eine Inauguralabhandlung<sup>1)</sup> von einem bis dahin in weiteren Kreisen nicht bekannten, etwas über 30 Jahre alten Mediciner, Namens F. A. Mesmer, gedruckt wurde, welche vom Einfluß der Planeten auf den menschlichen Körper handelt. Der Verfasser, im Jahre 1734 in Weiler bei Stein am Rhein geboren<sup>2)</sup>, gehört zu denjenigen Menschen, denen das zweifelhafte Glück zu Theil ward, von Vielen bis fast zur Vergötterung überschätzt, von vielen Anderen in der ausgesuchtesten Weise geschmäht zu werden. Und zwar waren es nicht etwa nur Laien und Kranke, die ihn als einen Heiland priesen; auch Aerzte und einige angesehenere Männer der Wissenschaft sind in den damaligen Strudel der Mode-Thorheit mit hineingerissen worden. Wer es verstanden hat, eine solche Bewegung heraufzubeschwören, kann weder ein Narr noch ein Dummkopf gewesen sein, muß vielmehr durch irgend Etwas in seinem Wesen oder seinen Worten zu imponiren gewußt haben, was einer Untersuchung wol werth scheint.

In jener Dissertation findet sich nur der Versuch einer allgemeinen Begründung dessen, was Mesmer seine Theorie des Naturmagnetismus nannte und was erst später von Anderen Mesmerthum und Mesmerismus getauft wurde<sup>3)</sup>. Wie fast alle viel discutirten Räthsel erhielt auch dieses bald noch mehr Namen, z. B. Zoomagnetismus, Lebensmagnetismus, auch Anthropomagnetismus. Neururgie, Neurogamie, also Vermählung mittelst der Nerven, ist sogar eine Bezeichnung gewesen<sup>4)</sup>. Eine Bezeichnung für was? Um was handelt es sich bei allen diesen Worten? Welcher Begriff wird durch dieselben aufgestellt?

Ich muß bekennen, daß ich trotz eifrigen Suchens nirgends eine klare Auseinandersetzung, geschweige denn eine ausreichende Begründung des animalischen Magnetismus gefunden habe, weder in den älteren Schriften noch in den neuesten. Wenn ich eine zur Vertheidigung der Mesmer'schen Lehre geschriebene Abhandlung lese, begegnet mir vor Allem eine Unklarheit der Vorstellungen und eine Unkenntniß physiologischer Thatsachen, ferner oft ein solcher Mangel an Kritik und eine so grobe Vernachlässigung der ersten Regeln alles Forschens — Beobachtens wie Experimentirens — daß ich nur mit großer Selbstüberwindung zu Ende lesen kann. Die Unterscheidung der Meinungsfragen von Thatsachen fehlt, die Einschlebung subjectiver Wahrnehmungen in das objective Beobachten ist häufig und von einer sorgfältigen Prüfung der aufgestellten Lehrsätze an der Erfahrung ist zwar viel die Rede, man findet sie aber nur in den gegnerischen Schriften durchgeführt.



Schon die ursprünglichen Apercus des Doctoranden Mesmer sind unklar: Er sagt, ebenso wie die Himmelskörper einen Einfluß aufeinander ausüben, vermöge der Gravitation, und wie die Planeten, besonders die Erde und da wieder die Meere in ihrer Ebbe und Fluth von der Sonne und dem Monde beeinflusst werden, so müsse auch der menschliche Körper unter gleichen allgemeinen Einflüssen stehen. So weit können wir zustimmen, da die menschlichen Körper, wie alle Körper schwer sind. Nun soll aber durch die Nerven eine Modification der Schwere zu Stande kommen, eine Anziehung ähnlich der des Eisens seitens des mineralischen Magneten. Dabei entstehe Polarität, und weil der menschliche Körper dem Magneten so sehr analog sich verhalte, müsse er eine Eigenschaft besitzen wie jener, eben den thierischen Magnetismus. Eine Alles durchbringende Flüssigkeit mache ihn empfänglich für magnetische Einflüsse. Nachdem einmal die Kugel der Phantastie in's Rollen gekommen, werden ihre Sprünge immer toller, die Widersprüche mit den Grundsätzen der exacten Forschung immer stärker und die Willkürlichkeiten bezüglich der Nerventhätigkeit immer ungeheuerlicher, so daß ich mich begnüge, zur Probe nur noch folgende der von Mesmer und seinen Anhängern für fundamental erklärten Sätze hier mitzutheilen:

„Das Wort Magnetismus, das ich willkürlich annahm, bezeichnet keine Substanz, sondern bloß eine Verbindung der Verhältnisse der Naturkräfte und der Wirkungen oder des Einflusses überhaupt, und insbesondere auf den Körper des Menschen.“

„Der natürliche Magnetismus ist jenes allumfassende Gesetz, wonach Alles, was ist, sich im Verhältnisse gegenseitigen Einflusses befindet, welcher zu Stande kommt mittelst ein- und ausgehender Ströme einer feinen Fluth, die ebenso verschiedenartig ist, als die Urtheilchen der Materie es sind. Wie man die Bewegung und die Merkmale, die man beim Magnet wahrnimmt, auch im Eisen künstlich setzen kann, so habe ich die Entdeckung gemacht, daß es eben so gut möglich sei, im menschlichen Körper einen Ton der Bewegung von einer Serie des feinen Stoffes aufzuregen, welche Erscheinungen darbietet, denen des Magnets analog.“

„In der subtilen Flüssigkeit, die Alles durchbringt, kann man eine in einer besonderen Bewegung bestehende Kraft erkennen, welche durch mittel- oder unmittelbare Berührung in kranken Theilen verschiedene Empfindungen und Krise hervorbringt, welche concentrirt und fortgepflanzt werden kann und, auf die innerste Substanz der Nerven geleitet, das gesuchte Agens des Lebensmagnetismus abgibt. Dieses allgemeine Fluidum, in Verbindung mit dem thierischen Körper betrachtet, ist auch das Princip seines individuellen Lebens. Der Mensch befindet sich wie alles Andere im Ocean des Allgemeinflüssigen und ist mit Organen versehen, geeignet die tonificirten Bewegungen einiger Serien desselben ausschließlich aufzunehmen.“ „Dieser Ton der Bewegung, nämlich der thierische Magnetismus kann allen Körpern mitgetheilt werden.“

So formulirt in vollem Ernste Maximilian Perety in der zweiten Auflage seines wunderlichen, kritiklosen Buches „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur“ im Jahre 1872<sup>5)</sup> die Behauptungen Mesmer's, welche dieser in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aufstellte. Man erfährt auf die Frage: was ist der thierische Magnetismus? durch obige Sätze, daß er „keine Substanz“ ist, daß er „ein Gesetz“ ist, daß er „das Princip des individuellen Lebens“ ist, daß er „der Ton einer Bewegung einer Serie eines hypothetischen Fluidums“ ist, daß er „eine Kraft“ ist, endlich daß er „die Verbindung der Verhältnisse der Naturkräfte und des Einflusses überhaupt“ ist.

Ein ärgerer Mißbrauch der Sprache ist selten, ein so hohler, wissenschaftlich fein sollender Wortschwall sucht seines gleichen. Vielleicht macht erst der Zu-

sammenhang Alles klar? Im Gegentheil; je weiter man liest, um so größer wird nur die Verwirrung. Ich habe Mesmer's Schriften daraufhin im Original durchgesehen.

Daß eine solche literarische Thätigkeit, wie sie Dr. Mesmer 1775 in zwei deutschen Sendschreiben über die Magnetcur und 1779 in seinen Französischen Thesen, ebenso wie in späteren Schriftstücken<sup>6)</sup> über die Entdeckung des animalischen Magnetismus entfaltete, nicht geeignet sein konnte, für sich viel Aufsehen zu erregen, liegt auf der Hand. Als Forscher und Schriftsteller hat er Nichts geleistet, was die Geschichte der Wissenschaft zu verzeichnen hätte. Schon 1775 äußerte sich, auf seine wiederholte Anfrage, die Berliner Akademie der Wissenschaften ablehnend.<sup>7)</sup> Aber Mesmer war Arzt und Menschenkenner. Als Arzt durchaus nicht uneigennützig und selbstlos, sondern ruhmstüchtig und von dem Verlangen erfüllt sich zu bereichern, hatte er schon in der ersten Zeit seiner Praxis in Wien manchen Conflict zu bestehen. Schon 1772 benutzte er natürliche Magneten zur Heilung der verschiedenartigsten Krankheiten und seit 1774 ebenda die ihm von dem R. R. Hof-Astronomen Maximilian Hell (geb. 1720, gest. 1792), einem Jesuiten, gelieferten künstlichen Magnete. Hierbei hatte er das Unglück, für einen Lügner gehalten zu werden, weil er mit dem Magneten eine Kranke geheilt zu haben angab, welche nach wie vor krank blieb. Trotzdem hatte er entschiedenen Erfolg und wußte durch seine Persönlichkeit vielen Kranken zu imponiren. Auch andere Aerzte bedienten sich der künstlichen Stahlmagnete, die an die schmerzhaften Körperteile angelegt wurden. Mesmer bemerkte aber bald, daß er bei den magnetischen Curen mehr Glück als seine Concurrenten hatte und vermuthete daher, daß in ihm selbst das Vermögen zu heilen zu suchen sei, nicht in dem Eisen. Er operirte nun ganz ohne Anlegung der Magnete, indem er mit den Händen die Patienten strich. Das Streichen des Eisens beim Magnetisiren behufs Herstellung künstlicher Magnete mag ihm hierbei vorgeschwebt haben. Erst als auch dieses Verfahren eine Menge Heilungen zur Folge hatte, scheint das Publicum in weiteren Kreisen sich für dasselbe interessirt zu haben. Es war zu Anfang des Jahres 1775. Kaum hatte aber Mesmer seine Wundercuren, die er dem thierischen Magnetismus, im Gegensatz zum mineralischen, zuschrieb, bekannt gemacht, als Pater Hell seinen „unparteiischen Bericht der allhier (in Wien) gemachten Entdeckungen der wunderbaren Wirkung der künstlichen Stahlmagnete in verschiedenen Nervenkrankheiten“ veröffentlichte<sup>8)</sup>, worin er die ohne den Eisenmagnetismus erzielten Heilerfolge auf die Einbildungskraft zurückführte. Er hätte nur gleich auch die mittelst seiner Stahlmagnete von ihm selbst constatirten Heilungen ebenso beurtheilen sollen. Stattdessen nahm er einen großen Theil der vermeintlichen Verdienste Mesmer's für sich in Anspruch.

So kam in Wien ein lebhaftes Für und Wider in Gesprächen und Pamphleten der neuen Idee nur zu Statten. Der Umstand, daß man das magnetische Streichen, das sogenannte „Spargiren“ ohne alle Instrumente leicht ausführen konnte und nicht Medicin studirt zu haben brauchte, um Magnetiseur zu sein, verschaffte dem Dr. Mesmer schnell einen großen Anhang. Aber auch

die Zahl seiner Gegner, Concurrenten und Neider und die nüchternen Zuschauer war groß. Er verließ 1777 Wien und begab sich nach Paris.

Hier hatte er das Glück, ein Mitglied der medicinischen Facultät, den Leibarzt des Grafen Artois Dr. d'Eslon für seine neue Curmethode zu gewinnen. Indessen fand dieselbe so bald Eingang und enthusiastischen Anhang bei den jeder Zeit leicht entzündlichen Parisern, daß Mesmer nicht nöthig hatte, noch besonders für sich Propaganda zu machen. Sein mit einem gewissen Nimbus umgebenes Wesen, die Art und Weise, wie er sich den Anschein zu geben wußte, als sei er im Besitze eines in theoretischer wie praktischer Beziehung überaus wichtigen Geheimnisses, steigerte rapide sein Ansehen bei der Masse. Er muß es aber wohl etwas lästig gefunden haben, jeden einzelnen Patienten selbst zu bestreichen, was auch sehr zeitraubend gewesen wäre. Dieser Mühe wurde er denn auch zum Theil enthoben durch seine Erfindung des magnetischen „Baquet“ oder Troges, des sogenannten Gesundheitszubers. Derselbe ist nur ein gewöhnlicher Zuber, der mit Wasser und zerstoßenem Glase oder Sand angefüllt wird und als Reservoir der magnetischen „Kraft“ oder „Materie“ dient. Anfangs hatte Mesmer nur ein solches Baquet in seinem Salon; bald wurde aber der Andrang der Gläubigen, die gebogene eiserne Stäbe hineintauchten und mittelst derselben den concentrirten Lebensmagnetismus im Troge auf sich überzuleiten wähten, so groß, daß er mehrere aufstellte und im Durchschnitt etwa 6000 Franken monatlich allein auf diese Weise erworben haben soll.

Nach einer anderen Richtung erwies sich der vitale Magnetismus als eine noch ergibigere Erwerbsquelle. Schon zu Anfang der achtziger Jahre hatten sich nämlich mehrere ergebene Schüler Mesmer's vereinigt, um eine Subscription in Gang zu bringen, so daß 50 Subscribenten je 100 Louisd'or dem Dr. Mesmer zahlten gegen rüchhaltslose Mittheilung seines Geheimnisses in allen Einzelheiten. Den Berichten Einiger zufolge hat nun der schon wohlhabende Mann die 200,000 Franken zwar erhalten, aber das Geheimniß nicht verrathen; Andere dagegen behaupten, ein Marquis de Puységur, der die Subscription in Gang brachte, habe es von ihm erfahren, nachdem er ihm die obige Summe ausgezahlt.

So viel steht fest, daß nicht nur in Paris, sondern in vielen anderen Städten Frankreichs, besonders in Bordeaux, Grenoble, Lyon, Marseille, Metz, Nancy, Straßburg, Versailles sich Gesellschaften bildeten, lediglich um das, was man „die Lehre vom thierischen Magnetismus“ nannte, zu vervollkommen und praktisch zu verwerten. Diese sogenannten harmonischen Gesellschaften, deren es 1787 in Frankreich allein über 30 gab, hatten ihre besonderen Locale, in denen Baquets zur unentgeltlichen Benutzung öffentlich aufgestellt wurden, und gaben zum Theil auch besondere Zeitschriften heraus, in denen die Ergebnisse ihrer Heilversuche, allerlei Träumereien und polemische Artikel mitgetheilt wurden<sup>9)</sup>. Mesmer war Ehrenpräsident aller dieser Gesellschaften. Von den 24 Artikeln des Statuts der von Puységur gestifteten Pariser harmonischen Societät sind besonders die Artikel 16 bis 18 und 24 bemerkenswerth. In jenen wird die Geheimhaltung der Methode auf Ehrenwort verlangt, in diesem die Gegenwart Fremder bei den sogenannten Krisen junger Frauenzimmer aus-

geschlossen. Da aber alle harmonischen Societäten sowohl weibliche als männliche Mitglieder hatten, so ist nicht recht ersichtlich, wie unter allen Umständen die zum Theile sehr strengen Statuten aufrecht erhalten werden konnten.

Um so weniger ist dieses anzunehmen, als bald nach dem Erscheinen Mesmer's in Paris wahrscheinlich von Puysegur, den übrigens Mesmer selbst einen Charlatan nannte, der sogenannte künstliche oder magnetische Somnambulismus erfunden wurde. Durch Bewegungen der Hände von oben nach unten, mit und ohne Berührung des Körpers, hauptsächlich weiblicher Individuen, wurden diese nach dem Willen des Magnetiseurs in einen Zustand versetzt, in dem sie angeblich mit verschlossenen Augen lesen und durch eine gesteigerte intellektuelle Thätigkeit sich auszeichnen sollten. Man nannte den Zustand Clairvoyance oder Hellsehen.

Durch diese Neuerung, welche die Neugierde des großen Publicums begreiflicher Weise in noch höherem Maße als die bloße Herbeiführung einer magnetischen Krise durch Auflegen der Hände und nachfolgende Heilung erregen mußte, wurde das Magnetisiren Modesache. Vertreter der verschiedensten Berufsclassen, Geistliche, Officiere, Kaufleute, Lehrer, auch hochstehende Verwaltungsbeamte interessirten sich nicht nur dafür, sondern überließen das Magnetisiren nicht mehr den Medicinern, magnetisirten vielmehr selbst.

Es konnte nicht fehlen, daß hierdurch Gefahren für die Gesellschaft entstanden. Unter dem Deckmantel des Magnetisirens verbarg sich oft genug Lüsternheit und Spionage. Der auf die Thorheit der Menge speculirende Impresario hatte gute Tage, da er nur eine gewandte Person als Hellseherin abzurichten brauchte, die dann gegen hohes Honorar dem unter fingirten Schwierigkeiten zugelassenen Neugierigen auswendig gelernte Brocken vorlallte und seine eigenen vorher erkundeten Verhältnisse andeutete. Der Unfug war im Jahre 1784 so groß, daß der König Ludwig XVI. die Academie der Wissenschaften und die medicinische Facultät veranlaßte, eine Prüfung der ganzen Angelegenheit vorzunehmen. Es wurde eine Commission von fünf Mitgliedern der Academie der Wissenschaften und vier Mitgliedern der medicinischen Facultät ernannt und eine andere von vier Aerzten, Mitgliedern der königl. Gesellschaft der Aerzte (Académie de médecine). Fünf Monate dauerte die Untersuchung, welche sich eingehend mit den magnetischen Wundercuren und was damit zusammenhing, experimentell beschäftigte. Das Ergebnis war, daß nicht eine Thatsache sich zu Gunsten der neuen Lehre heibringen ließ, und so erschien der berühmte Bericht<sup>10)</sup> der neun Bevollmächtigten, in welchem Mesmer's Lehre als Irrlehre bezeichnet wurde.

Dieser musterhaft sorgfältige Bericht ist außerordentlich merkwürdig, weil er ein Zeugniß dafür gibt, wie hochangesehene Männer der Wissenschaft, unter ihnen sogar ein Lavoisier, es nicht unter ihrer Würde hielten, einen geldgierigen Charlatan ohne Genie, ohne naturwissenschaftliche Bildung, der auf die Urtheilslosigkeit der Menge rechnete und kranke Menschen gröblich hinterging, zu entlarven. Die elenden Kunstgriffe Mesmer's wurden aufgedeckt, seine Heilungen als nicht vorhanden nachgewiesen, seine Theorie des Lebensmagnetismus als ein Gewebe von Phrasen bezeichnet und seine magnetischen Krisen als

Wirkungen der Phantasie hysterischer, hypochondrischer und anderer nervenkranker Individuen gekennzeichnet, wobei die schädlichen Folgen sogar die angeblichen Curen völlig illusorisch machen. Bei Gefunden trat überhaupt keine Wirkung ein.

Wie die Commission zu Werke ging, sei durch ein Beispiel erläutert:

Einer Frau wurden die Augen verbunden und man sagte ihr, daß man Herrn D'Esalon geholt habe, der sie magnetisiren würde. Einem Jeden war Schweigen anbefohlen; drei von den Bevollmächtigten der Commission waren zugegen, Einer zum Fragen, Einer zum Schreiben und der Dritte, um den Herrn D'Esalon vorzustellen. Man fingirte eine Unterhaltung mit ihm, der nicht erschien, ersuchte ihn anzufangen, aber die Frau wurde nicht magnetisirt. Die drei Bevollmächtigten verhielten sich ruhig und beobachteten nur, was sich ereignen würde. Nach drei Minuten verspürte die Person einen starken Frost, dann Schmerzen am Hinterkopfe, in den Armen, eine kriechende Bewegung in den Händen, so drückte sie sich aus. Sie wurde starr, schlug die Hände zusammen, richtete sich vom Stuhle auf und stampfte mit den Füßen. Nun war die Krise da. Zwei andere Bevollmächtigte im Nebenzimmer hörten bei verschlossener Thür den Lärm. Sie hatten ein nervenkrankes Frauenzimmer vor diese Thür mit unverbundenen Augen placirt und ihr gesagt, in jenem Zimmer sei Herr D'Esalon beschäftigt, sie durch die Thür hindurch zu magnetisiren. Es war kaum eine Minute verflossen, da empfand sie schon Frost, nach einer zweiten Minute hatte sie Zähneklappern und allgemeine Hitze. Nach der dritten Minute fiel sie in die Krise; mit beschleunigter Athmung streckte sie die Arme nach hinten aus, drehte sich und bog den Leib nach vorn. Der ganze Körper zitterte, die Zähne klapperten so laut, daß man es draußen hören konnte; sie biß sich stark in die Hand. In keiner Weise waren diese Kranken berührt worden. Einen schlagenderen Beweis für die Wirkung der Einbildungskraft bei dem Herbeiführen der magnetischen Krisen kann man nicht erwarten.

Für den Mesmerismus und die harmonischen Clubs war der akademische Bericht ein harter Schlag. Er war nicht der einzige, denn ein geheimes Exposé wurde an die Regierung gesendet, worin das Unsittliche des Magnetisirens und die Gefahren des Mesmerismus für die Wohlstandigkeit dargelegt wurden. Die Revolution brachte das Document an den Tag. In demselben Jahre 1784 gaben auch die vier Mitglieder der medicinischen Akademie, welche auf Befehl des Königs die Wirkungen des thierischen Magnetismus zu prüfen hatten, ihr Gutachten<sup>11)</sup> ab und zwar ganz im Sinne der Mitglieder der Akademie, der Wissenschaften und der Facultät. Sie bewiesen, daß durch die Berührungen, durch die Einbildungskraft und durch Nachahmung, was man einem besonderen Agens zuschrieb, hervorgebracht wurde und betonten die Gefährlichkeit der angeblichen Heilmethode, durch die überdies eigentliche Heilungen nicht erzielt wurden. Die Nachtheile, welche durch das Drücken, auch schon das Drücken des Daumens zwischen Daumen und Zeigefinger und durch das Umbinden des magnetischen Seiles um den Leib herbeigeführt wurden, kommen dabei ebenso in Betracht, wie die durch Nachahmen der Krämpfe hysterischer und anderer Kranker

an den öffentlichen Baquets, durch anhaltendes Auflegen der Hände an alle Theile des Körpers bewirkten Aufregungen.

Die Widerlegung und Abfertigung Mesmer's war vollständig. Sein, namentlich seit 1782 in Paris unter wachsender Theilnahme des Publicums in's Werk gesetzter Hocuspocus war bloßgelegt, und was für seine Eitelkeit besonders empfindlich sein mußte, die Gelehrten zeigten, daß schon in alten Zeiten der Zoomagnetismus grassirt und sogar unter demselben Namen ausführlich erörtert worden sei, zumal von dem Jesuiten Athanasius Kircher in seinem Buche *De arte magnetica* (1643), in welchem sich allerdings ähnliche Phantastereien wie bei Mesmer finden. Die Ideen Mesmer's wurden schon bei Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenheim und van Helmont aufgefunden, aus denen er sie auch möglicherweise selbst geschöpft hat.

Statt nun nach einer solchen Niederlage sich zurückzuziehen, wie sieben Jahre vorher, als der Cardinal von Wien ihm zu verstehen gab, er möge seine, im Namen Jesu ausgeführten Pantomimen unterlassen, glaubte Mesmer auf die große Zahl seiner Anhänger, d. h. der von ihm Däpirten, sich stützend, den Kampf mit der Regierung und den Männern der Wissenschaft aufnehmen zu können. Die ergibige Erwerbsquelle plötzlich aufzugeben, dazu konnte er sich nicht entschließen. Er wendete sich mit einer Beschwerde an das Parlament<sup>12)</sup>, behauptete, die Untersuchung der vom Könige Bevollmächtigten sei parteiisch gewesen und verlangte eine neue Prüfung. Da aber die letztere in Wahrheit durchaus sachlich und gründlich war, wurde Mesmer abgewiesen. Nun erging es ihm schlecht. Ihm drohten Anklagen, man fing an ihn zu verachten, wo er vorher als Wohlthäter der Menschheit gepriesen worden. Zwar erschienen immer noch Schriften zu seinen Gunsten<sup>13)</sup>, aber auch solche, die ihn und sein Treiben in ihrer Hohlheit und Eigennützigkeit kennzeichneten und den Mesmerismus lächerlich machten. Von diesen Schriften ist besonders eine anonyme unter dem Titel<sup>14)</sup> *L'Antimagnétisme, ou origine, progrès, décadence, renouvellement et réfutation du magnétisme animal*, 1784 erschienen, durch ihre Klarheit und Sachlichkeit ausgezeichnet. Es wird darin nachgewiesen, daß die mit großem Pomp ausposaunten Wundercuren erfunden sind. Flugchriften erschienen für und wider noch viele in den folgenden vier Jahren, ohne daß die schon erlöschende Flamme neu angefaßt werden konnte und der gewaltige Luftzug der französischen Revolution blies sie vollends aus. Wie eine geistige Desinfection legte der Aufschwung in allen Gebieten die sinnlose Gaukelei hinweg. Die psychische Epidemie verschwand so schnell, wie sie gekommen war. Wenigstens in Paris. Wie aber schon früher die von dem „Gehirn der Welt“ ausgegangenen Gedankenwellen in der Provinz und im Auslande noch lange nachtönten, nachdem in ihrer Ursprungsstätte schon wieder Anderes gährte, so auch in diesem Falle. Die harmonischen Gesellschaften waren zwar gesprengt worden, aber einzelne Mitglieder derselben fuhrten mit ihren zum Theil der Sittlichkeit und Erziehung nichts weniger als förderlichen Sitzungen eine Zeitlang fort. Puhsegur, dem das Befühlen und Drücken seiner Landleute nicht mehr ergötlich und zu zeitraubend scheinen mochte, magnetisirte die Bäume, und ließ die Bauern und Bäuerinnen um dieselben Ketten bilden.

Von den Zweigen triefte dann der Magnetismus auf die Gläubigen unsichtbar herab.

Wenn nun auch solche Gaukelei, wie die gewöhnlichen Manipulationen und damit die Mesmer'sche Curmethode überhaupt, fast allen Credit verloren hatte, so blieb doch von dem wissenschaftlichen Verdammungsurtheil unberührt derjenige Theil des Schein-Systems, welcher auf der Existenz des magnetischen Somnambulismus oder der Clairvoyance beruhte. Denn von diesem war in keinem der beiden Pariser akademischen Berichte die Rede. Hinter diesem Mystereum verschanzten sich die übriggebliebenen Puhsgur'schen Magnetisten. Mesmer gerieth in Vergessenheit, schrieb noch eine Brochüre im Jahre VII der Republik über seine Entdeckungen, konnte sie aber nicht vor dem wohlverdienten Untergange retten. Er erlebte als ein Achtzigjähriger diesen Untergang und starb unbeachtet im Jahre 1815 in Meersburg am Bodensee, nachdem er seine französisch geschriebenen Manuscripte einem Berliner Professor anvertraut hatte, der sie deutsch herausgab<sup>15)</sup>.

Sowie nach den großartigen politischen und wissenschaftlichen Umwälzungen zu Anfang unseres Jahrhunderts der Friede auf beiden Gebieten einigermaßen wieder hergestellt war, tauchten die Hellscher wieder auf und zwar leider in Deutschland. England verhielt sich während der ganzen Zeit gegen den Humbug und die Pseudophysiologie im Allgemeinen passiv oder ablehnend. Der Strudel vermochte den „common sense“ der Engländer nicht dauernd zu erschüttern. Und diese löbliche Haltung dauerte bis in die vierziger Jahre. In Deutschland dagegen, wo allerdings damals die wissenschaftliche Kritik auf dem Gebiete der Heilkunde und Biologie nur Wenigen eigen war und die Speculation über die Empirie den Sieg davontrug, in dem gelehrten Deutschland fand der, von den französischen Aerzten schon zu Tode gehezte thierische Magnetismus und künstliche Somnambulismus eine neue Pflegestätte<sup>16)</sup> und er gedieh bei uns so gut, daß Univeritäts-Professoren und angesehene Aerzte besondere Zeitschriften gründeten, um ihn, wie sie meinten, wissenschaftlich auszubilden, umfangreiche Bücher darüber schrieben und in allen Classen der Gesellschaft, auch den höchsten, magnetische Curen auf der Tagesordnung waren. Um den medicinischen Doctorgrad zu erwerben, wurden auch in Rußland, Oesterreich, Schweden, Holland Inauguraldissertationen wieder über den Mesmerismus geschrieben, und wenn auch die ursprünglichen Lehrsätze nicht mehr alle sich aufrecht erhielten, wie z. B. der: „Es gibt nur eine Natur, nur ein Leben, nur eine Gesundheit und auch nur eine Krankheit, nur ein Heilmittel, nur eine Heilung“, so traten genug andere, ebenso aus der Luft gegriffene, an ihre Stelle.

So behauptete Treviranus, durch die magnetischen Manipulationen entstehe zwischen dem Magnetiseur und der magnetisirten Person eine Cohäsion, ein thierischer Magnet, dessen Pole zwei Organismen sind; Spindler: der Anthroponismus, die Hauptform des menschlichen Magnetismus, ist das Verhältniß der Gravitation und Wechselbestimmung des Menschen im relativen Gegensatz des Menschen (!).

Raffe meinte, das Streichen und sonstige Berühren sei zum Magnetisiren ebenso überflüssig, wie das Baquet mit allem Zubehör; es komme überhaupt

nur auf die Absicht, auf den Willen des Magnetiseurs an. Sogar Schopenhauer legte großes Gewicht auf diese Art der Willensäußerung.

Es lohnt nicht die Mühe, solchen und anderen Ansichten über den Lebensmagnetismus weiter nachzugehen. Sie können in dem Gebiete der exacten Wissenschaften keinen Platz finden. Dagegen hat die Verfolgung der praktischen Seite dieser merkwürdigen Irrlehre allerdings ein allgemeines Interesse, da sie auf's Neue zeigt, wohin die Halbbildung, die mangelnde Einsicht in Verbindung mit einem Hang zum Mysterosen und geschickte Ausnützung menschlicher Schwächen, besonders der Willensschwäche, führen kann und daß die Aufklärung im Kampfe mit Schwärmerei auch im aufgeklärtesten Zeitalter oft unterliegt. „Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind“ und wer es zerstört, ist nicht des Dankes gewiß, den der Gläubige dem Wunderdoctor zollt.

Im Jahre 1834 meinten verständige Aerzte, man sei auch in Deutschland nüchtern genug geworden, um die dickbestäubten Acten des thierischen Magnetismus kritisch zu revidiren. Aber 1837 erschienen noch die „Untersuchungen über den Lebensmagnetismus und das Hellsehen“ von Passavant in zweiter Auflage und ganz im alten Stil, ein Sammelsurium von Altem und Neuem, allgemeine Phrasen ohne den geringsten wissenschaftlichen Werth, ohne Kritik. Untersuchungen fehlen in diesem Buche. Ebenfalls noch 1837 ward gedruckt das Werk von Heuzler, o. ö. Professor der Physiologie an der Universität Würzburg: „Die verschiedenen Wirkungen des thierischen Magnetismus auf den Menschen im gesunden Zustande; die dadurch entstehenden Verstimmungen, Krankheiten, unglücklichen Ehen und die Verringerung der Dauer des Lebens. Eine Sammlung vieler Thatfachen aus der Literatur und aus eigenen Beobachtungen magnetischer Mißverhältnisse.“ Schon der Titel deutet an, daß die verderblichen praktischen Consequenzen des Magnetismus selbst einen Universitätsprofessor, der sich übrigens für „urmagnetisch“ erklärte, zur Ausarbeitung eines dicken Buches veranlaßten. In demselben wird die Heilkraft des Menschenmagnetismus in aller Ausführlichkeit behauptet.

Schon diese Thatsache, daß ein akademischer Lehrer solches veröffentlichen konnte, ist für die damalige Zeit charakteristisch. Es war nothwendig, noch einmal von kompetenter Seite ein Gutachten zu extrahiren, und zwar besonders über das Hellsehen, um die Schwankenden zu überzeugen. Nun hatte aber schon 1825 die Académie de médecine in Paris sich nicht so ablehnend verhalten, wie seit 1784, da sie sich nach wiederholtem Drängen mit 35 gegen 25 Stimmen entschloß, durch eine Commission von 11 Mitgliedern auf's Neue zu prüfen, ob die Wiederherstellung einiger Patienten wirklich durch magnetische Behandlung erzielt worden sei und wie es sich mit dem Lesen versiegelter Briefe mit verschlossenen Augen im magnetischen Somnambulismus verhalte. Ein Mitglied dieser hochangesehenen Körperschaft, Dr. Hufson, behauptete nämlich in vollem Ernste in einer Sitzung derselben, 1825, daß zwei Somnambulen mit verschlossenen Augen gelesen hätten; die Akademie leugnete jedoch die Möglichkeit entschieden, und die von dem Magnetiseur Foiffac selbst beantragte Untersuchung seiner Somnambule ergab, daß sie vor den Akademikern nicht ohne Hilfe der Augen lesen konnte. Einstweilen wurde das Magnetisiren in den Krankensälen



der Charité hiernach verboten, und die besonnenen Aerzte sprachen sich dagegen aus, was beiläufig die seit 1815 unter Puysegur wieder auferstandene „Gesellschaft für Magnetismus“ in ihrer Thätigkeit nicht hemmte.

Ebenso wurden die magischen Proceuren des Barons du Potet nicht beanstandet, der öffentliche Lehrcurse im Palais-royal gab und seine Creaturen, sowie sie sich seinen mit Kohle und Kreide auf dem Boden gezeichneten Linien näherten, durch seinen Willen in Krämpfe verfallen oder einschlafen ließ. Er commandirte nur: „Dormez!“ — und der Patient schlief ein.

Im Jahre 1837 ließ die Akademie der Medicin sich wiederum herbei den magnetischen Somnambulismus zu prüfen; aber alle Versuche der Magnetiseurs, ihre angeblich hellsehenden Personen zum Lesen ohne Hilfe der Augen zu veranlassen, fielen gänzlich negativ aus. Selbsttäuschung der Magnetiseurs, Betrug, Phantastie, Schwärmerei, Hysterie, Nachahmung und andere vom behaupteten Lebensmagnetismus wesentlich verschiedene Erklärungsmittel erwiesen sich als ausreichend, alle Berichte über die magnetischen Wunder verständlich zu machen. Zum Ueberfluß setzte Dr. Burdin, Mitglied der medicinischen Akademie, einen Preis aus von 3000 Franken für die Somnambule, welche ohne Mithilfe der Augen gewöhnliche Schrift lesen könnte. Da innerhalb dreier Jahre kein einziges der zahlreichen bedauernswerthen Opfer der Versuche die Aufgabe löste, so wurde 1840 der Preis zurückgezogen und die Akademie der Medicin erklärte, sich überhaupt mit solchen Dingen nicht mehr abgeben zu wollen.

Hierdurch ward das Ansehen der Hellseher erheblich geschädigt. Man glaubte ihnen nicht mehr, und mit dem Glauben fiel das Wunder. Kein gebildeter Mensch wird annehmen, daß die so oft behauptete Transposition oder Translocirung der Sinne, z. B. das Sehen mit der Herzgrube, auf einem wirklichen Sehen beruhe. Es handelt sich bei dieser noch heute wie damals öffentlich und privatim geübten Clairvoyance immer um Täuschung, sei es um zu erwerben, sei es um sich interessant zu machen. Wie dabei die umherreisenden Magnetiseurs verfahren, ist bekannt. Einige sind vorzügliche Bauchredner und geben sich auf ihre Fragen selbst die Antworten, während die Magnetisirte nur die Lippen bewegt, als wenn sie spräche. In anderen Fällen wird es der Somnambule nicht so leicht gemacht. Sie muß ein gutes Gedächtniß haben, um nach vorheriger Verständigung in jeder Frage ihres Mentors sofort die Antwort zu entdecken. Fragt er „Was ist das?“ so weiß sie, daß er etwas anderes meint, als wenn er fragt „Was ist das“ und „Was ist das?“ Etwa das erste Mal eine Uhr, das zweite eine Uhrkette, das dritte ein Uhrschlüssel. Sowie der zu dupirende Zuschauer ein ungewöhnliches Object vorlegt, weigert sich der Magnetiseur zu fragen oder, wenn man ihn dennoch dazu bringt, erfolgt eine falsche Antwort oder keine. Ich habe den Versuch selbst angestellt, indem ich ein Stückchen eines Salatblattes mit in die Sitzung nahm. Effig und Del kamen heraus, das Blatt aber nicht und dasselbe war zum Ueberfluß trocken. Der sensationelle Puysegur'sche magnetische Somnambulismus, das künstlich herbeigeführte oder magnetische Hellsehen ist in der That eine leere Phrase.

Es gibt aber bekanntlich krankhafte Zustände, in denen wie beim Schlafwandeln — d. h. dem natürlichen Somnambulismus — allerlei Handlungen

ausgeführt werden, von denen der Handelnde selbst nichts weiß. Diese haben, ebenso wie mancherlei verwandte Erscheinungen, die man hinzugezogen hat, mit dem Mesmerismus nichts zu thun. Es sind noch nicht genügend erklärte pathologische Veränderungen der nervösen Centralorgane bei Kindern wie Erwachsenen, die zu behandeln Sache des Arztes, zumal des Irrenarztes ist. Aber, so heimlich dem Laien derartige Erscheinungen auch vorkommen mögen, ein Sehen im Dunkeln oder ohne Hilfe der Augen ist dabei nie constatirt worden und dieses Nachwandeln ist etwas vom magnetischen Halbschlaf, den Sanguine oder Phantasie nach dem Streichen hervorrufen oder Gewinnsucht heuchelt, so Verschiedenes, daß nur die oberflächlichste Vergleichung beide vermengen konnte.

Alle Angaben über die zum Theil höchst complicirten Verrichtungen der Nachwandler lassen es nicht zweifelhaft, daß in keinem Falle thatsächlich eine dem Grundsatz der Sinnesphysiologie, der von Johannes Müller begründeten Lehre von der specifischen Energie der Nerven, widersprechende Beobachtung gemacht worden ist, wie etwa ein Sehen ohne Hilfe der Augen. Alle Behauptungen, daß derartiges im magnetischen Halbschlaf vorkomme, daß die Magnetisirten in ihnen früher unbekanntem Sprachen reden oder Kenntnisse bekunden, welche ihnen vorher gänzlich fehlten, beruhen auf Täuschung.

Daß auch in einzelnen Fällen Naturforscher und Aerzte, selbst solche von großem Ansehen, der Täuschung erliegen oder zeitweise durch häufigen Verkehr mit Gläubigen den kritischen Standpunkt verlassen, vom Gefühle statt vom Verstande bestimmt werden oder wenigstens schwanken, ob nicht doch vielleicht unbekannte oder gar übernatürliche Kräfte im Spiel seien, das zeigt noch in unseren Tagen einerseits die in ihrer Art fast beispiellos dastehende Gestalt des Ob-Mannes, Reichenbach, andererseits die Verblendung der sogenannten Mediumisten oder Spiritisten.

## II.

Freiherr von Reichenbach, welcher am 19. Januar 1869 in Leipzig hochbetagt starb, hat sich durch zwei chemische Entdeckungen in den dreißiger Jahren rühmlichst bekannt gemacht. Er entdeckte das Paraffin und das Kreosot,<sup>1)</sup> welche beide auch schnell eine ungeheure praktische Bedeutung gewannen. Durch diese Arbeiten ist die Wissenschaftlichkeit Reichenbachs dargethan. Jeder, der ihn kannte, weiß auch, daß er einen edlen Charakter hatte, und namentlich wahrheitsliebend und nicht im geringsten gewinnsüchtig war. Es ist also von vornherein die Vermuthung ausgeschlossen, als wenn er, der fast ein halbes Jahrhundert hindurch immer auf's Neue in umfangreichen Werken die Existenz des Od, die Unterscheidung der Menschen in „Sensitive“ und „Nicht-Sensitive“ vertheidigte, hätte täuschen wollen.

Aber er selbst wurde getäuscht. Am Besten kann, wer für den Odismus ein Interesse hat, über denselben und seinen Urheber sich orientiren in dem von Prof. G. Th. Fechner herausgegebenen Büchlein: „Erinnerungen an die letzten Tage der Odlehre und ihres Urhebers“ (Leipzig 1876. 55 Seiten), in welchem der berühmte Begründer der Psychophysik mit Recht von den Odischen Experimenten verlangt, daß die ersten Grundsätze der Wahrscheinlichkeitsrechnung dabei

nicht außer Acht gelassen werden. Befindet sich auf dem Tische ein mit Papier bedeckter Magnet und wechselt man dessen Lage öfters, so wird, falls der oder die Sensitive in zwanzig Versuchen zehnmal richtig und zehnmal falsch angibt, wo der Südpol oder Nordpol (der lautwidrige oder wohlkühle Pol) sich befindet, daraus nichts zu schließen sein für die Existenz des Od. Ist bei solchen Versuchen die Antwort öfters unrichtig als richtig, so wird man das angebliche Odische Princip nicht für untersuchungswerth ansehen können. Wenn aber in einer längeren Versuchsreihe eine sensitive Person jedesmal bei derartigen Bezirproben das Richtige trafe, dann könnte etwas an der Sache sein, dann wäre ein Anlaß zur Prüfung gegeben. Bei 20 Fällen kann man z. B. 499 gegen 1 wetten, daß bei gleicher Chance die Zahl der richtigen Urtheile 18 nicht erreicht. Verliert man diese Wette, so waren eben die Chancen nicht gleich. Bis jetzt hat aber niemand zweifelfreie Beobachtungen in genügender Zahl beigebracht, namentlich Reichenbach nicht. Die einzige Angabe von Belang für die Herbeiziehung des Odismus zur Stütze des immer mehr an Anhang verlierenden thierischen Magnetismus ist die Beeinflussung der Magnetnadel durch eine Sensitive. Fehner erzählt:

„Eine gewöhnliche Buffsole mit einer Nadel von einigen Zoll Länge unter Glas wurde auf den Tisch gestellt; er (Reichenbach) ließ die Sensitive einen Finger vor dem einen Pole (nicht über dem Glase, sondern vor dem Gehäuse) hin und herbewegen, und die Magnetnadel gerieth dabei in ähnliche Schwingungen, als wenn man ein Eisen- oder Magnetstäbchen vor demselben Pole hin und herbewegt. Diese Schwingungen waren nicht unerheblich, und der Versuch gelang bei jeder Wiederholung, auch wenn sich N. dabei in anderen Theilen des Zimmers befand.“ Nach einigen Tagen, am 13. Juli: „Die magnetischen Versuche ... gelangen so, daß mir, ich möchte sagen, der Verstand stehen blieb.“ Es zeigte sich allgemein, daß, welcher Theil der linken oder rechten Hand oder des Arms angewandt wurde, der Südpol der Nadel abgestoßen, der Nordpol angezogen wurde. Wenn alle zusammengehaltenen Finger vereinigt dargeboten wurden, erreichten die Schwingungen 40° bis 50° nach jeder Seite. Wurde der Ellenbogen bei zusammengeklapptem Arme der Nadel genähert, so betrug die Ablenkung fast 90° nach jeder Seite. Am 14. Juli wohnte Professor Erdmann den Versuchen bei. „Es nahm aber die magnetische Leistungsfähigkeit der Sensitiven im Lauf der Versuche an diesem Vormittage selbst allmählig mehr und mehr ab.“

Später wurden keine ähnlichen Beobachtungen mehr gemacht. Ueberhaupt steht dieser Fall bis jetzt als ein Einziger da, denn die Angaben über die von der Somnambule Köhler Anfangs der Vierziger Jahre angeblich unmittelbar durch ihren Willen erzielten Bewegungen der Magnetnadel haben der Kritik<sup>18)</sup> nicht Stand gehalten und ebensowenig wie die anderen Leistungen derselben zur Annahme einer besonderen zoomagnetischen Kraft geführt.

Auch der von Fehner beschriebene Versuch, dem außer ihm nur noch der vor Kurzem verstorbene Prof. Erdmann als Sachverständiger antwohnte, ist nicht geeignet, irgendwelche Lehre des Mesmerismus zu stützen, wie er denn auch geradezu mit Reichenbach's Theorien in Widerspruch steht. Man könnte nun die unvermittelte völlig vereinzelte Beobachtung auf sich beruhen lassen und warten, bis sie sich wiederholt, dem trefflichen Grundsatz Fehners heipflichtend, daß man im Unglauben ebenso vorsichtig wie im Glauben sein müsse; man könnte auch die ganze Reihe der Experimente als auf einer absichtlichen Täuschung beruhend ansehen.

Aber gegen Letzteres sprechen die Umstände und es läßt sich vielleicht eine natürliche Erklärung anbahnen, wenn man erwägt, daß möglicherweise es sich hierbei nicht um die anziehende oder abstoßende Wirkung eines Magneten handelt, sondern vielleicht um elektrische Zustände von der Art, wie sie an unverletzten Menschen schon oft beobachtet wurden. Man hat nicht nur besondere pathologische elektrische Ladungen menschlicher Individuen constatirt, welche das willkürliche „Funkenprühen“ im buchstäblichen Sinne ermöglichen, sondern mannigfaltige Erscheinungen einer freiwilligen Elektricitätsentwicklung an Menschen wahrgenommen, die immer noch nicht genügend untersucht sind. Was der gründlichste Kenner und Förderer der thierischen Elektricität, Emil du Bois-Reymond<sup>19)</sup> schon vor dreißig Jahren sagte, gilt noch heute:

„Unbestreitbar scheint mir nach alledem, bei so vielen übereinstimmenden Zeugnissen, nur dies Eine: daß nämlich, bei der Untersuchung des menschlichen Körpers mittelst elektrostatischer Vorrichtungen, auf irgend welche Weise ein Quell von vornehmlich positiver Elektricität gegeben sein müsse. Ob dieser nun in den thierischen Geweben an und für sich, ihren gewöhnlichen chemischen und physikalischen Bedingungen, seinen Grund habe; oder ob er fließe aus irgend welcher bei Wiederholung des Versuchs stets gleichmäßig wiederkehrenden Ursache; oder ob er endlich dennoch herrühre von der Reibung der Haut an den Kleidungsstücken: dies ist minder leicht zu entscheiden. Das Letztere halte ich durch die Versuche am nackten Körper deshalb nicht für unwiderleglich zurückgewiesen, weil man einen Menschen nicht, gleich einem Krystall, durch die Flamme ziehen kann, um ihn von jeder anhaftenden Spur von Elektricität zu befreien, was bekanntlich seine großen Schwierigkeiten hat.“

Sind die Bedingungen für das Zustandekommen elektrischer Gegensätze an der Oberfläche jedes menschlichen Körpers unzweifelhaft gegeben, so werden sie auch individuell dem Grade nach verschieden sein und pathologisch vielleicht bis zur Entwicklung von galvanischen Strömen, welche eine Buffolen-Nadel gleichmäßig in Schwingung versetzen, gesteigert oder vervielfältigt sein können.

Keinesfalls erscheint die Theilung aller Menschen in magnetische und unmagnetische, oder elektrische und unelektrische, oder sensitive und nicht-sensitive auf Grund solcher Versuche berechtigt, schon weil das erwähnte Individuum überhaupt nur vorübergehend die magnetischen oder elektrischen Eigenschaften besaß, wie auch die zolllangen elektrischen Funken, welche einzelnen Menschen entlockt werden können, nur zu gewissen Zeiten erscheinen, wenn nämlich jene Individuen „geladen“ sind.

In unseren Tagen sind alle derartigen, den thierischen Magnetismus im engeren Sinne betreffenden Odischen Unterhaltungen gegen einen Unfug zurückgetreten, wie er ärger zu keiner Zeit des Pariser Mesmerthums grassirte, gegen den sogenannten Mediumismus oder Spiritismus.

### III.

Vor mehr als zwei Decennien kam das Tischrücken, dem das Tischklopfen (Geisterklopfen) bald folgte, durch die Familie Fox aus den Vereinigten Staaten Nord-Amerikas nach England und von da auf den Continent. Das gegen den thierischen Magnetismus bis dahin im Ganzen mehr nüchtern und ablehnend gebliebene England war dadurch auf einmal empfänglich geworden für einen der frivolsten Mißbräuche religiöser Glaubensartikel, den die Geschichte kennt. Denn wenn ein Taschenspieler umherreist, seine Zaubervorstellungen als solche

ankündigt, seine Zuhörer einige Stunden täuscht und dadurch ergötzt, so wird darin niemand ein Unrecht sehen, obwol er gegen Zahlung einer bestimmten Geldsumme viele Menschen absichtlich täuscht. Man wird den Tausendkünstler darum nicht schelten, weil seine Zuschauer und Zuhörer getäuscht sein wollen und sich vielmehr beklagen würden, wenn durch ungeschicktes Manipuliren die Täuschung mißlänge. Reist dagegen ein Taschenspieler unter dem Namen eines Geisterbeschwörers umher, kündigt er seine Sitzungen mit dem Satze an, daß er mit den Seelen Verstorbener in Verbindung stehe, läßt er sich honoriren für die Ausführung von Prestidigitationskunststücken, welche als solche nicht, wol aber als Leistungen verstorbener Verwandten der angelockten Gläubigen von ihm bezeichnet werden, so liegt darin ein Unrecht, eine Verachtung der Mitmenschen, ein Mangel an sittlicher Würde, wie bei denjenigen Magnetisirenden, welche die Kranken hintergehen, wohl wissend, daß ihre Pantomimen nicht heilen, aber daß im Falle der Genesung ihr Ansehen steigt.

Beim magnetischen Heilverfahren mit den Händen kann wenigstens Einiges, wie die Erfahrungen der Neuzeit (z. B. über Massage) gelehrt haben, von einem ganz anderen, nämlich rationellen Gesichtspunkte aus, wirklich unter Umständen nützlich sein, auch ist der bei nervenleidenden Willensschwachen, besonders weiblichen Patienten, ungemein mächtige Einfluß des Willens des Arztes, namentlich dann manchmal heilsam, wenn die Natur des Leidens es mit sich bringt, daß die Kranke sich interessant zu machen bemüht oder wenn sie von einer persönlichen Zuneigung zu ihrem Arzte beherrscht wird — aber von derartigen Gründen ist nichts bei der schamlosen spiritistischen Däpierung religiöser Gemüther, die an eine Unsterblichkeit der Seele glauben, zu finden. Da kann nur Schaden angerichtet werden.

Es gibt sehr viele Spiritisten, welche felsenfest von der Bedeutung der Sache überzeugt sind, die sie nur halb kennen, davon nämlich, daß einige Menschen sogenannte Medien, ähnlich wie die „Sensitiven“, mit anderen als den bisher von der exacten Naturwissenschaft anerkannten Kräften begabt seien. Dieser Glaube ist also nur eine Modification des Glaubens an einen specifischen Lebensmagnetismus, überbietet aber diesen in vielen seiner Bethätigungen an Frivolität.

Mir war, sowie ich von diesen bedauerlichen Irrungen Kunde erhielt, nicht zweifelhaft, daß es sich dabei um sehr geschickt ausgeführte Taschenspielerkunststücke handelt, welche nicht etwa nur auf Geldgewinn, sondern auch auf Steigerung des persönlichen Ansehens bei Leichtgläubigen abzielen und einem Bedürfniß sich interessant zu machen oft entspringen mögen. Aber erst als rühmlich bekannte Männer der Wissenschaft, wie der dem großen Darwin congeniale Wallace, ferner der bekannte Erfinder des Radiometers Crookes, der Chemiker Butlerow und der Astrophysiker F. A. Jöllner allen Ernstes, den trügerischen Schein als solchen nicht kennend, ihm als baarer Münze in der exacten Wissenschaft einen Cours zu verschaffen suchten: fing ich an über die Mittel nachzudenken, deren sich ein Home, ein Glade u. a. bei ihren frappanten Productionen bedienen möchten. Die alle mir bisher bekannt gewordenen Leistungen Europäischer Taschenspieler noch übertreffenden Kunststücke der per-

fischen und arabischen Zauberer, welche ich vor einigen Jahren im Orient, besonders in Egypten kennen lernte, mögen neben der persönlichen Bekanntschaft mit einigen ungewöhnlich geschickten Taschenspielern die befriedigende Erklärung einiger mediumistischer „Wunder“ mich haben finden oder vermuthen lassen. Aber die vollständige Entlarbung der professionellen Spiritisten würde ein besonderes Studium und viel mehr Zeit erfordert haben, als einem Univerfitätsprofessor in der Regel für Nebensachen zur Verfügung steht. Ich war daher sehr erfreut zu erfahren, daß ein ebenso geschickter wie scharfsinniger jüngerer Physiologe, welcher schon früh aus Liebhaberei sich mit den Kunstgriffen der Prestidigitation beschäftigt und sich eine außerordentliche Gewandtheit in der scherzhaften Anwendung derselben in Freundeskreisen erworben hat, Herr Dr. Christiani, nun die Aufsehen erregenden mediumistischen Leistungen, wie das Schreiben auf die abgewendete oder verdeckte Schiefertafel, die Vorausbestimmung der Gedanken, das Schweben des Tisches, das Knotenschürzen in einem Faden ohne Ende u. a., ebenso vollkommen zu Stande bringt, wie der bekannte amerikanische Spiritist Slade.

Herr Dr. Christiani hat mir freundlichst hierüber Mittheilungen gemacht, welche freilich nur für mich bestimmt sind. Auf meine Bitte willigt er jedoch in die Veröffentlichung eines Theiles eines von ihm an mich gerichteten Privat-schreibens ein, welchen ich hier um so lieber folgen lasse, als dadurch Gläubige zweifelhaft, Schwankende gefestigt und Wissende erfreut werden können.

„In der That habe ich mich schon seit Jahren nebenher mit der sogenannten weißen Magie vulgo „Taschenspielerkunst“ beschäftigt, zum Theil des Vergnügens wegen, das die Ausübung solcher Künste in geselligen Freundes- und Familienkreisen zu bieten vermag, zum Theil aber auch wegen des psychologischen und culturhistorischen Interesses, das an diese Erzeugnisse menschlicher Phantasie und Geschicklichkeit sich knüpft. Niemals aber habe ich für meinen Theil einen ernstern Werth diesen Dingen beigemessen und kann auch heut noch nicht vollkommen verstehen, wie einige „Gemüther“ sogar exacter Forscher sich verleiten lassen können, etwas anderes als geschickt ausgeführte Taschenspielerkünste in irgend einer der modernen „spiritistischen Manifestationen“ zu sehen. Allerdings beruhen die Hilfsmittel und Kniffe der Taschenspielerkünste ersten Ranges, zu denen die spiritistischen Productionen ohne allen Zweifel gehören, zum Theil auf sehr genialen und witzigen, der Natur abgelauichten Momenten und sie können, unterstützt von gewissen psychologischen Erfahrungssätzen und dialektischen Hilfsmitteln bei außerordentlicher Uebung und Ruhe auch wol dem aufmerksamsten und geübtesten Beobachter unbegreiflich erscheinen und bleiben.

„So ist es mir z. B. in der That gelungen, einige der sich en vogue befindenden und zu den besten ihrer Art gehörenden spiritistischen Kunststücke<sup>1)</sup> in gelungenster Weise mehrfach in naturwissenschaftlichen Kreisen vorzuführen. Auch in Leipzig ist dies bei der Schlußitzung der physiologischen Gesellschaft am

<sup>1)</sup> „Unter Anderem zeigte ich: die spiritistischen Schiefertafeln, von denen übrigens einige schlechte Nachahmungen zu existiren scheinen, den Slade-Böllner'schen Knoten, Vorausbestimmung von Gedanken u. s. w. Herrn Slade kenne ich übrigens nicht, und die Knotenschürzung ist autobiographisch von mir erworben.“

9. März d. J. und im dortigen physiologischen Institute am darauf folgenden Tage geschehen, und zwar stets bei hellster Beleuchtung und in Gegenwart einer großen Anzahl von wissenschaftlichen Beobachtern.

„Die Leipziger Ausführungen fanden auf dringendes Ersuchen mehrerer wissenschaftlich hochgestellter Persönlichkeiten daselbst statt, und zwar in der Absicht: zu zeigen, daß unmöglich scheinende Aufgaben unter Anwendung unbekannter Mittel bei unbekannter Methodik auf natürlichem Wege zu einer für den Zuschauer unbegreiflichen Lösung gelangen können.

„Fragen Sie mich nun, hochverehrter Herr, nach den Mitteln, die mir solche scheinbaren Wunder auszuführen gestatteten, so bitte ich Sie, da eine schriftliche Unterweisung hierin nicht gut angeht, mit folgenden das Princip der Methodik kennzeichnenden Andeutungen vorlieb zu nehmen.

„Der Hauptunterschied zwischen der Vorführung eines Taschenspielerkunststückes und der Demonstration eines naturwissenschaftlichen Experimentes ist der, daß bei letzterem der Vorführende, um seine Zuschauer zu belehren, fortwährend sorgfältigst sämtliche Nebenumstände, als die Aufmerksamkeit von der Hauptsache ablenkend, abblendet und die Bedingungen, unter denen das Experiment sich vollzieht, klarlegt, während der Taschenspieler diese Bedingungen verhüllt und, um seine Zuschauer zu täuschen oder zu überraschen, die Complicationen häuft oder doch in möglichst großer Anzahl bereit hält, um durch geschickte Auswahl im geeigneten Momente solche Nebenumstände dialektisch zu betonen oder sonstwie sinnlich prägnant hervortreten zu lassen. So gelingt es ihm unter allen Umständen die Production, selbst eine verunglückte, auf staunenerregende und anscheinend von vornherein intendirte Weise zu beendigen. Niemals wird daher ein Producent magischer Künste seinen Zuschauern völlig freie Disposition und Ueberblick über die Bedingungen und Nebenumstände bei der Ausführung einer speciellen Aufgabe gewähren: immer bleibt er Herr der Situation und bemeistert er willkürlich sämtliche Anwesende. Für ihn sind alle Lösungen einer Aufgabe particuläre Lösungen und er vermag es durch Variation der Bedingungen und Nebenumstände von der einen zur anderen überzuspringen. Jede solche Lösung, also jede Ausführung eines bestimmten Kunststückes, hat somit ihre Berechtigung für sich, darf nicht den Anspruch erheben, die einzige zu sein, macht aber — und das scheint für einige Personen noch immer von Bedeutung zu sein — jede ad hoc gemachte Annahme übernatürlicher oder bisher unbekannter Kräfte überflüssig und wissenschaftlich verwerflich.

„Die Gefahr, daß durch die Leistungen der Spiritisten die Wissenschaft gezwungen werden könnte, ihre Ohnmacht einzugestehen und durch Annahme der Existenz übernatürlicher Kräfte sich selbst den Tod zu geben, ist glücklicher Weise nicht vorhanden. Ja nicht einmal in der Furcht braucht sich die Wissenschaft zu bewegen, eines Tages bei der Enthüllung der sogenannten spiritistischen Manifestationen durch neue Naturkräfte bereichert zu werden, in der Weise etwa, wie sie einst mit dem Galvanismus beschenkt wurde.

„Noch ein letztes Wort über diese Dinge. Ist Jemand erst in Besitz einer gewissen Reihe von Kenntnissen auf diesem Gebiete gelangt, so ist es äußerst schwer und schließlich sogar unmöglich, einem solchen Wissenden etwas Neues

vorzumachen. Höchstens können demselben dann noch unwesentliche Dinge bei der Ausführung entgehen.

Ein solcher Wissender wird stets im Stande sein:

1) solche Dinge mit gleichem Effect nachzumachen (ich sage nicht: „zu wiederholen“, wegen der Definition des Kunststückes als „particuläre Lösung einer gestellten Aufgabe!“)

2) zu bewirken, daß in seiner Gegenwart solche Dinge nicht gezeigt werden können, ohne daß die erzeugte Illusion, sollte sie in anderer als in scherzhafter Weise in Anspruch genommen werden, in ein lächerliches Nichts zerfalle.

Med. Dr. Arthur Christiani,

Assistent der physikalischen Abtheilung des physiologischen Instituts der Universität Berlin.“

Was sagen nun die Spiritisten zu diesen Erklärungen? Wenn sie nicht belehrt werden — und ich meine, ein wirksameres Heilmittel kann es nicht geben — dann werden sie sagen: Herr Christiani macht Alles perfect, es ist wunderbar; möglich ist es ihm aber nur dadurch, daß er selbst ein Medium ist und mit den Geistern direct verkehrt. Eine noch überraschendere Antwort sagt: die Herren aus Berlin zeigen uns zwar genau dieselben unbegreiflichen Vorgänge wie das Medium, ihre Experimente verlaufen ebenso glatt und elegant, wie die der Geisterbeschwörer; der große Unterschied besteht aber darin, daß die Physiologen dieselben Resultate auf anderem Wege, nämlich ohne Hilfe der Geister erreichen, wodurch die Existenz der letzteren nicht widerlegt wird.

Wer so argumentirt, dem ist freilich nicht mehr zu helfen.

Jederzeit hat der Naturforscher, welcher gegen die Dogmen und den Aberglauben, gegen Schwärmerei und Entstellung der Wahrheit kämpft, mehr Leid als Anerkennung dadurch erfahren. Zum Glück sind die Dichter, welche die echte Naturforschung anzündet, von unauslöschlichem Glanze und so unabhängig von unmethodischen Angriffen, von schwankenden Dilettantismen, den Moden in geistiger Beziehung, wie die Sonne vom Glimmlicht vermodernden Holzes. Und wenn auch für's Erste das Unkraut noch eine Zeitlang fortwuchert, die Zukunft wird sein Ueberhandnehmen nicht dulden in dem Lande, welches den exacten Wissenschaften Paläste baut, einem Goethe, Lessing, Schiller, einem Kant, Liebig, Gauß Denkmäler errichtet.

„Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken,

Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.

Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,

Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.“





## Anmerkungen.

1) Der Titel heißt: „De planetarum influxu etc.“ nicht „De plantarum ....“ wie in Poggendorff's biographischem Lexikon irrthümlich angegeben ist.

2) Die Angaben über Mesmer's Geburtsort, Geburtszeit und Vornamen lauten verschieden. Er selbst sagt, er sei im Jahre 1734 in Weiler, bei Stein am Rhein, geboren und nennt sich F. A. Mesmer (Archiv f. d. thier. Magnetismus, her. von Eschenmayer, Kiefer und Genbed. 12. Bd., 2. St., S. 147. Leipzig, 1823).

3) Der Ausdruck Mesmerismus, Mesmerisiren stammt wahrscheinlich aus Frankreich, wo er nach Mesmer's Angabe schon vor 1811 gebräuchlich war. In Deutschland scheint er durch Wohlfarth in Berlin eingeführt worden zu sein, etwa 1810. Damals kam wenigstens die Bezeichnung Mesmerthum durch ihn auf.

4) Solche Bezeichnungen wie Neururgie und Neurogamie sind Worte für ganz unklare Begriffe, ebenso wie urmagnetisch, feurmagnetisch u. a.

5) Zwei Bände Göttenstergeschichten u. dgl. von einem o. ö. Universitätsprofessor, der daran glaubt, verfaßt, in zweiter Auflage, 1872, von einer angesehenen Verlagsbuchhandlung ebirt! Man ist versucht, diese Thatsache selbst zu den „mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur“ zu rechnen.

6) Das 1779 erschienenene „Mémoire sur la découverte du Magnétisme animal par M. Mesmer“ gibt zum Schluß die viel discutirten siebenundzwanzig „propositions“, Eine ausführliche zusammenhängende Darstellung dessen, was M. sein System, seine Theorie, seine Entdeckungen nannte, hat er nur angekündigt, aber selbst nicht ausgearbeitet.

7) Das kurze, von H. J. Sulzer unterschriebene, vom 24. März 1775 datirte Gutachten einiger Mitglieder der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin findet sich in der Schrift: „Sammlung der neuesten gedruckten und geschriebenen Nachrichten von Magnet-Curen, vorzüglich der Mesmerischen“, Leipzig 1778, S. 53—56.

8) Die polemischen Sendschreiben Mesmer's und Hell's, und des Letzteren Bericht finden sich in der eben (Anm. 7) genannten Schrift.

9) Das „Archiv für Magnetismus und Somnambulismus“, herausgegeben von Boeckmann, Professor in Karlsruhe (8 Stücke, Straßburg 1787, 1788) gewährt einen guten Einblick in das Treiben der harmonischen Gesellschaften.

10) Die Namen der fünf Akademiker und vier Facultisten sind B. Franklin, Majault, le Roy, Sallin, Bailly, d'Arcet, de Bory, Guillotin, Lavoisier. In deutscher Uebersetzung erschien der „Bericht der von dem Könige von Frankreich ernannten Bevollmächtigten zur Untersuchung des thierischen Magnetismus“ in Altenburg, in der Richter'schen Buchhandlung, 1785 (189 S.), zusammen mit dem

11) Bericht der vier Mitglieder der königlichen Gesellschaft der Aerzte Poissonnier, Caille, Maubuyt, Andry (S. 141—205). Der erstgenannte Bericht ist vom 11. August, der zweite vom 16. August 1784 datirt.

12) D. Mesmer's Beschwerden und Vorstellung an das Parlament zu Paris wider den Bericht der königlichen Commissäre vom thier. Magnetismus. Aus dem Französischen. Wien, R. W. Holle. 1785.

13) Die Schriften zu Gunsten Mesmer's erschienen zum großen Theil anonym. Viele sind nebst den Gegenschriften aufgeführt in dem anatomisch-physiologischen Realwörterbuch von Pierer und Choulant. 5. B., S. 155—203. Altenburg, 1823.

14) Die gegen Mesmer's Auftreten und Pseudosystem gerichteten Schriften sind, soweit ich sie kenne, bei Weitem nicht so gründlich, wie die beiden erwähnten Berichte der Akademie, deren Sectäre noch heute, oder heute wieder auch Laien, die sich ein Urtheil bilden wollen, sehr zu empfehlen ist.

15) Einige Jahre vor seinem Tode besuchte Lorenz Oken den greisen Mesmer in Frauenfeld

in Thurgau und gab sich redlich Mühe, dem schon Achtundsiebzigjährigen einen Ruf nach Berlin zu verschaffen. Der Plan scheiterte an Mesmer's übertriebenen Aeußerungen über die Bedeutung seines Heilverfahrens, so daß er selbst an Oken 1812 schrieb, er werde nicht in „das Land der Ungläubigen“ ziehen. Der für Oken und Mesmer charakteristische Briefwechsel ist abgedruckt in dem (in Anm. 2) citirten Archiv, 12. Bd., 2. St., S. 141—155.

<sup>16)</sup> Ein Unternehmen, welches dem Titel nach auch heutzutage als ein Gegengewicht gegen Zeitschriften, wie z. B. die „*Physischen Studien*“, vielleicht nützlich sein könnte, trat 1817 in's Leben unter dem Titel „*Pudenda, oder Archiv der Thorheiten unserer Zeit*“. Es scheint sich aber nicht haben halten zu können. Leider gelang es mir nicht, ein Exemplar davon aufzutreiben.

<sup>17)</sup> Das Paraffin aus Theer zeigte Reichenbach im Jahre 1830 den in Hamburg, das Kreosot 1832 den in Wien versammelten Naturforschern vor (Bericht über die Versammlung deutscher Naturf. und Aerzte in Wien im Sept. 1832, S. 85—89).

<sup>18)</sup> Nach einer Kritik wie der von Blumröder (Schmidt's Jahrbücher der gesammten Medicin, 5. Supplem.-Bd. S. 394—410, Leipzig, 1847) können die „*Mittheilungen aus dem magnetischen Schlafleben der Somnambule Auguste K. in Dresden*“ auf wissenschaftliche Berücksichtigung keinen weiteren Anspruch machen.

<sup>19)</sup> G. du Bois-Reymond: Untersuchungen über thierische Electricität. 1. Bd., S. 15. Berlin, 1848.

<sup>20)</sup> Weßhalb gerade der verhältnißmäßig leicht auszuführende Versuch, in einen Bindfaden ohne Ende Knoten zu schürzen, das größte Aufsehen in Leipzig erregte, ist u. a. aus der Zeitschrift „*Physische Studien*“, Februar und März 1878, zu entnehmen.

# Die Arabische Wüste und ihre Klöster.

~~~~~  
Von

Dr. Paul Gütsfeldt.  
~~~~~

Was ich über die Arabische Wüste und ihre Klöster mitzutheilen habe, verdanke ich einer Reise dorthin. Ohne eigene Anschauung hätte ich nicht versucht ein Thema abzuhandeln, das schon durch seinen Wortlaut so wenig verspricht. Denn an Wüsten sowol wie an Klöster knüpfen sich für die meisten Menschen unsympathische Vorstellungen — Vorstellungen vom Ersterben aller Freudigkeit des Daseins, von geistigem und leiblichem Verschmachten, von Tod und Verwesung. Ob dieselben in dem besonderen, hier zu besprechenden Fall gültig sind, müssen die folgenden Zeilen lehren; letztere entstanden, gewissermaßen mir selbst unbewußt, indem ich die Lebhaftigkeit und Wärme meiner Erinnerung ungehindert walten ließ.

## I.

Zwischen zwei Wasserstraßen, die den Verkehr entfernt liegender Völkerschaften vermitteln, dehnt sich das Gebirge aus, das die Alten desertum arabicum, das wir die Arabische Wüste nennen. Die Fluthen des Nil bespülen ihre unfruchtbaren Felsabstürze auf der einen Seite, auf der anderen schlägt das Rother Meer seine hellblauen salzigen Wellen und trennt unsere Wüste von den Gebirgen des heiligen Sinai. Ueber dieses Meer hin trägt der Dampfer den Indienfahrer in das Land der Edelsteine, der Leppigkeit und der Hungersnoth; auf dem heiligen Strom aber wiegt sich die Nilbarke und entführt das bunte Gemisch der Berberiner, Fellachen und Griechen zu den Katarakten hin, nach Chartum, an die mehr und mehr zurückweichende Grenze des Unbekannten.

In dieser Weise wird die Arabische Wüste im Osten und Westen begrenzt; durch ihren nördlichen Saum aber führte einst Moses die Juden, sprengten die Scharen des verfolgenden Pharao; während sich im Süden noch heute die Spuren der Stätten finden, wo Ägypter und Römer nach Smaragden suchten oder kostbares Material für ihre bewunderten Bauten brachen. In dieser Wüste liegen auch die beiden koptischen Klöster, die sich die ältesten der Christen-

heit nennen und die ein Alter von anderthalb Jahrtausenden beanspruchen: die Klöster von St. Antonius und St. Paulus.

Noch ein wenig über den 30. Grad der nördlichen Breite hinübergreifend, zieht sich die Arabische Wüste in südsüdöstlicher Richtung bis an den Wendekreis; ihre Längserstreckung beträgt über 100 geogr. Meilen, die Breite im Durchschnitt 24; letztere wechselt wegen der Krümmungen des Nil zwischen 17 und 34 Meilen; und man erhält eine ungefähre Vorstellung von der Größe und den Umrissen unserer Wüste, wenn man sich die Apenninische Halbinsel durch einen von Genua nach Venedig geführten Schnitt vom übrigen Europa losgetrennt denkt.

Die Arabische Wüste ist höchst selten das Ziel wissenschaftlicher Reisenden gewesen. Die afrikanische Forschung hat in schwerer erreichbaren Theilen des viel umtobenen Continents Größeres geleistet als hier; und so kommt es, daß wir von einem Gebiet, das zwar eine Wüste ist, aber unmittelbar an den Grenzen eines durch die Jahrtausende geheiligten Culturlandes liegt, weniger wissen, als wir wissen sollten.

Die Namen einer verhältnißmäßig kleinen Zahl von Reisenden sind mit der Arabischen Wüste verknüpft. Zwar wurden im vorigen Jahrhundert schon einzelne Routen von Europäern daselbst zurückgelegt, aber die exactere Forschung kann doch erst von der großen Expedition an datirt werden, die der erste Napoleon nach Egypten entbot. Es folgten dann die Reisen von Caillaud, Wilkinson, Lepsius, Figari und Barth; in jüngster Zeit beschenkte uns Dr. Klunzinger mit seinem wahrheitsgetreuen, auf gründlichster Beobachtung beruhenden Buche über Ober-Egypten und die Wüste<sup>1)</sup> — die Frucht eines mehr als zehnjährigen Aufenthalts im Lande. Im Jahre 1876 bereisten Dr. Schweinfurth und ich denjenigen Theil der Wüste, den Figari zum letzten Male vor 20 Jahren betreten hatte, und wiederum ein Jahr später begab sich mein Gefährte in dasselbe Gebiet, die begonnene Forschung weiter auszudehnen.

Von der Höhe der Pyramiden kann das Auge jetzt dem Eisenbahnzug folgen, der von dem Nildelta aus nach Ober-Egypten fährt. Zwischen zwei Wüsten eingeklemmt — der Libyschen und der Arabischen — braust der Zug dahin über die lachenden Gefilde der von dem heiligen Strom und dem Schweiß des Fellah befruchteten Thalsohle. So erreichen wir Beni Suef, eine der größeren der ägyptischen Provinzialstädte; und dem Getümmel des bunten Völkergemisches entfliehend, setzen wir über den Fluß und betreten den westlichen Rand der Arabischen Wüste. Kamele erwarten uns, Beduinen beladen sie; grunzend und schreiend erheben sich die trefflichen Thiere unter ihrer schweren Last, und der Marsch in die Wüste beginnt. Wir sehen nichts als braungraue Flächen vor uns, nur unterschieden von einander durch den Wechsel der Neigung, mit der das Plateau zum Nil abfällt. Denn ein Plateau ist die Arabische Wüste, das sich mehrere tausend Fuß hoch erhebt und durch Erosionswirkungen zu einem

<sup>1)</sup> Man vergl. über Klunzinger's Werk Dr. G. Nachtigal in der „Deutschen Rundschau“, Band XII, S. 325 u. ff. (August 1877).

gerissenen Gebirge umgestaltet ist. An vielen Stellen treten senkrechte Wände, von natürlichen Gräberhöhlen durchfressen, bis hart an den Strom; zwischen sie schieben sich sanfter ansteigende Flächen, und über diese geht der Weg. Der Boden ist hart und steinig, von der Sonne durchglüht, die Luft erzittert über ihm; im Uebrigen scheint jede Bewegung gebannt, die Vegetation bis auf ihre letzten Spuren vertilgt. Das Nilthal sinkt tiefer und tiefer; wie ein grünes, wogendes Meer, aus dem die Palmengruppen der Dörfer als Inseln aufsteigen, liegt es ausgebreitet da, in der Ferne begrenzt von der Libyschen Wüste — statt der Leuchtthürme Pyramiden als Wahrzeichen. Ein Fessenthal öffnet sich, nimmt uns auf und schließt uns von der übrigen Welt ab. Wir sehen nun Nichts mehr als eine ebene Thalsohle mit etwa achtzig Fuß hohen, oben horizontal abgeschnittenen Thälwänden. In langer Reihe ziehen die Kamele dahin, und an einer Stelle, wo mehrere solcher Thäler oder Wadis zusammentreffen, machen wir Halt und schlagen das Lager auf. Noch ist die Sonne nicht verschwunden; aber die langen Schatten der Felswände zeigen, daß sie zu Rüste geht. Eine wunderbare Durchsichtigkeit verklärt die Luft; dann werden die Farbentöne gesättigter, als ob Tropfen Goldes in der Atmosphäre aufgelöst seien; endlich bricht die Nacht herein, und nun leuchten Sterne mit ungewohntem Glanze.

Diese Uebergänge vom Tage zur Nacht sind es vornehmlich, die der Wüste einen Zug unbefreiblicher Schönheit ausprägen. Den Reisenden, der die Arbeit und Hitze eines langen Tages hinter sich hat, erquicken nicht allein die kühleren Rüste, die nun wehen; es ist ihm auch hinreichend Muße gegeben, sich des Gegenfages zu freuen, der seine Wüstenexistenz so grell gegen sein sonstiges Dasein abhebt. Die große Welt mit dem Wogenbrande ihrer Leidenschaften liegt hinter ihm; vor ihm die Wüste in ihrer ruhigen Größe, ihrer stillen Pracht; was ihn umgibt, athmet fledenlose Reinheit; rein ist der Boden, rein die Rüste und rein der Himmel, der sich über ihnen wölbt. In diesem Sinne hat sich die Natur nur noch einmal wiederholt, und das ist in den Hochalpen jenseits der Schneegrenze; gerade dort empfangen wir Eindrücke, die trotz ihrer Verschiedenheit dieselbe Wirkung auf unser Gemüth hervorbringen.

Bei allen Gebieten unserer Erdoberfläche, denen eine zusammenhängende Pflanzendecke fehlt, ist der Typus der Landschaft ganz ausschließlich durch die geologische Formation gegeben. Wie bestimmend letztere für die allgemeine Physiognomie einer Gegend ist, das weiß man aus eigener Erfahrung. Ruhe sich der Leser beispielsweise die Bergformen des vulkanischen Siebengebirges oder des vulkanischen Gebiets von Nordböhmen in die Erinnerung zurück und vergleiche damit das Sandsteingebirge der Sächsischen Schweiz. Die Unterschiede zwischen beiden Landschaften würden aber noch schärfer hervortreten, wenn keine Vegetation vorhanden wäre. Dies ist nun in der Arabischen Wüste der Fall. Ihr fehlt zwar, wie wir sogleich sehen werden, der Pflanzenschmuck nicht völlig; aber er ist nur ein architektonisches Ornament des Baues und nicht bestimmend für den Stil. Dem Auge, dessen Blick über die weiten Flächen hinfliegt, erscheint Alles nackt und kahl, und es erkennt unmittelbar, daß in unserer Wüste zwei Landschaftstypen einander schroff gegenüber stehen, nämlich die Region der versteinерungsführenden Sedimente und die Region der krystallinischen Ur-

gesteine. Letztere nimmt ihren Anfang am Rothem Meer, zwischen dem 28. und 29. Grad N. Breite. Die schwarzen und rothen Massen ihrer Diorite, Porphyre und Syenite schieben sich wie ein gewaltiger Keil nach Süden vor. Auf der einen Seite stets vom Meere begrenzt, drängen sie auf der anderen das Kalkstein-Gebirge mehr und mehr zurück, erreichen den Nil etwa beim 24. Breitengrade, und bilden daselbst die ersten Katarakten des Flusses. Dort liegt Assuan, das alte Syene, eben die Stadt, von der der Syenit seinen Namen hat. Das Sedimentgebirge nimmt den übrigen Theil der Arabischen Wüste ein, und aus den gemachten Angaben folgt, daß dasselbe in dem nördlichen Gebiet die allein herrschende Formation ist.

In diesem Gebiet bewegten wir uns zunächst; hier auch liegen die Klöster, von denen ich zu sprechen haben werde. Die ersten Tagemärsche hatten etwas Ermüdendes, Monotonen; denn das Wüsten-Plateau steigt langsam und stetig vom Nil aus an, so daß man stundenlang über erhitzte steinige Flächen, sogenannte Serirflächen hinzieht, bis dann ein eingesenktes Wadi Abwechslung gewährt. Der Begriff des Wadi muß ziemlich weit gefaßt werden. Der Name bezeichnet ebensowol die schrofften Felsenthäler mit tausend Fuß hohen Wänden, wie die kaum bemerkbaren Terrainsalten, welche periodisch fließendes Wasser daselbst gezogen hat. Die trocknen Kinnale, die noch deutlich die Spuren der heftig abgeströmten Regenmengen zeigen, verrathen sich dem aufmerksamen Beobachter schon von Weitem durch die zum Theil abgestorbenen, zum Theil noch lebenden Kräuter und Gesträuche, mit denen sie bestanden sind. Je tiefer man vom Westen her in die Sediment-Wüste eindringt, desto belebter durch Vegetation erscheinen die Sohlen der Wadis. Oft nimmt man, von der Höhe des Absturzes ein Wadi überschauend, einen grünen Schimmer wahr, welcher die im Grunde des Thals verlaufenden Vegetationsstreifen anzeigt. Steigt man hinunter, so wird man durch einen Reichthum und eine Mannigfaltigkeit entzückt, die man hier nie erwartet hätte.

Wie Alles, was der Wüste angehört: Menschen, Thiere, Steine, das Wasser, ja selbst die Luft eigenartig ist, so auch die Flora. Man kann diese Wüsten-Gewächse mit gewissen Charakteren vergleichen, die trotz aller Schicksalsschläge nicht verzagen, sondern muthig weiter kämpfen; sie haben sich durch die Art der Entwicklung ihrer Organe wunderbar den Lebensbedingungen angepaßt, unter die sie gestellt sind. Die einzelnen Individuen einer bestimmten Pflanzenart gruppiren sich meist zu kleinen Büschen, die wie halbkugelige Polster erscheinen. In allen drückt sich das Streben aus, die vegetativen Organe d. h. die Blätter, in Dornen und Schuppen umzuwandeln, oder ihnen eine fleischige Consistenz zu geben. Es soll dadurch dem zu starken Verlust an Feuchtigkeit vorgebeugt werden, welchen die Pflanze bei der abnormen Trockenheit der Luft durch Verdunstung erleiden würde. Andererseits gewährt das Gruppiren zu Büschen dem Individuum Schutz gegen die Wirkungen des oft zum Sturm gesteigerten Windes. Den Blüthen der Wüstenengewächse entströmt meist ein scharfer, aromatischer Duft, wie wir ihn sonst nur bei stark riechenden Essenzen wahrzunehmen gewöhnt sind; auch in den übrigen Theilen der Pflanze findet eine reichliche Ent-

wickelung ätherischer Oele statt, und die Folge davon ist, daß viele Kräuter im lebenden Zustand mit heller, wachsartiger Flamme verbrannt werden können.

In manchen Wadis trafen wir eine so reiche Vegetation an, daß die Kamele daselbst vollauf ihre Nahrung fanden und des mitgeführten Körnerfutters nicht bedurften. Diese Thiere sind in demselben Maße wählerisch wie wir; nur folgen sie in ihren Präbilectionen einer anderen Richtung; sie lieben nämlich gewisse Pflanzen mit besonders langen und spizigen Stacheln. Man kann dies deutlich während eines Marsches beobachten, wenn die Thiere im Vorwärtsschreiten das eine Kraut mit Begierde erhaschen, das andere unberührt stehen lassen.

Das mächtigste Wadi in der nordarabischen Wüste ist das Wadi Araba. Bei der Wassertheide zwischen dem Nil und dem Rothem Meere beginnend, senkt es sich nach Osten zur Küste hinab. Es ist so tief eingeschnitten, so breit entwickelt und so weit erstreckt, daß es bestimmend für die ganze Configuration des Gebirges wird. Vom Grunde des mehrere deutsche Meilen breiten Thales sieht man im Norden sowol wie im Süden die Abstürze des in zwei Theile zertrassenen Plateaus, die mit dem Namen der nördlichen und südlichen Gallala bezeichnet werden. Der Thalboden ist mit Felstrümmern bedeckt, gewaltige Schuttmassen ziehen sich zu den Wänden auf, die oben in pittoresker Linie abschneiden. Das Gelb ihrer steinernen Flächen contrastirt scharf mit dem Blau des Himmels. Man ist im Unklaren, ob man es nur mit einem Plateau-Absturz oder mit einem System von Gebirgskletten zu thun hat. Eine Reihe parallel aus der südlichen Gallala austretender Thäler öffnet sich gegen das Wadi Araba; indem wir diese untersuchten, erhielten wir Aufschluß über die Natur des Gebirges. Wir fanden, daß es in der That ein großes Plateau darstellt, dessen Hochfläche — die sogenannte Hammada — hügelig gestaltet ist; einen wilden Charakter nimmt dasselbe erst da an, wo es auf der einen Seite zum Wadi Araba, auf der anderen zum Rothem Meer abstürzt, oder wo Querrisse das Massiv als Felsenthäler durchsetzen. Man kann es vergleichen mit einem Gletscher, der in der Mitte compact geblieben und an den Rändern durch Querspalten zerklüftet ist. Nur in der Richtung zum Nil findet eine allmähliche Abdachung statt, bis in der Nähe dieses Stromes der Uebergang von der Wüste zur fruchtbaren Thalsohle zur Wiederholung schroffer Felsgebilde, aber in viel kleinerem Maße Anlaß gibt.

So bieten einerseits die unabsehbaren Hügelreihen auf der Hochfläche der Gallala, alsdann die Felsenthäler und die Abstürze am Rande, und endlich die weiten zum Nil hingezogenen Serirflächen drei verschiedene Landschafts-Charaktere in der Arabischen Wüste dar. Ihnen gesellt sich ein vierter zu, der — jeder Schönheit entkleidet — dem Reisenden die Wüste von ihrer schreckhaften Seite zeigt, ich meine die Region der Sanddünen. Hier herrscht in der That die Dede des Todes; der Rest des Lebens erstarrt, begraben unter Fluthen braungelben Sandes, die der Wind bald hierhin, bald dorthin weht; Hügel reiht sich an Hügel, aber wo heute Berg ist, kann morgen Thal sein; die Orientirung hört auf, die Beduinen werden unsicher über die einzuschlagende Richtung, auch die Kamele gehen nicht mehr in dem gewohnten gleichmäßigen Tempo; tief im



Boden einsinkend, müssen sie bergauf klettern, um dann sogleich, an einem nicht minder steilen Hange, einen Weg nach unten zu suchen. Die Spuren, welche die Karawane hier hinterläßt, sind eben so vergänglich wie die des Schiffes im Meere. An einigen Stellen schimmert die feste Unterlage des weißen Kalksteins hindurch wie frisch gefallener Schnee. Wo das anstehende Gestein Thäler und Hügelrücken bildet, lagert sich der feinkörnige Sand gleich dem Firnschnee im Hochgebirge, und es entstehen höchst überraschende Aehnlichkeiten; wäre die braune Farbe nicht, so könnte man die zwischen zwei Kalksteinwänden sich hinaufziehenden Sandmassen für Schneehänge, die in scharfer Schneide endigenden Auflagerungen auf den Felsrücken für Firngrate halten. Durch diese Dünenregionen eilt man, so schnell als es die Kräfte der Kamele nur immer zulassen. Denn die Wasserstellen liegen viele Tagereisen auseinander, und wenn man sie verfehlt oder nicht rechtzeitig erreicht, so droht der Tod des Verschmachtens.

Eindrücke ganz anderer Art bieten die tief in's Plateau eingerissenen Felsenthäler. Alle diese Thäler haben denselben wilden alpinen Charakter, bedingt durch die Nacktheit der Felswände, ihre Erhebung und die gewaltigen Schuttwälle, die sich an ihrem Fuß ausbreiten. Jede neue Windung des Thales bringt neue Ansichten, und in unablässiger Spannung wandert man aufwärts in dem unbekanntem Felslabyrinth, immer gewärtig, sich aufgehalten zu sehen. Dies ist auch in der Regel der Fall; denn die meisten der Thäler enden in Kesseln, die ringsum von senkrechten Wänden umgeben sind. Auch derjenige Reisende, der sich in die Geheimnisse alpiner Kletterkünste eingeweiht glaubt, wird hier stutzig und muß selbst das Beispiel geben, wenn der eine oder andere seiner Beduinen ihm folgen soll.

Die größten Ueberraschungen bot uns das Wadi Natfe. An dem steinernen Thor seines Eingangs fanden wir, aus einer Felsenplatte hervortretende wilde Feigenbäume, mit glänzend blaugrünem Laube, besät mit kleinen Früchten. In der Thalsohle den Weg aufwärts suchend, stets inmitten einer überwältigenden Gebirgsscenerie, erkreuten ein Palmbusch, eine Tamariske, vereinzelte Azazienbäume den Blick; wir pflückten Rosen von Jericho, die in reicher Menge wuchsen; dann verengte sich das Thal und wir erblickten, was den Wüsten-Reisenden stets mit Wonne und Dankbarkeit erfüllt: Wasser, klar und rein, in einem Felsenbette. Nun stieg die Thalsohle terrassenförmig an; über Geröll und treppenartig angeordnete Felsleisten erreichten wir eine obere Stufe des Thales. Der Boden war mit einer Vegetation bedeckt, die im Vergleiche mit den sparsamen Verhältnissen der Wüste geradezu üppig genannt werden mußte. Das geschichtete Gestein zu beiden Seiten bildete Ueberhänge und bot den überraschenden Anblick gewaltiger Tropfsteinbildungen; kühn gesformte Felsmassen schlossen das Thal in kaum viertelstündiger Entfernung ab: man hätte glauben können, vor irgend einer Felsparthie am Südfuße der Alpen zu stehen. Eine einzige Terrasse trennte uns noch von dem abschließenden Kessel; ein spärlicher Streifen Wassers, das sich unten zu einem Teich ansammelte, fiel über ihre unersteigbaren, schlüpfrigen Böden; Laubmoose und Venushaar prangten in üppiger Lebensfülle; — es war ein Bild, in dem jeder einzelne Zug überraschte.

Wasserreichtum ist vielen der Felsenthäler eigen, die ähnlich gebildet sind wie





das Wadi Natfe. Wenn zu gewissen Zeiten die Wolken sich über der Hochfläche der Gallala entladen, so werden die niedergeschlagenen Regenmengen durch tausende kleiner Rinnfale an die Ränder der Felskessel geführt, stürzen in diese hinab und setzen nun ihren Lauf als reißende Wildbäche fort. Die Auswaschungen im Gestein zeugen untwiderleglich von der Gewalt des Wassers. Viele der Leser kennen jene gewaltsamen Durchbrüche in den Alpen, die man „Klamm“ oder „Klause“ nennt; ähnlichen Bildungen begegnet man auch hier. Am Ausgange des Wadi Natfe hat sich das Wasser im Grunde der Thalsohle eine Felsenschlucht gegraben; wir lagerten am Ausgang, aber die Beduinen wagten nicht, das Gepäck der Karawane in dem trockenen Rinnfale aufzustellen; sie sagten aus, daß ein plötzlicher Regenschauer einem Wildbach Entstehung geben könne, ohne daß Zeit bliebe, die Risten in Sicherheit zu bringen. So ist es also denkbar, daß ein von festem Schlaf umfangener Wanderer an solchen Stellen, mitten in der Wüste, seinen Tod durch Ertrinken findet. Derartige plötzliche Wasseranschwellungen sind indeß die Ausnahme und nicht die Regel. Die Erscheinung flieht schnell genug, nichts als die Wirkung bleibt. Ich habe das Wasser nur im Wadi Natfe fließen sehen; an allen andern Stellen, wo es zu Tage tritt, bildete es unbewegte Lachen oder kleine Bassins. Meist hat es einen Beigeschmack von aufgelösten Mineralbestandtheilen, und erst wenn man eine Wüstenreise hinter sich hat, lernt man ganz verstehen, weshalb das küstliche Wasser des Nil so hoch gepriesen wird. Die arabische Sprache in ihrem poetischen Gange zum Bilderreichtum nennt eine Quelle das Auge der Wüste, und sie hat Recht; denn in der That, wenn diese Augen sich schließen, so ist das Leben dahin.

Die Lage der Quellen bestimmt die Richtung des Weges, den die Karawane einschlägt, bemißt die Länge des Tagemarsches; wie immer das Wasser beschaffen sein mag, stets begrüßt man es mit Freuden. Die berühmteste Wasserstelle in der Arabischen Wüste ist die Cisterne von N'Getta; wäre die ganze Erdoberfläche von der Beschaffenheit der Arabischen Wüste, so würde diese Cisterne als das Wunder der Welt gepriesen werden. Sie ist nicht von Menschenhand gefertigt; diesen gewaltigen und unerlöschlichen Brunnen hat die Natur gegraben. Wie ein Schacht ist er in das Kaltplateau eingesenkt; zwischen perpendiculären Wänden, die etwas über hundert Fuß hoch sind, breitet sich ein elliptischer Wasserspiegel aus, unter dem der Absturz sich fortsetzt; nur von einer einzigen Stelle erhält man Zutritt durch einen Engpaß — es ist ein Königssee im Kleinen. Trotz dieser Wasserfülle ist gerade hier die Vegetation auffallend dürrig, wie denn überhaupt der Zusammenhang zwischen dem Pflanzenleben und dem vorhandenen Wasservorrath nicht immer offen zu Tage liegt.

Im Gegensatz zur Sibhschen Wüste hat die Arabische keine Oasen aufzuweisen; dafür ist letztere wiederum nicht so steril wie jene, und diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß die Arabische Wüste, ganz abgesehen von den Klöstern, nicht völlig unbewohnt ist.

## II.

Wir trafen die erste Ansiedelung an, als es uns gelungen war, vom mächtigsten Seitenthal des Wadi Araba, vom Wadi Uskar aus die Hochfläche

der Gallala, die Hammada, zu erreichen. Es ist außerordentlich schwer sich in diesem undulirenden Terrain zurechtzufinden, weil die Hügel einander gleichen, und eine Thalsenkung auszieht wie die andre. Der Boden ist mit einer dürftigen Vegetation bestanden, aber sie reicht doch hin, um ganzen Heerden von Ziegen, Schafen und Kamelen Nahrung zu geben; denn die Sparsamkeit des Pflanzentwuchses wird compensirt durch die unbegrenzte Ausdehnung des Weidegebiets. Hier oben sind die Tummelplätze zahlreicher Steinböcke, die aber auch häufig in die Felsenthäler hinabsteigen, um die Wasserstellen aufzusuchen. Sie sind viel weniger scheu als die Gemsen unserer Hochalpen; und wir erlegten während der Reise mehrere. Ich stand einmal minutenlang dreien dieser Thiere auf Büchschußweite gegenüber; sie betrachteten mich neugierig und sprangen dann munter von dannen. Es ist gar nicht selten, daß man am Boden verwitterte Steinbockhörner antrifft; auch sieht man häufig auf den steilen Trümmertwällen des Gebirges schmale Pfade, welche nach der Aussage der Beduinen von Steinböcken herrühren; das Gleiche ist ja auch in den Alpen bei Gemsen beobachtet worden. Gazellen, an denen die Arabische Wüste gleichfalls reich ist, finden sich hauptsächlich in denjenigen Districten, die der Steinbock meidet, nämlich in den Sohlen breiter Wadis und auf den ausgedehnten Serirflächen; dort auch sieht man oft in nächster Nähe von der vorüberziehenden Karawane den grauen Wüstenhasen aufspringen, den die geschickten Beduinen zuweilen mit einem nachgeschleuderten Stocke erlegen.

Ebenso harmlos wie diese Thiere, aber zutraulicher und liebenswürdiger, ist der Mensch, der die Arabische Wüste bewohnt. Die Beduinen, die hier nomadirend ihre Heerden treiben, gehören zum Stamm der Maäse, in den südlichen Theilen wohnen die nicht-arabischen Ababdes. Unsere eignen Kameltreiber gehörten dem ersteren Stamme an, ebenso der alte Schech Isleman, den wir in seinem Zeltlager, hoch oben auf der Hammada, aufsuchten.

Es will mich dünken, daß eine Reise durch die Arabische Wüste sich schon dadurch belohnt, daß sie uns wochen- und monatelang den unbeschränkten Verkehr mit diesen guten Menschen gestattet. Denn schließlich erfreut den Menschen doch Nichts so sehr als das Gute, das er von seinen Mitmenschen erfährt; und ich kann wol sagen, daß unsere Beduinen uns auch nicht einmal mit bösem Willen entgegengetreten sind. Man darf diese Söhne der Wüste nicht nach der degenerirten Cohorte beurtheilen, welche die Pyramiden von Gizeh umschwärmt, und deren maßlose Geldgier die Geduld der meisten Reisenden erschöpft. Das berühmte und berücksichtigt gewordene Bettelwort „backschisch“ dröhnt noch in dem Ohre des Fremdlings nach, wenn er Egypten längst verlassen hat; von den Sippen unserer Araber fiel es nicht einmal während der ganzen Reise. Auf unsern Lagerplätzen standen Kisten und Kasten unvergeschlossen da; wir durften uns tagelang entfernen, ohne daß ein Stück fehlte. Zu dieser Ehrlichkeit gesellten sich freundliches Entgegenkommen, heiterer Sinn und außerordentliche Mäßigkeit; mit Ausnahme der Tage, wo wir die Gastfreundschaft des Schech Isleman genossen, und wo es hoch herging, nahmen unsere Beduinen Nichts zu sich als schwarzen, bitteren Kaffee und eine Art Brod, das sie des Abends aus einem Mehleig im Kohlenfeuer herstellten. Dabei waren sie

großen Anstrengungen unterworfen, mußten des Morgens die Kamele zusammentreiben, sie mit den schweren Risten beladen, dann diese Thiere während eines acht- bis zehnstündigen Marsches antreiben und führen, und sie des Abends von Neuem von ihrer Last befreien. Das hinderte sie nicht, noch nach beendetem Tagewerk der Jagd nachzugehen. Niemals zeigten sie sich müde oder erschöpft; stets drückte ihre Haltung, ihr Gang eine Elastizität und eine Grazie aus, die mich am letzten Reisetage ebenso erfreuten wie am ersten. Ähnlich angenehme Eindrücke riefen die Hirten hervor, die in den Zelten Isleman's wohnten. Die Niederlassung befindet sich in einem der vielen Thälchen des Hügellandes. Hier waltet der alte Scheich mit der Würde und Machtvollkommenheit des Patriarchen, umgeben von Kindern und Kindeskindern, im unbefristeten Besitz des Landes weit umher. Nach welcher Richtung man gehen mag, stets begegnet man größeren oder kleineren Trupps seiner weidenden Kamele oder zahlreichen Herden von Schafen und Ziegen, die des Abends mit Hunden zu den Zelten zurückgetrieben werden.

Unsere Ankunft erregte große und unverhohlene Freude. Die Gastfreundschaft ist dem Beduinen ja eine heilige Pflicht; sie wurde auch uns gegenüber ausgeübt und äußerte sich in rücksichtsvoller Fürsorge. Da wir selbst keine Zelte mit uns führten und stets unter freiem Himmel schliefen, so improvisirte man ein Zelt für uns, das gegen die Sonne schützte, brachte Kamelmilch zu unserer Stärkung, schlachtete ein Schaf, und ein Sohn Isleman's zog aus, einen Steinbock zu schießen. In ihren Zelten verborgen, waren die Frauen geschäftig, Korn zu reiben und das Essen zuzubereiten; Abends fand großer Schmaus statt, bei dem nach arabischer Sitte alle Männer im Kreise niederhockten und mit den Fingern aus einer gemeinsamen Schüssel zulangten; dann folgte die fröhliche Unterhaltung am glimmenden Feuer, wo die Neuigkeiten der Wüste gegen die des Nilthals ausgetauscht wurden. — Ein Traumbild verkloppener Jahrtausende war hier zur Wirklichkeit verkörpert; zu den Zeiten Abraham's, wo die Menschen bedürfnislos und gut waren, müssen sie so mit einander verkehrt haben.

Die Ansiedelung Isleman's liegt etwa 4000' hoch; während der Frühlingsmonate herrscht bei Tage die angenehmste Temperatur, derjenigen unserer milden Sommertage entsprechend. Die Vegetation verhindert trotz ihrer Spärlichkeit, daß der Boden in dem Maße von der Sonne durchglüht wird, wie die nackten Serirflächen oder die steinigen Gründe der Felsthäler, und man freut sich der lachenden Sonne am blauen Himmel. Bewölkungen kommen indessen häufiger vor, als man vermuthen sollte; leichte Wolkenfleier sind nichts Seltenes, zuweilen auch spannt sich eine einzige graue Nebeldecke über die weite Hammada; dann hört das Bild auf ein heiteres zu sein, erscheint Grau in Grau gemalt, und Beduinen wie Kamele sind nicht länger eine passende Staffage der Landschaft. Unfreundliche Eindrücke erhält man auch, wenn das willkommene Wehen des Windes, das die meisten heißen Tage erträglich macht, sich zu sturmartiger Heftigkeit steigert und in dieser Intensität tagelang anhält. Ein wirksameres Mittel, die Thätigkeit des Reisenden brach zu legen, hat die Natur nicht; man möchte zehn Hände haben statt zweier, um die Gegenstände festzuhalten, deren man zur Arbeit, besonders zur astronomischen Beobachtung bedarf. Man hört

den Schlag der Uhr am Ohre nicht mehr, die Instrumente erzittern, die Flamme in der Laterne wird ausgeblasen, der Staub wirbelt auf, die Decken des Lagers werden verweht, das Feuer fliebt funkensprühend auseinander. Man athmet dankbar auf, wenn der Sturm endlich ausgetobt hat, und wenn auf solche Zeiten eine ruhige, sternklare Nacht folgt, so mag das ahnungsvoll gestimmte Gemüth wol wähnen, eine himmlische Harmonie habe die irdische Dissonanz gelöst.

Eine bedeutendere Erhebung auf der Hammada gestattete es, das Hügelmeer des Plateaus zu überschauen; man sah auch die zerrissenen Linien, in denen die zur Tiefe gehenden Felsabstürze ansetzen. Ein lichtblauer Streifen im Osten, von unten her entgegenwimmernd, zeigte die Fläche des Rothten Meeres an; in zarten Farbentönen und scharfen Profillinien erhoben sich dahinter die kahlen Gebirge der Sinaihalbinsel. Den großartigsten Anblick aber gewährten die Felsenzähne und Felsenkämme des krystallinischen Urgebirges der Arabischen Wüste; es trennten uns nur wenige Tagereisen von ihnen. Jeder einzelne Berg, hoch in das Lustmeer hineinragend, zog daselbst zackige, zerrissene Linien und krönte das Massiv mit einer Anzahl von Spitzen. Zwischen unserem Standpunkt und jenem Hochgebirge ergab sich ein ähnliches Verhältniß, wie zwischen dem Faulhorn und der gegenüber gelagerten Kette der Berner Alpen. Der höchste Berg der Arabischen Wüste, der Dj. Garib, mindestens 8000 Fuß hoch, war deutlich erkennbar; eine Wolkenschicht verhüllte seinen Fuß und er erschien wie eine Felseninsel. Als Felseninseln erscheinen alle jene Berge, wenn man ihnen näher tritt und zwischen ihnen hinwandert. Sie steigen unvermittelt aus einer fast ebenen, glatten, feinkiesigen Unterlage auf; man sieht keine Trümmerwälle, die den Zugang vertheidigen. Diese starren Felsenbildungen vertheidigen sich selbst, und es ist sehr zweifelhaft, ob ihre Gipfel je von eines Menschen Fuß betreten werden können. Sie gewähren einen großartigen Anblick, der aber unheimlich und abstoßend wirkt, namentlich durch die lebhaften rothen und schwarzen Färbungen der todtten Massen. Wir fanden diesen Theil der Wüste im Jahre 1876 ganz wasserleer und waren gezwungen, unseren Aufenthalt daselbst möglichst abzukürzen.

Ich verlasse hier die allgemeine geographische Schilderung und will nun versuchen, dem Leser das absonderliche Culturgemälde aufzurollen, welches die beiden Wüstenklöster bieten.

### III.

Wir müssen bis in das dritte und vierte Jahrhundert zurückgehen, zu den Zeiten der Christenverfolgungen, zu jenen Zeiten, wo das aufgegangene Gestirn des neuen Glaubens sich in dem Blute der Märtyrer spiegelte, wo die Erkenntniß der Nichtigkeit des Irdischen gottbegeisterte Männer in die Wüste trieb zu einem Dasein der Askese und Entfagung; mit einem Wort, wir müssen zu dem Ursprung des Anachoreten- und Mönchtums zurückgehen, wenn wir die Anfänge und die Bedeutung der Klöster in der Arabischen Wüste verstehen wollen. Legende und historische Wahrheit sind wunderbar gemischt in den Erzählungen über das Leben der beiden Heiligen Antonius und Paulus; dem Leh-

teren hat Weingarten's kritische Forschung die Existenz ganz abgesprochen. Wie dem auch sei — es bleibt die Idee bestehen, welche aus einem unverföhnbaren Gegensatz hervorgehen mußte. Es standen einander gegenüber auf der einen Seite: eine Religion, die nach Oben wies und alles Heil im Außerirdischen zu suchen lehrte; auf der anderen: ein Geschlecht, welches mit goldenen Ketten an die Gemäße des raffinirtesten Culturlebens geschmiedet war.

Je tiefer nun der Bekenner Christi die Wahrheit der neuen Lehre empfand, desto unverföhnlicher wurde ihm der so geschaffene Antagonismus. Das Abbild davon lag gleichsam symbolisch in seiner eigenen Heimath vor ihm; denn wo auf Erden hatte die Natur größere Contraste aufzuweisen als in Egypten, wo die starre Wüste und die reichen Fluren des Nil unvermittelt neben einander lagen? In der Wüste erblickte der religiöse Schwärmer den rechten Boden für ein Leben, das der Entfagung, dem Gebete, der Erstückung aller irdischen und menschlichen Triebe geweiht war; die Legende vom heiligen Antonius und Paulus verkörpert nur diese Anschauung. Es wird erzählt, daß beide Männer während der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts in den Felsenhöhlen der Arabischen Wüste gelebt hätten, ohne von einander zu wissen. Erst am Abend ihres mehr als hundertjährigen Lebens führte göttliche Fügung sie zusammen, und ihre Jünger erbauten die nach ihnen genannten Klöster in der Nähe der Stellen, wo die Heiligen ihr Leben ausgehaucht hatten. Fünfzehn Jahrhunderte trennen uns also von der Zeit, wo die Trümmersteine der Wüste zum ersten Male zu Zellenwänden und Klostermauern auf einander geschichtet wurden; und ihr heutiger Zustand trägt noch deutlich die Spuren einer tausendjährigen Vergangenheit.

Beide Klöster lehnen sich an die Abstürze der oben beschriebenen Gallala, sind aber von einander getrennt durch wüstes Gebirge. Das Kloster Antonius liegt an der südlichen Thalwand des Wadi Araba, verhältnißmäßig frei und leicht zugänglich; das Kloster Paulus aber in der wildesten Felsen-Ginöde, versteckt in einer der Schluchten, die den Gebirgsabfall zum Rothem Meere durchziehen.

Nachdem wir acht Tage in der Wüste umhergewandert waren, erreichten wir zunächst das erstgenannte Kloster, das Der Mar Antonius, wie es in der arabischen Bezeichnung heißt. Das Grün wogender Palmen übt schon aus weiter Ferne seinen wunderbaren Zauber aus, lange bevor man gewahr wird, daß der davor gelagerte Felsenwall ein Bauwerk aus Menschenhand ist. Bei der Annäherung unterscheidet man eine vierzig Fuß hohe Mauer, der ein massiver viereckiger Thurm mit geneigten Wänden aufgesetzt ist; neben diesem erhebt sich eine niedrige Kuppel; sie trägt ein Kreuz, welches uns verkündet, daß hier Christen wohnen; in ihrer Wölbung ist eine Glocke angebracht, und das lange Seil, das bis an den Fuß der Klostermauer hinunterreicht, deutet an, daß sie zur Anmeldung für den angekommenen Fremdling bestimmt ist. Vergebens sucht man nach einem Eingangsthor; das einzige, welches sich findet, ist vermauert. Eine fünfunddreißig Fuß hohe Nische ist gerade unterhalb des viereckigen Aufbaues eingelassen; wir treten hinein und bemerken, daß ihre Decke durchbrochen ist. Auf den Ton der Glocke schiebt sich das Holzgäfel aus-

einander, welches die Oeffnung verschließt, und eine schwarze Gestalt, an einem starken Laue hängend, schwebt langsam zu uns hernieder. Es ist ein koptischer Mönch, der uns mit arabischem Ceremoniell bewillkommt, und dessen Höflichkeit wir in gleicher Weise erwidern. Er bittet uns, ihm zu folgen. Nach einander packt ein Jeder das Palmfaser-Seil, dessen unteres Ende mit einem enormen Knoten abschließt, klemmt es zwischen die Oberschenkel, und halb hängend, halb auf dem Knoten sitzend fährt er zum Kloster auf. Oben angelangt, wird er von einer Zahl geschäftiger Mönche ergriffen und seitlich auf festen Grund und Boden gezogen. Wir befinden uns nun im Inneren des viereckigen Thurmes, in dem die primitive, aber sehr sichere Vorrichtung zum Aufwinden des Seiles aufgestellt ist; sie besteht aus einem trommelförmigen Cylinder, der etwa zehn Fuß im Durchmesser hat, aus senkrechten Stäben gebildet und mit einer senkrechten Axe, die sich drehen läßt, fest verbunden ist; in diese Axe werden Hebelbäume eingesetzt, vor jeden derselben stellt sich ein Mönch, und indem alle im Kreise herumgehen, winden sie das Seil um den Cylinder und die daran gehängte Last in die Höhe.

Neue Begrüßungsformalitäten, die wir mit verschiedenen alten Männern austauschen, nehmen die nächsten Minuten in Anspruch, und dann werden wir in das Innere des Klosters geleitet. Eine Freitreppe hinuntersteigend, gelangen wir zunächst auf eine Plattform, das Dach des Kornspeichers; sie ist etwa so groß wie der berühmte Altan des Heidelberger Schlosses, und wie dort, so ist uns auch hier eine überraschende Aussicht geboten. Im Hintergrunde begrenzt von der Gallala, die in tausend Fuß hohen Felswänden abstürzt, erhebt sich das Kloster auf dem von der Ringmauer allseitig umschlossenen Gebiete. Ehe man nicht einen genauen Plan entworfen hat, sieht man auf dem ansteigenden, vielfach accidentirten Terrain nicht viel mehr, als ein buntes Gewirr stilloser Bauten, niedriger Kuppeln, üppiger Palmenhaine und wüster Höfe. Wie eine kleine Stadt liegt das Kloster da, in der Mitte beherrscht von einem hohen Thurm mit schräg ansteigenden Mauern, dem sogenannten „Gasz“ oder Castell. Er gleicht völlig den Pylonen der altegyptischen Tempel, und durch ihn erhält das Ganze eine locale egypische Färbung. — Am Ende der Plattform angelangt, stehen wir vor den Eingängen zweier parallelen Straßen, gegen welche sich Mönchswohnungen öffnen. Wir folgen einer der Straßen, sie ist fünf Schritt breit und vierzig Schritt lang; zu beiden Seiten ragen hohe Gebäude auf. Eine angenehme Kühle umfängt uns; die Todtenstille, welche ringsum herrscht, versetzt uns in eine ausgeförbene egypische Provinzialstadt. Die Straße mündet in einen mit Quadern ausgelegten Hof, der von den Mauern der Hauptkirche, des Glockenthurms, des Gasz und einiger Wohngebäude begrenzt ist. Eine Kuppel ist zwischen dem Gasz und dem Campanile ausgespannt und bildet eine Art offener Halle. Die Steinbank in derselben ist für unseren Empfang mit Teppichen bedeckt worden; wir lassen uns nieder und erwarten die Ankunft des Priors. Bald erscheint der fast erblindete alte Mann, an einem Stabe langsam daherschreitend. Es umgibt ihn jene vornehme, würdevolle Ruhe des Orientalen, die dem Abendländer stets ein Geheimniß bleiben wird, und auf seinen Zügen lagert dieselbe stille Resignation, die auch bei unseren Blinden oft so sympathisch

rührt. Wir übergeben das Empfehlungsschreiben des Patriarchen; der neben dem Prior befindliche Schreiber und Schriftgelehrte nimmt davon Kenntniß, während wir selbst freundlich, aber mit einem gewissen Ceremoniell willkommen geheißen werden. Man bewirthet uns mit Kaffee und Limonade, bietet uns sogar eine Malta-Cigarre an, und in unserer Höflichkeit gewinnen wir es über uns, ihre Annahme nicht zu verweigern. Der Prior gibt uns Erlaubniß, die Kirchen, die Wohnhäuser, die Gärten, das ganze Kloster zu durchwandern, und dann zieht er sich zurück.

Mehrere Mönche werden uns als Begleiter zur Verfügung gestellt. Freundlich und dienstbeflissen, weder zudringlich noch mißtrauisch, geben sie auf alle unsere Fragen gefällige Antwort und führen uns zunächst in die große, dem täglichen Cultus geweihte Kirche. Hier versammeln sich die Mönche siebenmal während der vierundzwanzig Stunden zu Gebet und Andachtsübungen. Der getünchte, schmucklose Raum bietet aber Nichts, was unsere Aufmerksamkeit fesseln könnte, und was wir nicht bereits in den koptischen Kirchen des Nilthals gesehen hätten. Der Raum zerfällt in drei aufeinanderfolgende Abtheilungen, deren jede von flachen Kuppeln überwölbt ist. Auffallend ist nur bei dieser und den übrigen Kirchen, daß sie nicht von West nach Ost orientirt sind, wie doch sonst die christlichen Kirchen oder die Tempel des classischen Alterthums.

Wir müssen in die anstoßende kleinere Kirche eintreten, in die Capelle des heiligen Antonius, um ein Abbild der tausendjährigen Vergangenheit des Klosters zu schauen. Das Grau, das uns von diesen Mauern entgegenämmert, haben die rollenden Jahrhunderte daselbst zurückgelassen; drei Kuppeln, die sich erheben, verrathen durch ihre unregelmäßige Wölbung, auf wie tiefer Stufe ihre Erbauer standen. Die Kuppel über dem Allerheiligsten ruht auf octogonem Grundriß, ein Tonnengewölbe schiebt sich zwischen diese und die mittlere höchste. Durch die unregelmäßig angebrachten kleinen Oeffnungen fällt spärliches Licht in den geheiligten Raum, fällt aber auch der Regen und hat lange Streifen von den Oeffnungen aus nach unten gezogen. Die Säulen haben statt der Capitäle nur eine Anschwellung; über ihnen spannen sich Bogen aus und zwar auffallender Weise Spitzbogen. Die Wände sind zum Theil mit uralten Fresken bedeckt, von denen man noch eben erkennt, was sie vorstellen sollen: nämlich die Apostel und einige Heilige zu Pferde. An dieser Stätte, erzählen die Mönche, habe der heilige Antonius gelehrt und gepredigt, wenn er aus seiner hochgelegenen Felsenhöhle herabgestiegen sei, um mit der gläubigen Anachoreten-Schaar zu beten. Noch heut wird diese Höhle gezeigt, und Dr. Schweinfurth und ich haben sie selbst besucht. Hart hinter dem Kloster führt der Weg zu ihr auf; auf sehr steilem Felsenpfade gewinnt man Zugang, von unten aus erscheint die Stelle, als ob sie in eine senkrechte Wand eingelassen sei. Nach einstündiger Kletterei steht man vor einem zwanzig Schritt langen Spalt, der gerade in's Gebirge hineingeht; er führt in einen dunkeln Raum von fünf Fuß Breite und zwanzig Fuß Länge, und hier ist es, wo der heilige Antonius hauste. Die Wände sind geschwärzt von Fackellicht, viele kleine Kreuze aus Wachs daran angeklebt, und die angeschriebene Jahreszahl 1626 meldet von einem Besucher,

der die Höhle gerade 250 Jahr vor uns betreten hatte. So spielt man dort mit den Jahrhunderten, wie bei uns nicht mit den Jahrzehnten!

Außer der Hauptkirche und der daranstoßenden Capelle des heiligen Antonius enthält das Kloster noch zwei andere isolirt liegende Kirchen; die eine heißt die Marcuskirche und ist lieblich im Garten gelegen, die andere, eben erst vollendet, steht im Grunde eines weiten Hofes.

Die Orientirung über die sonstigen Baulichkeiten ist außerordentlich schwierig; sie würde einen großen Zeitaufwand verlangen, wenn es nicht möglich wäre, auf der Höhe der Umfassungsmauer einen vollen Umgang um das Kloster zu halten und die großen Züge des Planes festzustellen. Man sieht von hier aus zunächst, daß das Kloster sich erweitert hat, analog wie eine Pyramide wächst, indem einem Kern eine Schale umgelegt wird. Daher die vielen zwecklos dastehenden, halb verfallenen Mauern inmitten des erweiterten Kloster-Areals, das jetzt sieben Hektaren bedeckt und einen Umfang von einem Kilometer besitzt. Davon sind etwa vier Zehntel von Gebäuden und Gärten eingenommen, der Rest liegt wüst und öde zwischen der alten und der neuen Ringmauer da. Die Baulichkeiten bieten, namentlich wegen der großen Unterschiede ihres Alters, ein buntes Durcheinander; zwischen den bewohnten oder anderweitig benutzten Stätten schieben sich verlassene, halb in Trümmern liegende Gemäuer, von denen es schwer ist zu sagen, wozu sie einst dienten. Aller Orten erhält man den Eindruck, als sei stets nur einem augenblicklich vorliegenden Bedürfnisse in primitivster Weise genügt worden, daß ein einheitlicher Plan nie existirt habe. Die einzige Gesetzmäßigkeit drückt sich in dem Parallelismus der drei Wohnhäuser aus und in der rechtwinklig dazu laufenden Flucht der beiden Kirchen. Der Rest spiegelt einen tausendjährigen Kampf aufbauender und zerstörender Gewalten wieder.

Der hervorragendste Bau, der thurmartige Gaser hat längst seine Bedeutung verloren. In früheren Zeiten stellte er gewissermaßen ein Kloster im Kloster vor, in welches man wie in eine Festung flüchtete, wenn der fanatische Feind die Ringmauer erklettert hatte. Jetzt aber sind die Beziehungen zu den umwohnenden Araberstämmen von der friedlichsten Art. Der vorüberziehende Beduine verweilt gern ein wenig am Fuße der Klostermauer. Wenn er die Glocke ertönen läßt und um Nahrung bittet, so ist er sicher, nicht ungehört zu bleiben; denn neben der hohen Aufzugsnische ist eine zweite Nische angebracht, von der ein Körbchen mit Lebensmitteln für den bedürftigen Andersgläubigen hinabgelassen wird.

Der behaglichst eingerichtete Raum im Kloster ist der Divan, der Empfangsalon. Hierher wurden wir am Schluß unserer Wanderung geführt und trafen von Neuem mit dem Prior zusammen; auch fand sich eine große Zahl von Mönchen ein, die mehr oder minder an der zwanglosen Unterhaltung theilnahmen. Man rauchte und trank Kaffee; unserem Beduinen Schech, der gleichfalls Zutritt zum Kloster erhalten hatte, wurden alle Ehren der Gastfreundschaft erwiesen; nur sein weißer Turban und der energischere Ausdruck des Gesichtes unterschieden ihn von dem Prior, dem er friedlich auf der Erde gegenüber saß.



Der Divan wurde uns Nachts zur ausschließlichen Verfügung gestellt. Ursprünglich war es unsere Absicht, außerhalb des Klosters zu campiren, um freier in der Bewegung zu bleiben; aber es brach schon in der ersten Nacht ein solches Untwetter los, daß wir gern zu den Mönchen flüchteten und den Wüstenboden mit den weichen Kissen des Divans vertauschten. Hier wurde die Ruhe unseres Schlafes nur durch das Geläute unterbrochen, welches die frommen Männer zu nächtllichem Gebet von ihrem Lager in die Kirche rief.

Vergeblich forschten wir nach einer Bibliothek; wenn jemals eine solche in größerem Umfang existirt hat, so sind ihre Schätze längst nach Kairo oder in andere Klöster verschleppt worden.

Ein jeder der Mönche bewohnt drei Kämmerchen; das eine geht nach der Straße aus, das andere liegt dahinter, das dritte darüber und wird durch eine Stiege erreicht. Jede Wohnung bildet ein abgeschlossenes Ganze für sich; große Ordnung herrscht nicht darinnen: Gebetbücher, Pantoffeln, Wasserkrüge, Zwiebelschalen und Kochgeräth liegen friedlich neben einander; man könnte an die Behausung eines heruntergekommenen Studenten denken. Die künstlerische Ausschmückung ist überall fern gehalten; nur in dem ältesten Theil des Klosters finden sich mit Kunst gearbeitete Fenstervergitterungen aus Gips. In diesem Theil liegt auch die Mühle und die Bäckerei; für den Betrieb der ersteren wird ein Pferd gehalten, das sehr gut im Stande ist und einen bis zur Erde reichenden Schweif hat. Das einzige Pferd theilt den Stall mit dem einzigen Esel, dessen Kletterkünste Dr. Schweinfurth auf dem Wege zwischen den beiden Klöstern zu bewundern Gelegenheit hatte. Sonst gibt es keine vierfüßigen Thiere, einige Katzen, Ratten und Mäuse ausgenommen. Wol aber sieht man Tauben auffliegen und umkreist der Wüstenrabe die Mauern des Klosters. In den beiden Gärten wachsen Dattelpalmen, Oelbäume, Pflirsiche; rankt die Rebe, blüht der Granatenbaum; Simonen wechseln mit großblättrigen Feigen; hier und da erhebt sich ein Rosenbusch. Der erste Anblick dieser Fülle und Schönheit wirkt auf den Reisenden geradezu märchenhaft, der Gegensatz zwischen den fahlen Farbentönen der Wüste und dem gesättigten Grün des Laubdaches versetzen uns anfänglich in Träumerei; das Auge ist nicht länger von sonnendurchglühten Flächen geblendet und erholt sich in dem milden Lichte des schattigen Haines.

Das vielgestaltige, reiche Pflanzenleben, das wir hier bewundern, verdankt seinen Ursprung dem Felsenquell, dessen klares Wasser nach allen Richtungen hingeleitet wird. Er entspringt innerhalb der Klostermauer, und keine böswillige Hand ist im Stande, diesen Lebensnerven von außen her zu durchschneiden; das Wasser fließt so reichlich, daß Menschen, Thiere und Pflanzen vollauf damit versorgt werden können. Die im Nilthal hoch entwickelte Kunst der Bewässerung wird auch hier ausgeübt, und was dort die Gärten an Gemüse, Zwiebeln und Küchenkräutern hervorbringen, auch hier erzeugt. Der Ertrag reicht aber nicht hin, um den Mönchen eine unabhängige Existenz zu sichern. Zweimal im Jahr langt eine Karawane aus dem Nilthal an und versorgt das Kloster mit den nothwendigen Vorräthen an Bohnen, Reis, Linsen, Korn, Tabak und Kaffee. Denn St. Antonius besitzt daselbst liegende Gründe zu Bäschi, in der Nähe von Beni Suëf.

Es leben jetzt vierzig Mönche im Kloster; sie sind alle gleich gekleidet, tragen ein langes, dunkles Gewand mit weiten Ärmeln, einen schwarzen Turban und Pantoffeln; sie nähren sich ausschließlich von Fastenspeise und sollen nur ein Mal im Jahre Fleisch erhalten. Die Mahlzeit nimmt ein Jeder für sich in seiner Zelle ein; sie rauchen und trinken Kaffee wie die eifrigsten Betenner des Islams und machen im Allgemeinen einen mehr stillvergnügten, als reinlichen Eindruck. Meist sind es ältere Männer; den jüngeren werden vornehmlich die ökonomischen Sorgen anvertraut, die niedrigsten Geschäfte liegen den dienenden Klosterbrüdern ob. Nach festgesetzter Ordnung bestellen die Mönche den Garten, mahlen das Korn, backen das Brod, pressen das Oel aus den Oliven und bereiten den Abendmahlswein selbst aus getrockneten Weinbeeren, um seiner Unverfälschtheit ganz gewiß zu sein. Sorge kennen sie nicht diese friedfertigen guten Mönche; es vereinigt sich Alles, um ihnen ein beschauliches Dasein zu sichern, und dieses führen sie in der That. Ihre Existenz fließt ruhig dahin zwischen Beten, leichter Arbeit und Nichtsthun; sie gleichen eher einem Haufen koptischer Bauern, als einer Schaar Gottgeweihter. Ihre Phantasie reißt sie nicht zu Verzückungen und Visionen fort, ihr Verstand erschöpft sich nicht in dumpfem Grübeln, ihre Seele sucht nicht Befreiung von quälendem Zweifel durch inbrünstiges Gebet. Gedankenlos murmeln sie die langen Formeln vor sich hin, welche das Ritual ihnen vorschreibt. Frei von gehässigem Streit untereinander, tolerant und wohlthätig gegen die vorüberziehenden Beduinen der Wüste, leben sie friedlich und harmlos beisammen, indem ein Jeder dem Anderen die lethargische Ruhe gönnt, die sein eigenes Glück ausmacht; und so vererben sich Tradition und Legende von Jahrhundert auf Jahrhundert, unbeeinflusst und unentstellt von dem Strome der Zeiten, deren Wogen sich an diesen Klostermauern brechen. Es ist der erste Schritt zu jener Seligkeit, deren Vollendung in dem Nirwana des Buddhisten liegt.

Was von dem Dér Mar Antonias gilt, gilt auch von dem Dér Mar Bolos, — dem Kloster St. Paulus; dasselbe ist nur ein wenig kleiner, hat etwa achtundzwanzig Mönche, im Uebrigen aber bestehen analoge Verhältnisse.

Ich darf also mein Thema innerhalb der gestellten Grenzen als erschöpft ansehen und den Leser zurückführen aus der ernsten Wüste in das heitere Niltal. Ich zog es vor, das allgemeine Bild der Arabischen Wüste zu entwerfen, statt von den Arbeiten zu sprechen, welche Dr. Schweinfurth und ich daselbst unternahmen; diese umfaßten geologische und pflanzengeographische Untersuchungen, kartographische Aufnahmen, Höhenmessungen, magnetische und geographische Ortsbestimmungen. Die Resultate sind zum größeren Theil bereits veröffentlicht. Selten ist einer Reise so glücklicher Verlauf zu Theil geworden, wie der unsrigen; selten auch haben sich zwei Gefährten so glücklich in ihren Bestrebungen ergänzt und so getreulich unterstützt, wie Dr. Schweinfurth und ich. Dankbar blicke ich auf jene schöne Zeit zurück. Nicht als ein Bild des Schreckens erhebt sich die Wüste vor meinem Auge, sondern als der Ausdruck einer großartigen Harmonie, in die wir mehr und mehr eingestimmt werden, je länger wir verweilen. An den Geschöpfen der Wüste — den Pflanzen, Thieren und Menschen erkennen wir, wie auch mit kärglichen Lebensbedingungen eine große Lebensfähigkeit ver-

einbar ist; denn in der Wüste macht Nichts einen schwächlichen Eindruck. Die duftenden Kräuter überdauern ein regenloses Jahr und erwarten geduldig das folgende; die flüchtigen Steinböcke und Gazellen jagen meilenweit über die steinigen Gefilde und suchen die spärlich ausgestreute Nahrung; stolz und ungebeugt, seiner Manneskraft bewußt, durchzieht der Beduine das Land wie seine Vorfahren es gethan und begnügt sich am Abend mit so karglicher Mahlzeit, wie sie bei uns kaum dem geringsten der Bettler gereicht wird. — So viel Enthaltbarkeit bei so viel Lebenskraft: das ist es, was den Reisenden ergreift, was ihn selbst enthaltfam werden läßt, was ihn für die kleinsten Gaben der Natur empfänglich stimmt.

So wird die Wüste für uns eine Lehrmeisterin, wenn wir von ihr lernen wollen; sie lehrt die Macht und die Stärke, welche Bedürfnislosigkeit verleiht, und in der fleckenlosen Reine ihrer Eigenart zeigt sie, daß auch da noch Freuden für uns erblühen können, wo wir sie nicht erhoffen.

---

# Zur Geschichte des Orientalischen Krieges<sup>1)</sup>.

1853 — 1856.

~~~~~  
Von † † †  
~~~~~

## I.

Der Staatsstreich vom 2. December 1851, welchen der Absolutismus als einen entscheidenden Sieg seines Systemes und als die dauernde Vernichtung der parlamentarischen Regierung auf dem Festlande ansah, ward der Ausgangspunkt einer neuen Periode des europäischen Staatensystemes, die noch nicht zum Abschluß gekommen ist. Napoleon wußte sehr wohl, daß das bewegliche französische Volk auf die Länge nicht durch Ruhe und materielles Gedeihen zu befriedigen sei, er erkannte, daß keine Regierung stark genug sei, die Freiheit zu unterdrücken, ohne Ruhm nach Außen zu gewähren. Schon als Präsident hatte er den auswärtigen Angelegenheiten besondere Aufmerksamkeit gewidmet und wiederholt in europäischen Fragen eingegriffen, aber er hatte dabei immer mit seinen Ministern und der Nationalversammlung zu rechnen; erst der Staatsstreich, den Cavour's Scharfblick mit den Worten begrüßte: „L'Europe va rentrer en mouvement“, gab ihm freie Hand und er faßte nun ernstlich sein Ziel in's Auge, den napoleonischen Namen auf's Neue mit Frankreich's auswärtiger Größe

---

<sup>1)</sup> Die wichtigen Beiträge, welche in der letzten Zeit für die Geschichte des großen Kampfes gegen das Uebergewicht Rußlands im Orient erschienen sind, würden schon allein eine neue Bearbeitung des Gegenstandes rechtfertigen. Wir nennen nur Theil II. und III. des Prince Consorts Life, die kurzen, aber inhaltsreichen Memoiren des Baron Bruck, das Leben Palmerston's von Ashley, Bogdanowitch, die Mission des Fürsten Menschikoff (Russische Revue, Bb. II. S. 175), die Histoire de la guerre de Crimée von C. Rouffet, der zum ersten Male die Archive des französischen Kriegsministeriums benützt, aber die politische Geschichte nur nebenbei behandelt. Der Verfasser der nachfolgenden Seiten würde sich indeß kaum bewegen gefunden haben, diesem Abschnitt der neuesten Geschichte eine Darstellung zu widmen, wenn ihm nicht zahlreiche ungedruckte diplomatische Actenstücke zu Gebote gestanden hätten, welche theilweise ein ganz neues Licht auf die Politik jener Zeit werfen. Die militärischen Ereignisse hat er als Nichtfachmann nur so weit berührt, als der Zusammenhang es nothwendig machte, zumal sie von Rouffet vortrefflich geschildert sind, ebenso sind die bereits bekannten Dinge, wie z. B. die Unterredungen des Kaisers Nikolaus mit Sir G. Seymour u. s. w. nur andeutend erwähnt.

zu verbinden<sup>1)</sup>. Er überzeugte sich indeß bald, daß hierbei große Vorsicht geboten sei, Persigny's Eröffnungen über eine Umgestaltung der Karte Europa's hatten an den östlichen Höfen keine günstige Aufnahme gefunden<sup>2)</sup>, die Versuche, Belgien und die Schweiz, deren freie Institutionen ihm unbequem waren, einzuschüchtern, veranlaßten die übrigen Großmächte, namentlich England, ihm zu zeigen, daß er auf diesem Wege einer Coalition derselben begegnen werde. Erst die Verblendung des russischen Herrschers, der damals auf dem Gipfel seiner Macht stand, gab ihm Gelegenheit, erfolgreich in die große Politik einzugreifen.

Bereits 1844 bei seinem Besuche in London hatte der Kaiser Nikolaus den englischen Staatsmännern Eröffnungen gemacht, welche seine Absichten auf die Türkei deutlich zeigten; der mißachtenden Gleichgültigkeit, die er dabei gegen Frankreich affectirte, lag die nicht zu verbergende Besorgniß zu Grunde, daß das Einvernehmen der Westmächte seinen Plänen im Orient hinderlich sein müsse, nur weil der Vertrag von 1840 Frankreich von den übrigen Mächten trennte, hatte er sich bereit finden lassen, orientalische Verhältnisse zum ersten Male durch ein europäisches Abkommen zu ordnen. Zu seiner Freude wurde dann jenes Verhältniß Englands und Frankreichs durch die spanischen Heirathen gründlich gestört. Die Einverleibung von Krafau folgte auf dem Fuße. In den Stürmen der Revolution 1848—51 wuchs die Stellung des Kaisers außerordentlich, neben England stand Rußland allein ungebrochen, es intervenirte überall im Namen der Ordnung, es besetzte die Donaufürstenthümer, schlug den ungarischen Aufstand nieder, verhinderte den Krieg zwischen Oesterreich und Preußen, sicherte die dänische Gesamtmonarchie.

Um so empfindlicher mußte es den Zaren berühren, daß dieser gebietenden Stellung gegenüber die Pforte wiederholt ihre Selbständigkeit zu wahren wußte; sie vertweigerte (Sept. 1849) die von Rußland und Oesterreich verlangte Auslieferung der ungarischen und polnischen Flüchtlinge, welche nach der Befiegung Ungarns auf ihr Gebiet übergetreten waren, und ließ sich auch durch die Abreise der Gesandten beider Mächte nicht irre machen, ohne des Beistandes einer anderen Macht sicher zu sein. England intervenirte zwar und verletzete sogar den Vertrag von 1841, indem es Kriegsschiffe in die Dardanellen einlaufen ließ, aber schon vorher hatte Rußland seine Forderung zurückgezogen und begnügte sich mit der Internirung der Flüchtlinge. Am 15. Januar 1851 erließ sodann die Pforte die Aufforderung an das russische Cabinet, die Donaufürstenthümer zu räumen, und dieses fügte sich.

Weit empfindlicher war dem Kaiser die Intervention Frankreichs in einer Frage, welche sein Prestige im Orient unmittelbar berührte. Durch alte Verträge zwischen Frankreich und der Pforte waren die heiligen Stätten in Palästina

<sup>1)</sup> „Wenn Napoleon unserer Eitelkeit und Einbildung nicht schmeicheln kann, wird er sich nicht drei Jahre halten. Ein erfolgreicher großer Krieg würde ein hinlängliches Reizmittel sein.“ äußerte Barthélemy St. Hilaire gegen Senior.

<sup>2)</sup> Persigny war dabei sehr offen über seinen Gebieter, er sagte einem Collegen in Berlin: „Je vous accorde que le Président n'est pas un grand génie, mais pour être le successeur de César, il n'est pas nécessaire d'être César, il suffit d'être Octave. Il faut s'appuyer sur les masses et le seul nom que les masses connaissent est celui de Napoléon.“

und die lateinischen Mönche, deren Obhut dieselben anvertraut waren, unter den Schutz der französischen Krone gestellt, nach Hammer (Gesch. des Osm. Reiches IV., S. 772) zuerst 1688, nachdem Ludwig's XIV. Begehren, als alleiniger Beschützer der Christen anerkannt zu werden, als unerhört zurückgewiesen war. Darauf ward 1718 die Erlaubniß erteilt, die heil. Oerter in Jerusalem auszubessern, die Capitulation von 1740 hatte dies bestätigt. Inzwischen aber hatten die Griechen verschiedene Firmans von der Pforte erreicht, auf Grund deren sie das Recht der Lateiner bestritten. Dies hatte schon 1819 zu heftigem Streit Anlaß gegeben. Im Mai 1850 beauftragte Napoleon seinen Gesandten in Constantinopel, General Dupin, zu fordern, daß die Privilegien der lateinischen Kirche wieder in Kraft gesetzt würden<sup>1)</sup>. Der Form nach bestanden diese in dem Recht der Mönche, Schlüssel zu gewissen Thüren der heiligen Stätten zu haben und in dem Stall von Bethlehem einen silbernen Stern mit dem Wappen Frankreichs aufzustellen, thatsächlich aber handelte es sich um einen Kampf des Einflusses zwischen der lateinischen und griechischen Kirche<sup>2)</sup>, dem Rußland nicht gleichgültig zusehen konnte, es verwahrte sich demgemäß gegen jede Aenderung des Status quo. Andererseits betonte der neue Gesandte Frankreichs, Lavalette, seine Forderungen immer nachdrücklicher und richtete gleich nach dem Staatsstreich vom 17. December 1851 eine Note an die Pforte, welche mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen drohte, wenn bis Anfang Februar nicht das Recht Frankreichs einfach anerkannt sei; der russische Gesandte seinerseits protestirte dagegen. Die Pforte, die in der Sache nicht Partei war, aber Schiedsrichter sein sollte, ohne doch die wahre Freiheit der Entscheidung zu haben, befand sich in großer Verlegenheit zwischen diesen widersprechenden Forderungen und Drohungen, und suchte eine Auskunft durch eine Untersuchungscommission. Es wäre irrig zu glauben, daß Napoleon bei diesem Vorgehen schon den Plan gehabt, mit Rußland Krieg anzufangen, ja trotz der verletzenden Haltung des Kaisers Nikolaus, der ihm eine Vorlesung über Legitimität hielt und das Monsieur mon frère weigerte, scheint er noch Ende 1852 durch den russischen Gesandten Risselew die größten Anstrengungen gemacht zu haben, zu einer Allianz mit Rußland zu gelangen<sup>3)</sup>; sein Zweck war nur, den Einfluß Frankreichs im Orient zu heben und den Beifall des Clerus zu erreichen, indem er, wie Drouin de Lhuys sich in einer Depesche ausdrückte, „die katholische Religion aus einem Zustand der Untwürdigkeit befreie, der ihrer und Frankreichs gleich unwürdig sei“. Nachdem die Pforte am 3. Febr. 1852 die Berecht-

<sup>1)</sup> The Ambassador of France was the first to disturb the status quo in which the matter rested — without some political action on the part of France, those quarrels would never have troubled the relations of friendly powers, sagt Clarendon (Eastern Papers, I. p. 67).

<sup>2)</sup> It is difficult to separate any such questions from political considerations, and a struggle of general influence — especially if Russia, as may be expected, should interfere in behalf of the Greek Church, — will probably grow out of the impending discussion, schrieb Lord Stratford an Palmerston (20. Mai 1850).

<sup>3)</sup> Nach der unwidersprochenen Mittheilung Dawidoff's im Russ. Archiv (April 1871), der angibt, dies von Risselew selbst erfahren zu haben.

tigung der französischen Ansprüche im Princip anerkannt, zeigte Napoleon sich durchaus versöhnlich, er acceptirte ihre Entscheidung über die heil. Stätten, obwohl sie seinen früheren Forderungen nicht vollständig entsprach, und erklärte, als sie von Rußland gedrängt demselben einen seine Rechte wahrenen Firman zugesagt, er werde sich mit der Versicherung zufrieden geben, daß diesem Zugeständniß keineswegs die Absicht zu Grunde liege, von den Frankreich gegebenen Zusagen abzuweichen. Umgekehrt wurde die Haltung der russischen Regierung im Laufe des Jahres 1852 immer schroffer, nicht allein verlangte sie vollständige und öffentliche Anerkennung ihrer Rechte, sondern während der französische Gesandte erklärte, seine Regierung mache keinen Anspruch auf ein Protectorat über die katholischen Unterthanen der Türkei, behauptete der russische, daß sein Souverän kraft des Vertrages von Subjuk-Kainardji ein Schutzrecht über die griechische Kirche im Gebiete der Pforte habe. Frankreich also verzichtete auf ein Recht, für welches es hätte alte Verträge anrufen können, und das sich nur auf eine kleine Anzahl von türkischen Unterthanen bezog, Rußland nahm ein Protectorat über 11 Millionen derselben in Anspruch, wofür es keinerlei vertragsmäßigen Titel hatte; um sich hiervon zu überzeugen, braucht man nur den Friedensvertrag anzusehen, auf welchen es sich berief. Derselbe, der 1774 einen sechsjährigen Krieg Rußlands mit der Pforte beendete, machte allerdings insofern einen ersten Riß in die Unabhängigkeit der letzteren, als er die Donaufürstenthümer thatsächlich unter russisches Protectorat stellte, aber von einem solchen über die griechischen Christen ist keine Spur zu finden. Alles was in Beziehung auf religiöse Fragen gesagt ist, beschränkt sich auf Folgendes. Rußland hatte die Griechen auf den Inseln des Archipels insurgirt und stipulirte im Frieden, Art. 17, volle Amnestie, sowie das Versprechen, daß daselbst die christliche Religion und ihre Diener nicht der mindesten Bedrückung ausgesetzt sein sollten, auch der Erbauung von Kirchen kein Hinderniß entgegengestellt werde. Art. 14 gestattete dem russischen Hofe, in einer bestimmten Straße Constantinopels eine öffentliche griechische Kirche zu errichten, die unter dem Schutze des russischen Gesandten stehen sollte; Art. 7 erlaubte letzterem zu Gunsten dieser Kirche und ihrer Diener Vorstellungen zu machen und versprach im Allgemeinen vollständigen Schutz der christlichen Religion und deren Kirchen. Hieraus konnte Rußland unmöglich ein Protectorat über seine Religionsgenossen folgern, so wenig als Oesterreich dies aus ganz analogen Bestimmungen seiner Verträge mit der Pforte gethan, z. B. Art. 13 des Carlowitzer, Art. 11 des Passarowitzer, Art. 9 des Belgrader und Art. 12 des Sictowaer Friedens, obwohl hier noch ausdrücklich die katholische Religion genannt war (juxta ritum Romano-Catholicae ecclesiae), während im russischen Vertrage, abgesehen von jener einzelnen Kirche, nicht einmal vom griechischen Ritus, sondern allgemein von Christen geredet wird. Außerdem enthielt der Art. 23 des Vertrags eine Bestimmung, welche jene Auslegung, für die schon gar kein Anhalt zu finden war, direct ausschloß. Es war hier den Christen Georgiens und Mingeliens vollständiger Schutz der christlichen Religion zugesagt, worauf es hieß: „da aber die besagten Völkerschaften der hohen Pforte unterworfen sind, darf Rußland sich in keiner Weise in ihre Geschäfte einmischen“ (non dovrà più intrametersi in quegli affari). In der That hatte Rußland

diesen Bestimmungen auch bis dahin nie wesentliche Bedeutung beigelegt, in allen folgenden Friedensschlüssen, dem von Jassy 1702, dem von Bukarest 1812, dem von Akjerman 1826, dem von Adrianopel 1829 und dem von Untiar-Skeleffi 1833 wird der Christen mit keinem Wort wieder gedacht, nur vorübergehend behauptete der Kaiser Alexander I., er habe vertragsmäßig die Pflicht, über die Rechte der griechisch-katholischen Unterthanen der Pforte zu wachen; Metternich aber widersprach dem sehr bestimmt als „n'étant fondé sur aucune stipulation de vos traités“, und man ließ die Sache russischerseits fallen. Auch als Kaiser Nikolaus 1844 mit den englischen Staatsmännern die orientalische Frage erörterte, war von allem Möglichen, nur nicht von einer Schutzherrschaft desselben über die griechischen Christen in der Türkei die Rede. Die Art, wie dieser ganz unbegründete Anspruch plötzlich in den Vordergrund gestellt wurde, mußte daher die Pforte begreiflicher Weise auf das Lebhafteste beunruhigen.

Sie machte noch einen Versuch den Streit dadurch beizulegen, daß sie Rußland die öffentliche Verlesung des Firmans zugestand, während es nur die Registrierung desselben fordern konnte, und den Lateinern den Besitz der Schlüssel zu den heil. Stätten bestätigte. Auch bei diesem neuen Zugeständniß beruhigte sich Frankreich und richtete gleichzeitig (Januar 1853) eine sehr verständig gehaltene Depesche nach Petersburg, in der es seinen Wunsch ausdrückte, die Angelegenheit durch freundschaftliche Verständigung beizulegen, wobei es nicht auf seinem strengen Recht bestehen werde. Graf Nesselrode aber erklärte dem englischen Gesandten, er sehe keinen Mittelweg, der Kaiser könne den gegenwärtigen Stand der Dinge nicht dulden, zumal der Sultan selbst ein sehr bestimmtes Interesse habe, die Interessen seiner zahlreichen griechischen Unterthanen zu achten, während auf der anderen Seite nur die Wünsche einiger Mönche und katholischer Touristen ständen; gleichzeitig begann Rußland zu rüsten und ein Armeecorps gegen die Donaufürstenthümer vorzuschieben, da es nothwendig sei, seine Diplomatie durch eine bewaffnete Demonstration zu stützen, behauptete aber, daß der Friede dadurch keineswegs gefährdet würde, wenn nur England sich entschieden auf die Seite Rußlands stellen wollte. Das britische Cabinet hierfür zu gewinnen, ward nun der besondere Zielpunkt des Kaisers Nikolaus, und die Hoffnung, daß dies gelingen werde, war nicht unberechtigt. Soeben (27. Dec. 1852) war das Coalitionsministerium in's Amt getreten, an dessen Spitze Lord Aberdeen stand, den Metternich einst vergeblich beschworen, mit ihm gemeinsam die Türkei gegen Rußland zu vertheidigen, Palmerston und Russell hatten ihre Rollen getauscht, der langesahrene, fähige, aber unruhige Minister des Auswärtigen hatte die inneren Angelegenheiten übernommen und Lord John Russell war auswärtiger Staatssecretär geworden. Gegen Aberdeen, der damals auswärtiger Minister war, hatte der Kaiser 1844 sich bei seinem Besuch in London über den bevorstehenden Sturz der Türkei ausgesprochen und wie es scheint, keinen Widerspruch gefunden, namentlich aber den Argwohn gegen Frankreich rege zu machen gesucht. Dasselbe suchte er auch jetzt zu erreichen; Rußlands Haltung ward in dem Maße schroffer, als die der französischen Regierung verständig. Letztere hatte zuerst mit richtigem Blick die geheimen Absichten des Zaren durchschaut, während fast alle anderen Cabinette noch glaubten, es handle sich nur



darum, den Zaun über die heil. Stätten aus der Welt zu schaffen. Sie beschloß deshalb, ihren Gegner zu entwaffnen, indem sie jene Frage thatsächlich fallen ließ, in der Ueberzeugung, daß dann der russisch-europäische Charakter der Verwickelung hervortreten werde, und rief sogar ihren Gesandten, den Marquis de Savalette, der durch sein Auftreten Rußland besonders mißfällig geworden war, zurück. In der That kamen ihre Vorschläge zur Verständigung, deren Freiwilligkeit der Gesandte, General Casteljajac, betonte, da man bei ihrer Absendung von Paris noch Nichts von Rußlands militärischen Schritten gewußt habe, in Petersburg sehr ungelegen. Man nahm sie formell höflich auf, aber der Kaiser ließ dem Sultan melden, er stehe ganz zu seinen Diensten, wenn er seines Beistandes gegen die Drohungen der Franzosen bedürfe, und bemerkte dem englischen Gesandten, es sehe so aus, als ob die französische Regierung eine allgemeine Verwickelung im Oriente herbeizuführen trachte, in der Hoffnung, auf diesem Wege um so besser ihre eigenen Ziele zu erreichen, deren eines ohne Zweifel der Besitz von Tunis sei. Die Antwort auf die französischen Vorschläge war scharf ablehnend und eine Depesche Kesselrode's an den Gesandten in London sprach im schärfsten Tone gegen Frankreich, während sie sich bemühte, England zu gewinnen. Besonders bezeichnend aber ist, daß in diesem Zeitpunkt die zu gleichem Zwecke gemachten Eröffnungen des Zaren an Sir Hamilton Seymour fallen, wie über die Erbschaft des kranken Mannes von den beiden Mächten allein zu verfügen sei. Es ist nicht nöthig, hier auf den bekannten Inhalt derselben näher einzugehen, es genügt hervorzuheben, daß man in London über die Tragweite der russischen Absichten sich keineswegs gleich klar ward, obwohl die Sprache des Kaisers deutlich genug war und Seymour selbst hatte schließen müssen, daß derselbe entschieden habe, die Stunde, wenn nicht der Auflösung, so doch zur Auflösung der Türkei sei nahe. Die Antwort Lord John Russell's vom 9. Februar auf die erste Eröffnung lehnt es zwar ab, auf die gewünschte Uebereinkunft einzugehen, welche nur dahin wirken könne, die besorgliche Eventualität zu beschleunigen, nicht geheim gehalten werden könnte, den Sultan beunruhigen (!) und seine Feinde ermuthigen würde — die Stellung des Kaisers als Depositar von Constantinopel wäre zahllosen Gefahren ausgesetzt, sowol durch den langgehegten Ehrgeiz seiner eigenen Nation, als durch die Eifersucht Europa's, der Krieg würde gerade aus dem Mittel entspringen, wodurch man ihn zu verhüten sucht. Bis soweit kann man dem englischen Staatssecretär beipflichten, wenngleich eine energischere Sprache zu wünschen gewesen wäre; nun aber fährt er fort: „Im Ganzen also ist J. M. Regierung überzeugt, daß keine weisere, uneigennützigere, für Europa wohlthätigere Politik angenommen werden kann als die, welche Se. R. Majestät so lange befolgt hat, und welche seinen Namen glänzender machen wird, als den der berühmtesten Fürsten, die durch unvernünftigen Eroberungskrieg und vergänglichem Ruhm Unsterblichkeit gesucht haben.“

Was soll man von dem geschichtlichen Gedächtniß des englischen Ministers denken, der solche Worte schreibt, welche mit den einfachsten Thatsachen, wie er sie erlebt, im handgreiflichsten Widerspruch stehen? Als ob die Verträge von Turkomantschai und Adrianopel, der Vertrag von Unkiar-Skelessi, die Besetzung der Donaufürstenthümer u. s. w. nicht existirten. Aber das Schlimmste

kommt noch; der Kaiser hatte gegen Seymour behauptet, er sei berufen und durch Vertrag berechtigt, die Interessen der Christen in der Türkei zu überwachen, der englische Geschäftsträger in Constantinopel, Oberst Rose, hatte in einer Depesche vom 5. December 1852 diese vom russischen Gesandten erhobene Präntension durch Anführung des Wortlautes der betreffenden Artikel des Friedens von Subjot-Kainardji widerlegt, Lord John aber, der weder diese Depesche noch auch nur jenen Vertrag gelesen haben kann, schließt, nachdem er Rußland ermahnt, die äußerste Nachsicht gegen die Türkei zu üben und sich jedes peremptorischen Auftretens zu enthalten, vielmehr den Sultan zu aufgeklärten Reformen zu er-muthigen, mit folgendem Satze: „Je mehr die türkische Regierung die Regeln unparteiischen Gesetzes und gleichheitlicher Verwaltung annimmt, desto weniger wird es der Kaiser von Rußland nöthig finden, jenen exceptionellen Schutz an-zuwenden, den Se. kaiserl. Majestät so lästig und unbequem gefunden hat (!), wiewol er durch die Pflicht vorgeschrieben und durch Vertrag sanctionirt ist.“ Kann man sich wundern, daß der Zar in einem solchen Acten-stück keineswegs eine entschiedene Zurückweisung seiner Absichten sah, vielmehr das-selbe sehr freundlich aufnahm, da England seine Mäßigung mit Lob anerkannt hatte, und daß er in seinen Eröffnungen immer deutlicher, immer dringlicher wurde? Graf Nesselrode scheint allerdings bei dieser rücksichtslosen Freimüthigkeit seines Gebieters nicht ganz wohl gewesen zu sein; denn unter der Form einer Antwort auf Russell's Depesche stellte er Seymour am 21. Februar ein Memorandum zu, in welchem die Mittheilungen des Kaisers sehr abgeschwächt waren. Wäh-rend dieser offen von der Theilung der Türkei gesprochen und England Egypten und Candia angeboten hatte, bemerkte der Kanzler: „En s'entretenant familière-ment avec l'envoyé britannique sur les causes qui d'un jour à l'autre peuvent amener la chute de l'empire Ottoman, il n'était point entré dans la pensée de l'Empereur de proposer pour cette éventualité un plan, par lequel la Russie et l'Angleterre disposeraient par avance des provinces régies par le sultan, un système tout fait, encore moins une transaction formelle entre les deux cabinets. Il n'y a là ni projet de partage, ni convention à rendre obligatoire aux autres cours. C'est un simple échange d'opinions, et l'Em-pereur ne voit point qu'il soit nécessaire d'en parler avant le temps.“ Das klang nun zwar beruhigend, die erfolgten neuen Eröffnungen des Kaisers an Seymour betonten denn auch, daß er nicht die Absicht habe, mit England eine Verständigung für das zu suchen, was positiv im Falle des Zusammen-bruchs der Türkei geschehen, sondern nur das, was in diesem Falle nicht geduldet werden solle. Da England auf die Lockpeise von Egypten und Candia nicht einging, sprach er nur von den Dingen, die er nicht zugeben könne, unter denen er Bildung kleiner Republiken, die Besiznahme Constantinopels durch eine andere Macht, namentlich aber ein großgriechisches Reich nannte. Die Berichte Seymour's über diese weiteren Unterhaltungen mußten allerdings in London jede Illusion zerstören und der erfahrene Lord Clarendon, der an die Stelle Russell's trat, sah sich dann betwogen, einen entschiedeneren Ton anzuschlagen, er erklärte (23. März), daß er keinen Grund habe, an der Lebensfähigkeit der Türkei zu zweifeln, Nichts aber könne dieselbe mehr bedrohen, als die Voraus-

festung ihres raschen und unabwendbaren Verfalles, Nichts das befürchtete Ereigniß mehr beschleunigen (*precipitate*), als die beständige Voraussage, daß es nahe bevorstehe. Die Besetzung Constantinopels (also auch die als Depositar) durch eine der Großmächte sei unverträglich mit dem Gleichgewicht und dem Frieden Europa's, England wünsche keine Gebietsvergrößerung und wolle an keinem geheimen Einverständnis Theil nehmen. Die Behandlung der Christen durch die Pforte sei übrigens nicht hart und die gegen diesen Theil ihrer Unterthanen bezeugte Toleranz könnte wol gewissen Regierungen als Muster dienen, welche auf die Türkei als barbarischen Staat mit Verachtung herabsähen. Es sei nur nöthig, dieselbe mit Rücksicht zu behandeln und ihr die freundliche Unterstützung zu gewähren, welche Schwache von Starke zu erwarten berechtigt seien. Das war allerdings verständlich, und obwol der Kaiser auch diese Depesche freundlich aufnahm, die Erörterungen auch noch fortgingen, so muß er doch bald gesehen haben, daß Nichts zu machen sei; als Clarendon am 5. April schreibt, er sehe nicht ein, daß irgend ein nützlicher Zweck durch eine Verlängerung der Correspondenz über diese Frage erreicht werde, findet auch Nesselrode keine weiteren Bemerkungen „über die von uns in Discussion gebrachten Gegenstände nöthig, indem diese Materien so äußerst zarter Natur seien, daß jede Erörterung darüber ihre großen Schwierigkeiten habe“. Zwei weitere Umstände mußten die Besorgniß der englischen Regierung steigern. Der Kaiser Napoleon, dem jene Eröffnungen damals noch geheim blieben, hatte, wie erwähnt, zuerst die Absichten des Zaren durchschaut, und Drouin de Lhuys arbeitete rastlos daran, das englische Cabinet über dieselben aufzuklären. „Meine schwerste Zeit,“ sagte er später einem befreundeten Diplomaten, „war, als ich dem englischen Cabinet, das sich Ohren und Augen verschließen zu wollen schien, begreiflich zu machen hatte, daß unter den Schlüsseln von Jerusalem ganz andere Dinge verborgen lägen „*qu'une simple affaire de sacristie*“, und selbst die Weltherrschaft auf dem Spiele stehen könne . . .“ Er zeigte daher England gegenüber in der Frage der heil. Stätten die größte Bereitwilligkeit zum Entgegenkommen, um die viel gewichtigere europäische Frage hervortreten zu lassen. Dazu war ihm nun Rußland selbst behülfflich, indem der Kaiser am 18. April Seymour erklärte, er sei durch das zweideutige Verfahren des Sultans in der Frage der heil. Stätten persönlich beleidigt, er habe bis jetzt kein Schiff und kein Bataillon in Bewegung gesetzt, aber werde nicht dulden, daß man mit ihm spiele; wenn die Türken nicht der Vernunft wichen, so müßten sie es thun, „*sous l'imminence d'un danger prochain*“. Diese Gefahr sollte ihnen die Sendung des Fürsten Menschikoff nahe rücken, bei der noch eine andere Angelegenheit mitspielte.

In dem kleinen Berglande Montenegro, das thatsächlich unabhängig war, obwol die Pforte ihre Oberhoheit über dasselbe behauptete, war 1852 die bisher in einer Person vereinigte Würde des Fürstbischofs, Vladika, getheilt; Daniel Petrowitsch, der als der Nefte des letztverstorbenen nach Petersburg gegangen war, um sich weihen zu lassen, erklärte sich mit Zustimmung Rußlands und der Volksversammlung zum weltlichen, erblichen Fürsten. Der Pforte konnte das nicht angenehm sein, und dieser Anlaß kam ihr nicht ungelegen, um die Anerkennung ihrer Oberhoheit über Montenegro zu erzwingen; ehe sie sich aber

noch zur Action entschlossen, griff letzteres an und setzte sich durch Ueberfall in den Besitz von Spuz und Jablat, darauf zog Omer Pascha mit einer bedeutenden Macht heran. Hierdurch ward das benachbarte Oesterreich in Mitleidenschaft gezogen. Das Wiener Cabinet stand damals sehr kühl mit der Pforte; dieselbe hatte die Auslieferung der ungarischen und polnischen Flüchtlinge verweigert, welche sich nach Wilagos auf ihr Gebiet geflüchtet, Rußland hatte dieselbe mit Oesterreich gefordert, ließ letzteres aber, als sie geweigert ward, vollkommen in Stich, so daß das Wiener Cabinet plötzlich isolirt und selbst der Möglichkeit eines anständigen Rückzugs beraubt war: sein Ansehen im Orient sank dadurch tief, es war seitdem in Constantinopel nur durch einen Geschäftsträger vertreten. Dem Streit über die heiligen Stätten hatte es ziemlich gleichgültig zugehört, da, obwohl seine Verträge mit der Pforte Sicherung des katholischen Cultus versprochen, es das Protectorat der Katholiken im Orient stets Frankreich überlassen hatte. Mit dem Kampf um Montenegro aber war es anders; man war in Wien unzufrieden mit der Pforte, die dem Treiben ungarischer und polnischer Flüchtlinge nicht bloß kein Ziel setzte, sondern sie in Provinzen verwendete, die an Oesterreich grenzten. Der Conflict in Montenegro machte ein energisches Einschreiten nöthig, denn mit dem Siege der Pforte wäre der Status quo zu Ungunsten Oesterreichs an dem wichtigen Punkte der Bocche di Cattaro geändert, während eine Niederlage der Türken bedenkliche Bewegungen in Bosnien hervorrufen konnte. Man fand also hier eine Gelegenheit, die Interessen Oesterreichs zu wahren und zugleich das Ansehen desselben im Orient wiederherzustellen; sandte also, ohne sich mit Rußland deshalb zu benehmen, den Grafen Reiningen nach Constantinopel, um die Forderung zu stellen, daß die Pforte, ohne auf ihre Rechte zu verzichten, keine Aenderung im Status quo einführe und ihre Truppen zurückziehe. Nach einigem Zögern gab die Pforte nach, da sie einsah, wie wichtig es sei, sich Oesterreich in ihrer Lage nicht zum Feinde zu machen.

Gleichzeitig beschloß der Kaiser Nikolaus, den Marineminister Fürsten Menschikoff als außerordentlichen Botschafter nach Constantinopel zu senden, der dieselbe Forderung als casus belli stellen sollte. Er hatte aber für den Fall, daß die Pforte nachgebe, noch andere Instructionen, indem er den Entwurf einer Convention in 6 Artikeln mitnahm, woran sich ein „projet d'un acte séparé et secret“ angeschlossen. In diesem letzteren verpflichtete sich der Kaiser Nikolaus „im Falle, daß die Erfüllung seiner Forderungen irgend welche Unzufriedenheit oder Feindseligkeit von Seiten einer europäischen Macht gegen die Türken zur Folge hätte, dem Sultan bei der Vertheidigung seines Reiches mit der russischen Land- und Seemacht beizustehen“; dem Fürsten ward ferner vorgeschrieben, wie er sich zu den Vertretern der Großmächte in Constantinopel stellen solle. „Das neue Kaiserreich“, hieß es in seiner Instruction, „und der neue Kaiser sind von unserem erhabenen Herrscher mit solchen Einschränkungen und unter solchen Bedingungen anerkannt, welche vor den Augen der Welt die Anschauungen und Absichten der russischen Regierung kund zu geben am besten sich eignen. Ein freundschaftliches, friedliches, höfliches, zugleich aber umsichtiges und festes Auftreten ist nöthig. Keine unnützen Herausforderungen, aber auch keine Con-

cessionen. Louis Napoleon darf nicht verlegt werden „dans ses susceptibilités raisonnables“; es soll ihm aber auch Nichts hingehen und in den Ansprüchen seiner Politik wie in Betreff der legalen Erbberichtigung der Napoleoniden kein Zugeständniß gemacht werden. Dies ist das System, welches der Kaiser befolgt hat und dem er auch fortan zu folgen gewillt ist.“ In Bezug auf die englische Regierung zeigte die Instruction Vertrauen zum Ministerium Aberdeen. „Es hat Napoleon gegenüber Befürchtungen, traut ihm nicht und beobachtet ihn, nachdem es sich mit uns zusammen entschlossen hat, ihn durch die Verträge von 1815 und die Respectirung des Status quo zu binden. Wenn es sich im Orient nur um den Uebergang des Einflusses handelte, würde für England unzweifelhaft das Uebergewicht des katholischen Frankreichs über das orthodoxe Rußland unwichtig sein. Nicht so gleichmüthig aber kann es zusehen, wenn unter der Maske des religiösen Einflusses die französische Politik die Herrschaft über die eigene gewinnt. Dies hat uns bewogen, beim Amtsantritt des neuen Ministeriums, demselben mit voller Offenheit unsere Anschauungen und den Zweck der Sendung des Fürsten Menschikoff darzulegen (?), um England über die Absichten unserer Regierung in Beziehung zur Pforte zu beruhigen.“ Eine eigenthümliche Behauptung, da Kesselrode, dem Seymour einige Bertwunderung aussprach, daß man für die Frage der heiligen Stätten und Montenegro's einen so großen Apparat in Bewegung setze, ihm am 3. Febr. versicherte, der Zweck dieser Sendung sei durchaus versöhnlich, obwohl die Instructionen des Fürsten nothwendiger Weise etwas unbestimmt seien. Schwierig sei, zu bestimmen, in wie weit die den Griechen zugesagten Rechte verlegt seien; er versicherte aber, daß, abgesehen von der Frage der heiligen Stätten, die Mission keine anderen Forderungen betreffe, als solche, wie sie einen Theil der laufenden Geschäfte jeder Kanzlei bilden. In Odessa, wo der Fürst mit großem Gefolge eintraf und Musterungen über die Flotte und die nach Bessarabien bestimmten Truppen abhielt, erfuhr er den Erfolg der Leiningen'schen Sendung, welche die seinige in diesem Punkte gegenstandslos machte.

Am 28. Febr. traf der Fürst mit großem Gepränge in Constantinopel ein. Nach seinem Bericht ersuchte er den Großvezir, mit Umgehung des Auswärtigen Ministers Fuad Effendi, um eine private Zusammenkunft, was der Großvezir nicht beachtet haben soll; dieser richtete sich dem zu Folge auf einen officiellen Besuch, während der Fürst in Civil kam. Hieraus entstand die bekannte Paletot-Scene, auf die mit Unrecht großes Gewicht gelegt ist, da es nicht die Absicht sein konnte, den Sultan zu verlegen. Wol aber war es eine bezeichnende Demonstration, daß Menschikoff an der Thür des ihn erwartenden Fuad vorüberging, indem er den Großvezir benachrichtigte, daß er, da Fuad es gewesen, welcher den in Jerusalem zu Gunsten der Griechen erlassenen Firman nachträglich durch Zugeständnisse an Frankreich abgeschwächt, nicht mit einem betrüglichen (fallacieux) Minister verhandeln könne. Der eigentliche Grund aber war, daß Fuad an der Spitze der türkischen Reformpartei stand, die im Gegensatz zu der alt-türkischen, russenfreundlich gesinnten, mit Unterstützung Englands auf eine Umgestaltung im westeuropäischen Sinne drang. Der Zar sprach gegen Seymour offen seinen Unmuth gegen diese „modernen französischen Theorien“ aus, auch

war derselbe Minister es gewesen, der die Forderung der Räumung der Donaufürstenthümer gestellt hatte. Zuad, um einen Bruch zu vermeiden, opferte sich für seinen Souverän und trat zurück. Der Fürst anerkannte dies als theilweise Gewährung der Genugthuung, die er beauftragt sei wegen Verletzung der griechischen Privilegien zu fordern. Indeß in der Audienz beim Sultan am 8. März war seine Haltung ziemlich schroff, er sprach sein Bedauern aus über die in letzter Zeit nicht freundliche Behandlung Rußlands, welches die Erfüllung der Verträge und befriedigende Regelung streitiger Punkte erwarte. Er bat sodann noch um eine Privataudienz, in der er ein Schreiben des Kaisers vom 8. Febr. an den Sultan überreichte. Es begann: „Ich erfülle gegen Ew. Majestät die Pflichten eines Verbündeten und aufrichtigen Freundes, indem ich mich mit diesem Briefe an Sie wende und den Admiral Fürst Menschikoff, Meinen General-Adjutanten, als außerordentlichen Botschafter zu Ihnen sende. Im Besitze meines vollständigen Vertrauens wird derselbe Ew. Maj. die Gefühle des Leidwesens und Erstaunens kundgeben, die ich bei Empfang der Nachricht von der Entscheidung empfunden habe, welche Sie leztthin für geeignet hielten in der Frage von den heiligen Stätten in Palästina zu treffen.“ Es folgten Warnungen, Freundschaftsver sicherungen und Hoffnungen, die auf den Sultan großen Eindruck machten. Der Fürst setzte dann, wie er am 9. an Resselrode berichtete, mündlich hinzu, daß der Kaiser, dessen Absichten übelwollende Minister durch perfide Insinuationen zu entstellen gesucht, nicht nur ohne Eifersucht alle Maßregeln sehen würde, die das Wohlergehen des Ottomanischen Reiches fördern könnten, sondern eine wahre Genugthuung empfinden, wenn der Sultan seine Land- und Seestreitkräfte vermehren wolle, um die Unabhängigkeit der Monarchie zu sichern. Sehr eigenthümlich war sodann die Ankündigung seiner Absicht, den ehemaligen Bezir, Chosrew Pascha, das Haupt der alttürkischen Partei (die keineswegs antirussisch war), zu besuchen, der 1833 mit Graf Orloff den vielberufenen Vertrag von Unkar-Stelessi geschlossen. Er überreichte demselben dann das Bildniß des Kaisers in Brillanten <sup>1)</sup> und versicherte, er wirke nur auf eine Befreiung des Sultans von der ihm aufgedrungenen Politik.

In den nun beginnenden Verhandlungen trat der Fürst zunächst versöhnlich auf, er verlangte keine Zurücknahme des Frankreich für die heiligen Stätten gegebenen Firman's, sondern ein Protokoll, das den gegenwärtigen Besitzstand „zur Vermeidung aller Reibungen und Streitigkeiten für die Zukunft“ feststelle. Die Pforte, auf ihre Selbständigkeit eifersüchtig, wollte hiefür nur einen Firman geben und sich auch nicht zu einer erklärenden Note verstehen, womit Menschikoff sich allenfalls begnügt hätte. Derselbe führte diese Weigerung auf französische Beeinflussung zurück und daran war wenigstens so viel wahr, daß die Pforte Nichts thun wollte ohne Frankreich zu hören, dessen Geschäftsträger Benedetti aber erklärte, seine Instructionen erlaubten ihm keine Verhandlungen, die dem demnächst eintreffenden Botschafter de Lacour vorbehalten seien. So trat eine

<sup>1)</sup> Dieser Umstand ist meines Wissens zuerst in den Memoiren des Freiherrn von Brud (herausgegeben von Heller 1877) erwähnt, die vom größten Interesse sind, wenn auch durch seine Abneigung gegen England stark beeinflusst.

Stockung ein; inzwischen sprach schon am 19. März der englische Dragoman Pisani die Besorgniß aus, daß die wahre Absicht der Sendung sei, die Pforte zu einem geheimen Vertrag zu bewegen, und der Geschäftsträger Oberst Rose, der freilich keine Ahnung von den Eröffnungen an Seymour hatte, aber in orientalischer Politik sehr bewandert war, fand die Lage ernst genug, um die englische Flotte von Malta zu berufen. Der Admiral Dundas indeß weigerte sich, ohne directe Weisung seiner Regierung dem nachzukommen und diese billigte dies. Umgekehrt sandte die französische Regierung, während ihr Geschäftsträger sich dem Schritte Rose's nicht hatte anschließen wollen, ihre Flotte nach Salamis. Lord Clarendon bedauerte dies und erklärte dem Grafen Walewski, er sei geneigt, Vertrauen auf die feierlichen Versicherungen des Kaisers Nikolaus zu setzen, Baron Brunnow habe ihm beruhigende Mittheilungen über die Sendung Menschikoff's gemacht und ihm den Brief seines Gebieters an den Sultan gezeigt, der in freundlich achtungsvollem Ton gehalten sei.

Frankreich ließ sich dadurch nicht irre machen. Es rief nicht nur seine Flotte nicht zurück, sondern ermächtigte seinen Vertreter in Constantinopel, sie dorthin zu rufen, sobald Rußland sich anschickte, seine Forderungen zwangsweise durchzusetzen, und sich je nach den Eventualitäten mit der Pforte und dem etwa eintreffenden britischen Geschwader in's Einvernehmen zu setzen. Drouin de Lhuys theilte die Beweggründe hiefür in London mit (23. März), verwies auf die drohende Zusammenziehung von drei Armeecorps im südlichen Rußland und betonte, wie wichtig es sei, daß Europa bei einer Crisis nicht auf eine verschiedene Haltung der Westmächte zähle. „Ich weiß nicht,“ bemerkte er, „ob unsere Flotten zu früh oder zu spät ankommen, aber es scheint mir wesentlich, daß man immer fürchtet, sie zusammen ankommen zu sehen.“ Wie richtig der französische Minister sah, ergibt sich daraus, daß in unbewußter Beziehung Kesselrode gleich darauf (April 7.) fast naiv an Brunnow schrieb: „Nichts wäre mehr zu beklagen gewesen, als die beiden Seemächte, wenn auch nur für einen Augenblick und mehr scheinbar als wirklich, über die orientalische Frage, wie sie jetzt gestellt, sich vereinigen (s'associer) zu sehen.“ Das gleichzeitige Erscheinen beider Flotten hätte die Frage in Constantinopel unlösbar gemacht; aber Lord Aberdeen hat die schöne Rolle, die England zu spielen gehabt, vollkommen verstanden und einen Act guter Politik vollbracht, indem er sich geweigert, der vom Mißtrauen eingegebenen Maßregel Frankreichs zu folgen, die isolirt wenig bedeutet.“ Speciell versicherte der Kanzler noch, daß alle Gerüchte über Besetzung der Donaufürstenthümer, Drohungen gegen die Pforte jeder Begründung entbehrten. Es war nun schon auffallend, daß der Fürst, ehe er seine Eröffnungen begann, von der Pforte das unbedingteste Geheimniß darüber gegen die Vertreter Englands und Frankreichs forderte, die er als schlechtgesinnt bezeichnete. Rifaat-Pascha verweigerte diese Zusage, und obwol Menschikoff sich sehr erzürnt darüber zeigte, mußte er doch mit der Sprache herausrücken, wenn er überhaupt Etwas erreichen wollte. Am 22. März überreichte er einen Entwurf zur definitiven Entscheidung der heiligen Stättenfrage, welcher in's Türkische übersetzt in drei Punkten präcisirt war. Am 23. erfolgte die mündliche Rückäußerung Rifaat-Pascha's, daß die Frage im Rath erörtert, dessen Entscheidung dem Sultan vor-

gelegt und dem französischen Gesandten mitgetheilt werden sollte. In der nächsten Besprechung mit Rifaat-Pascha gewann der Fürst die Ueberzeugung, daß derselbe zu Concessionen bereit sei und erklärte sich unumwunden. Die Kanzleigeschäfte enthüllten sich nun als der Vorschlag eines geheimen Vertrages, wonach Rußland eine Armee von 400,000 Mann und eine Flotte der Pforte zur Verfügung stellen wolle, wenn sie Hilfe gegen die Westmächte bedürfe, wofür es einen Zusatz zum Vertrage von Subjut-Kainardji forderte, durch den die griechische Kirche unter russischen Schutz gestellt werde; der Kaiser verlange formelle und positive Garantien à l'abri d'un mandataire fallacieux et peu consciencieux. Während der Fürst den Auswärtigen Minister auf das Stärkste bedrohte, wenn er von diesem Vorschlage Etwas an England und Frankreich verrathe, suchte er die Vertreter dieser Staaten mit Ausflüchten abzuspeisen, indem er z. B. für die russischen Truppenansammlungen als Grund angab, man fürchte, Omer-Pascha könne die Fürstenthümer angreifen und dort die Ideen Mazzini's verbreiten. Es war begreiflich, daß die Pforte durch solche Zumuthungen sehr beängstigt wurde, zumal sie keinen andern auswärtigen Anhalt hatte. Frankreich hatte Lavalette abberufen, um seine Versöhnlichkeit zu zeigen, die englische Regierung wollte ihre Unparteilichkeit in dem französisch-russischen Streite auch äußerlich bezeichnen, indem sie ihrem Botschafter einen Urlaub ertheilte, Oesterreich war schon länger nur durch einen Geschäftsträger vertreten. Jetzt ward indeß Lord Stratford auf seinen Posten zurückgesandt und traf am 5. April in Constantinopel ein. Tags darauf folgte ihm der neue französische Botschafter. Bald erfuhren Beide, was Rußland fordere. Der englische Botschafter sah sofort, daß man die Frage wegen der heiligen Stätten getrennt von allen anderen Fragen, die Menchikoff zur Sprache gebracht, halten müsse, da der russische Kanzler Sir Hamilton Seymour ausdrücklich zugegeben, daß man keine andern Beschwerden gegen die Pforte habe. Er zeigte sich in dieser Beziehung entgegenkommend, legte Menchikoff gegenüber die ganze Verwickelung Frankreich zur Last und tadelte die Flottenbewegung desselben als eine Unbesonnenheit; ja er äußerte, ein directer Einfluß Rußlands auf die griechische Kirche könne sehr heilsam werden, namentlich Mißbräuchen entgegenwirken, die Willkür und Gewinnsucht der Geistlichen beschränken. Andererseits überredete er den Fürsten, der kein großer Diplomat war, zuerst eine Verständigung über die heiligen Stätten zu suchen und brachte diese mit Unterstützung seines französischen Collegen, der sich sehr versöhnlich zeigte, wirklich zu Stande, so daß nun seine Sendung keinen ostensibeln Zweck mehr hatte. Aber gebieterische Instructionen befahlen ihm, jetzt die Frage des Protectorates sofort zur Entscheidung zu bringen. Er erklärte, Rußland beanspruche weder Bethheiligung bei der Ernennung der Patriarchen und Bischöfe, noch Sitz und Stimme im Gericht über die Geistlichkeit, doch dürfe es nicht von einem Ali oder Fuad abhängen, ihm das Recht zu bezüglichen Anfragen streitig zu machen, und er müsse nach den gemachten schlimmen Erfahrungen auf einem diplomatischen Act bestehen, der die früheren Verträge präcisire<sup>1)</sup>. Den Entwurf zu diesem überreichte er in einer Verbalnote in drei

<sup>1)</sup> Bruch S. 50.



Punkten am 19. April und drohte am 20. in einer Unterhaltung mit Rifaat-Pascha mit der Besetzung der Donaufürstenthümer. Lord Stratford warnte den Geschäftsträger, Hr. v. Ozerow. „Ich weiß,“ sagte er, „daß, obwohl die Pforte Ihnen entgegengekommen, Sie un dénouement plus solennel wünschen; das ist weder aufrichtig noch gerecht. Bei der Sympathie der Christlichen Unterthanen der Pforte für Rußland wird Ihre Stellung immer Mißtrauen einflößen, in Constantinopel wie im westlichen Europa. Sie sind berechtigt, Genugthuung für verletzte Verträge zu fordern, aber wenn Ihr Bestreben darauf geht, neue Rechte zu erwerben, werden Sie auf starke Opposition stoßen und eine Coalition gegen sich hervorrufen. Eine zu enge Freundschaft zwischen Ihnen und der Pforte wird, ich sage es offen, in Europa eben so viel Mißtrauen erwecken, wie ein Bruch, der den Krieg im Gefolge hat.“ Ozerow protestirte gegen die angeblichen Eroberungsgelüste und drückte sein Erstaunen aus, Mißtrauen bei dem Vertreter einer Macht zu finden, die so unleugbare Beweise der großmüthigen Absichten seines Monarchen habe<sup>1)</sup>. In der Nacht vom 1. auf den 2. Mai starb die Sultanin-Mutter Valide, die einen bedeutenden Einfluß auf ihren Sohn im Sinne Chosrew's geübt und den Einfluß Rußlands gestützt, das damit seine wichtigste Stütze im Serail verlor. Da Menschikoff mit seinen Unterhandlungen nicht vorwärts kam, sandte er am 5. Mai den Entwurf eines Vertrags, der seine Forderungen formulirte, als Ultimatum, das bis zum 10. beantwortet sein müsse, widrigenfalls er sich zu peinlichen Schritten genöthigt sehen werde. Diese Androhung wurde mündlich als Einmarsch in die Donaufürstenthümer verdolmetscht. Rußland beabsichtige keinen Krieg, sondern nur eine Execution durch Herbeiführung eines Zustandes, dessen Folgen durch Rückwirkung auf die christlichen Bevölkerungen des Osmanischen Reiches nicht zu ermessen seien. Stratford bemühte sich vergeblich, ihn davon abzubringen und der Fürst war unvorsichtig genug zu äußern, daß die russische Gesandtschaft „cannot submit to the secondary position to which it might be wished to reduce it“<sup>2)</sup>. Die Pforte, von Stratford berathen, lehnte den Entwurf mit höflicher Festigkeit als ihrer Unabhängigkeit widersprechend ab, erbot sich aber die Privilegien aller Christen durch einen neuen Firman festzustellen. Stratford ermutigte den Sultan, indem er ihm mittheilte, daß er Vollmacht habe, die englische Flotte in Malta zu instruiren, sich bereit zu halten. Ein Versuch Menschikoffs, den Sultan persönlich zu überrumpeln, mißlang. Derselbe verwies ihn einfach an seine Minister, obwohl der Fürst bemerkte, seine Minister seien die Träger einer fremden Politik, die das Reich in unermessliche Gefahren stürzen würde, während ein wahrhaft freundschaftliches Verhältniß zu ihrem nächsten Nachbarn den Interessen der Türkei am besten entsprechen würde. In Folge dieses Schrittes reichten der Großvezier Mehemed Ali und der Seraskier Mehemed-Rutschi, der sich schon geweigert, den Conferenzen mit dem Fürsten beizuwohnen, ihre Entlassung ein, um den nachgiebigen Rifaat-Pascha zu beseitigen. Dies

<sup>1)</sup> Bruch S. 54.

<sup>2)</sup> Eastern Papers I, p. 217.

gelang vollkommen; bereits am 13. war ein Ministerium gebildet, dessen Seele Reschid Pascha als Minister des Aeußern war. Der Fürst erklärte darauf, daß die Weigerung der Pforte seine Regierung nöthige, für ihre Interessen Sicherheit in ihrer eigenen Macht zu suchen. Stratford that nun einen wichtigen Schritt, er versammelte die Vertreter Oesterreichs, Frankreichs und Preußens bei sich, legte ihnen den Stand der Sache dar und alle billigten das Verfahren der Pforte, an die sie eine gleichlautende Note richteten, in welcher die von Rußland geforderte Entschließung mit der unverkennbar tadelnden Bemerkung erwähnt war: „qui touche de si près à la liberté d'action et à l'indépendance de S. M. le Sultan“, obwohl der am 14. Juni eingetroffene Internuntius Baron Brud die nachträgliche Annahme der letzten russischen Note befürwortete. Im Auftrag der Vier begab sich ferner der österreichische Gesandte zu Menschikoff, um noch einmal eine Vermittelung zu versuchen; der Schritt blieb erfolglos, aber die europäische Action war damit eingeleitet. Der Fürst zeigte sich bereit, die geforderten Zusicherungen in einer Note statt in einem Vertrage entgegenzunehmen, und reichte am 20. Mai Reschid Pascha folgenden etwas gemilderten Entwurf ein:

1) „Le culte Orthodoxe d'Orient, son Clergé, ses Églises et ses possessions, ainsi que les établissements religieux, jouiront dans l'avenir sans aucune atteinte, sous l'égide de S. M. le Sultan des privilèges et immunités qui leur sont assurés ab antiquo, ou qui leur ont été accordés à différentes reprises par la faveur Impériale, et dans un principe d'équité participeront aux avantages accordés aux autres rites chrétiens, ainsi qu'aux Légations étrangères accréditées près la Porte, par convention ou disposition particulière.“ 2) „S. M. le Sultan ayant jugé nécessaire et équitable de corroborer et expliquer son Firman-Souverain revêtu du Hatty-Houmayoun le 15 de la lune de Rébioul-Akhir 1268 (16. Février 1852) par son Firman-Souverain du 26 Redhib 1269 (23. avril 1853) et d'ordonner en sus, par un autre Firman de même date, la réparation de la Coupole du temple de St. Sépulcre, ces deux firmans seront textuellement exécutés et fidèlement observés dans l'avenir, pour maintenir à jamais le status quo actuel des Sanctuaires possédés par les Grecs exclusivement ou en commun avec d'autres cultes. Il est entendu que cette promesse s'étend également au maintien de tous les droits et immunités dont jouissent ab antiquo l'Église Orthodoxe et son Clergé, tant dans la ville de Jérusalem qu'en dehors, sans préjudice aucun pour les autres communautés chrétiennes.“ 3) „Pour les cas où la Cour Impériale de Russie en ferait la demande, il sera assigné une localité convenable dans la ville de Jérusalem ou dans les environs, pour la construction d'une église consacrée à la célébration du service Divin par les ecclésiastiques russes et d'un hospice pour les pèlerins indigents ou malades, lesquelles fondations seront sous la surveillance spéciale du Consulat Général de Russie en Syrie et en Palestine.“

Als dies ebenfalls abgelehnt ward, erklärte er seine Mission beendet und die diplomatischen Beziehungen abgebrochen (21. Mai). Die englische Regierung, welche bisher den Versicherungen Rußlands Glauben geschenkt, sah jetzt, wie sie

getauscht war; die bedenklich allgemeine Fassung (the studied generality, wie Clarendon sich ausdrückte) des Vertragsentwurfs zeigte die weitgehenden Absichten. Stratford schrieb (22. Mai), das russische Begehren gehe nicht auf Amputation eines Gliedes, sondern auf Einflößung von Gift in den Körper, die legalisirte Einsetzung eines herrschenden fremden Einflusses auf 10 Millionen christlicher Unterthanen des Sultans. Sie beeilte sich, das Benehmen ihres Botschafters vollkommen zu billigen und erklärte am 28. Mai, daß sie entschlossen sei, eventuell der Türkei Beistand zu leisten. Der friedensselige Lord Aberdeen hoffte noch, daß Menschikoff seine Instructionen überschritten habe, aber im Gegentheil meldete ein Schreiben Nesselrode's dem Großvezir, daß, wenn die überreichte Note nicht unverändert unterzeichnet und dem Fürsten, der noch in Odessa weile, sofort nachgeschickt werde, die russische Armee die Grenze überschreiten solle, um sich materielle Garantien zu sichern. England und Frankreich antworteten darauf, indem sie ihre Flotten nach der Besika-Bay sandten. Diese Maßregel wurde besonders von Lord Palmerston befürwortet, der, obwol Minister des Innern, durch seine Erfahrung großen Einfluß im Cabinet auf auswärtige Fragen ausübte. „Die Politik Rußlands,“ schrieb er an Clarendon, „ist stets gewesen, seine Uebergriffe so weit gehen zu lassen, als die Apathie oder der Mangel an Festigkeit auswärtiger Regierungen es erlaubt, aber stets zurückzuziehen, wenn es auf entschlossenen Widerstand stößt und auf die nächste Gelegenheit zu warten, um einen neuen Sprung auf sein Opfer zu machen. Für diese Politik hat die russische Regierung stets zwei Sehnen an ihrem Bogen, gemäßigte Sprache und Versicherungen der Uneigennützigkeit in Petersburg und London, thätigen Angriff durch seine Agenten auf dem Schauplatz der Handlung. Wenn der Angriff gelingt, so nimmt sie das als ein fait accompli an, das sie nicht beabsichtigte, aber von dem sie nicht mit Ehren zurücktreten kann. Wenn die Agenten Unglück haben, so werden sie desavouirt und zurückberufen, und man verweist auf die früheren Versicherungen als Beweis, daß sie ihre Instructionen überschritten haben, obwol Niemand zweifeln kann, daß sie nur nach denselben gehandelt.“ Die Sendung der Flotte werde die Türkei ermuthigen, weitere Angriffe verhüten, Rußland nachdenklich machen, Oesterreich und Preußen bewegen, letzteres zur Vernunft zu bringen (Ashley life of Lord Palmerston II. 25 ff.); er wünschte schon damals die Flotten in die Dardanellen einlaufen zu lassen, was aber Aberdeen, als gegen den Vertrag von 1841 verstößend, verwarf. Clarendon legte nun in einer scharfen Depesche an Seymour den Bruch der russischen Versprechungen dar. Der russische Kanzler, der hierauf nicht antworten konnte, ergoß sich in Klagen über die verderbliche Thätigkeit Lord Stratford's und erklärte hochmüthig: „Il y a un fait que toutes les précautions et les méfiances diplomatiques ne seront pas en état de déplacer: c'est celui de la sympathie et de la communauté d'intérêts qui attachent notre population de 50 millions d'orthodoxes aux 12 millions et plus qui composent la majorité des sujets de Sultan. Que cela puisse être fâcheux pour ceux qui inquiète notre influence, le fait n'en existe pas moins. Apparemment on n'exigera pas de nous que nous renoncions à cette influence

pour dissiper des alarmes exagérées. Nous le voudrions par impossible que nous ne le pourrions pas.“

Dem gegenüber appellirten England und Frankreich an Europa. Oesterreich und Preußen billigten diese Politik und den Widerstand der Pforte vollkommen, Kaiser Franz Joseph richtete durch den Grafen Giulay einen beweglichen Appell an den Kaiser Nikolaus; dieser aber antwortete darauf an demselben Tage, wo er das Schreiben empfing, mit einem Aufruf an den Glauben des russischen Volkes, am 3. Juli überschritten die Russen den Pruth. Selbstverständlich versicherte dabei ein Manifest die Uneigennützigkeit der russischen Absichten und die Unantastbarkeit der bestehenden Einrichtungen, um sofort Lügen gestraft zu werden. Nachdem der commandirende General Fürst Gortschakoff von Jassy und Bukarest Besitz genommen, erließ er an die Hospodaren die Weisung, ihre Verbindung mit der Pforte abzubrechen; wenige Wochen später wurden beide Fürsten suspendirt, die eben erst als „unantastbar“ bezeichneten Grundgesetze und Verwaltungseinrichtungen außer Kraft gesetzt und von dem neu ernannten Chef der Civilverwaltung, Baron Andreas Budberg, russische Ordnungen eingeführt. Der Fürst richtete folgende Ansprache an die höheren Beamten: „Meine Herren, die Verwaltung des Landes wird nach wie vor in Ihren Händen bleiben, aber vom heutigen Tage stehen Sie in allen Dingen unter mir. Vor Allem sei ihnen die kaiserliche Armee empfohlen, deren gebührende Behandlung ich Ihnen an's Herz lege, denn ich werde es nicht leiden, daß dieselbe in irgend einer Richtung Mangel leide. Als den Vermittler ihrer Wünsche ernenne ich Herrn von Kalfschinski. Das Land und Sie Alle stehen vom heutigen Tage unter meiner militärischen Regierung und ich ermahne Sie, Ihre Pflicht derart zu erfüllen, daß Sie unsere Strenge nicht zu erfahren brauchen. Kein Beamter des Landes darf sich mit Politik beschäftigen, und jeder, der mit der Türkei irgend welche Verbindungen unterhält, wird binnen 24 Stunden gehenkt.“ Der größere Theil der Miliz ward in die russische Armee eingereiht, das russische Papiergeld mit Zwangscours eingeführt.

Gegen die Cabinette sprach Rußland allerdings anders. Es stellte die Besetzung der Fürstenthümer als eine Antwort auf die Bewegung der westmächlichen Geschwader dar, als „prise de possession militaire en regard d'une occupation maritime“, während doch umgekehrt erstere bereits am 31. Mai angekündigt, letztere erst in Folge dessen am 25. Juni erfolgt war. Palmerston wies in einem Memorandum darauf hin, daß diese Erklärung des Räubers, er wolle das Haus nicht verlassen, ehe die Polizei sich aus demselben zurückgezogen, nur durch die übergroße Zurückhaltung der Westmächte möglich geworden. Durch die scheinbare Furchtsamkeit der englischen Regierung und die geflüstert verbreiteten Gerüchte, daß sie Friede um jeden Preis wolle, sei Rußland Schritt um Schritt gegangen. Es sei jetzt um so nothwendiger, daß die Flotten in den Bosphorus einliefen. Aberdeen jedoch konnte sich dazu nicht entschließen und förderte die Kriegsgefahr, indem der Kaiser Nikolaus darauf baute, daß dessen Einfluß, sowie die commerziellen Interessen, welche Cobden und Bright vertraten, England abhalten würden, zu den Waffen zu greifen. Inzwischen hatte der russische Einmarsch, der gerade in den Tagen des Beiramfestes in Constan-

tinopel bekannt ward, der Kriegspartei die Oberhand gegeben, das bisherige Ministerium ward als nicht energisch genug entlassen, Lord Stratford aber, der übereilte Entschlüsse um jeden Preis hindern wollte, war nicht gesonnen, dies ruhig hinzunehmen und überzog in einer Audienz den Sultan die Sache rückgängig zu machen. Auf seinen dringenden Rath nahm die Pforte, um ihre Mäßigung in das hellste Licht zu setzen, den Einmarsch nicht als Kriegserklärung, begann aber ernstlich zu rüsten. Der Kaiser Nikolaus, der sich früher so verächtlich für Frankreich gezeigt hatte, suchte dasselbe jetzt durch den ihm persönlich sehr ergebenen Gesandten General von Castelbajac zu gewinnen, er machte denselben Eröffnungen in diesem Sinne, ebenso schlug Fürst Gortschakoff, damals noch Gesandter in Stuttgart, im Nov. 1853 seinem französischen Collegen Grafen Béarn eine Separatverständigung zwischen Rußland und Frankreich vor. „Was England betreffe,“ sagte er, „elle vous aura tout simplement aidés à vous compromettre et vous laissera dans une position fausse et difficile. Nous avons tous à nous plaindre de cette puissance. Quel bon tour à lui jouer que de nous arranger sans elle! Croyez-moi! méfiez-vous de la perfide Albion!“ In Bezug hierauf bemerkte bei Bekanntwerdung der Seymour'schen Depeschen im Frühjahr 1854 der *Moniteur*: „Quant au Gouvernement de l'Empereur, il n'a qu'une observation à faire sur le soin avec lequel la Russie le laissait à l'écart dans ces plans de remaniement territorial, c'est que l'on s'est tourné vers lui après avoir échoué à Londres et qu'il a eu à son tour à décliner les avances plus ou moins directes, qui ne sont pas sans analogie avec celles dont l'Angleterre avait été d'abord l'objet.“ Napoleon war zu klug, die Vortheile der englischen Allianz zu unterschätzen, in der er, dessen Pläne bisher mit Argwohn von den übrigen Mächten betrachtet wurden, die Rolle des Schützers der europäischen Rechtsordnung übernahm. Er war freilich auch damals noch keineswegs entschlossen zum Krieg und suchte dem Kaiser Nikolaus vielmehr einen ehrenvollen Ausweg zu bahnen, wobei er, wie er wußte, auf Aberdeen's Unterstützung rechnen konnte, indem er einen von England gebilligten Entwurf einer Note an Castelbajac sandte, welcher zugleich in Wien und Berlin mitgetheilt und im Princip angenommen wurde. Sie suchte einen *mezzo termine* zwischen der Menchikoff'schen Note und der, zu welcher die Pforte sich bereit erklärt hatte; die Bevollmächtigten prüften und revidirten das Actenstück, das schließlich am 31. Juli festgestellt wurde, wobei Oesterreich sich im Stillen der Annahme in Petersburg versichert hatte, die denn auch am 3. August in eigenthümlicher Eile telegraphisch erfolgte, obwol Rußland damit sich dem Spruch des von ihm immer gefürchteten europäischen Areopags unterwarf. Frankreich hatte dagegen stets auf denselben gedrängt, um wieder seine Stellung in ihm einzunehmen und schon am 10. Juni die Eröffnung einer Conferenz befürwortet, die Oesterreich damals noch für verfrüht hielt. Man glaubte, Alles sei beendet; Lord John Russell schrieb an Clarendon: „den Türken muß gesagt werden, daß, wenn sie nicht dieses mäßige Zugeständniß machen, welches übrigens kaum mehr bedeutet als ihre eigene letzte Note, sie darauf gefaßt sein müssen, die Fürstenthümer den ganzen Winter besetzt zu sehen, denn wir können sie nicht in ihrer Hartnäckigkeit bestärken.“ Lord Stratford sah die

Sache anders an; seinen Instructionen gemäß theilte er die Note in Constantinopel mit<sup>1)</sup>, aber als die türkischen Minister bei eingehender Prüfung nicht nur eine falsche geschichtliche Darstellung, sondern gefährliche Wendungen fanden, die für das erstrebte Protectorat ausgelegt werden konnten, und dem entsprechende Modificationen forderten, erklärte er diese Bedenken für wohlbegründet. Natürlich aber weigerte sich Rußland, diese Aenderungen anzunehmen und den vier Mächten blieb nur übrig, ihm darin beizustimmen, so daß die Pforte isolirt gewesen wäre, wenn nicht Graf Nesselrode seine Weigerung durch Bemerkungen begründet hätte, die zeigten, daß die russische Auslegung der Note durchaus mit der türkischen übereinstimmte, so daß die Bedenken der Pforte sich als vollkommen richtig herausstellten, und zum Ueberfluß erschien in einem Berliner Blatte eine note explicative des Kanzlers vom 7. September an die russischen Gesandten: „Examen des modifications introduites par la Porte Ottomane dans la note Autrichienne.“ Dieselbe zeigte, daß Rußland in der Wiener Note unter einer anderen Form die Forderungen Menchikoffs erfüllt fand: damit war die Sachlage vollständig geändert; man sah, daß die Diplomaten in ihrem Wunsch, einen Ausweg zur Erhaltung des Friedens zu finden, eine so vage Fassung gewählt hatten, daß, indem die Frage des Protectorats unberührt geblieben war, Rußland sich für dasselbe jeden Augenblick auf die Note berufen konnte. Die Westmächte erklärten sofort, daß sie nunmehr die Annahme der Note nicht mehr von der Pforte verlangen könnten, sie schlugen vor, daß die Vier der Türkei eine Garantie gegen die russische Interpretation geben sollten, was indessen Oesterreich und Preußen ablehnten. „Nach allem Diesem,“ schrieb die Königin Victoria am 26. September, „ist es vollkommen klar, daß jeder weitere Versuch, den Streit durch Redaction von Noten zu schlichten, die zwischen Rußland und der Türkei auszutauschen wären, oder durch die Wahl gewisser Worte und Ausdrücke in öffentlichen Documenten, die bezwecken, die wirklich streitigen Punkte nicht zu nennen, nutzlos ist. Es ist klar, daß Rußland bis jetzt uns hintergangen hat, indem es behauptete, es erstrebe kein neues Recht, sondern nur Wahrung seiner Ehre und Anerkennung der Rechte, die es schon vertragsmäßig besaß, daß es vielmehr von Anfang an neue Einmischungsrechte im Auge gehabt hat, die es jetzt offen bekennt, welche aber die Pforte nicht zugeben will und kann und welche die Mächte selbst als unzulässig anerkannt haben.“ Nesselrode — von dem Prinz Albert mit Recht sagte: s'il parle il est perdu, er habe unvorsichtig den Pferdefuß gezeigt, — sah seinen Irrthum ein und Kisselew erklärte in Paris, die Note explicative sei nicht officiell, aber es war zu spät, die öffentliche Stimmung zeigte sich sehr kriegerisch und klagte Aberdeen laut an, daß er sich in eine solche Falle habe locken lassen. Dieser bot an, zu Russell's

<sup>1)</sup> Brud meint, diese Instruction habe den sonstigen an ihn gelangten Mittheilungen aus London widersprochen, worunter wol Winte Palmerston's zu verstehen sind, wie denn auch dessen Rede am Schluß des Parlaments die Krisis verschärfte, und erzählt, er sei so aufgeregt gewesen, daß er erklärt, er werde seine Entlassung verlangen, S. 104. Jedenfalls wirkten die Nachrichten des türkischen Botschafters in London über das Steigen der Kriegslust und einer bevorstehenden großen Flottenmusterung bei Spithead ermuthigend auf die Pforte, am 14. August traf auch die egyptische Flotte im Bosporus ein.

Gunsten zurückzutreten, aber Palmerston weigerte sich unter diesem zu dienen, so daß Aberdeens Rücktritt das Cabinet in Auflösung gebracht hätte. Andererseits betonte Napoleon, der gerne den Erfolg der Note gesehen hätte, zu der er die Initiative genommen, daß man jetzt der Türkei wirksamen Beistand leisten müsse.

Die Türken, bei denen die kriegerische Stimmung die Oberhand gewann, hatten ihrerseits erkannt, daß Frankreich geneigt sei vorzugehen; sie überredeten deshalb den Botschafter de Lacour, daß sie eine Katastrophe fürchten müßten, welche die Christen und den Thron des Sultans bedrohen würde. Lord Stratford sah die Sache kühler an und meinte, jedenfalls seien für den dringendsten Fall zwei Dampfer genügend, die denn auch gerufen wurden; aber die Berichte de Lacour's gaben der französischen Regierung Anlaß, auf das Entschiedenste in London zu fordern, daß die Flotten beordert würden in den Bosphorus einzulaufen. Ein besonders dringlicher Grund lag hierfür nicht vor, da die Geschwader nahe waren; aber ohne den Bericht Lord Stratford's abzuwarten, ließen Aberdeen und Clarendon sich vom Graf Walewski bestimmen, der französischen Forderung nachzugeben, obwol damals die Türkei noch nicht den Krieg erklärt hatte, so daß nach dem Vertrage von 1841 das Einlaufen der Flotten nicht erlaubt war. Man gab damit Rußland einen scheinbaren Grund zu protestiren und Nesselrode erklärte Seymour, er sehe wohl, daß England das bestimmte Ziel verfolge, Rußland zu demüthigen. Lord Stratford ward angewiesen, sich mit seinem französischen Kollegen zu verständigen, in welcher Weise die beiden Flotten das türkische Gebiet gegen einen russischen Angriff schützen könnten; wenn die russische Flotte von Sebastopol auslaufe, sollten sie in's Schwarze Meer gehen. Sehr richtig bemerkte hierzu Prinz Albert, das sei zu wenig oder zu viel; zu viel, weil man sich damit für die Vertheidigung verbürge, ohne Garantien zu haben, daß die Türken nicht zum Angriff schritten und damit die Westmächte in den Krieg verwickelten; zu wenig, weil man sich nicht in die Verfassung versezt habe, Rußland wirksam zu hindern, den Türken im Schwarzen Meere Niederlagen beizubringen. Selbstverständlich konnte diese Maßregel die Kriegspartei in Constantinopel nur ermutigen, Ulema's und Dertwische predigten den heiligen Krieg und vertheilten Flugblätter in diesem Sinne, was bisher unerhört gewesen war und um so größere Wirkung machte. Meist an den Sultan gerichtet, forderten sie denselben auf, sich mit entschiedenen Männern zu umgeben und erklärten die Friedenspartei als Feiglinge und Verräther am Glauben. Es gelang ihnen auch, den versöhnlich gestimmten Scheich-ul-Islam einzuschüchtern, ohne dessen Gutachten kein Krieg geführt werden konnte, indem man ihn durch Drohungen, die ein mit der türkischen Geschichte so bekannter Mann wol zu würdigen wußte, bewog, sich ihnen zu fügen; eine Deputation von 18 Ulema's drang in den Palast ein und erklärte dem Sultan, er habe nur die Wahl zwischen Absezung und Kriegserklärung. Man entschloß sich zu letzterer, am 28. September ward der Krieg beschlossen und am 4. October durch ein Manifest an die Nation veröffentlicht, wobei zum ersten Male, in Ansehung des europäischen Charakters der Verwicklung, der Name des Sultans und des Divans vorangestellt, das Fetwa des Scheich-ul-Islam nachträglich und in bloß negativer

Form angeschlossen ward; am 30. September erklärte der Sultan an der Pforte persönlich den Krieg als einen nationalen.

Inzwischen war der Kaiser Nikolaus Ende September auf die Einladung des Kaisers Franz Joseph zu Manövern in Olmütz eingetroffen; er erklärte, er habe nie daran gedacht, daß es zum Kriege kommen könne, er habe die Fürstenthümer nur als Pfand besetzen wollen und wolle noch einen europäischen Krieg vermeiden, er versprach unaufgefordert, die Donau nicht zu überschreiten, wenn man ihn nicht provocire, wolle dagegen den Krieg in Asien mit Nachdruck führen. In Warschau vereinigte sich Friedrich Wilhelm IV. mit ihnen; nach langen Conferenzen kam man zu dem Auskunftsmittel, vorzuschlagen, daß die Wiener Note stehen bleiben solle, während die vier Mächte der Pforte erklären würden, daß Rußland nicht die Absicht habe, sich in ihre inneren Angelegenheiten zu mischen. Da aber auf diese Weise Rußland in keiner Weise seine Note explicative zurücknahm, so lehnten die Westmächte und noch mehr die Pforte ab, darauf einzugehen.

Unstreitig wäre damals das englische Cabinet noch im Stande gewesen, Rußlands Uebergriffe ohne Krieg zurückzuweisen, wenn es einerseits sich weigerte, Frankreichs Drängen zu weiteren Schritten nachzugeben, andererseits sämtliche Mächte auf der bisherigen beschränkten Basis vereinigte und auf dieser den Casus belli stellte. Aber dazu hätte ein in sich einiges und entschlossenes Ministerium gehört und dies bestand nicht; denn Aberdeen ließ sich stets wieder zu Aeußerungen gegen Brunnow herbei, die dieser als Kennzeichen unüberwindlichen Widerstrebens gegen eine active Politik auslegte, während Palmerston betonte, daß nur eine solche den europäischen Krieg verhüten könne. Er verlangte, daß die Flotten sofort in's Schwarze Meer gehen, um das Kreuzen russischer Schiffe zu hindern, und die Westmächte mit der Pforte eine Convention schließen sollten, um ihr durch ihre Flotten Beistand zu leisten, wogegen die Pforte sich verbindlich machen sollte, nicht ohne Englands und Frankreichs Zustimmung Frieden zu schließen (7. Oct.); darauf wollte Aberdeen nicht eingehen. Die Königin sprach dagegen am 11. October ihre Befürchtungen aus, daß England und Frankreich die Gefahr eines europäischen Krieges auf sich nähmen, ohne die Pforte an bestimmte Bedingungen gebunden zu haben, denselben nicht herbeizuführen. „120 fanatische Türken, welche den Divan bilden, haben allein die Entscheidung über die künftige Politik und wissen zugleich, daß England und Frankreich verbunden sind, sie zu vertheidigen. Es mag fraglich sein, ob England für die sogenannte Unabhängigkeit der Türkei Krieg führen soll, aber es ist sicher, daß, wenn es dies thut, es allein entscheiden muß, was eine Verletzung dieser Unabhängigkeit ist.“

Am 21. October verfaßte Prinz Albert ein vorzügliches Memorandum über die Lage, das er den Ministern unterbreitete. Nachdem er kurz den Gang der Dinge recapitulirt, fährt er fort: „Die Verhandlungen sind bis jetzt ohne Erfolg geblieben. Wir haben inzwischen unserer Flotte Befehl geschickt, das türkische Gebiet vor irgendwelchem russischen Angriff zu schützen und zu schirmen. Wir haben dann während der ganzen Verhandlung deutlich die Partei der Türken gegen Rußland genommen. Unsere Beweggründe waren hauptsächlich drei: 1) Wir



halten die Türkei für im Recht und Rußland für im Unrecht befindlich, und konnten den nicht provocirten Versuch einer starken Macht, eine schwache zu unterdrücken, nicht ohne Unwillen sehen. 2) Wir fühlten die Wichtigkeit, vor Allem Rußland nicht zu erlauben, unter der Hand oder durch eine gesetzmäßige Form eine Macht über die Türkei zu gewinnen, die Rußland durch offenen Kampf zu suchen nicht gewagt haben würde. 3) Wir wünschten im höchsten Grade den Frieden Europa's zu erhalten, der durch offene Feindseligkeiten zwischen der Türkei und Rußland nothwendigweise gefährdet würde. Diese Beweggründe müssen für gerecht und lobenswerth erklärt werden, und sollten auch unser Thun bestimmen. Durch den Befehl an unsere Flotte jedoch, das türkische Gebiet zu schützen, und durch die von den Türken ausgegangene Kriegserklärung ist das dritte und wichtigste Ziel unserer Politik entschieden in Gefahr gebracht worden. Wenn wir als Verbündete der Türken handeln, so müssen wir ganz sicher sein, daß sie kein unserer Pflicht und unseren Interessen fremdes Ziel vor Augen haben, daß sie nicht zum Kriege treiben, während wir Frieden erstreben; daß sie nicht, statt bloß dem Versuche Rußlands, eine Schutzherrschaft über die griechische Bevölkerung zu erlangen, mit der sich ihre Unabhängigkeit nicht verträge, zu widerstehen, selbst die Macht zu erlangen suchen, eine drückendere Herrschaft von zwei Millionen fanatischer Moslemin über zwölf Millionen Christen zu begründen; daß sie nicht versuchen, das Blatt gegen die schwächere Macht zu wenden, jetzt da sie, gestützt von England und Frankreich, die stärkere Macht geworden. Es kann wenig Zweifel darüber sein und es ist sehr natürlich, daß eine fanatische Partei in Constantinopel solche Absichten haben sollte; aber unsere Flotte als eine Hilfsmacht für solche Zwecke zu engagiren, das würde gegen unsere eigenen Interessen, unsere Politik, unsere Gefühle kämpfen heißen. Daraus würde sich ergeben, daß, wenn unsere Streitkräfte zu irgend einem noch so defensiven Zwecke als Verbündete der Türkei beschäftigt werden sollen, wir darauf bestehen müssen, nicht nur die Leitung der Verhandlung, sondern auch das Recht über Krieg und Frieden in unseren eigenen Händen zu behalten, und daß wir, falls die Türkei dies verweigern sollte, nicht länger für sie Partei ergreifen können. Es wird gesagt werden, daß England und Europa ein starkes Interesse daran haben, alle türkischen Betrachtungen bei Seite gesetzt, daß Constantinopel und das türkische Gebiet nicht in die Hände Rußlands fallen sollten, und daß man im allerschlimmsten Falle selbst in den Krieg gehen sollte, um eine solche Umkehrung des Gleichgewichtes zu verhindern. Dies muß zugegeben werden, und solch ein Krieg mag recht und weise sein. Aber dies würde ein Krieg nicht für die Erhaltung der Integrität des osmanischen Reiches sein, sondern nur für die Interessen der europäischen Mächte und der Civilisation. Er müßte befreit von Verpflichtungen gegen die Pforte geführt werden, und wird wahrscheinlich in dem Frieden, der das Ziel jenes Krieges sein muß, zur Erlangung von Anordnungen führen, die mit den wohlverstandenen Interessen Europa's, des Christenthums, der Freiheit und Bildung mehr im Einklang stehen als die Wiederauflegung des unwissenden, barbarischen und despotischen Joches der Moslemin auf den fruchtbarsten und begünstigtesten Theil Europa's."

Lord Aberdeen stimmte dem zu, indem er betonte, daß jede Hoffnung auf

Reform der Türken vergeblich sei, sie gäben in der Noth die schönsten Versprechungen, aber dächten hernach nicht daran, sie auszuführen. „Wenn wir Krieg führen wollen, so muß es für Zwecke sein, die wir vor uns und Europa rechtfertigen können. Ich bin bereit, bis zum Kriege zu gehen, um den Besitz Constantinopels und der Dardanellen seitens Rußlands zu hindern, aber wenn ein Kampf um diese Frage entsteht, würde er wahrscheinlich andere Gegenstände umfassen als die Sicherheit der Türkei“<sup>1)</sup>. Lord Palmerston dagegen widersprach ihm. „Die Mächte,“ sagte er, „haben es als ein europäisches Interesse erklärt, die Integrität und Unabhängigkeit der Türkei aufrecht zu halten, speciell ist dies in Englands Interesse; Rußland hat dieselbe angegriffen und muß mit Gutem oder Schlimmem dazu gebracht werden, seine Anmaßung aufzugeben. Die Unterhandlungen sind erfolglos geblieben, die Pforte hat, nachdem sie sich auf unseren Rath lange gemäßig gezeigt, Krieg erklärt. Das ändert unsere Beziehungen zu ihr keineswegs, wir haben uns verbunden, sie zu vertheidigen und müssen sie durch ihre Schwierigkeiten durchbringen, die zwei mächtigsten Regierungen dürfen sich nicht einschüchtern lassen. Gewiß haben wir ein Recht, den Krieg wie die späteren Unterhandlungen wesentlich zu leiten, und deshalb habe ich schon früher einen Vertrag zu dem Zwecke vorgeschlagen, aber nur durch kräftige Unterstützung können wir unsern Einfluß erhalten, denn die Unterstützung ist in unserem eigenen Interesse. Ich glaube weder an die Kriegswuth noch an den muselmännischen Fanatismus der Türken, der wahrscheinlich nur in der natürlichen Empörung über die erlittene Behandlung besteht. Das Ziel eines griechischen Reiches, auf welches das Memorandum am Schlusse anspielt, ist in directem Widerspruch mit unserer bisherigen Politik, wofür man sich eher mit Rußland verbünden müßte. Eine große Anzahl Christen in Rußland würde sich freuen, wenn sie so gut behandelt würden wie die christlichen Unterthanen des Sultans; zwei Millionen Muselmänner aus der europäischen Türkei zu vertreiben, wozu die Armeen und die meisten Grundbesitzer gehörten, mag für die Mächte möglich sein, aber sie würden finden, daß das Aufbauen schwerer sei als das Niederreißen. Es seien keine ausreichenden christlichen Elemente vorhanden, um einen lebensfähigen Staat zu bilden; die Griechen seien in der Minderheit, die Slaven würden Rußlands Werkzeug sein.“ —

Es war begreiflich, daß bei solcher Verschiedenheit der Ansichten keine einheitliche Politik erzielt werden konnte. Palmerston hatte unzweifelhaft Recht, wenn er von Anfang an sich ein vertragsmäßiges Recht gegen die Pforte sichern wollte; aber da dies früher nicht geschehen, so folgte nicht daraus, daß man nun sich einfach für die Türkei in den Krieg stürzen mußte. Er wie Lord Stratford hatten Ansichten über die Reformfähigkeit derselben, welche die Folge als unrichtig erwiesen hat, indem sie glaubten, die Türken dazu bestimmen zu können, den Koran bei Seite zu setzen, der ihnen den einzigen moralischen Halt gibt. Außerdem vergaß Palmerston, daß der Zar selbst die Aufrichtung eines byzan-

<sup>1)</sup> Sehr richtig bemerkt Prinz Albert in Beziehung auf ihn: „Aberdeen is quite right, that we must deal with our enemies as honourable men and deal honourably towards them, but that is no reason, why we should think, they are so in fact.“

tinischen Reiches oder auch nur die Vergrößerung Griechenlands als das bezeichnet hatte, was er am wenigsten dulden könne. Die Uneinigkeit des Cabinets trat stets hervor, indem die Peeliten die Erhaltung des Friedens wollten, Palmerston aber im Einvernehmen mit Napoleon zum Krieg trieb, um die französische Allianz für englische Zwecke zu verwerthen, so machte er, wie Stockmar berichtete im October den Vorschlag, Napoleon mit einer englischen Prinzessin zu vermählen, im November, die Donaufürstenthümer an Oesterreich zu geben und Sardinien für Frankreich und Norditalien für ersteres zu gewinnen. „Es machte ihm besonderes Vergnügen, solche von Frankreich kommende Wünsche zu unterstützen, die dem Hofe unschmackhaft sein mochten; alle diese Umstände steigerten natürlich die Spannung in seinem Verhältniß zum Prinz-Gemahl.“ (Denkwürdigkeiten S. 656). Uebrigens drängten die Ereignisse selbst vorwärts. Am 1. November erließ Kaiser Nikolaus ein heftiges Manifest, das der Pforte Bruch von Verträgen und lügenhafte Anklagen vortwarf, die ihm keine Wahl ließen, als zu den Waffen zu greifen; zugleich sandte er ein eigenhändiges Schreiben an die Königin Victoria, in dem er seine Ueberraschung ausdrückte, daß zwischen Seiner und Ihrer Maj. Regierung über die türkischen Verhältnisse ein Mißverständniß bestehen könne und an Ihrer Maj. guten Glauben und Weisheit appellirte „de jurer entre lui et le gouvernement Anglais.“

Nach Berathung mit Lord Aberdeen und Lord Clarendon antwortete die Königin (in französischer Sprache) darauf:

„Von dem Wunsche beseelt, Sire, zu entdecken, was dieses peinliche Mißverständniß hervor gebracht haben könnte, bin ich natürlich aufmerksam geworden auf den Art. 7 des Vertrags von Rainardji. Ich bin verpflichtet, Ew. Maj. zu erklären, daß, nachdem ich mich mit den Personen berathen, die hier am besten geeignet sind, sich ein Urtheil über die jenem Artikel beizulegende Meinung zu bilden, und nachdem ich ihn mit dem aufrichtigsten Wunsch unparteiisch zu sein und wieder gelesen habe, ich zu der Ueberzeugung gekommen bin, daß dieser Artikel die ausgedehnte Bedeutung nicht besitzt, die man ihm beizulegen gesucht hat. Alle Freunde Ew. Maj., wie ich selbst, fühlen sich versichert: Sie würden die Macht, welche nach solcher Deutung Ihnen gewährt worden wäre, nicht mißbraucht haben; aber eine Forderung dieser Art konnte kaum von einem Herrscher zugestanden werden, der seine eigene Unabhängigkeit schätzte. Dazu will ich Ew. Maj. den peinlichen Eindruck, den mir die Besetzung der Fürstenthümer gemacht hat, nicht verhehlen. In den letzten vier Monaten hat dies eine allgemeine Bewegung in Europa verursacht, und wird namentlich zu weiteren Ereignissen führen, die ich gemeinsam mit Ew. Maj. beklagen würde. Da ich aber weiß, daß Ew. Maj. Absichten gegen die Pforte freundschaftlich und uneigennützig sind, so habe ich festes Vertrauen, daß Sie Mittel finden werden, diesen Absichten Ausdruck und Wirkung zu verleihen, um so jene ernststen Gefahren abzuwenden, die — ich versichere Ihnen — zu verhindern, alle meine Anstrengungen bezwecken werden. Die unparteiische Aufmerksamkeit, mit der ich den Ursachen gefolgt bin, die bis zu der gegenwärtigen Zeit alle Versöhnungsversuche haben fehlschlagen lassen, macht mich fest überzeugt, daß kein wirkliches Hinderniß besteht, das nicht mit Ew. Maj. Beistand entfernt oder sofort überstiegen werden kann.“

Der großbritannische Botschafter in St. Petersburg erfuhr bald, wie diese Antwort der Königin Victoria den Kaiser getränkt hatte. Er bedauerte, nicht Mettelrode's Rath gefolgt zu sein und in seinem Brief Politik bei Seite gelassen zu haben, denn die Königin sei thatsächlich eine Seele mit ihrem Ministerium gewesen.

# Giuseppe Gioacchino Belli,

ein römischer Dialektdichter.

~~~~~  
Von

Paul Henze.  
~~~~~

Einen fremden Dichter bei uns einzuführen, dessen Sprache nicht, wie die französische und englische, von allen Gebildeten in Deutschland gesprochen oder doch verstanden wird, kann nur dem Uebersetzer gelingen. Biographische Studien, kritische Beleuchtungen von Werken, die dem größeren Publicum unzugänglich bleiben, finden ihren Weg nur zu den engeren literarischen Kreisen, und ein noch so gefeierter Name, der allein auf diesem Wege über die Grenzen seiner Heimath hinausgedrungen ist, verschallt in Kurzem wieder, ohne mehr als flüchtige Neugier und das oberflächliche Interesse einer historischen Notiz erregt zu haben.

In der Beilage zur Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ vom Jahre 1871, Nr. 164 u. f. hat einer der gründlichsten und feinsinnigsten Kenner der italienischen Volkspoesie, A. Schuchardt, in einem ausführlichen Aufsatz auf den Schatz hingewiesen, der in Giuseppe Gioacchino Belli's Sonetten im römischen Volksdialekt vergraben liegt. Seitdem ist der Ruhm des Dichters — der schon 1863 starb — jenseits der Alpen in stetem Wachsen begriffen.

Drei Hefte der in Florenz erscheinenden „Nuova Antologia“, der angesehensten italienischen Revue, bringen einen ausführlichen Artikel aus der Feder Gnoli's über das Leben des Dichters und seinen poetischen Nachlaß, mit der musterhaften Genauigkeit und kritischen Unbefangtheit, die Gnoli's Arbeiten auszeichnen. Gleichwol ist selbst unter den Tausenden von deutschen Romfahrern, die alljährlich Trastevere durchwandern, kaum der Name des Mannes bekannt, der wie kein Anderer den Herzschlag des römischen Volkes belauscht und in mehr als zweitausend Sonetten Alles ausgesprochen hat, was zu seiner Zeit, die doch nicht so ferne liegt, Geist und Gemüth seiner Stadtgenossen in Scherz und Ernst, im öffentlichen Verkehr wie in der intimsten Enge des Hauses bewegt hat.

Und allerdings sind prosaische Uebersetzungen, wie sie Schuchardt von einigen der Belli'schen Sonette seinem Aufsatz eingeflochten, nicht wol im Stande, von

der seltenen Kunst des Mannes einen Begriff zu geben und zu weiterem Studium der Originale anzulocken. Wenn ich ferner gestehe, daß auch die gereimten Nachdichtungen, die ich im Folgenden mittheile, etwas Unmögliches zu leisten unternommen haben, da von der populären Frische und Eigenart, der ganz einzigen Unmittelbarkeit und Schlagfertigkeit dieser Dialekt-Dichtungen in einer hochdeutschen Nachbildung oft gerade das „Anzüglichste“ verloren gehen muß, so scheint es ein ziemlich hoffnungsloses Bemühen, Belli in Deutschland bekannt zu machen, bis die Verbrüderung der beiden Nationen etwas mehr geworden ist als ein politischer frommer Wunsch, und die fremde Brudersprache unserm Ohre fast so vertraut klingt, wie ihre gallische Schwester.

Und doch wäre vielleicht so viel schon jetzt zu gewinnen, daß eine lebhaftere Neigung erweckt würde, sich mit diesem merkwürdigen Poeten näher zu beschäftigen und das Vorurtheil fallen zu lassen, als ob die zweihundert seiner Sonette, die in Florenz im Jahre 1870 bei G. Barbèra erschienen, dem deutschen Leser, der etwa nur den „Parnasso italiano“ studirt hat, ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch wäre. Denn wenn auch die Sprache des gemeinen Mannes in Rom, wie sie hier ihre classische Form erhalten hat, dem Klange nach nicht unerheblich von dem Hochitalienisch der gebildeten Stände und der Literatur abweicht, so besteht doch, mit Ausnahme von localen Wörtern und Wendungen und jenen drolligen Verunstaltungen von Fremdwörtern, an denen das römische Volk besonders reich ist, die dialektische Abweichung hauptsächlich in gewissen Lautverschiedenheiten, die, einmal erkannt und dem Ohre vertraut geworden, dem Verständniß keine großen Schwierigkeiten bereiten. Während selbst der gebildete Italiener seiner vielen Volksdialekte, des Turiner, Mailänder, Sicilianer und anderer, sich erst durch ein längeres Studium bemächtigt, wird er, welcher Dialekt ihm selbst auch eigen, keine größere Mühe haben, sich in die römische Volksmundart zu finden, als etwa ein Bayer oder Schwabe, den platten Berliner Dialekt verstehen zu lernen. Die Verschleifung, Verschmelzung, Verschiebung gewisser Consonanten, die Vertauschung gewisser Vocale bleiben in mäßigen Grenzen, und selbst der deutsche Leser, der das Ohr nur einigermaßen für den populären Tonfall geschärft hat, wird leicht zum Genuß dieser römischen Volksdichtungen gelangen, während er Brofferio's Refrainpoesie im Turiner Dialekt, die mailändischen Gedichte Carlo Porta's, Martino Piaggio's genuesische Reime, neapolitanische Volkslieder und Giovanni Meli's sicilianische Idyllen nur durch angestrengte Arbeit sich aneignen mag.

In der That aber ist es ein Schatz von unerschöpflichem Werth und Reiz, der hier selbst von Ueingekehrten leicht zu heben ist. Keine andere Volkspersönlichkeit hat einen so umfassenden, unverfälschten und frappanten Ausdruck ihres eigensten Wesens in dichterischer Form gewonnen, wie die Bevölkerung Roms in Belli's Sonetten. Ein ungeheures Archiv alles dessen, was an Art und Sitte, Urtheilen und Vorurtheilen, Neigungen und Abneigungen im Charakter des römischen niederen Volkes sich dem vertrauten Beobachter enthüllt, ist hier aufgethan, von einem der unverdächtigsten Zeugen gesammelt, der es ausdrücklich als seine Absicht bezeichnet, ein Gesamtbild des sittlichen, bürgerlichen und religiösen Lebens seiner Vaterstadt zu entwerfen, welches vielleicht bleibenden

Werth haben möchte, als ein Denkmal dessen, was heutzutage die plebe di Roma sei. Wenn diese Bevölkerung nicht immer züchtig, nicht immer religiös — wenn auch im Herzen fromm oder wenigstens abergläubisch — erscheine, sei es nicht seine Schuld; so sei nun einmal dies Volk, und jedenfalls werde in ihm der Typus der Originalität nicht zu verkennen sein. Ein großes Drama nennt er an anderen Stellen — in Briefen — seine Sonettendichtung. Freilich fehlt eine einheitliche Handlung und selbst jede Spur einer übersichtlichen Ordnung und Gliederung. Aber ein Zug dramatischer Lebendigkeit geht durch diese Tausende einzelner Genrescenen, und wenigstens die Einheiten des Ortes und des Charakters sind gewissenhaft gewahrt.

Zu alledem kam eine besonders glückliche Fügung, um den culturgeschichtlichen Werth dieses poetischen und sprachlichen Denkmals in seltener Weise zu erhöhen. Das päpstliche Rom, wie Belli es geschildert, ist heut' verschwunden. An seine Stelle ist die Hauptstadt des einigen Italiens getreten und hat in wenigen Jahren schon die Physiognomie der Bevölkerung durch das Zufließen fremder Elemente so fühlbar verändert, daß viele der bedeutendsten Charakterzüge, die Belli belauschen und nachbilden konnte, heute schon verwischt oder völlig erloschen scheinen. Jenes Gesamtbild des römischen Volkes, das er zu verewigen gesucht, ist wahrlich noch in der ersten Stunde durch die Camera obscura seiner dichterischen Phantasie gegangen und hat dort einen Abdruck zurückgelassen, der schon bald nachher seine typische Bedeutung verloren haben würde. Und wie das römische Volksleben mehr und mehr die verschwommenen Formen einer modernen großstädtischen Cultur annimmt, so schwinden selbst aus der Sprache von Jahr zu Jahr mehr die dialektischen Idiotismen, so daß bald nur noch durch den Accent und gewisse lautliche Abweichungen der Romano di Roma sich von seinen Nachbarn unterscheiden und von einer römischen Volksmundart kaum noch die Rede sein wird. Wer dann das Rom der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts kennen lernen will, wird es nur noch in Belli's Sonetten finden.

Ihm selbst, so tief ihn das Hereinbrechen neuer Zustände verstimmte, ist wol auch in seinen schwarzschichtigsten Tagen kaum die Ahnung aufgedämmert, daß er eine Art culturhistorischer Mission vollzog, indem er das Bild einer Zeit verewigte, die sich ausgelebt hatte. Daß er überhaupt kein tief- und weitsehender Geist, weder ein vor- noch ein rückwärts gewandter Prophet, sondern mit voller Naivetät an den Augenblick hingegeben war, hat freilich dem geistigen Gehalte seines dichterischen Strebens auf anderen Gebieten, auf denen er sich versuchte, Eintrag gethan, wie auch manche Schwächen und Menschlichkeiten seines Charakters daraus zu erklären sind, daß sein Naturell über eine mittlere Höhe nicht hinaustwuchs. Dem Hauptwerk seines Lebens, dem einzigen, das ihn überleben wird, kam dieser Mangel einer überlegenen Intelligenz zu Gute. Einer mächtigeren, reicher und tiefer begabten Natur wäre es schwerlich geglückt, so völlig aufzugehen in die Volksseele, der er zum Ausdruck verhelfen wollte. Die dramatisch bewegte, bald monologisch, bald in Gesprächsform hin und her springende Rede seiner kleinen Genrebilder war ihm nur darum natürlich, weil er sich doch im Grunde immer nur als primus inter pares fühlte und der literarisch gebildete Poet, zu dem er sich mühsam aufgeschwungen, ihm trotz alledem

eine fremdartigere Rolle war, als die Charakterfigur des Ersten Besten aus dem Volk, der mit natürlichem Menschenverstand und Mutterwitz das Treiben der Welt glossirt und seine oft sehr scharfen und tiefeinschneidenden Bemerkungen am liebsten in der Sonettenform ausspricht, die selbst dem ungebildetsten Römer so natürlich ist, wie das Rispetto dem toscanischen Landmädchen oder das Schnaderhüpfel dem Holzknecht des bayerischen Hochlandes.

Gnoli's ausführliche Mittheilungen lassen uns jetzt den Bildungsgang unseres Dichters, über den Luigi Morandi's biographischer Abriß nur ungenauen Aufschluß gab, bis in alle Einzelheiten verfolgen. Hier sei davon nur so viel angedeutet, als zum Verständniß der dichterischen und culturgeschichtlichen Bedeutung des Sonettisten nothwendig erscheint.

Am 10. September 1791 ist G. G. Belli in Rom geboren worden, der älteste Sohn eines kleinen Finanzbeamten Gaudenzio Belli, dessen Gattin Luigia Magio aus einer kaufmännischen Familie stammte. Im Jahre darauf folgte ein zweiter Sohn, Carlo, der schon 1811 starb, und zehn Jahre später eine Schwester, Flaminia, die im Jahre 1827 den Schleier nahm. Der älteste Knabe zeigte früh jenes melancholisch-hypochondrische Temperament, das großen Humoristen eigen zu sein pflegt. Er wuchs still und ernsthaft heran, hielt sich von den Knabenspielen fern, um sich in der Einsamkeit seinem Gange zum Lesen und Phantastiren zu überlassen, und sein Verhältniß im Elternhause blieb kühl und unbehaglich, da die auf's Praktische gerichtete Natur des Vaters sich in das verschlossene Wesen des Sohnes, sein reizbares Ehrgefühl, seine früh entwickelten literarischen Neigungen nicht zu finden wußte. Doch wird zugleich berichtet, daß der kleine Giuseppe gutherzig, ehrlich, allem Schmeicheln abhold gewesen sei und nur dann einen leidenschaftlich schroffen Zug hervorgeteilt habe, wenn man ihm aufdringen wollte, was ihm nicht gemäß war, oder ihn strafen, wo er es nicht verdient zu haben glaubte.

Er sollte für den Beruf des Vaters erzogen werden. Die Wirren der französischen Occupation unterbrachen seine Schulzeit. In Rom wurde die Republik proclamirt, die Mutter flüchtete (im Jahre 1798) mit den Kindern nach Neapel, das noch sicher zu sein schien; der Vater, der in Rom zurückblieb, wurde für einen Feind der Republik erklärt, sein Vermögen confiscirt. Als dann die Franzosen auch Neapel besetzt hatten, vereinigte die bald darauf erfolgende Amnestie die Familie wieder, und zum Lohne für die bewiesene Treue erhielt der Vater vom Papste einen ehrenvollen Posten in der Finanzverwaltung von Civitavecchia.

Hier begann ein behagliches, gastfreies Leben, das leider eine Anzahl von Parasiten und falschen Freunden in das Haus zog, welche die arglose Liberalität der Eltern mißbrauchten und auch auf den Sohn — statt aller anderen Lehrer gab ihm einer jener Hausfreunde einen dürftigen Unterricht — keinen günstigen Einfluß übte. Es hing an einem Haar, daß er trotz seiner Jugend auf einem Kornschiffe, das der Vater nach Afrika schicken wollte, eine erste Handelsreise gemacht hätte. Dies Unternehmen brachte Verlust statt Gewinn. Als im Jahre 1803 Gaudenzio Belli einer epidemischen Seuche erlag, fand sich die Familie

durch die unredliche Wirthschaft ihrer vertrauten Hausgenossen um die letzten Reste ihres Vermögens betrogen, und die treffliche Mutter, die wieder nach Rom überfiedelte, war einzig auf die Unterstützung eines wohlhabenden Schwagers angewiesen, bis auch sie nach vier Jahren aus der Welt ging.

In Rom genossen nun die Brüder einen regelmäßigeren Unterricht in dem von Priestern geleiteten Collegio Romano, doch es begann für den vierzehnjährigen Knaben eine Zeit der Entbehrungen und Demüthigungen, die ein Gemüth, wie das seinige, auf's Tiefste verwunden mußte. In einem biographischen Fragment, das uns aufbewahrt ist, schildert er die Qualen des verletzten Stolzes, die ihm das ungroßmüthige Betragen des Oheims, das stete Vorrücken der erwiesenen Wohlthaten bereitete. „Jeden Tag mußten wir hinkommen, die Hand zu küssen, die uns drückte, indem sie uns das Leben erhielt; niemals sind wir ohne neue Kränkung und Beschämung von ihm gegangen, da er es liebte, in Gegenwart von Fremden unsere Armuth und seine Wohlthätigkeit zu schildern. Ich schwieg und duldete vor den Anderen, im Geheimen ergoß sich die Bitterkeit meines gedemüthigten Stolzes desto leidenschaftlicher in Seufzern und Thränen.“

Zum Glück währte diese Trübsal nicht lange; der Oheim suchte die Last möglichst bald von sich abzuwälzen und verschaffte dem jungen Nefen in der Kanzlei des Hauses Rospigliosi eine Anstellung, die wenigstens für das Nothdürftigste ausreichte. Andere ähnliche Stellungen folgten, zuletzt eine Secretärsstelle bei dem Fürsten Stanislaus Poniatowsky, die aber der Einundzwanzigjährige halb wieder aufgab. Häusliche Intriguen, vor Allem sein gegen jede höfische Unterwürfigkeit sich aufbäumendes Naturell ließen ihn dies äußerlich glänzende Leben nicht lange ertragen; in einem heftigen Sonett vom Jahre 1813 schüttelt er den Staub dieser Perfida corte — generata nel fondo dell' inferno — von den Schuhen und zog sich in ein Stübchen im Kapuzinerkloster zurück, das ihm die Bemühung des Oheims zu seinem vorläufigen Unterschlupf ausgemittelt hatte.

Hier träumte er von einer glänzenden Poetenzukunft, bei aller Dürftigkeit ziemlich sorglos über seine äußere Existenz. Er hatte seit einigen Jahren angefangen, sich durch Verse bekannt zu machen, in jenen akademischen Kreisen, in denen damals das literarische Leben der Nation eine kümmerliche Treibhausblüthe entwickelte. Die frühesten Dichtungen, die von ihm erhalten sind, datiren vom Jahre 1807, dem Todesjahr der Mutter. Die Bibel, Young's Nachgedanken, Cesarotti's Ossian erscheinen als seine Vorbilder. Versificirte Psalmen, eine Seltenschlacht, Bajazet, Lamentationen, die in acht Gefängen den Tod einer idealen Geliebten feiern, — in alle Dem keine Spur eines Talentes, das sich über den damals landläufigen Durchschnitt erhob, geschweige denn ein Hauch jener populären Kraft und Eigenthümlichkeit, durch die er später in seinen Dialektsonetten glänzen sollte.

Er las diese rhythmischen Exercitien zuerst in der Akademie der „Elli“, dann in der „Liberina“, deren getreues Mitglied er Jahre lang geblieben ist. Die „Liberina“ hielt jeden Montag eine Sitzung. Diese begann mit einer Rede in Prosa, dann folgte ein lateinisches Gedicht, dann allerlei poetische Lückenbüßer,



hierauf die Terzinen, zuletzt die Octaven. Wenn einmal zufällig keine Octaven da waren, mußte man die Verzweiflung der Akademiker sehen! Es war, als ob das Reich der Poesie zusammenstürzen sollte. Belli war einer der Eifrigsten. Von seinem Ossianfieber war er inzwischen geheilt worden. Nun lieferte er bald Anacreontica oder Schäfergedichte, für die er nicht geschaffen war, bald Visionen in Terzinen nach Barano's und Monti's Vorbild, schwülftig, biblisch, trübfinnig, in denen zwischen Blitz und Donner die Rache des Herrn an den Gottlosen vollstreckt wurde. So unter Anderem die Sintflut, das Gastmahl des Belsazar, die Zerstörung Jerusalem's, der Triumph des Kreuzes. Eine Terzinenbildung in drei Gefängen „Die Pest in Florenz im Jahre des Heils 1348“ (gedichtet 1812 und 1813) war das Erste, was von ihm gedruckt wurde und lebhaften Beifall fand. Was er gelegentlich in scherzhaftem oder gar satirischem Ton versuchte, war weit schwächer; die Schulpedanterie sah ihm aus jeder Zeile hervor, Schwulst und Weiterschweifigkeit wetteiferten mit der ungelenteten Sprache und Verstümpfung, diese Producte ungenießbar zu machen.

Daneben hatte sich der junge Akademiker redlich bemüht, die großen Lücken seiner Jugendbildung auf eigene Hand auszufüllen. Im Französischen war er so weit gekommen, daß er es nicht nur sprach und schrieb, sondern sogar französische Verse machte. In Casa Poniatowsky lernte er Englisch, besuchte mathematische und physikalische Vorlesungen, studirte mit besonderem Eifer Mechanik und begann einer wunderlichen Leidenschaft zum Exercipiren aus allen Gebieten des Wissens zu fröhnen, deren Früchte in unzähligen Heften aufgespeichert wurden. Es scheint, daß all seine poetischen Vorbeeren die See in seinem Inneren nicht auszufüllen vermochten; er fühlte Triebe und Kräfte in sich, die auf den bisherigen Wegen nicht zur Entfaltung kamen und die er durch ein rasloses encyclopädisches Wühlen in Stoffen jeder Art zu betäuben suchte. Seinen Unterhalt gewann er nebenher durch Privatstunden in Geographie und Arithmetik und — Copistenarbeit und musicirte zur Erholung nicht ohne Talent auf der Geige und Flöte.

Diese Zerfahrenheit seines Thun und Treibens muß indessen der natürlichen Liebenswürdigkeit seiner Natur nicht geschadet haben. Man interessirte sich vielfach für ihn, auch außerhalb der collegialischen Kreise seiner Brüder in Apollo, und eine reiche junge Wittve — schon zehn Jahre älter als er — verliebte sich so ernstlich in den armen, talentvollen, frommen jungen Mann, der so blaß und mager herumging und seine Dürftigkeit so ehrenhaft ertrug, daß sie ihn zuerst in das Haus ihrer Eltern zog, bei denen sie nach einer sechzehnjährigen unglücklichen Ehe ihre Freiheit wieder genoß, und endlich ihm ihre Hand antragen ließ.

Belli's Stolz lehnte sich dagegen auf, eine in jedem Sinne so ungleiche Ehe zu schließen, deren Motiv die Welt einzig in seinem Gange nach einem bequemen häuslichen Leben suchen mußte. Als dieses Hinderniß jedoch durch die von der Frau erwirkte Anwartschaft auf ein päpstliches Amt beseitigt wurde — auf welches er freilich noch einige Zeit zu warten hatte —, ließ sich Belli durch dankbare Freundschaft, die Verehrung, die er für die Familie und die Tugenden seiner Zukünftigen fühlte, zum Theil wol auch durch die immer heftiger drängende

Sehnsucht nach einer unabhängigen, seinen literarischen Neigungen günstigen Lage bestimmen, der guten Mariuccia seine Hand nicht länger zu weigern.

Er gab ihr zugleich mit dieser Hand ein gutes Stück von seinem Herzen. Einer ungeliebten Frau, an deren Seite er kein Glück gefunden, hätte er nicht die Verse widmen können:

. . . . . seitdem ich mit dir lebe,  
Mein Leben du, leb' ich ein neues Leben.

In Rom freilich wurde über diese Heirath gekästert; er habe sich verkauft. Seine nächsten Freunde zuckten die Achseln. Belli ging ruhig seiner Weg. Das Behagen, das er in seinem Hause fand, kam seinen Studien zu Gute und, wie er glaubte, auch seiner Dichtung. Eine spätere Leidenschaft zu einer schönen und geistreichen jungen Marchesina ließ ihn freilich erkennen, daß sein Herz nicht völlig ausgefüllt war. Als aber die Geliebte, nachdem er ihr zahllose Verse gewidmet, eine glückliche Ehe schloß, kam er bald wieder so weit in's Gleichgewicht, daß er nicht nur der jungen Frau selbst von jetzt an ein treuer Freund wurde, sondern auch ihrem Gatten freundschaftlich nahe trat. In seinem eigenen Hause hatte die Geburt eines Sohnes, Giro genannt, ihm all die alten Bande von Neuem lieb gemacht. Dieses Kind ward nun der Mittelpunkt all seines Denkens; für seinen Giro studirte und excerpirte er; ihm eine Mustererziehung zu geben, war sein höchster Ehrgeiz, und das Bild des wackeren Mannes, der sich durch so mancherlei Anfechtungen mit redlicher Kraft durcharbeitete und, da er nicht der Glückliche sein sollte, der bekommt, was er liebt, der Weise zu sein strebte, der liebt, was er bekommt, wird vollends liebens- und achtenswerth durch die Gewissenhaftigkeit, mit der er von den frühesten Jahren an seine Vaterpflichten im höchsten Sinne zu erfüllen trachtete.

Darüber war er sechsunddreißig Jahre alt geworden, unermüdblich beflissen, Kenntnisse zu sammeln und Vorbeeren zu ernten, so viel ihm davon in den akademisch zugestuzten Bosquets des römischen Parnasses blühen mochten, — und noch hatte er Nichts „für die Unsterblichkeit gethan.“ Hätte ein herabfallender Ziegel im Jahr 1827 seinem Leben ein Ende gemacht, so würde Belli's Name nur in dem Archiv der „Liberina“ stehen und längst verschollen sein.

Da geschah es im September 1827, daß er auf einer seiner regelmäßigen Sommerreisen, zu denen ihn seine schwankende Gesundheit nöthigte, bis Mailand kam und hier zufällig die beiden kleinen Bändchen der Mailändischen Gedichte Carlo Porta's kaufte, dessen Name vielleicht bis dahin kaum zu seinen Ohren gedrungen war. In seinem Reisetagebuche notirte er, daß er seit jenem Tage jeden Morgen damit begann, Porta zu lesen und Flöte zu blasen. Auch er hatte Mühe, sich in den fremden Dialekt hineinzufinden. Aber die Wirkung war tief, und diese späte Bekanntschaft mit dem größten zeitgenössischen Volksdichter entschied über seinen eigenen Dichterberuf.

Schon im December desselben Jahres sandte er einem Freunde seine beiden ersten Sonette in der römischen Volksmundart; bald folgten andere, noch einzeln und gleichsam um die Kraft seiner neuen Flügel zu prüfen. Erst im Jahre 1831 begann er jenes große Hauptwerk seines Lebens mit voller Klarheit über das, was er wollte und konnte.

Zwischen dem römischen Volksdialekt und den übrigen italienischen Mundarten besteht, wie Gnoli bemerkt, der wichtige Unterschied, daß die letzteren — natürlich nicht alle in gleichem Maße — von allen Classen der bürgerlichen Gesellschaft gesprochen werden, wie denn selbst an den Höfen von Neapel und Turin die gewöhnliche Unterhaltung nicht im Hochitalienisch, sondern im Dialekt sich bewegte; dagegen ist der römische, weil er der Schriftsprache zu nahe steht, aus den höheren und mittleren Kreisen verschwunden und lebt nur noch unter dem geringeren Volke fort. Dieses popolino ist aufgeweckt, witzig, aber ohne alle Bildung. Nun entwickelt sich bekanntlich eine Sprache je nach der Intelligenz und den geistigen Bedürfnissen dessen, der sie spricht. Wenn daher die Mailändischen und Turiner Poeten Alles, was ihren Geist beschäftigte, in einem Dialekt ausdrücken konnten, der täglich von den Gebildetsten gesprochen wurde, war dasselbe zu thun einem römischen Dichter versagt; er hätte entweder die Volksmundart fälschen müssen, indem er sie zum Ausdruck eines höheren Ideenkreises umbildete, oder seine Gedanken herabdrücken, indem er sie der volkstümlichen Ausdrucksweise anbequemte.

Doch war schon zwei Jahrhunderte früher in Peresio's „Maggio romanesco“ der Versuch gemacht worden, den römischen Dialekt poetisch zu verwerthen. Im 18. Jahrhundert erschien Bernieri's „Moo Patacca“, im 19. hatte der geistreiche Comödiendichter Graf Giraud diese Bestrebungen fortgesetzt. Es waren aber meist größere oder kleinere epische Dichtungen, denen die literarische Absichtlichkeit zu deutlich anhaftete, um einen wahrhaft populären Erfolg zu erringen. Das Gleiche bemerkt Gnoli in Betreff eines gewissen Benedetto Micheli, der sich als Dichter Jachello de la Lenzara nannte. Auch diesem ersten eigentlichen Sonettisten im römischen Volksdialekt gingen die Traditionen Ariosto's und Tasso's nach und hinderten ihn an der Ausprägung des echten Volkstones. Was von all' diesen Vorgängern Belli etwa gekannt habe, ist ungewiß; Micheli's Sonette, die nie gedruckt wurden und im Manuscript in der Bibliothek zu Weimar ruhen, sind ihm sicher unbekannt geblieben. Gewirkt auf ihn hat nur Porta. Man hat noch seine Nachbildungen einzelner Gedichte des Mailänder Volksdichters, dessen Formenreichthum er sich freilich nicht aneignete. Denn mit sicherem Tact beschränkte er sich von vornherein auf diejenige Dichtungsform, die dem römischen Volk seit Jahrhunderten so vertraut ist, daß sie kaum noch als eine Kunstform empfunden wird. Sich in den vierzehn Zeilen des Sonettes zu äußern, scheint dem gemeinen Mann an den Ufern der Tiber so natürlich, daß kaum eine Gelegenheit vergeht, wo nicht die namen- und anspruchlossten Dilettanten zwei Quatrains und zwei Terzinen zusammensügen, nicht etwa bloß um eine Sängerin oder ein neues öffentlich aufgestelltes Kunstwerk zu feiern oder ihrer Satire gegen ein mißliebiges Regierungsdecret Luft zu machen, sondern einfach um die Bude eines Friggitore am heil. Josephstag mit Versen zu behängen, in denen die Güte seines Gebäcks herausgestrichen wird, oder in einer Zeitung ihre Waaren anzupreisen.

Bekanntlich hat sich denn auch die öffentliche Meinung, oder besser gesagt, das Volksbewußtsein, das die verstümmelte Statue des Pasquino zu seinem Dolmetsch machte, seit jeher mit Vorliebe in Sonetten vernehmen lassen, lange

bevor Wigblätter dieses brennende Lebensbedürfniß jedes großstädtischen Volksgeistes in regelmäßigen Spalten befriedigten. Dergleichen Belustigungen des Verstandes und Wises pflegten dann in zahllosen Abschriften durch die Stadt zu gehen. Und so sind auch Belli's populäre Sonette lange nur auf diesem Wege und dem der mündlichen Fortpflanzung verbreitet worden, verbreitet und gelegentlich verunstaltet, hie und da wol auch verbessert, da das Volk unbewußt daran mitarbeitete, jede Zeile sich vollends mundgerecht zu machen und den letzten literarischen Hauch zu tilgen.

Der Dichter freilich ließ ihm in dieser Hinsicht kaum hie und da Etwas zu thun übrig. Er hat selbst geäußert, daß es sein eifrigstes Bemühen gewesen sei, in seinen Sonetten das römische Volk genau so sprechen zu lassen, wie ihm der Schnabel gewachsen sei, ohne Inversionen, poetische Lizenzen und syntaktische Feinheiten der Schriftsprache. Er habe sich stets nur an die Grammatik des Gebrauchs gehalten und darauf geachtet, daß der Rhythmus wie etwas ganz Zufälliges den freien Fluß der Sätze begleite. Um so bewundernswürdiger erscheint der dichterische Tact, der darüber gewacht hat, daß diese Freiheit nie in saloppe Zügellosigkeit ausarten durfte; daß diese gleichsam herausgeschleuderten, im bequemsten parlando aneinandergereihten Sätze dennoch nirgend des Maßes und Klanges entbehren und zum echten Gedicht sich zusammensügen. Nirgend ein leeres Füll- und Flickwort, nirgend ein Zugeständniß an den Reim oder ein Wechsel der Tonart innerhalb desselben Gedichtes. Unter diesen zweitausend Sonetten sind natürlich viele von geringerem Werth und Gehalt, je nach dem Thema, das sie behandeln, oder nach der Stimmung, der sie entsprungen. Einer Strophe dagegen, die unsicher im Stil oder matt im sprachlichen Ausdruck wäre, kann ich mich unter allen mir zugänglich gewesenen nicht entsinnen.

Im Jahre 1831 begann, wie gesagt, die Hochfluth — *la tempesta, il torrente, il diluvio* — dieser Sonette mit wahrhaft elementarer Gewalt sich zu ergießen, rastlos, fieberhaft, oft fünf, acht, zehn Gedichte an einem einzigen Tage, zu Hause, auf der Straße, im Wagen, zuweilen mitten in der Nacht, wo er plötzlich Licht anzündete, um neue vierzehn Zeilen in sein Taschenbuch zu schreiben. „All seine seltenen Gaben,“ sagt Gnoli, „die bis dahin unfruchtbar geblieben waren, da sie sich in der gemessenen Feierlichkeit der literarischen Formen nicht hatten offenbaren können, seine scharfe Beobachtungsgabe, die Fähigkeit, überall in jeder Erscheinung sofort das Charakteristische wahrzunehmen, die Kunst der Nachahmung, Ironie, Witz und Sarcasmus — das Alles, was er bisher nur gesellschaftlich hatte glänzen lassen, fand jetzt gleichsam seine naturgemäße Entladung in einer neuen, freien, ihr vollständig gemäßen Dichtungsform.“ Er hatte sich selbst entdeckt, seine Lebensaufgabe, den Boden und das Herrschgebiet seiner Kraft. Der täglich wachsende Erfolg, den er zunächst in befreundeten Kreisen, dann in ganz Rom davontrug, schürte das Feuer, mit dem er an seinem großen „Volksdrama“, wie er es am liebsten nannte, sechs ganze Jahre hindurch fortarbeitete.

In der That gelang es ihm nicht blos durch die dramatisch bewegte Form diese uneigentliche Bezeichnung zu rechtfertigen, sondern mehr noch, indem er in diesen Tausenden lebensvoller Genrescenen seiner Zeit den Spiegel vorhielt und ihre „abgekürzte Chronik“ den Nachkommenden hinterließ.

Hier nun würde eine Betrachtung, die den Gegenstand erschöpfend zu behandeln suchte, sich dem Inhalt zuzuwenden, die Stoffe, die Belli wählte, in Gruppen zu ordnen, die Gefinnung, die dabei hervortrat, zu beleuchten haben. Gnoli hat dazu den Anfang gemacht. Bei der immer noch so unvollständigen Beschaffenheit der italienischen Ausgaben — nicht mehr als 800 von den 2300 Sonetten sind bisher gedruckt — mußte auch er sich auf vorläufige Bemerkungen beschränken. Angesichts der kleinen Zahl, die ich hier mitzutheilen im Stande bin, fehlte für ein so weitläufiges Unternehmen vollends der Boden. Ich beschränke mich darauf, die ganze große Stoffwelt, die hier gleichsam nur angekündigt ist, in zwei Classen zu theilen: die harmlosen Charakter- und Genrebilder und die social und politisch tendenziösen.

Ueber die ersteren bedarf es kaum einer weiteren Verständigung. Selbst in der unvollkommenen Nachbildung, die auf einen Ersatz für den Reiz des Dialektes verzichten und ihre letzte Aufgabe darin finden mußte, sich wenigstens jedes gezwungenen Ausdrucks, jeder leeren Füllphrase zu enthalten, wird hoffentlich die große plastische und dramatische Kraft, die naive Frische und Munterkeit, die wieder zur Natur gewordene Kunst unseres Dichters nicht ganz verloren gegangen sein. Einen Blick wenigstens öffnen diese kleinen reingeschliffenen Fensterchen in das Haus- und Straßenleben der alten Stadt, in Handel und Wandel, in die Winkel, wo schwatzende Weiber und ehrsame Handwerker Alles, was sie beschäftigt, mit einander austauschen. Wir hören einen biedereren Bürger in der Schenke seine Vorstellungen vom jüngsten Gericht, die denkwürdige Geschichte von dem großen Mucius Scävola zum Besten geben; wir horchen in das kalte finstere Stübchen hinein, wo eine arme Mutter ihre hungrigen Kinder zur Ruhe zu sprechen sucht, oder erleben ein Stück häuslicher Erziehungskunst bei Tische mit. Nicht überall ist diesen Sonetten eine epigrammatische Pointe angeschliffen; nicht jedes einzelne soll für sich wirken, vielmehr nur in der Reihe der Nachbarn seinen Platz in der großen Volkscomödie behaupten. Das Sonett auf die Campagna von Rom zeigt, welche Farben, um eine ergreifende landschaftliche Stimmung zu erzeugen, der Dichter auf seiner Palette hatte. Er hat nur sparsamen Gebrauch davon gemacht, auch hier wol nur, um durch dieses schauerliche Bild Anklage zu erheben gegen eine Regierungsgewalt, die rings um die Hauptstadt eine Wüste dulden konnte, in welcher nichts Lebendes gedieh und blutiger Mord ungestraft am hellen Tage umgehen durfte.

Denn der eigentliche Lebensathem dieser Zeitchronik ist der Haß gegen die verrotteten Zustände und schreienden Mißbräuche, die unter dem päpstlichen Regiment, zumal Gregor's XVI., nach den revolutionären Bewegungen des Jahres 1831 von Neuem, und drückender als je zuvor, um sich gegriffen hatten. Man weiß, wie nach dem kurzen Siege der liberalen Partei und der Geheimbünde Italiens die Reaction ihr Haupt wieder erhob, und zumal in Rom jeden freien Athemzug erstickte; wie der kalte, hämische, jeder Milde unzugängliche Papst den Jesuiten und der Inquisition das Amt der Ahndung aller liberalen Sünden überließ und die Gemüther selbst der kirchlich Gesinnten sich tief entfremdete. Belli war als ein gläubiger Katholik aufgewachsen; er neigte zu einem beschaulich friedlichen Leben, und seinem Geist und Herzen fehlte es an aller

kampflustigen Stimmung, wie an dem stachelnden Bedürfnis, sich mit den letzten Weltproblemen in's Reine zu bringen. Zwar hatte er bei seiner späten Selbstbildung auch die Schriften der Aufklärungszeit verschlungen, und Voltaire hatte sicherlich großen Einfluß auf ihn geübt. Zugleich aber blieben die Eindrücke seiner Jugend in ihm lebendig. Das Unglück seiner Familie, das er dem französischen „Jacobinerthum“ zuschrieb, ließ ihn vor jeder Wiederkehr ähnlicher Zustände erschrecken. Er war so sehr ein Mann des Friedens, daß er den Gedanken nicht ertragen konnte, seinen einzigen Sohn bei der allgemeinen Aushebung Soldat werden zu sehen, und nicht ruhte, bis er ihn durch eine halsüberkopf geschlossene Ehe diesem Unglück entzogen hatte.

Aber er war zugleich, und in noch höherem Grade, ein Freund der Gerechtigkeit und freien Humanität. Die Mißwirthschaft des geistlichen Regiments, die er täglich mit Augen sah, der Widerspruch zwischen dem Charakter des kirchlichen Oberhirten und seinem ehrwürdigen Amt, die sittliche Verderbnis der Purpurträger und das böse Beispiel, das sie dem übrigen Clerus gaben, empörten seine redliche Seele und entlockten ihr jene mächtigen Naturlaute der Indignation, die nur um so schneidender klingen, je gelassener meist sie sich in eine kurze, kaltblütige, ironische Terzine zusammendrängen. Neben diesen Brandpfeilen des Hohns und blutigen Sarcasmus, die in weitem Bogen doch immer ihr Ziel treffen, finden sich wahrhaft erhabene directe Angriffe, in denen mit unwiderstehlicher Gewalt der heilige Zorn des Patrioten seinen Ausdruck gefunden hat. Ich muß es mir versagen, hier auf Einzelnes einzugehen. Doch darf ich wol meine Ueberzeugung aussprechen, daß „die singenden Flammen“, zu denen Dante die schlechten welfischen Machthaber seines Jahrhunderts verdammt, nicht schärfer ihre Sünden geißelten, als das poetische Strafgericht, das diese fliegenden Brände des römischen Höllegerichts an den Lebenden vollzogen. Unter den politischen Klugliedern aller Zeiten werden Belli's Papst-Sonette stets in erster Reihe genannt werden.

Er selbst ist leider — und hier gelangen wir zu der trübsten Zeit seines Lebens und der bellagenswerthesten Schwäche seiner Natur —, als der neue Aufschwung der Nation sich ankündigte und der Zusammenbruch der faulen Zustände in Rom und dem Kirchenstaate sich unaufhaltfam vorbereitete, von einer Kleinmüthigen Angst ergriffen worden, die ihn bis zur Verleugnung seines eigenen besten Lebens und Strebens verstören konnte. Er sah die Wiederkehr des von ihm verabscheuten Jacobinismus herandrohen, als Italien sich gegen die Fremdherrschaft erhob und selbst in Rom der neue Papst sich den Ideen der neuen Zeit schrankenlos hinzugeben schien. Schon vorher, als dies Alles noch erst im Werden war, ergriff ihn ein banges Gefühl, als ob alle Stützen zusammenbrechen müßten, auf denen das Wohl der Menschheit bisher geruht hatte. Er erschrak, daß er selbst eifrig mitgeholfen haben sollte, diese Grundpfeiler der Civilisation, Ehrfurcht gegen Gott und seine Kirche und Gehorsam gegen die Staatsgewalt, mit der äzenden Schärfe seiner Dichtungen zu zerbröckeln. So machte er seinen Frieden mit der Kirche, ja mit demselben Papste, den Niemand besser kannte als er, in welchem er aber jetzt nicht mehr einen sündigen Menschen, sondern ein unvergängliches Princip anzuerkennen sich getrieben fühlte.

Es erhellt aus den überlieferten Notizen nicht völlig, in wie weit seine fast krankhafte Sorge um die bürgerliche Existenz seines Ciro hierbei mit im Spiele war. So viel nur scheint über allen Zweifel erhaben, daß dieser Abfall von seiner eigenen „Mission“ aus tiefster Ueberzeugung hervorging; daß es ein Rückfall war in die Jugendstimmung seines Gemüths, dem es Bedürfniß wurde, die letzten Jahre seines Lebens wieder im mütterlichen Gnadenschutze der Kirche zu verbringen, derselben Kirche, der er ja im Herzen nie entfremdet worden war. Er hatte lange genug gehaßt; er wollte endlich wieder lieben.

Und nun vollzog sich an ihm eine Nemesis eigenthümlicher Art. Was er auch that, seine Vergangenheit zu verleugnen und auszulöschen, diese Vergangenheit war stärker als er. Wo er erschien, wurde er aufgefodert, wie früher die Freunde durch den Vortrag einiger seiner Sonette zu ergötzen; und wenn er sich dann durch eins oder das andere der harmlosen aus der Affaire zu ziehen suchte, schüttelte man wol heimlich den Kopf und raunte sich zu, der alte Wolf habe seine Zähne verloren. Er selbst, so sehr er die Tendenzen verdamnte, die ihn damals begeistert hatten, die derben, oft cynischen Witreden, die ihm jetzt wie Blasphemieen erschienen, konnte doch den eigenen Kindern, die er verleugnete, sein Herz nicht ganz entziehen. Mehr als einmal ging er daran, diese kezerischen Blätter in einem großen Autodafs zu vernichten. Wenn er dann den Scheiterhaufen aus ihnen selbst geschichtet und dabei wieder einen verstohlenen Blick auf die armen Verdamnten geworfen hatte, brachte er's nicht über sein Vaterherz, das Urtheil zu vollstrecken. Zuletzt packte er Alles in eine Cassette zusammen, die er einem seiner geistlichen Freunde übergab, mit der Weisung, nach seinem Tode darüber zu verfügen, wie es ihm recht und gut dünken würde. Der wackere Mann, — wol selbst ein Römer und trotz seines Kleides gewiß kein Fanatiker — übergab, als der Dichter im Jahre 1863 sein vielfach getrübt's Auge geschlossen hatte, das ganze Vermächtniß dem Sohn des Verstorbenen, dem wir die Veröffentlichung eines großen Theiles verdanken. Anderes ward aus den Händen und aus dem Munde des Volkes zurückgesammelt. Eine Gesamtausgabe bleibt eine Ehrenpflicht der italienischen Nation.

## I.

## Die Arbeiten des Papstes

oder

## ein Hundeleben.

Wie? Nichts zu thun? Der Papst hat Nichts zu thun?  
 Schandmäuler ihr! Ha, Nichts zu thun! Ich möchte!  
 Wenn euch nur so der Henker holen möchte,  
 Wie er sich Tag und Nacht nicht gönnt zu ruhn.

Wer soll denn mit Gottvater sprechen? Nun?  
 Wer absolvirt die armen Sündenknecchte?  
 Wer segnet denn Gerecht' und Ungerechte  
 Vom Wagen aus? Wer zählt in seinen Truh'n

Das Geld und spendet Ablass scheffelweis?  
 Wer hilft ihm denn die Cardinäle machen?  
 Und Zöll' und Steuern, — muß nicht er sie schärfen?

Und muß er täglich nicht in saurem Schweiß  
 Die tausend Bittgesuch' und Armenfachen  
 Zerreißen und in den Papierkorb werfen?

## II.

## Das Consistorium.

So oft der Papst ein Consistorium hält,  
 Um einen neuen Cardinal zu machen,  
 Soll's, sagt man, 'ne Comödie sein zum Lachen,  
 Man zahlte gern sein schweres Eintrittsgeld.

Erst schwächt er lang und breit, wie aller Welt  
 Zu Ruh' und Frommen und zum Fort der Schwachen  
 Er Den und Den erwählt und was für Sachen  
 Zum Heil der Kirche sie schon angestellt.

Ist er damit zu Ende, fährt er fort:  
 Ehrwürd'ge Brüder, glaubt ihr, sie verdienen  
 Den rothen Hut? Erwägt's in Lieb' und Güte! —

Raum das gesagt, eh noch ein Sterbenswort  
 Die Andern dreingeredet, lehrt er ihnen  
 Den S — — n zu und expedit die Güte<sup>1)</sup>.

## III.

## Die päpstliche Soldateska.

Don Sisto, sag' ich, seid so gut und sprecht —  
 Ihr pflegt ja solche Sachen zu studiren —:  
 Dieß Jesus Christus auch sich escortiren  
 Von einem Trupp härbeiß'ger Kriegesknecht'?

Denn wißt Ihr, sag' ich, diese Welt ist schlecht  
 Und schimpft, sieht sie in Kirch' und Straßen ihren  
 Herrn, seinen Stellvertreter, aufmarschiren  
 Mit Soldnerhaufen, ganz wie zum Gefecht.

Sohn, sagt er, du bist dumm, laß dich belehren.  
 Hast du kein Wort bei Neuern oder Alten  
 Von der Ecclesia militans vernommen?

Drum kann der Papst Soldaten nicht entbehren,  
 Und hätte Christus Militär gehalten,  
 Es wär' wol nie so weit mit ihm gekommen.

<sup>1)</sup> Vorta er culo e spedisce li cappelli.



## IV.

**Das Lachen des Papstes.**

Der heil'ge Vater lacht? Schlimm, Freund! Das heißt,  
Er wird sein Volk bald wieder weinen machen.  
Des guten Stiefpapa's vergnügtes Lachen  
Schlägt uns Stiefföhnen übel an zumeist.

Die Köpfe, drauf die Goldtiara gleißt,  
Sind wie Kastanien, die am Feuer krachen;  
Wenn sie uns glatt und blank in's Auge lachen,  
Inwendig sind sie schimmelig, wie du weißt.

Er lächelt bloß? Ein Wetter zieht herauf.  
Denn wahrlich nicht so heiter sind die Zeiten,  
Daß lachen dürften unsre Souveräne.

Ein böses Beispiel, Kinder, paßt nur auf,  
Sind solcher hoher Herren Lustigkeiten.  
Was thut man, wenn man lacht? Man zeigt die Zähne.



## V.

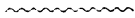
**Gründonnerstag und Charfreitag.**

Zu wenig hat der Papst an den zwei Tagen  
Zu thun: Fußwaschung nur und Abendmahl.  
Nach Gottes Vorschrift sollt' er allemal  
Ganz anders, will mir scheinen, sich betragen.

Den Rohrstab müßt' auch er in Händen tragen,  
Die Dornenkrone um's Haupt und an den Pfahl  
Gebunden erst bestehn die Geißelqual  
Und dann sich lassen Klag' und Urtheil sagen.

In Rom sei kein Calvarienberg? Nun schwerlich  
Wär' das ein Grund. Auf Monte Mario richtet  
Man ganz gemüthlich auf drei Kreuzespfähle.

Da droben würde dann um Ostern jährlich  
Ein Stellvertreter Christi hingerichtet  
Und rechts und links von ihm zwei Cardinäle.



## VI.

**Der Diener des Monsignor-Schatzmeisters.**

(1833.)

Weißt du, was heut' mein Herr erzählt, Carlin?  
Der große Jude Rothschild habe sagen  
Gehört, daß sich im Schatz die Mäuse jagen,  
Und drum dem Papste 'ne Million geliehn.

So wird man die Pensionen fortbeziehen,  
 Und Keiner braucht sich weiter drum zu plagen.  
 Denn hier zu Land, wer nur „vergelt's Gott!“ sagen  
 Und beten kann, ist allzeit wohlgediehn.

's ist wirklich auch ein Wunder, ohne Scherz,  
 Daß Gott, um seine Kirche vor dem bösen  
 Bankrott zu retten, rührt' ein Judenherz.

Der Papst hat ausgestellt das Sacrament,  
 Zum Dank, daß uns der Heiland wollt' erlösen  
 Und bloß zu sechzig und ein halb Procent.

~~~~~

VII.

Die christliche Liebe der Inquisition.

Ich weiß von Leuten, die sich drauf verstehen,  
 Daß nicht das Sant' Uffizio immer ruht,  
 Bis die Schismatiker- und Kegerbrut  
 Am jüngsten Tag muß vor den Richter stehen.

Wenn irgend schwerer Unfug ist geschehen,  
 So nimmt es Hinz und Kunz in seine Hut  
 Und geißelt ihre Hintern bis auf's Blut,  
 Damit sie Buße thun und in sich gehen.

Der Herr Großinquisitor, wenn sie eben  
 Zum Heil der Seelen ihre Prügel kriegen,  
 Frühstück dabei und lobt des Herren Gnade.

Nur stärker! ruft er. Keinen Schlag daneben!  
 Laßt, Kinder, nicht die Macht der Hölle siegen! —  
 Und tunkt den Zwieback in die Chocolate.

~~~~~

VIII.

Die Nachtwandlerin<sup>1)</sup>.

Kind, ich bin alt und hab' die Welt gesehen,  
 Kenn' ihre guten Seiten wie die schwachen;  
 Mich kann ein solcher Fall nicht stutzig machen,  
 Und mein Verstand bleibt mir darum nicht stehen.

Dies ist 'ne Krankheit; wer sie aus Versehen  
 Sich zuzieht, spricht im Schlaf ohn' aufzuwachen,  
 Und Menschen gibt's, die können tausend Sachen  
 Im Schlafe thun und viele Meilen gehen.

<sup>1)</sup> Ein Vater hat seine Tochter in die „Nachtwandlerin“ geführt und erklärt ihr beim Nachhausegehen das Phänomen des Somnambulismus.

So ist's denn unbegreiflich nicht im Mindesten,  
Daß dieses Mädchen, die davon befallen,  
Ganz wie ein Buch sprach droben auf der Scene.

Ich stand bei einem Cardinal in Diensten,  
Der Freitags Audienzen hielt und Allen  
Im Schlaf Bescheid gab grade so wie Jene.

## IX.

## Die telegraphische Nachricht.

(14. August 1835.)

Hat Excellenz gehört, was um ein Haar  
Dem König der Franzosen zugestoßen?  
Ich hör't's von Einem unten beim Billard,  
Und einen Lärm macht's, 'nen gewaltig großen.

Es heißt, als just er übern Boulevard  
Des Tempels fuhr mit seinen Prinzensproffen,  
Hab' ein gewisser Joachim Gérard<sup>1)</sup>  
'ne höllische Maschine losgeschossen.

Nur ganz unschuld'ges Volk, zum größten Glücke,  
Traß die verruchte List des Bösewichts;  
Der König, dem's gegolten, war schon fern.

Dem ging der Kopf und Dem der Leib in Stücke,  
Dem König und den Prinzen that es Nichts.  
Da sieht man wieder recht die Hand des Herrn!

## X.

## Der beherzte Bürgerwehrmann.

(1837.)

Wir find hier wie im Buschwald, Frau; man kennt  
Die Stadt nicht mehr, wie Alle sich betragen.  
Auf meinem Posten heute, laß dir sagen,  
Fiel man mich an. Ist's nicht impertinent?

Mich fürchten? Ich? Wovor? Poß Sapperment!  
Ein Mann allein soll mich in's Bockshorn jagen?  
Da müßt' ich erst die Uniform nicht tragen;  
Und dann nicht Einer bloß, — ein Regiment!

Der Schurke! Wie er mich so angefallen,  
Ward ich vor Wuth dir roth wie eine Kohle;  
Doch sage selbst, wie konnt' ich wol mich wehren?

Mit Flinte, Säbel, Bajonett und allen  
Den Siebensachen, die der Henker hole,  
Was sollt' ich thun, als mich zum Kukul scheren?

<sup>1)</sup> Fieschi, der das Attentat bekanntlich am 28. Juli verübte, nannte sich Anfangs Gérard.

## XI.

## Der Bescheid des Proceßrichters.

(1835.)

Zehn Mal hab' ich vergebens laufen müssen,  
Und erst beim ersten ward ich vorgelassen.  
Ich wußte vor Respect mich kaum zu fassen  
Und thät am liebsten ihm die Füße küssen.

Dann sagt' ich: Gnaden Excellenz, Sie wissen  
Aus jenem Memorial — pflichtschuld'germaßen —  
Sie können sich auf jedes Wort verlassen —  
Gibt's noch Justiz, muß er unschuldig büßen.

(Er immer stumm.) Ich: Wo ist das Verbrechen?  
Was that mein Sohn? Es läßt mir keine Ruhe,  
Ich will Beweise! — (Er stumm wie das Grab.)

Doch wie wir grade so im besten Sprechen,  
Bringt ihm der Schuster ein Paar neue Schuhe,  
Und ich zog wie ein Esel wieder ab.



## XII.

## Begegnung mit dem Todtengräber.

(1843.)

He! Padron Zanti! Seh' ich recht? — Pasqual! —  
Hab guten Abend! — Guten Abend. — Höre,  
Was macht dein Bruder? — Sitzt auf der Galerie. —  
Der Aermste! Und dein Weib? — Liegt im Spital. —

Gehn die Geschäfte gut? — Spottschlecht! — Fatal!  
Seit wann? — Nun, seit der Cholera. — Doch wäre  
Nun endlich Hoffnung, daß sie wiederkehre.  
Mir sagt's ein Doctor heut. — Mir ein Special<sup>1)</sup>. —

Wie Viel' in dieser Woche? — Oh, kaum Zwei. —  
Die vor'ge? — Nichts. — Die vorvergangne? — Einer.  
Verdammt sei seine Seel' in Ewigkeit! —

Geh in ein anders Kirchspiel! — Einerlei. —  
Was aber sagt dazu der Pfarrer? — Meiner?  
Ganz was ich selber sage: Schosste Zeit!



## XIII.

## Unterschiede.

Was schreist du denn und erschaufrst dich so,  
Nur weil ein Herrschaftskutscher mit dem Wagen  
Den Santi überfahren? Es sei roh,  
So übern armen Teufel wegzujagen?

<sup>1)</sup> Apotheker.

Hief er denn nicht von Weitem He! und Ho! — ?  
 Da kann sich doch der Santi nicht beklagen.  
 Wär's noch ein Herr gewesen commisso,  
 Doch so ein Duzendkler! — was will das sagen?

's ist lächerlich, was für verrückte Sachen  
 Das arme Weib des Todten angestellt,  
 Wie sie der Excellenz zu Leib gestiegen.

Man muß doch lernen Unterschiede machen.  
 Mensch ist nicht Mensch, und wer auf dieser Welt  
 Zu Fuße geht, wird immer Unrecht kriegen.

~~~~~

XIV.

Die Lügenprobe.

(1835.)

Wenn so die Reden hin und wieder fliegen,  
 So kommt's wol vor, daß du einmal nicht weißt,  
 Ob Einer, der die schönsten Schnurren reißt,  
 Auch etwa das Talent besitzt zu lügen.

Willst du den Fuchs dann aus dem Loch kriegen,  
 Gib selbst 'ne recht massive Lüge dreist  
 Zum Besten. Wenn er auf den Köder beißt,  
 So lügt er fort, daß sich die Balken biegen.

'Ne lust'ge Probe stellt' ich selbst einmal  
 Mit unferm Schuster an, der — Gott verzeih's  
 Dem Schuft — aufischt die fabelhaftesten Sachen.

Ich sagte: Denkt, der Fürst von Prinzenthal  
 Ist in der Stadt. Und er: Das ist nichts Neu's;  
 Ich soll ihm zwölf Paar gelbe Hauschuh machen.

~~~~~

XV.

Das Beileid der Gevatterin.

Wer? Wer ist todt? Sor Checco? Was Ihr sagt!  
 Herrgott! ich bin ganz starr und stumm vor Schrecken.  
 Und woran starb er? Zwar an allen Ecken  
 Hat's Dem gefehlt; er hat schon lang geklagt.

Jesus, wenn mein Pasquale nach ihm fragt!  
 Die Zwei, die thäten stets zusammensteden.  
 Der Sel'ge hatte so gewisse Flecken,  
 So ein Spitalgesicht, wie man wol sagt.

Was hinterließ er? Plunder? Sieh nur, sieh!  
Das arme Weib! Was sagt sie denn? Nun hört.  
Das gute Leben auf und das Stolziren.

So jung, und Wittwe! . . . Aber freilich, Die! —  
Gebt Acht, kein Monat geht in's Land, so fährt  
Sie mit 'nem andern Hahnrei schon spazieren.

## XVI.

## Die Spürnasen.

Was siehst du? Nun? Was thut sie? Nichts zu sehn?  
Mach doch die Spalte noch ein wenig breiter.  
Ein Stuger? Wo? Die wird auch nie geschaidter!  
Verdammt! man sieht Nichts. Jetzt — jetzt wird es gehn.

Da kommt er doch zum Vorschein. — Der ist schön!  
Wer es nur sein mag! Ihr Cousin? Nichts weiter?  
Jetzt zupft er sie am Ohrring — das wird heiter —  
Sie schlägt ihn auf die Hand — man muß gestehn,

Sie spielt die kleine Unschuld wunderbar!  
Der arme Herr Milordo — na, Gott gnade!  
Der weiß auch nächstens mehr von ihr zu sagen.

Er zieht den Hut — sieh nur, jetzt zieht<sup>1)</sup> er gar —  
So sei doch still und lache nicht! — O Schade!  
Da haben sie das Fenster zuge schlagen.

## XVII.

## Der Anlauf.

(1834.)

Was gibt's? Was rennen sie? Was ist geschehen?  
Sieh nur am Consulat die Menschenmenge.  
Ward Einer da ermordet im Gedränge?  
Nein, einem Dieb nur scheint man nachzugehen.

Es brennt vielleicht. Doch ist kein Rauch zu sehen.  
Schlägt ein Beseßner über alle Stränge?  
Nicht doch, dann würden sie doch auf die Länge  
Nicht Köpfe und Hälse so nach oben drehen.

Jetzt lehrt sich Alles rechts. Sieh das Geschwenke  
Von hundert Händen! Ob — daß Gott erbarm' —  
Ein toller Mensch will aus dem Fenster springen?

Nun lachen sie. Oh schön! Daß euch die Kränke!  
Siehst du's nun auch? Der ganze Mordallarm  
Um einen Piepmatz, den sie wiederfingen!

<sup>1)</sup> Auch im Original zweimal das gleiche Wort:

S'è cacciato er cappello! . . . mo sse caccia!

## XVIII.

## Der sänmige Bahler.

(1835.)

Wie oft schon hab' ich um mein Geld gebeten!  
Was aber hilft's, daß ich nicht locker lasse?  
Einmal verfehlt er, er sei nicht bei Casse,  
Das andre Mal, es fehl' ihm an Moneten.

Nun gestern ganz zufällig auf der Gasse,  
Als hätt' ich in den Füßen zwei Propheten,  
Begegn' ich ihm. Er will in's Café treten;  
Ich denke: Wart'! Du kommst mir grad zu Passen.

Ich pflanze breit mich hin. Wie er mich sieht,  
Stutzt er. Ich aber krieg' ihn fest beim Fracke,  
Wie'n Metzgerhund den Bullen auf der Wiese.

Und er — was gibt er mir zur Antwort? — zieht  
Ein schönes goldnes Döschen aus dem Sacke  
Und bietet mir ganz freundlich eine Prise.

## XIX.

## Wir Alle müssen sterben.

(1834.)

Wißt Ihr, wer heut' gestorben? Laßt Euch sagen:  
Mein Maulthier Repiscitto. Wie das kam?  
Das arme Vieh! Es war so fromm und zahm,  
Es hätte können eine Kön'gin tragen.

Vom Müller kamen wir, wo ohne Klagen  
Drei Malterfäcke Mehl er auf sich nahm.  
Doch unterwegs — denn er war hüftenlahm —  
War er mir schon an zehnmal hingeschlagen.

Ich sagt' ihm: Mach mir keine Dummheit! Aber  
Er ließ es nicht, der Schweinhund, der gemeine;  
Da schlug ich ihm den Knüttel vor den Kopf.

Und er — nur einen Schnaufser von sich gab er,  
Als ob er niesen thäte, streckt die Beine —  
Aus ist der Spaß. Mich dau'rt der arme Tropf!

## XX.

## Der Muster-Chemann.

(1837.)

Ob er mich liebt? Der arme gute Mann!  
Dem könnt' ich Eier im Gesicht zer schlagen,  
Er muß'te nicht. Ich sollt' es zwar nicht sagen,  
Doch einen bessern trifft man nirgend's an.

In sieben Jahren weder Zank noch Klagen;  
Was Neues kommt nach Rom, schleppt er heran,  
Und hab' ich ein Gelüsten dann und wann,  
So brauch' ich's nie mir aus dem Sinn zu schlagen.

Des Abends, armer Narr, ist er schwachmatt,  
Da läßt er dann mir den Gebatter kommen,  
Der führt mich aus; er kann zu Bett sich legen.

Und darum, seht Ihr, Frau Vincenza, hat  
Er Glück bei Allem, was er vorgenommen,  
So sichtbar gibt der Himmel seinen Segen.

~~~~~  
XXI.

Der Schuster.

(1834.)

Und das soll nobel sein? Du meine Güte!  
Hat sich ein Lump ein paar Bajoc erscharrt,  
Gleich wird herumkutschirt, herumgefarrt,  
Und wer's nicht eigen hat, der nimmt's zur Miethe.

Komm' ich einmal an's Regiment, verbiete  
Durch ein Gesetz ich und bestraf' es hart,  
Daß Einer noch riskirt 'ne Wagenfahrt;  
Auch Sänften duld' ich nicht im Reichsgebiete.

Habt ihr das Wein gebrochen? Führt vielleicht  
Im grabbiolè<sup>1)</sup> eins von den andern Thieren?  
Geht ihr nur auch zu Fuß, wie ich es thue.

Wißt ihr nicht, daß ein Mensch dem andern gleicht?  
Ihr Laugenichtse! ihr sollt auch marschiren,  
Daß Stiefel ihr zerreißen könnt und Schuhe.

~~~~~  
XXII.

Der Dosenhändler.

(1837.)

1.

Man sieht, der gnäd'ge Herr ist weitgereist.  
Das feinste Döschen ist's im ganzen Laden,  
Ein veritables Schildpatt, nicht, Eu'r Gnaden,  
Bemaltes Holz, wo gleich der Firniß reißt.

Mein schönstes Schausstück ist's, ich sag' es dreist,  
Fest und solid; ich geb' es fort mit Schaden,  
Und das Charnier — bei meinen Kameraden  
Ist's von gemeinem Messing nur zumeist.

<sup>1)</sup> Cabriolet.



Es geht noch strenge? Spaß! 's ist neue Waare.  
Doch werf' ich Keinem meinen Kram an Hals;  
Man kauft zur Probe, ohne sich zu binden.

Sie sind zu Nichts verpflichtet, Gott bewahre!  
Und können ruhig schlafen. Schlimmsten Falls,  
So wissen Sie; mein Herr, wo ich zu finden.

~~~~~  
XXIII.

2.

Ich kann mich nicht entsinnen, wie und wann  
Dies Döschen ich verkauft. Doch wenn es wäre,  
So ging' es mir wahrhaftig an die Ehre:  
Für einen Pfuscher sieht man mich nicht an.

Ich merke wol, 's ist was caput daran,  
Hier am Charnier. Wer weiß auch, welcher schwere  
Stoß auf den Deckel traf! 'ne Labatière,  
Die hinfällt, geht entzwei, mein lieber Mann.

Der Dose fehlte Nichts. — Und dann, wer Augen  
Besitzt, der mache, wenn er kauft, sie auf.  
Klug muß man sein, um in der Welt zu leben.

Jetzt ist sie hin und kann zu Nichts mehr taugen.  
Doch mach' ich nie rückgängig einen Kauf,  
Hab' ich ein Stück 'mal aus der Hand gegeben.

~~~~~  
XXIV.

Der Hutmacher.

(1837.)

Wie steht's mit meinem Gut? Kann ich ihn sehen? —  
Ihr Gut? — Nun ja, der weiße. — Freilich, freilich!  
Kauf, Checco, hol' ihn her. Der Herr hat's eilig.  
Den ganz von Hasenhaar! Nicht den — nicht den —!

Blüht mir Nichts vor! — Nun ja, ich will's gestehn,  
Er ist in Arbeit noch. Doch, schwör' ich heilig —  
So zeigt ihn mir! — Ich gab ihn selber neulich  
Der Vorarbeit'rin. — Kann der Bursch nicht gehn,

Ihn herzuholen? — Der hat keine Zeit. —  
Ja so! — Doch schid' ich Ihnen Ihren Gut  
Schon morgen früh ins Haus. Was woll'n wir wetten? —

So sagt Ihr stets, und damit komm' ich weit. —  
Nein, sei'n Sie außer Sorgen. 's ist so gut,  
Als ob Sie ihn schon auf dem Kopfe hätten.

~~~~~

## XXV.

## Wohlerzogenheit bei Tische.

(1835.)

Das Rinn vom Teller! Rein, mit diesem Rinde!  
Madonna! wie mir's in den Händen zuckt!  
Schlingteufel! nicht die Krusten ausgespußt,  
Und von dem Käse schabt man erst die Rinde!

Was schielst du nach dem Wein? Du liebe Sünde!  
Betrinken will er sich! Das gluckt und gluckt,  
Zwei volle Flaschen hat er schon geschluckt  
Und schaut nun, wo sich noch ein Tropfen finde.

Wer jetzt noch durstig ist, — da steht der Krug.  
Weg mit dem Glas! Erst ruhig aufgegessen!  
Man trinkt nicht so mit vollem Mund, Rosette.

Kannst du nicht kauen? Kriegst du nie genug?  
Wer stopft und schlingt denn, wie die Thiere fressen?  
Und die Serviette, Schwein? und die Serviette?

## XXVI.

## Die arme Familie.

Still, Kinder! Gebt nur noch ein Weilchen Ruh!  
Papa kommt gleich nach Haus mit guten Dingen.  
O Mutter Gottes, sieh mein Händeringen!  
Hilf mir! Was Mütter leiden, weißt auch du.

Rein, arme Wärmer, weint nicht immerzu!  
Der Jammer wird mich in die Grube bringen.  
Papa holt Brod, dann könnt ihr lustig springen,  
Und eßt euch satt und macht die Augen zu.

Ach, wenn ihr wüßtet, wie euch Mutter liebt! —  
Wie, Peppe? Macht die Finsterniß dir Schrecken?  
's ist ja kein Del im Haus, daß Gott erbarm'!

Salla, du weinst — sag, was es wieder gibt.  
Frierst, Kind? Was mußt du auch im Winkel stecken?  
Komm her auf Mutter's Schooß, da wirft du warm.

## XXVII.

## Die Campagna.

Bei Gott, Madonna und den Heil'gen — nein!  
Nie werd' ich wieder Canna holen gehen.  
Das Aergste laß' ich lieber mir geschehen,  
Ich will mit Haut und Haar des Teufels sein!

Kein Baum zehn Miglien weit in's Land hinein,  
 Kaum irgendwo ein Brocken Fels zu sehen.  
 So tobtens still, — man hört den Athem wehen;  
 Kein Mensch antwortet, fängst du an zu schrei'n.

Wohin du schaust — nur Eb'ne, kahl und offen,  
 Als wär' der Fobel drüber hingesezt,  
 Nicht Haus noch Hütte — mir ward schlimm zu Muthe.

Das Einz'ge, was ich unterwegs getroffen,  
 War nur ein Karren, überquer gelegt,  
 Und drin der Kärner todt in seinem Blute.

~~~~~  
 XXVIII.

**Das Gewitter von gestern.**

(24. Jan. 1835.)

Ein Viertelstündchen war's vor Mitternacht,  
 Da hörten wir auf einmal — denkt den Schrecken! —  
 'nen großen Sturm, und wie an allen Ecken  
 Das Fensterglas in tausend Stücke kracht.

Der Himmel war wie'n Ofen, eine Pracht!  
 Die Blitze sahn drin aus wie rothe Wecken;  
 Es regnet' Feuer, wie als Lot am Stecken  
 Im alten Testament sich fortgemacht.

Sturm, Donner, Wolkenbruch, Geläut der Glocken,  
 Das Alles gab 'nen Lärm so toll und bunt,  
 Die ält'sten Leute zitterten wie Kinder.

Vor Angst blieb uns am Leib kein Faden trocken.  
 Doch in ganz Rom erschlug's nur einen Hund:  
 So küßte der Gerechte für die Sünder.

~~~~~  
 XXIX.

**Das jüngste Gericht.**

Vier Riesenengel werden mit Trompeten  
 Nach den vier Winden Alles allarmiren  
 Und dann ein mächtiges Geschrei vollführen:  
 Heraus ihr Schläfer all' aus euren Betten!

Dann kriecht ein groß' Gewimmel von Skeletten  
 Rings aus der Erde vor auf allen Vieren,  
 Die neu mit Fleisch und Bein sich ausstaffiren  
 Und dann wie Ruchlein sich zur Glucke retten.

Und diese Glücke wird Gottvater sein,  
 Der scheidet Schwarz' und Weiße; Jene werden  
 In's Kellerloch und Die auf's Dach gebracht.

Zuletzt kommt noch ein Engelschwarm herein,  
 Der löscht, wie sonst vorm Schlafengehen auf Erden,  
 Rasch alle Lichter aus — und gute Nacht!

~~~~~  
 XXX.

Mucius Scävola.

(1831.)

Mit sechs Cherubiniern<sup>1)</sup> an seinen Seiten  
 Sah man in leichter Sommertunica,  
 Handschellen an, den Mucius Scävola  
 Red' vor den König der Etrusker schreiten.

Porzenna<sup>2)</sup>, wie auf seinem Thron von Weiten  
 Er diesen edlen Römer kommen sah:  
 Wer bist du, schöne Maske? fragt' er da.  
 Wie heißest du? Was soll der Lärm bedeuten?

Ich, Eurer heil'gen Mäjestät zu dienen,  
 Bin Mucius Scävola und kam hieher,  
 Um Euch zu tödten. Leider ist's mißrathen.

Sprach's, und zur Buße, mit ganz heitren Mienen  
 Und kühn wie'n Hauptmann von der Bürgerwehr,  
 Rieß er die linke Hand im Feuer braten.

---

<sup>1)</sup> Carabinieri.

<sup>2)</sup> Die römische Aussprache von Porzenna.

## Literarische Rundschau.

### Neuere deutsche Belletristik.

1. Georg Jenatsch. Eine alte Bündnergeschichte von Conrad Ferdinand Meyer. Leipzig, G. Häßel. 1876.

Man sage, was man wolle, gegen das augenblickliche Uebergewicht des historischen Romans in unserer erzählenden Dichtung. Es ist ja zuzugeben: die Lösung der höchsten ästhetischen Aufgaben begegnet hier vielleicht noch größeren Schwierigkeiten, als im Charakter- und Gesellschaftsgemälde aus der Gegenwart. Die innersten Herzenserfahrungen, die geheimsten Verkettungen des Gedankens messen wir immerhin mit dem Maßstabe des unmittelbar selbst Empfundnen, Geschaunten, Erlebten. Auch im geschichtlichen Helden wird die poetische Wirkung in erster Linie durch seine reinen menschlichen Züge bedingt; und wie diese in ungewohnter Beleuchtung, in seltsam fremdartiger Umgebung doppelt wirksam hervortreten können, so liegt doch auch die Gefahr, daß das Zufällige über das Bleibende emporwuchere, dabei nahe genug. Costümspielerei, Anekdotenkränze sind Klippen, welche selbst Meister des historischen Romans nicht immer vermieden haben, und die auch gegenwärtig im Fahrwasser drohen. Und dennoch bleibt es eine eigene Sache um die signatura temporis, um die Verwandtschaft einer Kunstrichtung mit der treibenden Grundkraft ihrer Epoche. Es strömt da eine Lebensquelle, die der ästhetischen Theorien spottet. Schöpfungen, wie G. Freytag's „Ahnen“, Laube's „Deutscher Krieg“, Alexis' „Jesgrim“, Eber's „Uarda“, Gottschall's „Unter dem schwarzen Adler“, Suktow's „Hohenschwangau“, kennzeichnen nicht nur den Geist dieser Jahrzehnte treuer, sondern wirken auch an sich lebendiger und eindringlicher, als viele berühmte Schilderungen aus dem zeitgenössischen Leben. Was unsere Zeit trotz alledem groß macht, ist eben nicht nur ihr Luxus, ihre Industrie, ihre materielle Entwicklung, sondern, neben der wachsenden exacten Erkenntniß, auch ihr mächtiger historischer, epischer Zug, ihre verständnißvolle und werththätige Vertiefung in die großen Probleme, welche unsere Vergangenheit uns hinterließ. Und das empfindet denn auch die Dichtung, wenn sie dieser Strömung sich hingibt, die freilich eine tüchtige Kraft verlangt, um sie zu bemeistern. Daß der Verfasser des „Georg Jenatsch“ (der Dichter auch von „Gutten's Letzte Tage“) zu diesen Tüchtigen gehört, darf gesagt werden. Es ist eine entlegene Weltdecke, in der unheimlichen, aufregenden Beleuchtung eines stürmischen, gewitterschwülen, weltgeschichtlichen Tages, die sein Roman uns zeigt. Aber wer diesen Zauberkreis betritt, der wird gepackt und muß mit, bis an's Ende. Wir empfinden den vollen, tiefen Athem geschichtlichen Verständnisses und vaterländischen Sinnes, und eine nicht gewöhnliche Darstellungsgabe gießt über das Ganze die frische Farbe des Lebens aus. Schweizerische Heimathsbilder entrollt der Verfasser. In den entlegenen Thälern des rhätischen Alpengebiets treffen die streitenden Gestalten des siebzehnten Jahrhunderts ebenso heftig aufeinander, wie auf den Schlachtfeldern Böhmens und Sachsens. Es handelt sich um die Kämpfe, welche man auch dort im vierten Jahrzehnt gegen österreichisch-spanische Unterdrückung und gegen — französische Hilfe, für Gewissens-

freiheit und nationale Unabhängigkeit bestand. Die mächtige Fluthwelle der Zeit spritzt in einer engen Bucht in die Höhe, aber sie verliert dadurch nicht an Gewalt. Und was die Zeit bewegt, das weiß der Dichter in Charakter, Handlungen, Schicksalen seiner Personen mit furchtbarer Tragik zusammen zu drängen. Der Titelheld, Georg Jenatsch, ursprünglich Bündnerischer, protestantischer „Prädicant“, dann Demagog, Krieger, Staatsmann, opfert nicht nur sein Lebensglück, sondern auch Ehre und Gewissen auf dem Altare des Vaterlandes. Er taucht seine Hände tief in Blut, er wird wort- und eidbrüchig: und dennoch weiß ihm der Dichter bis zum letzten Augenblicke unsere volle, menschliche Theilnahme zu erhalten, wie der alte Sänger der Nibelungen seinem grimmen Hagen — und mit ähnlichen Mitteln. Georg Jenatsch ist ein Hagen im Kriegskleide des siebzehnten Jahrhunderts, ein Mann aus einem Gusse, von unergaltlicher Thatkraft, von verzehrender, rücksichtsloser Leidenschaft, unerschütterlich in seinem auf ein Ziel gerichteten Willen: nur daß, echt modern, nicht ein persönliches Gefühl, sondern eine Idee, eine freigewählte Lebensaufgabe ihn tragisch beherrscht. Die Vaterlandsliebe, die Leidenschaft der nationalen Unabhängigkeit, läßt ihn Freunde, Geliebte, selbst Soldatenehre und Religion vergessen. Er erschlägt den Vater seiner Jugendgeliebten, weil der es mit den Spaniern hält; er vertauscht die Bibel mit dem Schwert, die Kanzel mit dem Feldlager, als der Religionskampf entbrennt. Gegen die Spanier spielt er die Franzosen aus, und als diese dann Miene machen, sich ihre Hilfe mit der Freiheit des Landes zahlen zu lassen, bedenkt Jenatsch sich keinen Augenblick, auch noch das Letzte zu opfern. Er täuscht den edlen Kohan, den Feldherrn und Waffengenossen, dem er geschworen; er geht nach Mailand, wird katholisch, ruft die Spanier in's Land, überfällt mit ihnen die Franzosen, nachdem der Vicelkönig ihm die Unabhängigkeit Bündens zugesichert hat; erträgt, ohne mit dem Auge zu juden, den Fluch und die Verachtung der eigenen Religions- und Parteigenossen. Und, nachdem der Dichter uns das Alles in lebhafter Wirklichkeit gezeigt hat, wagt er auch noch das Kühnere. Er läßt seinen Hagen auch seine Chriemhild finden. Georg's Jugendgeliebte, der er einst den Vater erschlug und die dennoch im Herzen nicht von ihm lassen kann, vollzieht eigenhändig die Blutrache an ihm, da sie ihn seinem Schicksale verfallen, von erbarmungslosen Verschworenen umringt sieht. Und auch dies Aeußerste verstehen und ertragen wir, weil wir es werden und wachsen sehen, weil Charaktere, Umstände, Umgebungen sich in vollendeter Weise erklären und ergänzen. Ferdinand Meyer ist eben nicht nur ein echter Mann, ein Denker, ein Psycholog; er ist auch ein gewaltiger Meister der Schilderung, wie der erzählenden Kunst. Mit seiner Heimathwelt ist er in lebendigster Anschauung vertraut; es weht echte Alpenluft durch seine Naturscenen, wie durch seine Charaktere. So imponiren seine düstern Bilder, trotz einzelner Lücken und Härten, durch Größe, Leben, innere Wahrheit. Aus der Fluth der Unterhaltungsliteratur ragt sie weit hervor als ein Werk echten Talents und reifen, tief angelegten Charakters: und so wird denn diese, durch äußere Umstände verspätete Anzeige eine Rechtfertigung vor den Lesern des wirklich bedeutenden Buches nicht bedürfen<sup>1)</sup>.

2. *Stilleben in bewegter Zeit.* Von Eliza Wille. 3 Theile. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1878.

Gehört dies „Stilleben“ wirklich an diese Stelle unseres Berichts? Wir sind immerhin auf Zweifel und Bedenken gefaßt. Es ist zunächst durchaus kein künstlerisch vollendeter Roman, wie schon die Vorrede in richtiger Selbsterkenntniß betont; vielleicht überhaupt kein Roman. Systematischer Aufbau, kunstgerechte Steigerung der Handlung, gleichmäßige Oekonomie in Behandlung der Episoden und Nebenfiguren lassen sich nicht selten vermissen; wir müssen gelegentlich mit Andeutungen vorlieb nehmen, wo vollständige Bilder erwünscht wären, und wiederum

<sup>1)</sup> Eine zweite Auflage ist, wie wir hören, soeben in Vorbereitung.

streift manche Einzelausführung an Breite. Auch läßt es die normale, wenn nicht gewöhnliche Beanlagung der handelnden Hauptpersonen zu eigentlich spannenden, aufregenden Conflicten nicht kommen. Die Verfasserin hat nicht Unrecht, wenn sie uns „nur einen Spaziergang durch eine Landschaft unseres deutschen Nordens“ in Aussicht stellt, „wo gutgebautes Land, Kornfelder, Wiesen und Gehölz neben Wohnungen der Menschen sich in den Krümmungen des Flusses spiegeln, und wo einfache, gute Leute sich des Daseins freuen.“ Der starke Kern thätiglicher Wirklichkeit, welchen die Darstellung offenbar umschließt, wird überdies durch die umschaffende Phantasie keinesweges vollständig künstlerisch überwunden. Die künstlerische Formgebung schmiegt sich ihm an und verdeckt seine Härten und Lücken, wie der Epheu die des Steins, aber sie schafft sie nicht fort. Wir haben es augenscheinlich mit frei und discret behandelten Familienerinnerungen zu thun (wenn wir richtig errathen, mit der Entstehungsgeschichte eines weltberühmten englisch-deutschen Kaufmannshauses in Hamburg, dessen Flagge jetzt auf allen Meeren weht), und die Wirklichkeit verhält sich gegen die Anforderungen des Kunstwerks nun einmal mehr oder weniger spröde. Aber wie reichlich entschädigt für diese Mängel die tiefe und wahre Charakteristik, die durchsichtige, durchgeistigte, häufig geradezu classisch-schöne Sprache, die weite, klare Umschau über Höhen und Tiefen des Lebens, die edle, knapp gefaßte Gedankenfülle! Und welche köstlichen Lichter echtensten Humors gießen über diese einfachen Scenen und diese schlichten Menschen ihren Zauber aus! Mögen die eigentlichen „Romanleser“ also immerhin davon bleiben. Wir können ihnen starke Emotionen, athemlose Spannung, aufregende Ueberraschungen nicht versprechen. Wem es aber um ein gutes, gesundes Buch zu thun ist, um ein Buch, das die Seele erfrischt, wie köstliche Vergnügen, wie ein edler Wein, wie der Blick und das Wort eines lieben Freundes; wer unter den harten Erfahrungen dieser verworrenen Uebergangszeit seinem Glauben an den guten, unverwüßlichen Kern unserer Volksart eine Stärkung zukommen lassen möchte, der sei eingeladen. Er wird kein undankbarer Gast sein. Und wie die Verfasserin sich nur erst „entschuldigen“ mag, „daß Begebenheiten, die der Weltgeschichte angehören, wie Berge, nebelhaft aus der Ferne ragend“ den Hintergrund ihrer Bilder einnehmen! Wahrlich, das Ungeheure und Unvergessliche, was unsere Väter und Großväter in den Anfangsjahren dieses Jahrhunderts gesehen, gelitten, gethan haben, es ist uns in den vornehmsten Ausführungen der Mithandelnden und der Fachmänner selten so gegenständlich, so paßend gezeigt worden, wie in diesen bescheidenen Familienerinnerungen einer schlichten deutschen Frau. Um gar einfache Menschenchicksale dreht sich die Erzählung: Ein alter friesischer Lootsencommandeur im Kreise seiner Kinder und Freunde; ein junger, englischer Kaufmann, der in schwerer, stürmischer Zeit sein Schicksal mit dem der Tochter des alten Seemannes verbindet und dann in besonnenem, muthigen Kampfe mit dem Leben zu schönen Erfolgen durchdringt; ein paar episodisch auftretende, mehr oder weniger ungerathene Söhne, einige harmlose, altväterische Originale, dann die Plagen, Conflict, Aufregungen der napoleonischen Epoche, wie sie damals auch das bescheidenste Stillleben ergriffen; das ist Alles. Aber wie spiegelt die ungeheure Zeit sich in diesen einfachen Verhältnissen! Mit welcher Treue, welchem Reichthum, welcher Frische offenbart sich in tausend Einzelsügen das Leben unserer Väter! Und welche Gewalt echter Vaterlandsliebe und feinsten Verständnisses für die geistigen Gewalten, die im Gewirr der Interessentkämpfe im Grunde doch die Schicksale der Völker bestimmen! Wollte Gott, wir hätten viele Frauen, die mit so feinem, echt weiblichem Tact solche Tiefe und Klarheit der Lebensauffassung verbänden! Es stände besser um unsere Familien und unsere Jugend. So mögen denn nachdenkliche Leser von unverdorbenem Geschmack diese Bände getrost zur Hand nehmen. Einen regelrechten Roman werden sie, wie schon gesagt, nicht finden, wol aber ein treffliches, geistliches und dabei durchweg anziehendes und vielfach ergötzliches Buch. Es ist uns eine rechte Freude, der Verfasserin unsern Dank an dieser Stelle aussprechen zu dürfen!

3. Weiße Blätter. Roman von Rudolf Gottschall. 3 Bände. Breslau, Eduard Trewenbt. 1878.
4. Ein starkes Herz. Roman von Ernst Wichert. 3 Bände. Jena, Hermann Costenoble. 1878.
5. Der alte Praktikant. Eine bayerische Dorfgeschichte von Hans Hopfen. Stuttgart, Ed. Hallberger. 1878.
6. Die Verlobte. Von Robert Waldmüller. (Eduard Duboc.) 4 Bde. Breslau, S. Schottländer. 1878.

Hier haben wir eine ganze Reihe von dichterischen Darstellungen zeitgenössischen deutschen Lebens: natürlich von vorwiegend provincieller Färbung, wie das die damalige Entwicklungsstufe unseres Volkes noch bedingt. Gottschall und Wichert führen uns nach Ostpreußen, in die samländischen Seebäder, in die Pregelstadt „der reinen Vernunft“, unter die Gelehrten, Studenten, Kaufleute, Gutsbesitzer unserer so vielfach eigen-gearteten Nordostmark. Hans Hopfen zeichnet unter der Firma einer „Dorfgeschichte“ Lebensbilder aus der süddeutschen Beamtenwelt, die nur zufällig aus ländlichem Rahmen hervortreten. Waldmüller endlich erneuert den nun schon so oft mißglückten Versuch, die Kriegsmotive von 1870—71 poetisch auszubenten, mit der nicht mehr ganz ungewöhnlichen Staffage rheinischer Dampfbootreisenden, fahrender Künstler, barmherziger Schwestern, Pfarrer und Officiere verschiedener Waffen.

Am weitesten in thatsächlichen Zugeständnissen an den Realismus der Zeit geht diesmal dessen sonst so eifriger theoretischer Gegner, Rudolf Gottschall. Er begnügt sich nicht, der Wirklichkeit die allgemeinen Züge und Farben seines Bildes zu entlehnen. Eine ganze Reihe seiner Personen sind geradezu mehr oder weniger frei behandelte Porträts. Eine wohlbesetzte Gallerie von Jugenderinnerungen aus den vierziger Jahren zieht an uns vorüber. Gestalten wie Jakob, Walebrode, W. Jordan (den Nibelungen-Rhapsoden), Albert Dulck (den socialistischen Agitator), v. Reudell (unseren Botschafter in Rom), Alexander Jung, den Herbartianer Laute werden auch Fernerstehende erkennen. Für engere Kreise ist die Ausbeute natürlich noch reichlicher und pikanter; auch die Chronique scandaleuse jener bewegten Jahre ist ziemlich vollständig in Scene gesetzt. Dagegen wäre nun, auch abgesehen von *Molière's*, *Goethe's* und *Seringerer* rechtfertigendem, resp. verführerischem Beispiel, principiell nicht viel einzuwenden, sofern der Dichter, wie der nach dem Modell malende Künstler, die Grenzlinie zwischen realistischer Wirklichkeit und poetischer Wahrheit respectirt. Ob das Gottschall hier überall gelungen ist? Auch für das Gefühl des unbefangenen, fernstehenden Lesers, der dem Wahn dieser allerdings starken und eigenartigen Jugendeindrücke entrückt ist? Wir möchten das doch nicht unbedingt bejahen. Da sibt z. B. der athletische, geniale „Dr. Kuhl“, der berühmte Turner, Schwimmer, Dichter, Weltverbesserer und Messias in seinem Laboratorium mit seiner „Freundin“, der junonischen Olga v. Dornau. Sie studiren fleißig: Küsse, Umarmungen würgen die poetisch-mystische Extase. Plötzlich steht Cäcilie, Olga's schlante, nervige, blonde, geistprubelnde Schwester, hinter ihnen. Eiferfucht! Tableau! Dr. Kuhl zündet in düsterer Menschenverachtung seine Cigarre an und verschmäh't jede Rechtfertigung. Cäcilie aber — schießt die gehorsame Olga einfach hinaus, zu Dr. Kuhl's Mutter; berichtet, daß sie eben einen guten, vermögenden Freier abgewiesen hat und geht dann kurz und bündig zum Sturmangriff über: „Deine Nähe, Deine Liebe ist mein Glück, und ich frage nicht danach, ob Dein Herz mir allein gehört. Es gebe noch Glückliche neben mir. Ich will Dich ganz verstehen lernen.“ Dr. Kuhl läßt sich erweichen, und die Versöhnung wird am folgenden Tage durch einen Spazierritt zu Zweien, unter den Fenstern der ganzen ehrsamten Bekanntschaft und Verwandtschaft solenn proclamirt. Solche Dinge und ärgere kommen ja vor, nicht nur am Great Salt Lake, sondern auch am Pregel, ja sogar am Nekar und am Nesebach. Aber gehören sie in eine im Ganzen ernst, ja tragisch gehaltene Dichtung? Sind sie dem glaublich, der sie nicht erlebte? Zu weiteren Beispielen fehlt hier der Raum,



nicht der Stoff. Und dann eine zweite Gefahr des Versteckspiels mit persönlichen Erinnerungen. Der alte Schopenhauer plaudert ja freilich nur das Geheimniß aller Welt, und zumal dieses philantropischen Jahrhunderts aus, wenn er uns Menschen für diejenige Gattung erklärt, deren Individuen einander in concreto so ziemlich am wenigsten lieben. Warum sollte der sensible und so vielfach gereizte Künstler, Kritiker, Poet da gerade eine Ausnahme machen? Aber gerade darum ist es für ihn gefährlich, seine Darstellungskunst an gar zu guten Bekannten zu üben. Wir wissen ja wol, daß Gottschall lange, lange der Schlimmste nicht ist. Wir kennen und würdigen vollkommen seine Gerechtigkeitsliebe, sein aufrichtiges Bemühen um objectives Urtheil, wo er offen als Kritiker auftritt. Aber soll deswegen der Seitenhieb ungerügt bleiben „gegen den hochblonden Referendar, der wegen Mangels an „juristischen Kenntnissen die diplomatische Laufbahn einschlug, und dem Kenner dieses „Fachs eine glänzende Beförderung weiffagten, weil er so schön — das Violoncello „spielte?“ Ich denke, unser liebenswürdiger römischer Botschafter hätte um die deutsche Künstler- und Schriftstellerwelt und um seine Jugendgenossen ein Besseres verdient. Eher trifft die Bewertung Gottschall's das Ziel, „daß recht bald nach 1840 in der politischen Zeitpoesie die Phrase den Gedanken, puffende Schwärmer und Kaleten das Feuer der Begeisterung erletzten“. Warum sie aber ausschließlich an die Adresse des „Dr. Schöner“, des Verfassers von „Glocke und Kanone“ sich richtet, das ist auch nicht recht abzusehen. „Da war ja nicht, der Gutes that, auch nicht Einer“, und doch hat es damals wol kein Einziger böse gemeint. Was ist seitdem aus dieser Unschuld geworden! Soviel, ohne Rancune und in voller Anerkennung des honneten Grundtons der Dichtung, zur Steuer der Wahrheit. Sehr anzuerkennen ist die treue und echte Localfarbe, welche vielen Scenen des Romans einen nicht gering zu schätzenden culturhistorischen wie künstlerischen Werth gibt. Das idyllische Babeln an der Ostseeküste (wir erinnern dabei an die treffliche Schilderung von Gregorovius in den „Skizzen und Figuren“), die eigenartige Mischung urwüchsiger Naturinstincte und geistiger, ungewohnter Erregung in der damaligen ostpreussischen Gesellschaft, das übersinnlich-sinnliche Treiben der „Muder“, die ersten, hochgehenden Wellenschläge der politischen Bewegung mit ihrer Einwirkung auf Dichtkunst und Literatur: das Alles kommt zu wahren, wirksamem Ausdruck. Zu bedauern ist nur die starke Beigabe egotischen, sensationellen Gewürzes, welche, wenigstens für unsern Geschmack, die kräftige norddeutsche Hausmannskost nicht eben verbessert. Der unheimliche italienische Agent in Spielhagen's „Sturmfluth“ wird hier schon weit überboten. Gründlich italienische Nächte am Lago Maggiore, schauerliche, nächtliche Kirchenraubszenen; dann gar geheime Gänge und Thüren, nächtliche Ueberfälle auf einem mafurischen Landstige bilden doch einen seltsamen Gegensatz zu der ganz und gar modernen und nordisch-rationellen Gesammatmosphäre der Dichtung. Wir begreifen ja sehr wol die Versuchungen, welche die glatte, eintönige Oberfläche unserer modernen, fast mathematisch geordneten Gesellschaft dem Dichter in den Weg legte. Die Herbeiholung des Fernliegenden, äußerlich Ungewohntes, auffallend Kostümirtes ist da allerdings ein bequemes Mittel zur Belebung des Bildes. Aber wieviel stärker und nachhaltiger wirkt der Dichter, wenn er die Theilnahme auf die reiche, mannigfaltige Welt von Leidenschaften, Interessen, verbielfältigten Culturkräften zusammendrängt, die unter jener glatten Oberfläche nur die Berührung seines Zauberstabes erwartet, um sich in ursprünglicher Kraft zu entfalten! Und welche unendliche Fülle der Formen enthält dem geschärften Auge gerade diese scheinbar so eintönige Civilisation! Sollen wir an Videns erinnern? Oder an seinen neuesten, genialen französischen Schüler, Alphonse Daudet? Gottschall tritt im Allgemeinen frisch und energisch an die Dinge heran; er ist, wenn er will, ein resoluter, gewandter Erzähler, nicht ohne wirkliche, dramatische Kraft; der graue Rebel matter Reflexion legt sich so leicht nicht über seine Scenerie; aber dafür läßt er nicht selten die wohlthätige Wirkung einer einheitlichen, harmonischen Stimmung vermissen. Lyrisch-phantastischer Schwung unterbricht, nicht immer angenehm, die markige, in gutem Sinne realistische Darstellungsweise. Welch

ein Gegensatz zwischen Blandens's und Eva's Waldgesprächen, zwischen der einleitenden Mondscheinscene am Meer, und zwischen dem trefflichen Humor, der saubern, feinen Zeichnung z. B. in der Werbungscene des gutmüthigen, dicken Wegen oder in der Schilderung der hochgradigen Liebesromantik, die sich bei zwanzig Grad Kälte während der Schlittschuhpartie nach Holstein entwickelt! Dieselbe, so zu sagen brüchige Ungleichmäßigkeit zeigt die Führung der Handlung. In einer Atmosphäre und Umgebung von robustestem Rationalismus und Realismus erweist sich der eigentliche Held des Romans, Gutsbesitzer v. Blandens, als problematische Natur bedenklicher Art: von jener echt modernen Gattung schöner Seelen, die (in unsern Romanen natürlich) Jahre lang, über Stock und Stein, jedem Triebe, jedem Gelüft folgen, um dann, vor eine wichtige Entscheidung gestellt, durch einen Fieberanfall überseinen Strupels und Zartsinns plötzlich alle Verhältnisse zu verwirren. Oder ist es etwa natürlich und gesund, wenn ein vollkräftiger, reifer, hochgebildeter Mann das Mädchen seiner Wahl am Verlobungstage öffentlich verläßt und beschimpft, weil er in ihrer plötzlich zum Vorschein kommenden Mutter den Gegenstand einer leidenschaftlichen Verirrung erkennt, in die er einmal, heiläufig lang nach der Geburt jenes Kindes, verstrickt wurde?

Alles in Allem stellen sich Gottschall's „Welle Blätter“ als eine achtens- und beachtenswerthe, wenn auch nicht gleichmäßig durchgearbeitete und vollendete Leistung dar. Wer sich auf angenehme und anregende Weise in jene enge, entlegene, aber an Kräften und Gegensätzen reiche Ecke deutschen Culturlebens einführen lassen will, die vor einem Menschenalter doch am Ende den entscheidenden Anstoß zur Umwandlung unserer Zustände gab; wer dabei ein hinreichend geübtes Auge für Schminke und für Naturfarbe hat, und sich über gelegentliche, lyrisch-declamatorische Rücksälle eines sonst geschickten, energischen, kunstverständigen Erzählers hinweg sehen kann, der wird an diesen poetischen Jugenderinnerungen eines unserer thätigsten und bestconservirten „Vormärzlichen“ gern und vergnüglich seinen Antheil nehmen.

Mit geringerer Darstellungskraft und Routine, aber mit gründlicher Sachkenntniß und durchweg kernhaft gesunder Auffassung von Menschen und Dingen schildert Ernst Wichert (der Verf. des „grünen Thors“ u.) dasselbe Land und dieselbe Gesellschaft, nur wie sie etwa zwei Jahrzehnte später erschienen. Auch „Ein starkes Herz“ führt uns in die Fischerhütten und Logirhäuser der Ostseebäder, in die Kaufmannshäuser, das Gesellschafts- und Familienleben Königsbergs. Der Mode entsprechend, muß auch hier etwas wälische Romantik aushelfen, um die Farbentöne der nordischen Gesellschaft zu heben und zwar greift Wichert gleich resolut in die Pariser Halbwelt und räumt überdies der Religion dieser unserer gesegneten Jahrzehnte, den Geldinteressen, einen ausgiebigen Einfluß ein. Im Uebrigen aber haben und behalten wir allerreellsten, festen norddeutschen Boden unter den Füßen. Der poetische Duft der vormärzlichen erregten Stimmung ist dabei, wie schon angedeutet wurde, vollständig geschwunden. Der messianische Zukunftspolitiker, der schwungvolle Volksredner hat dem Geschäftsmanne den Platz geräumt, der bescheidene Gelehrte sieht sich nicht mehr durch den Modedichter verdunkelt, die Chancen und Katastrophen des Handels und des Börsenspiels vertreten die Tragik der politischen und religiösen Parteikämpfe; bürgerlicher Klatsch, Herzenskummer und Familienleiden und Freuden füllen den Vordergrund. Der Schönheitsdurstige, unpraktische Künstler, und selbst die abenteuernde Weltbame großen Styls machen in diesen Umgebungen den Eindruck des dem Käfig entschlüpften Tropenvogels unter den Sängern unseres Waldes. Und was wir schon oben über die Sprödigkeit, die poetische Unergibigkeit unserer modernen Gesellschafts-Formen bemerkten, über die gesteigerten Ansprüche an psychologische Vertiefung und an Detailkenntniß des socialen inneren Getriebes, welche sie an den Dichter stellen, das tritt in Wichert's Methode und „Mache“ noch ganz anders als bei Gottschall zu Tage. Nur in mäßigem Grade gebietet W. über die bewährten Hilfsmittel der Dickens'schen Schule. Er führt seine Personen gern durch breite, retrospective Berichte ein, erzählt weitläufig von Stimmungen, Gedanken, Erwägungen,

statt dieselben in dramatischer Action sichtbar zu machen. Nur ganz allmählig kommt seine Handlung in Fluß; und den Jammer unserer Kleinbürgerlichen deutschen Gesellschafts- und Umgangsformen weiß er keinesweges immer durch Eindringen in die Tiefe des Lebens zu überwinden. Und doch ist der deutsche Romandichter darauf schlechterdings angewiesen, wenn er sich innerhalb der Formen der modernen Gesellschaft bewegt. Unser „Geist“ ist noch immer kein Esprit, unsere Unterhaltung keine „Conversation“. Wo der Deutsche, und nun gar die Deutsche, nicht ernstlich erregt sind, pflegen sie wirklich in Alltäglichkeit das Mögliche zu leisten und thun ganz wohl, zur Weise oder zur Karte, zum Strickstrumpf oder Nähzeug zu greifen. Das sollten unsere Romandichter nie vergessen. Da hätten wir denn nun manche Ausstellung, manchen Einwand erhoben. Wenn wir gleichwol hinzufügen dürfen, daß wir Wichert's neuesten Roman, freilich erst nach Ueberwindung des ersten Bandes, mit steigender Theilnahme gelesen haben, so brauchen wir nicht erst zu sagen, daß die Stärke der Dichtung in der Charakteristik ruht, in der psychologischen Analyse; und in der sympathischen, kerngesunden Gefinnung und Lebensauffassung, die bei jedem Schritte anheimelnder aus der einfachen Darstellung uns anweht. Wichert kennt seine Landsleute, versteht sie und weiß sie auf die Länge unserem Herzen nahe zu bringen. Sein Justizrath Stern, der geniale, lebensfrohe Rechtsanwalt, der seine Leichtlebigkeit bei einem Haare mit Leben und Ehre hüßen muß und dann unermüdet jäh und ausdauernd die reinigende Buße der entsagenden Arbeit vollzieht; sein Erich Dodenbach, der schlichte, solide, nüchterne Kaufmannssohn mit dem Herzen voll tiefer, glühender Leidenschaft und voll feinstem, ritterlichem Ehrgefühl; sein Oberlehrer Ernst Tag, der am Ostseestrande, auf dem Hof der Fischerhütte, zwischen Holzhausen, Pferdestall und Entenpfütze sich glücklich in die griechischen Mythen vertieft, im Winter aus Princip die Handschuhe verschmährt, Einladungen reicher Leute sich verbittet, weil er sie nicht erwidern kann, übrigens aber sehr selbstgewiß fest in seinen Schuhen steht und länger jung und frisch bleibt, als die anderen Alle; dann die ledern, treuherzigen, etwas wilden aber arbeitsfrischen und jähren Buben, an denen diese urwüchsige Pädagogik ihr Meisterstück macht; freilich auch die urphiliströsen, Klatschenden, und gar nicht immer gutmüthigen Kaffeeschwestern und die sensibeln, nur mit sich, ihren Nerven, ihren Leiden und Opfern beschäftigten Salondamen: alles Das ist gut gesehen, wahr empfunden, in fester Zeichnung und frischer, echter Localfarbe dargestellt. Ein Wort über die Titelheldin muß doch noch gesagt sein. Es ist die Frage, ob dieses weibliche Prachtexemplar verkörperter „reiner Vernunft“ sich „stark“ genug erweisen wird, um die vollen Sympathien der Leserinnen, oder gar der Leser, zu gewinnen. Solche tugendhafte Gisbonbons mögen einen feurigen und süßen Inhalt umschließen; aber man kann alt werden, bis man ihn findet. Man denkt an Tasso's Stoßseufzer: „Doch wem die Gaben dieser Holden fehlen“ u. Es ist recht freundlich und wohlthunend, daß Wichert auch hier zuletzt Gefühl und Willen versöhnt; aber diese Versöhnung würde uns vielleicht mehr erwärmen, wenn uns der Kampf ebenbürtige Gegner gezeigt hätte. — Wichert's Roman gehört nicht zu dem ersten Range seiner Gattung, aber er ist gesund, wohl durchdacht; anziehend wie eine bescheidene nordische Landschaft, die man lieb gewinnt, wenn der Blick sich in ihre stimmungsvollen, wenn auch ein bißchen matten Farbentöne vertieft hat.

In recht pitanten Gegensatz zu diesen beiden mehrbändigen norddeutschen Socialromanen stellt sich, in Bezug auf Färbung, Stil, Methode, Hans Hopfen's „bayerische Dorfgeschichte“: Der alte Praktikant. Hier ist alles Farbe, Körper, frische Bewegung. Die Handlung stockt nicht einen Augenblick; der Gedanke (und er ist nicht ärmlich vertreten) entströmt ihr wie lebendiger Athem, statt sie wie ein erkältender Luftstrom von außen her zu unterbrechen; die Stellung des Dichters zu den großen Zeitfragen wird vollkommen klar, aber die menschlichen Motive tragen durchaus das Interesse der Dichtung. Der „alte Praktikant“, oder, wie wir in Norddeutschland sagen würden, der alte Referendarius, hat sich, im ersten Schmerz über eine verunglückte Jugendliebe, aus der Hauptstadt in ein Dorf am Rande des

Moos versehen lassen. Dort, zwischen Moor und Wald, hat er sich unvermerkt eingelebt. Es ist wahr, viel seine Gesellschaft ist nicht vorhanden und die Hilfspraxis bei dem alten Notar bringt keine Schätze ein. Aber in dem kleinen Häuschen im Schloßpark wohnt sich's behaglich und still; Bier und Wein sind billig und gut; die Lindenwirthin kocht vortrefflich; die alte graue Poppe sitzt so bequem, die Jagd im weiten Moor liefert so treffliche Hühner und Schnepfen, und Abends beim Schoppen plaudert es sich so gut mit dem biederem Pfarrer, dem Förster, dem Lindenwirth. Kann man dabei das falsche Stadtvoll nicht vergessen? Man kann es und thut es; aber freilich wird das Vergessen ein gegenseitiges. Der alte Praktikant bleibt sitzen, still und bequem, während seine Jugendgenossen im Schweize ihres Angeichts an der Leiter der Macht und Ehren empor klettern. Das ist die Situation. In Bewegung kommt sie durch den lieb und freundlich durchgeführten Verjüngungsproceß, welchen eine späte, glückliche Liebe an dem alten Knaben vollzieht: nicht ohne etwelche Irrungen und spannende Neckereien natürlich. Eine doppelte Nebenhandlung zeigt dabei den fortschreitenden Geist der Gegenwart mit seinen Segnungen und Härten im siegreichen Kampf gegen die verstockte, bäuerische Selbstsucht; und auch die neuromische „Volkserziehung“ wird nicht vergessen. Ihre Meister werden sich Hans Hopfen's kleine, niedliche Gastgeschenke nicht gerade in den Nippsschrank stellen. Ein bißchen gezwungen ist die Verwickelung, welche gegen das Ende die nothwendige Retardation und Spannung bewirkt: aber das ist nun einmal das Schicksal der Romane und Dramen. Vortrefflich treten die einzelnen Gestalten hervor: der Praktikant, der Pfarrer, die Doctor-Bäuerin, die verstockten „conservativen“ gemeinpfliffigen Bauern, und auf der anderen Seite die beiden allerliebsten Zwillingsschwwestern, welche das Verjüngungswunder vollbringen, und ihre nervöse, zartbesaitete Mutter. Diese Präsidentin, in ihrer raffinierten, verhimmelten Selbstsucht ist das treffliche Gegenstück zu Wichert's Commerzienrätthin: die Art gedeiht ja leider gleich üppig in Süd und Nord. — Wir können die eben so fein angelegte wie sicher und tüchtig durchgeführte Novelle (denn eine solche ist sie, nicht eine „Dorfgeschichte“) aus voller Ueberzeugung empfehlen. Sie wird den Leser- und Freundeskreis Hans Hopfen's erweitern.

Sollen wir nun endlich auch noch ein Wort über Duboc's „Verlobte“ verlieren? Es wird beim besten Willen nur ein Wort der Warnung sein können: der Warnung vor vier Bänden, angefüllt mit unmöglichen Situationen, karrikirten Charakteren, verbrauchten Motiven, lose an einander gehetzten Episoden, unter deren Gewicht der Faden der Handlung alle Augenblicke zu reißen droht. In die hier vorliegende Gruppe gehört der Roman nur, weil auch er den Anspruch erhebt, die Physiognomie des zeitgenössischen Lebens von seinem Standpunkte aus poetisch zu fixiren. Schon die Grundsituation kennzeichnet hinlänglich des Verfassers psychologisches Verständniß und geselliges Tactgefühl: Eine schöne, hochgebildete junge Dame hat kurz vor dem Kriege die Werbung eines Kürassier-Officers ausweichend beantwortet. Sie geht dann mit einem Sanitätszuge nach Frankreich, und auf der Rückkehr kommt sie zu einem milderen Entschlusse. Ihr Ritter soll erhört werden. Aber wo ihn finden? Daß es eine Feldpost gibt, scheint die Schöne nicht zu wissen. Sie kauft also in aller Eile ein Gebetbuch (solche Bücher, auf der Brust getragen, sollen schon manchem Krieger das Leben gerettet haben), schreibt sich als „Frau Rittmeister“ u., geb. So und So ein und — übergibt das Buch einem gerade nach Frankreich abfahrenden, ihr ganz unbekanntem Manenofficier zur Beforgung. So ist der Knoten fein und sinnig geschürzt. Denn kaum ist der Zug abgedampft, so kommt die Ueberlegung. Im Grunde ist der blonde Man doch hübscher, als der schwarze Kürassier. Also Herzensbellemmung, Scrupel, endlich verzweifelte Anstrengungen, des verhängnißvollen Buches wieder habhaft zu werden, ehe der Kürassier es bekommt. Und so wird eine confuse Odyssee eingeleitet, in der ein ganzes Heer mehr oder weniger närrischer Personen in mehr oder weniger an den Haaren herbeigezogenen Situationen zusammentrifft. Am Ende werden sechs Paare in einer Sitzung sum-

marisch zusammen gegeben, ungerechnet den Man und den Rührer, die beide in absentia promovirt werden: jener mit einer mythisch angehauchten, mannstollen Prinzessin, dieser mit seiner endlich zur Vernunft gekommenen Schönen. Gleichgültige und unwahrscheinliche Reisebegegnisse, Maler- und Pfarrer-Geschichten, billige Späße eines alten, polternden Majors, der jede seiner Antworten mit „Papeelapap“ eröffnet, seinen Diener mit Schimpfworten liebkost, alle Welt tractirt (auf einem rheinischen Dampfer!) und durch seine Thorheiten Alles verwirrt, fällen den größten Theil der vier Bände. Wahrscheinlich, nicht ein Wort hätten wir über das Nachwerk verloren, wenn es nicht, leider! eine wie Sand am Meer anwachsende Gattung verträte. Namentlich über der novellistischen Ausbeutung des letzten Krieges waltet, so weit unsere Kenntniß reicht, ein wahrer Unstern. Ob die mathematische Großartigkeit und Gesehmäßigkeit der historischen Haupthandlung auf die Phantasie drückt? Die Zukunft wird es lehren. Bis jetzt ist unsere Kriegsnovellistik fast noch schlimmer als unsere Kriegsliteratur gefahren. Eine Formlosigkeit aber, wie die der „Verlobten“ von Duboc, hat auch da auf mildern Umständen keinen Anspruch. Es ist wirklich hohe Zeit, daß auch in unserer Belletristik gegen das verhängnißvolle „cheap and shoddy“ sich die öffentliche Meinung erhebt!

7. Novellen von Ferdinand Rürnberger. (Künstlerbräute. — Bergschreden. — Der Erbe. — Die Last des Schweigens. — Liebeschuld. — Alimet und der Derwisch.) Berlin, W. Herp. 1878.

An Leben und Bewegung fehlt es diesen psychologisch-novellistischen Studien durchaus nicht. Rürnberger's Palette führt reiche Farben, und er spart sie nicht; auch ist sein Gesichtskreis weit und umfassend. Süddeutsche Künstler und norddeutsche Marschbauern, Hochgebirg und Meer, Aristokraten und Kleinstädter sind ihm gleich vertraut, und er verwerthet alle diese Natur- und Gesellschaftstypen mit nicht geringem Geschick zu starken, sensationellen Effecten. Das Gewitter in den Alpen und die Sturmfluth an der Nordsee (im „Bergschreden“) sind ein paar Landschaftsbilder im besten, wirksamsten, neufranzösischen Stil. Die Satire auf die verlogene und gemein selbstsüchtige Alltags-Gesellschaft in „Der Erbe“ und im „Alimet“ exemplificirt für unseren modernen, Subjectiv oft nur zu wohl berechtigten Pessimismus in erschütternder Weise; auch „Liebeschuld“ und „Die Last des Schweigens“ ergreifen durch Momente scharfer psychologischer Beobachtung. Wie gern würden wir nun hinzufügen, daß die Charakterstudien, aus welchen die kleinen Erzählungen hervorzunehmen, auch durch Maß und innere Harmonie die Bürgerschaft dauernden ästhetischen Werthes in sich tragen! Aber hier liegt leider die Schwäche des Verfassers. Das Erstreben starker, momentaner Wirkung in engstem Raume erweist sich ihm häufig gefährlich. Die „Künstlerbräute“, „Der Erbe“, „der Bergschreden“ verfahren in dieser Richtung gleich gewaltsam. Eine hocharistokratische Dame z. B., die sich, unmittelbar nach dem Tode des Gatten, in einen wildfremden, jüngeren Maler bis zum Heirathenwollen verliebt hat, vertauscht ihn dann ebenso plötzlich mit seinem älteren Bruder, weil jener — ihr Mädchenporträt heimlich an sich gebracht hat. Also — „Eifer sucht auf sich selbst!“ — Oder: Ein Gebirgsenthusiast entsagt nicht nur für immer seinen geliebten Bergen, sondern versteckt sich auch ängstlich, wie ein Verbrecher, vor seinen sämmtlichen Freunden und beginnt in der Ferne ein ganz neues Leben, weil — ihn auf einer Wanderung im Hochgebirg, während eines furchtbaren Gewitters, der „Bergschreden“ faßt! Durch verächtliche Seitenblicke auf die Philister, die so seine Gefühle nicht verstehen werden, wird doch so Etwas nicht natürlicher und glaublicher! Man muß solche Bilderchen nicht, über Farbe und Stimmung hinaus, auf die Zeichnung untersuchen. Da halten sie nicht Stich. Der pessimistische Zug der meisten Erzählungen geht durch unsere Zeit; man darf mit dem Verfasser darüber nicht rechten. Als pikante, zum Nachdenken anregende Lectüre für Leser, die nicht an jedes Paradoxon den Maßstab des Evangeliums anlegen, haben diese kleinen illustrierten Mittheilungen aus dem großen Räthselbuche des Lebens immerhin ihren Werth.

8. Der Roman meines Lebens. Von F. W. Hackländer. Stuttgart, Karl Krabbe. 2 Bde. 1878.

Wenn auch nicht auf die Hochgipfel, so doch im Ganzen auf die anständige, mittlere Kammerhöhe unserer erzählenden Belletristik führt uns auch dieser Lebensroman eines typischen Vertreters und Mitschöpfers unserer modernen, harmlosen, nicht ungewandten, aber etwas industriell angehauchten Unterhaltungsliteratur. Hackländer gehört bekanntlich zu ihren populärsten Namen. Er hat, neben Holtei, unser literarisches, Bücher lesendes und wol auch kaufendes Publicum nach der Sphäre der Lebemenschen hin nicht unbedeutend erweitert. Sein selbstgewisses, naives Behagen am Thatsächlichen wurde dabei durch einen hohen Grad von harmloser „Unbefangenheit“, den ersten Bildungs- und Lebensfragen der Zeit gegenüber, unterstützt: aber dieser gelegentlich etwas stark aufgetragene Realismus hat nichts Gefährliches, weil er sich nicht hinter sophistische Theorien und Phantasien versteckt. Hackländer hat wol Niemanden verdorben oder verführt. Er ist der behagliche Gesellschaftler nach Tische; auf unsere nachdenklichen Morgenstunden macht er keinen Anspruch. In diesen beiden Bänden erzählt er in seinem bekannten leichten Tone von seiner schwer geplagten Jugend, seinen Lehrjahren im Laden und in der Kaserne; von seinen ersten Erfolgen in der Tagesliteratur, in den aristokratischen Salons, am Hofe, bis zum jähen Abschlusse seiner ersten Günstlingslaufbahn im Januar 1849; von den bunten, aufregenden Erlebnissen im Feldlager Kadekly's, bei Robara, in Haynau's Hauptquartier vor Benedig. Die Auffassung der weltgeschichtlichen Ereignisse ist natürlich die des nur mit sich und seinen Erfolgen beschäftigten, für seine Gönner und für die Neugierigen schreibenden Zuschauers. Auch die Mittheilungen über das Hof- und Günstlingsleben in Stuttgart werden wol Niemanden verführen, der nicht zu den Prädestinirten gehört. Es handelt sich im Grund doch nur um ein schlecht verhälttes, vornehmes Kalaitenthum mit Havannah-Cigarren, Champagnerfeten, Extrapostreisen, beständiger Furcht vor lächerlichen allerhöchsten Raunen und lumpigen Ohrenbläsern, und — Schulden. Ein nicht ganz pünktlich bestellter Brief, eine um ein paar Minuten zu spät vorfahrende Kutsche — daran hängt solch eine vielbeneidete „Carrière“, um welche obenein der spießbürgerliche, Kleinstaatliche Neid (eine Extraforte der großen Species), seine widerlichsten Netze spinnt. Reizend und höchst lehrreich ist dafür die Geschichte der schweren Jugend- und Lehrjahre. In seinem Vater, dem einfachen, aber um seines geselligen Talents und seiner feinen Manieren willen der ganzen Localaristokratie unentbehrlichen Elementarlehrer zu Wurtscheid bei Aachen, bildet, wie in der Farbenstizze vor dem Gemälde, Charakter, Talent, Lebensschicksal des Sohnes sich vor. Unterhaltungsgabe, Frohsinn, noble Passionen, die Grazie, die Mührigkeit und der Leichtfönn des echten Sanguinikers waren die einzige Mitgift, welche der früh verwaiste Knabe aus dem Vaterhause in's feindliche Leben mitnahm. Sie hat ihn niemals im Stiche gelassen und hat ihm auch Nichts geschenkt. „Widerfacher, Weiber, Schulden, ach, kein Ritter wird sie los!“ Auch unserm liebenswürdigen, unterhaltfamen deutschen Paul de Rod ist, in alle seinem beneideten Glanze, diese Erfahrung oft genug nicht erspart geblieben. Noch an seinem Grabe haben wenigstens zwei jener unholden Gewalten sich ein unliebfames Stellbichein gegeben. Uns aber soll der Skandal das freundliche Andenken an den behaglichen Erzähler, der uns so manche Stunde hinweg täuschte, nicht trüben. Sit illi terra levis! Man wird seinen leider nicht vollendeten „Lebensroman“, bei richtig gestimmten Ansprüchen, mit Theilnahme und Vergnügen lesen. Für den Kulturhistoriker ist er von bleibendem Werthe.

Friedrich Kreyffig.

ky. **Rig-Weba.** Uebersetzt und mit kritischen und erläuternden Anmerkungen versehen von Hermann Graßmann. 2 Theile. Leipzig, J. A. Brodhaus, 1876. 77.

Daß Graßmann, der von Beruf Mathematiker war, sich auf dem Gebiete des Weba gründliche Kenntnisse erworben, hatte er längst durch seine sprachwissenschaftlichen Arbeiten bekundet. Es waltete ein glücklicher Stern, der ihm gerade noch erlaubte, diese Studien, an denen so viel erfolgreiche Arbeit seines Lebens hing, zu einem großen Abschlusse zu bringen. So hat er zwei epochenmachende Werke hinterlassen: ein sorgfältiges Specialwörterbuch des Rig-Weba und eine vollständige metrische Uebersetzung dieses uralten arischen Gesänge. Graßmann's Uebersetzung ist die erste der Welt, die den ungeschmälerten Text in metrischer Form erneuert. Ja, keine Nation hat nur eine solche in Prosa, die zugleich vor der Wissenschaft zu bestehen vermöchte, wie wir sie daneben in der fast gleichzeitig erschienenen von Ludwig besitzen.

Nun erst ist die vedische Hymnenpoesie aufgeschlossen für die weiteren Kreise des Publicums. Wenn auch durch große Zeiträume von uns getrennt, ist sie dennoch kein so fremdartiges Element, in das es schwer fiel, uns zu versetzen. Sie enthält die poetischen Erzeugnisse des jugendfrischen indischen Volkes, das mit dem deutschen aus derselben Wurzel entsprossen ist. Sie führt uns auf eine Culturstufe, wo die Menschen noch in ununterbrochenem Verkehr mit den Göttern stehen, die sie für die Väter ihres Schicksals halten, die sie anrufen in Freud' und Noth. Aber durch die Fülle des Lichtes, in dem diese Menschen uns erscheinen, treten sie uns nun auch nahe, werden sie in ihrem Thun und Treiben uns verständlich und lieb. Wir finden manch' sprechendes Gegenbild und manche werthvolle Ergänzung zu den Urzuständen unserer eigenen germanischen Vorfahren, mit denen die vedischen Stämme die hervorragendsten ihrer Eigenthümlichkeiten, ihrer Tugenden und Laster theilen. Wie die alten Germanen spielen auch sie das Spiel des Lebens gern zu hohem Einsatze. Vor allem beobachten wir auch hier den Geist unbändiger Kampfeslust. Wir sehen die erobernden Schaaren, wie sie stark im Vertrauen auf ihre Götter, die Vorbilder ihres Heldenlebens, in die Schlacht ziehen, wie sie ihre Gegner vernichten und ruhmvolle Thaten vollbringen, gleich den homerischen Helden; wir hören, wie sie ihre Preisgesänge anstimmen nach erfochtenem Siege. Wir beobachten andererseits nicht minder jgellofen Hang zur Geselligkeit, zu Trunk und Spiel: denn ihre Stärken wie ihre Schwächen bekennen sie frei vor den alldurchschauenden Göttern. Aber wir blicken auch in andern Situationen der Tiefe ihres unbefangenen Gemüthes auf den Grund: wir kosten die Stimmungen reichen menschlichen Seelenlebens, wir begleiten die Webungen ihres familiendaseins, das von Poesie und Gesang umkleidet ist wie nur irgend sonst. Wir belauschen das schlüchterne Erwachen zart knospender Liebesneigung, wir feiern das glänzende Hochzeitsest, wir achten den starken Sinn, der das Glück der Ehe festigt, und wir hören endlich noch den Chor die Segenswünsche sprechen, mit denen der Dabingefchiedene dem Schoße der großen Mutter Erde zurückgegeben wird.

Und neben dem eigenen Glück und Leid, das in diesen Liedern ausströmt, beleben sich in ihnen auch die Wunder der ewigen Natur. Die strahlende Morgenröthe, die den verjüngten Tag heraufführt, das leuchtende Element des Himmels, die Segen und Gedeihen spendende Wolke, die über die Erde zieht, — und ein ander Mal die feterlich thronende Majestät der schneeeumkränzten Himalayahäupter, oder die geheimnißvolle Poesie des nächtigen Waldes, der den Berirrten mit tausend Stimmen schreit: — all' das umgibt uns oft genug mit lebendiger Gegenwart und trägt uns auch über manche öde Strecke hinweg, wo der Quell der Dichtung weniger vernehmbar sprubelt.

Daß keine Uebertragung ihr Original zu ersetzen vermag, liegt an der Hand. Aber rühmend muß betont werden, daß Graßmann den Geist desselben mit poetischem Sinn erfaßt und ihn auch so wahr und unentstellt wiedergegeben hat, als der schwierige Staud der Forschung ihm erlaubte.

x. **Geschichte der französischen Literatur im 17. Jahrhundert,** von Ferdinand Lotheissen. Erster Band. Erste Hälfte. Wien, Carl Gerolds Sohn. 1877.

Es macht von vorne herein einen guten Eindruck, daß der Verf. seinem Gegenstande nicht rhetorisch und panegyrisch, sondern kritisch und objectiv darstellend nahe tritt. Das „augusteische“ Zeitalter des „großen Königs“ blendet ihn weder durch den Glanz seiner Dichtung, noch durch den seiner Thaten. Ja, man wäre hier und da fast versucht, die Partei jener merkwürdigen Zeit gegen ihren deutschen Geschichtschreiber zu nehmen, wenn Lotheissen dieselbe gelegentlich „als einen Stillstand in der natürlichen Entwicklung des französischen Volks- und Staatslebens“, als „eine große Episode, eine gewaltsame Reaction gegen die Ideen des vorhergegangenen Jahrhunderts“ bezeichnet. Höchstens „die Reaction“ ist zuzugeben, die Reaction des romanischen, auf Ordnung, Regelmäßigkeit, gute Form, Centralisation gerichteten Culturtriebes gegen den germanisch gefärbten Individualismus, den verwegenen Unabhängigkeitsdrang der Reformationszeit. Beide Gewalten wirkten in allen Jahrhunderten der französischen Geschichte neben und gegen einander, wie das der geographischen Stellung des Landes und der Zusammenfügung des Volkes entspricht. Abwechselnd übernimmt das eine oder das andere die Führung; aber un schwer ergibt sich der unbefangenen Betrachtung, wie mit der Erstarkung des französischen Volks- und Staatsgeistes auch das romanisch-classische Wesen in Staat, Sitte, Religion, Literatur das stärkere und maßgebende wird. Die Emancipationsbestrebungen bedürfen, wo immer sie auftreten, sichtlich äußerer Anregung und Nahrung. Das sechzehnte Jahrhundert empfängt diese in erster Linie von Deutschland, das achtzehnte von England, das neunzehnte von beiden. Nur den leidenschaftlich-revolutionären Charakter gewinnt der Freiheitsgedanke auch da, wie immer, durch seine Berührung mit dem sanguinischen, celtischen Temperament. Dabei aber wird der Zusammenhang der romanischen Grundströmung nie unterbrochen; und wo sie die Führung nimmt, wie in der Politik der letzten Capets, in

dem Königthum des fünfzehnten und sechzehnten, dem Caesarismus des neunzehnten Jahrhunderts, da fühlt man auf der Stelle, daß man es nicht mit episdischen Sdrungen, sondern mit der treibenden Grundgewalt dieses Volks- und Staatslebens zu thun hat. Lotheissen weiß viel von den demokratischen Bestrebungen des sechzehnten Jahrhunderts zu rühmen, von dem gewaltigen, freiheitskräftigen Bürgerthum dieser Zeit, von dem kühnen, selbstgewissen Individualismus ihrer Dichter und Denker. Es sollte dabei doch nicht vergessen werden, daß die beste Kraft der Hugenotten in der Aristokratie lag; daß deren feudale Unabhngigkeitsgelste ihnen nicht am wenigsten den Volksgeist entfremdeten; daß gerade der Pariser Mittelstand am leidenschaftlichsten für Rom und die Ligue eintrat und dem Könige den Religionswechsel abzwang; daß die Triumphe der „Pleiade“ in roherer Form den Classicismus des sechzehnten Jahrhunderts anticipirten; daß in den feinsten und nationalsten Kpsen des reformatorischen Zeitalters, den Montaigne, Rabelais, Charron bereits practischer Autoritäts- und Ordnungssinn der kühnen innern Eklepsis vollständig die Wage hält. Lotheissen ist zu sorgftig und zu gewissenhaft, um das Alles bei der Betrachtung des Einzelnen nicht zu sehen und gelegentlich auch auszusprechen. So sollen denn auch diese Bemerkungen nur die Gesamtperspective richtig stellen, die Freude an der gebiegenen Leistung aber Niemandem verklmmern. Der Schwerpunkt, soweit das vorliegende Bruchstück ein Urtheil gestattet, liegt in dem sorgfältigen, ausführlichen, verständigen Bericht über die einzelnen schriftstellerischen Individualitäten. Die Einleitung schildert zuerst die zersetzenden Einflüsse der letzten Valois; dann wird der Reconstructionsarbeit Heinrich's IV. und seiner Zeit ein lehrreiches Capitel gewidmet, in welchem die Ebbe des Zeitgeistes, die wachsende Friedens- und Ruhesehnsucht jener Jahrzehnte recht gut zur Anschauung kommt. Hierauf wendet sich die Darstellung in einer Reihe gebiegender und anziehender Einzelbilder zu den literarischen Vorläufern und Bahnbrechern der classischen Periode, jenen Meistern des Stils, der Phrase, des Verses, welche die ruhebedrftigen und genußschtigen Epigonen des großen Bürgerkrieges an den Cultus der schönen, inhaltsleeren Form gewöhnten. Malherbe, Mathurin Regnier, Honoré d'Urf, die Gesellschaft des Hôtel de Rambouillet, Balzac und Voiture werden eingehend und anschaulich geschildert. Zwischen ihnen klingt d'Aubigné's scharfe, rücksichtslose Satire wie ein letzter Nachhall der Schlachtmusik des Bürgerkrieges in das Phrasengellingel, das Flsten, Wirren und Lndeln hinein. Der Verf. zeigt sich überall von ruhigem, verständigem Urtheil, unbeirrt durch die einseitigen und bizarren Erscheinungen der fremdartigen, von ihm geschilderten Welt. — Eine Besprechung der jüngst erschienenen zweiten Hälfte des ersten Bandes erhalten wir uns vor.

z. **Georg Forster's Briefwechsel mit S. Th. Sömmering.** Herausgegeben von Hermann Petzner. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1877.

Die Sammlung umfaßt in erster Linie die Briefe Georg Forster's an seinen Herzogsfreund, den berühmten Frankfurter Anatomen Smme-

ring. Sie beginnen im Jahre 1779 mit den Bemühungen Forster's, seinen Freund zu sich nach Cassel zu ziehen. Die nächsten Jahre des Zusammenlebens in Cassel fallen natürlich aus und sind nur durch ein paar unbedeutendere Bilette vertreten. Dann gewährt Forster's Reise nach Wilna, 1784, und sein Aufenthalt daselbst 1785–1787 eine reiche Ausbeute. Sömmering nimmt erst im Jahre 1787 das Wort, aus Anlaß der Verhandlungen über seine Theilnahme an der, später durch den Trtenkrieg vereitelten, russischen Entdeckungsreise. Da beide Freunde später (seit 1788) in Mainz zusammen leben, geben nur einzelne Reisen, Forster's an den Niederrhein 1790, Sömmering's nach Wien 1792, dem Briefwechsel neue Nahrung. Darzwischen, seit 1784, spricht Theresie Heyne, Forster's nachherige Gattin, sich gelegentlich gegen Sömmering mit der Unbefangenheit aus, die wir an den geistig angeregten Damen jener Jahre kennen. Wichtige Beiträge zur Zeitgeschichte wird man in diesem Theile der Briefsammlung kaum suchen dürfen. Es handelt sich vorwiegend um Anstellungs- und Befrderungsplne, Wirtschaftsforgen, um kurze Mittheilungen über Reisebekanntschafte und Geiratsprojecte. Wer es noch nicht wüßte, daß die Kunst und Wissenschaft immer, und zumal in deutschen Ländern, „nach Brod ging“, und zwar damals, im Zeitalter des „Idealismus“, meist weit jammervoller als heute, der Wunte es freilich hier lernen. Auch für die bitteren Enttäuschungen, welche das überschwängliche Ordenswesen der achtziger Jahre so vielen ehrlichen Enthusiasten bereitete, finden sich in Forster's Briefen Belege genug. Von den Geisteskrften, welchen jene Jahre ihren unsterblichen Zauber verdanken, ist nur gelegentlich und ganz beiläufig die Rede. „Gerber's Ideen“ sind die einzige „literarische“ Zeiterscheinung, welche Forster zu einigen eingehenden Bemerkungen veranlaßt. Seine Schilderungen politischen Lebens sind oberflächlich und stark subjectiv gefärbt. Das Erfreulichste von Allem ist der Einbruch treuer Freundschaft und eifrigen sachwissenschaftlichen Strebens, welchen beide Brieffreunde auf uns machen. Das wirkliche Interesse des Buchs beginnt erst mit dem nun folgenden Briefwechsel zwischen Heyne und Sömmering und es steigert sich nach und nach zu wahrhaft dramatischer Spannung. Schon der letzte Brief Forster's, aus Mainz, vom 6. Januar 1793, wirkt nach dem beglckten oder auch unbeglckten Eintritte der bis dahin verhandelten kleinen Interessen wie der erste Donner Schlag des heranziehenden Gewitters. Forster hat schon mit der Leidenschaft der Ueberzeugung für die Revolution Partei ergriffen, die ihm endlich seine Humanittsideale verwirklichen soll. Den klugen ruhigen Freund, der in der wirren Zeit vor Allem um seine Wulfe und seinen Besitz besorgt ist, verleugnet er nicht gerade; aber er läßt ihn doch eine ganz neue Sprache hören: „Ich habe mich für eine Sache entschieden, der ich meine Privatruhe, mein häusliches Gd, vielleicht meine Gesundheit, mein ganzes Vermögen, mein Leben aufopfern muß. Ich lasse aber ruhig über mich ergehen, was kommt, weil es als Folge einmal angenommener und benhrter Grundfge unvermeidlich ist. Eins allein, weiß ich, ist unantastbar mein, weil ich allein es antauchen könnte,



das ist mein Bewußtsein." Man weiß, wie fürchterlich das Ernst wurde, wie ehrlich und wie theuer die Wette gezahlt. Der ganze erschütternde Jammer dieser Zeittragödie kommt dann in den Briefen Schimmering's und Heyne's zum Ausdruck. Schimmering berichtet aus Frankfurt über die Thorheiten und Freveln in Mainz, über die Unthaten der Euphine'schen Freiheitskämpfer und über die noch ärgere, kaltblütige Brutalität der dann hereinbrechenden Reaction. Es sind die Scenen, welche zur selbstigen Zeit Goethe dahin trieben, sich in der „unheiligen Weltbibel" des Keinede Fuchs die Eröstungen des Galgenhumors zu suchen. Hier treten sie, ohne den Schimmer des resignirten Humors, in ihrer ganzen Eheuschlichkeit an uns heran. Die Mißhandlung der gefangenen Clubisten, bei denen natürlich ihre lieben Landsleute, die wüthenden Spießbürger, die erste Rolle spielen, entrisen selbst dem gelassenen, alten Heyne Ausruhe der Entrüstung. Man sah damals in Frankfurt Scenen, wie jetzt in Serajewo. Und dazwischen eröffnet sich die Aussicht auf die tragische Zerrüttung auch jener rein menschlichen Verhältnisse, in welche der Verlauf des Briefwechsels uns einführt. Theresie Forster's Leidenschaft für Huber, ihre Flucht nach Neuchatel, die zweideutig schillernde Gestalt der berufenen Circe unserer romantischen Kreise, Caroline Michaelis Böhmer - Schlegel - Brentano, endlich Forster's trauriges Ende in Frankreich! Das einzige verhoffende Licht fällt auf dies düstere Chaos von Schuld und Unglück durch die unzerstörbare Liebe des braven, alten Heyne für den unglücklichen Schwiegersohn, und durch Schimmering's pietätvolle, schön menschliche Erinnerung an den verlorenen Freund. — Die Briefe Reinhold Forster's, des Vaters, an Schimmering, aus den Jahren 1785 bis 1787, vervollständigen nur das wenig erfreuliche Bild deutscher Professorenjagd auf Kemter und Zulagen, welches in dem ersten Theile der Briefsammlung hervortritt. Gewisse Zuhände unserer „classischen" und „idealistischen" Jahrzehnte, die auch hier wieder einmal in greifbaren Beispielen anschaulich werden, sind namentlich der Kenntnißnahme unserer Pessimisten als heilsames Gegenmittel zu empfehlen.

x. **Briefe an Schiller.** Herausgegeben von L. Ulrichs. Stuttgart, J. G. Cotta. 1877.

Mit diplomatischer Genauigkeit gibt Ulrichs hier 434 theils an Schiller gerichtete oder auf ihn bezügliche, theils von ihm herrührende Schriftstücke heraus, aus den Jahren 1782 bis 1806. Den Anfang macht ein Brief Schiller's an seinen Schulfreund v. Jacobi aus Dggersheim; vom 6. November 1782: Nachrichten über die Fußreise nach Frankfurt und über Zukunftspläne, durchweg von Selbstbewußtsein und frühlichem Vertrauen getragen, ganz frei von der melancholischen Färbung, in der wir diese romantische Episode seines Jugendlebens zu sehen gewohnt sind. Das letzte Schriftstück, von des Coadjutors v. Dalberg Hand, beglückwünscht aus Aschaffenburg, am 17. Mai 1805, den Dichter zu seiner Genesung! Dazwischen ist Jahr für Jahr vertreten mit Rundgebungen verschiedensten Wertes, von charakteristischen Herzenergüssen, wichtigen biographischen Mittheilungen bis zu ganz gleichgültigen Zetteln, Complimenten, Ein-

ladungen, Geschäfts- und Wirthschaftsbriefen. Die Ausbeute für den Schillerverehrer ist immerhin lohnend, und noch mehr kann der Culturhistoriker lernen. Da ruht z. B. am 6. November 1790 ein schlichter Commis aus Frankfurt a. M., Schöttler mit Namen, in wahrhaft beweglichen und schönen Worten Schiller's mächtige Hilfe an gegen die landesgefährliche Vergötterung der Franzosen, und bittet noch obenein um Entschuldigung wegen seines mangelhaften Ausdrucks: und doch gehört er zu den wenigen, sehr wenigen Briefstellern der Sammlung, die wirklich reines, genießbares Deutsch schreiben. Unter den Schriftstücken des Jahres 1791 ragt ein trefflicher, inhaltreicher Brief Reinhard's aus Paris glänzend hervor. Man wird die darin entwickelten wahrhaft staatsmännischen und philosophischen Gedanken über die französische Revolution auch heute noch nicht ohne Theilnahme lesen. Später ist die Correspondenz zwischen Jffland und Schiller über die Aufführung Schiller'scher Stücke um manche werthvolle Nummer bereichert. Die bibliographischen und biographischen Anmerkungen des Herausgebers sind so genau und solide gearbeitet, wie man es von Ulrichs gewohnt ist. Die ganze Sammlung enthält gute, werthvolle Ergänzungen unseres Materials zur Schillertunde und manches charakteristische culturhistorische Document.

q. **Illustrirte Geschichte des deutschen Volkes.** Von Dr. W. Zimmermann. 3 Bde. Stuttgart, Gust. Weise. 1877.

Gerade zu dieser Stunde, in einer für Deutschland so verhängnißvollen Zeit, kommt eine Geschichte unseres Volkes gelegen, die, für jeden Deutschen geschrieben, die Entwicklung der deutschen Nation von ihren Anfängen bis zu dem Krieg gegen Frankreich im Jahre 1871 aufzeichnet, unsere Geschichte schildert, den Glauben an unsere Kraft festigt und durch hehre Vorbilder förderksam zu wirken geeignet ist. Zimmermann, dem ein freibeitlicher und patriotischer Zug zu eigen, hat auf Grund mannigfacher eigener Forschung die Geschichte der politischen Entwicklung Deutschlands in seinen großen Kämpfen auf dem Schlachtfeld erzählt, gleichzeitig aber auch der Literatur unserer Nation, ihren religiösen Ueberzeugungen und Kämpfen, ihren Lebensanschauungen und Gewohnheiten, ihrem Rechtsbewußtsein und Zustand sorgfältig Rechnung getragen. In Hinsicht der räumlichen Verhältnisse hat die „Illustrirte Geschichte" die goldene Mittelstraße zwischen ermüdender Länge und aphoristischer Kürze trefflich eingehalten: die drei an 1500 Quartseiten starken Bände gewähren dem Autor hinlänglich Raum, auch dem Detail Rücksicht zu tragen. Eine schmückende und belehrende Beigabe zugleich sind die zahlreichen, zum Theil als extra gedruckte Holzbilder dem Werke beigegebenen Illustrationen, die zu einem wichtigen Mittel werden, die Anschaulichkeit der Erzählung zu erhöhen und jugendlichere Leser zur Lectüre anzuregen.

Ohne den bestehenden Illustrationschmud ist ein anderes, in seinem Stoff dem Zimmermann'schen gleiches Werk auf den Büchermarkt geschickt worden:

**Das deutsche Volk und Reich in fortschreitender Entwicklung von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart.** In drei Bänden dargestellt von Dr. Joh. Mich. v. Söttl. Ueberfeld, Ed. Coll. 1878.

Söttl hat seinen Stoff kürzer gefaßt als Zimmermann und nicht mit dem deutsch-französischen Krieg, sondern mit der Errichtung des Hermannsdenkmals (1875) geschlossen. Hierdurch wurde ihm die Möglichkeit, auch noch ein gut Theil des „Kulturkampfes“ in seine Schilderung mit einzubeziehen. Auch Söttl's Geschichte ist einem patriotischen Herzen entströmt, das Leid und Freud' seines Volkes mitempfindet und liebevoll namentlich den Bestrebungen der Deutschen auf den Gebieten der Kunst und Literatur, wie auf dem des Gewerbes folgt. Seine Darstellung spricht an durch ihre Lebendigkeit, und seine Zusammenfassung des Stoffs in ganz bestimmte Capitel macht sein Buch auch da, wo eingehende Lectüre nicht beabsichtigt wird, zur Benützung brauchbar. Ein ruhiger Standpunkt, objectiv Haltung und klarer Blick sind außerdem anerkanntswürdige Eigenschaften dieses Werks.

**9. Kaiser Wilhelm, der Wiederhersteller des Deutschen Reichs und seine Zeit.** Ein Gedächtnisbuch für das deutsche Volk. Von Ferd. Schmidt und Franz Otto. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage mit 340 Textillustrationen und 21 Lendruckbildern nach Zeichnungen von L. Dürger, H. Vöders u. A. und dem Bildniß des Kaisers, Stahlstich von A. Weger. 2 Bände. Leipzig, D. Spamer. 1878.

Es fehlt nicht an Biographien des deutschen Kaisers; erst jüngst hatten wir ein treffliches bearbeitetes Werk an dieser Stelle anzusehen (Juliheft 1878). Das vorliegende Buch ist um so willkommener, als es das Bild des Kaisers auf dem gut ausgeführten Hintergrund der Entwicklung Preußens und Deutschlands entwirft. Die Verfasser haben sich bei ihrer schwierigen Aufgabe Objectivität gewahrt, die Farben mit Wärme, nie überladen aufgetragen, den Stoff übersichtlich angeordnet und mit Anschaulichkeit behandelt. Mit einer Einführung in die Geschichte der Hohenzollern beginnt das Werk und schließt mit einer Betrachtung des Kaisers als Friedensfürst. Ein Anhang bietet eine Uebersicht denkwürdiger Daten aus dem Leben des großen Herrschers, Entwicklung und Bestimmungen der preussischen Verfassungsurkunde, wie der Verfassung des Deutschen Reichs, endlich ein Namen- und Sachregister. Die Ausstattung des Buches ist seines Gegenstandes würdig.

**9. Aus dem wahren Milliardenlande.** Pariser Studien und Bilder von Max Nordau u. 2. Bde. Leipzig, Dunder & Humblot. 1878.

Auf den ersten Blick drängt sich dem Leser Angesichts des bezeichnenden Titels dieses Buchs die Annahme auf, als habe er es hier mit einer Entgegnung auf das berüchtigte Tissot'sche Pamphlet zu thun; allein auch ohne die gegentheilige Ver-

sicherung der Vorrede wird er sich bei der Lectüre bald von dem Trügerischen des äußeren Scheins überzeugen. Nordau wollte nur eine wahre Schilderung des modernen Paris und seines Lebens geben, ohne verschönernde Schminke, aber auch ohne jede Gehässigkeit. Die Wärme, ja der Enthufiasmus, der an einigen Orten sich kund thut, bietet eine Garantie für die Ehrlichkeit des Autors. In seiner Eigenschaft als Arzt hat er während eines dreijährigen Aufenthalts an der Seine mehr als ein anderer christlicher Gelegenheit gehabt, in das Leben der Pariser einen Blick zu thun und als solcher auch größere Berechtigung, es besonders vom hygienischen Standpunkt aus zu kritisiren. Gerade in dieser Hinsicht wird seine Betrachtung des Alkoholismus in Paris und der Erziehung daselbst interessiren. Nordau zeigt in seinen Studien und Bildern Paris in allen Phasen, die dem Beschauer zu erblicken möglich, schildert das Leben der Großstadt auf der Straße und im Gerichtssaal, an öffentlichen Orten und am häuslichen Herd, portrairtirte bekannte Pariser Persönlichkeiten und zeigt schließlich auch die Wandlungen der „Revancheidee“. Das Buch interessirt durch seinen Gegenstand und fesselt durch seinen lebendigen Stil.

**9. Touristen-Fahrten.** Reisebilder von R. L. Stab. Zweite vermehrte Auflage. Berlin 1878. R. v. Deder's Verlag.

Wenn neue Reisebeschreibungen, neue Reisehandbücher heute noch ein Interesse erwecken wollen — und welches Buch wollte das nicht! — müssen sie etwas Eigenartiges besitzen, sei es in der Darstellungsform oder dem behandelten Gegenstand. Der Verf. der Touristen-Fahrten sucht dieses Eigenartige in der Schnellzuggeschwindigkeit, mit der er die schönsten Gegenden Deutschlands, so Thüringen, den Harz, Franken, den Rhein, den Spree- und Schwarzwald, das Rieslen- und Slager-Gebirge u. A. bereist hat, und sichert sich damit das große Publicum derer, die nur Tage zu ihren Sommerreisen zur Verfügung haben. Von diesem Standpunkt betrachtet, befriedigen die anspruchlosen Reise-Notizen und unterhalten namentlich durch den munteren, oft etwas burlesken Ton, den Stab mit Glück anschlägt. Sie schildern die Reisegefühle jener zahlreichen großstädtischen Touristen, die auf ihren Fahrten nicht in stiller Beschaulichkeit die Natur genießen, sondern den Naturgenuss gern mit dem sog. „Amusement“ verbinden und für welche Hôtels, Wein- und Speisearten neben dem Grün der Wälder und dem Aroma der Waldbluff eine nicht gerade untergeordnete Rolle spielen. Die stete Fröhlichkeit, die Vorliebe in der Betonung der Staffage schließt jene Poesie der Reisebeschreibung aus, welche nur dem intimeren Umgang mit der Natur entspringt; aber auch ihre ständige Spiegelung wirkt einen hellen erquickenden Lichtstrahl in das Arbeitszimmer dessen, dem die Verhältnisse nur wenige freie Stunden gewähren. So gestaltet sich der Einbruch der Stab'schen Reisebilder, die Manche zu einer kurzen Vergnügungstour bestimmen werden, auf welcher der Verfasser als liebenswürdiger Cicerone zu empfehlen ist.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. September zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

**Baedeker.** — Mittel- und Nord-Deutschland. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Mit 31 Karten, 38 Plänen und mehreren Grundrissen. 18. Aufl. Leipzig, Verlag von K. Baedeker. 1878.

**Ballestrin.** — Tropfen im Ocean. Dichtungen von Ensemia Gräfin Ballestrin. Dresden, Verlag von E. Pierson's Buchhdlg. 1878.

**Baumgarten.** — La France Contemporaine ou les Français peints par eux-mêmes. Etudes de moeurs et de littérature recueillies et annotées par J. Baumgarten. Cassel, Verlag von Th. Kay. 1878.

**Banfeine** zur Geschichte des Gustav-Abolph-Bereins. Herausgegeben von Wilhelm Pfaeffel. II. Band. Italien. Von Leopold Witte. Freienwalde a. D., Ferd. Dräsele. 1878.

**Berner.** — Die Orientfrage. Beantwortet durch die Verträge von 1856 und 1878. Mit den wichtigsten amtlichen Urkunden. Zum Handgebrauch. Von Dr. Alb. Friedr. Berner, Geheimem Justizrath und ordentlichem Professor der Rechte an der Universität zu Berlin. Berlin, Verlag von Puttkammer & Mühlbrecht. 1878.

**Bodemann.** — Johann Georg Zimmermann. Sein Leben und bisher ungedruckte Briefe an denselben von Bodmer, Breitinger, Gesner, Sulzer, Moses Mendelssohn, Nicolai, der Karlsruher, Herder und G. Forster. Von Eduard Bodemann, Königl. Rath und Bibliothekar zu Hannover. Hannover, Verlag der Hahn'schen Buchhdlg. 1878.

**Bodenstedt.** — Alte Liebe. Gedicht von Friedrich Bodenstedt. Für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte componirt von Edlita Bodenstedt. Wolfenbüttel, Verlag von F. Holle's Nachf. 1878.

**Böhringer.** — Gregoire, ein Lebensbild aus der französischen Revolution. Von Paul Böhringer. Basel, Schweighauserische Verlagsbuchhdlg. 1878.

**Braun.** — Ein Traum. Schauspiel in fünf Aufzügen von Julius W. Braun. Cassel, Verlag von Th. Holtzlein. 1878.

**Britannia Bibliothek.** Band I. Dita von Lady Margaret Majendie. Straßburg, Verlag von R. Schulz & Co. 1878.

**Denkmäler der Kunst** zur Uebersicht ihres Entwicklungsganges von den ersten Versuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart. Dritte verbesserte und mit ca. 36 Tafeln vermehrte Auflage. Bearbeitet von Prof. Dr. W. Lübke und von Prof. Dr. C. v. Lützow. 37. 38. Lfg. Stuttgart, Verlag von Ebner & Seubert. 1878.

**Dichter, Deutsche,** des sechzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von Carl Goedeke und Julius Litzmann. X. Band. Teuerdanck. Herausgegeben von Carl Goedeke. Leipzig, F. A. Brodhäus. 1878.

**Diercks.** — Literatur-Tafeln. Synchronistische Darstellung der Weltliteratur in ihren hervorragendsten Vertretern von Dr. G. Diercks. Dresden, Verlag von E. Pierson's Buchhdlg. 1878.

**Ebers.** — Aegypten in Bild und Wort. Dargestellt von unseren ersten Künstlern. Beschrieben von Georg Ebers. Lfg. 7/9. Stuttgart, Verlag von Ed. Hallberger. 1878.

**Estlin.** — Pariser Leben. Feiterte und düstere Silber aus der Weltstadt von Ernst Estlin. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Verlag von F. F. Hartnoch. 1878.

**Erdmann.** — Kant's Criticismus in der ersten und in der zweiten Auflage der Kritik der reinen Vernunft. Eine historische Untersuchung von Dr. Benno Erdmann, Privatdocenten der Philosophie an der Universität Berlin. Leipzig, Verlag von L. Voss. 1878.

**Feddersen.** — Deutsche Kaiserlieder von F. A. Feddersen. Deczbill bei Cyr. Moje. 1878.

**Gewerbehalle.** Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie unter Mitwirkung bewährter Fachmänner redigirt von Adolf Schill, Architekt. 16. Jahrg. 1878. Lfg. 9. Stuttgart, Verlag von F. Engelhorn.

**Grenville-Murray.** — Die Russen der Gegenwart. Von E. C. Grenville-Murray. Deutsch von F. v. Wobeser. Leipzig, Verlag von Quandt & Händel. 1878.

**Häckel.** — Das Protistenreich. Eine populäre Uebersicht über das Formengebiet der niedersten Lebewesen. Mit einem wissenschaftlichen Anhang: System der Protisten. Von E. Häckel. Mit zahlreichen Holzschnitten. Leipzig, E. Günther's Verlag. 1878.

**Handzeichnungen deutscher Meister.** Eine Sammlung von Bildern aus Italien und der Schweiz. In unveränderlichem Lichtdruck reproducirt von Schober & Bäckmann. Lfg. 6/8. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn. 1878.

**Heimerdinger.** — Ein lebendes Bild. Lustspiel in 2 Akten von Friedrich Heimerdinger. Hamburg. 1878.

**Heimerdinger.** — Seelenverwandtschaft. Bürgerliches Schauspiel in 4 Akten von Friedrich Heimerdinger. Hamburg. 1878.

**Heule.** — Durch die Intendanz. Original-Lustspiel in fünf Akten von E. Heule. Stuttgart, Verlag von Levy & Müller. 1879.

**Horwitz.** — Moralische Briefe von A. Horwitz. Magdeburg, Verlag der Faber'schen Buchdruckerei. 1878.

**Jensen.** — Karin von Schweden. Novelle von Wilhelm Jensen. Berlin, Verlag von Gebriüder Pactel. 1878.

**Jodl.** — Die Culturgeschichtsschreibung, ihre Entwicklung und ihr Problem von Dr. Friedrich Jodl. Halle, Verlag von C. E. M. Pfeffer. 1878.

**Jrmin.** — Knospen und Blüthen. Gedichte von Jrmin. Zweite, bedeutend vermehrte Auflage, mit einem Anhang: „Die Mythen im Bewußtstie.“ Leipzig, Verlag von D. Metz. 1878.

**Kant's Kritik der reinen Vernunft.** Herausgegeben von Benno Erdmann. Leipzig, Verlag von L. Voss. 1878.

**Karlowa.** — Die intelligente Hausfrau in ihrem häuslichen Wirkungskreise. Ein zuverlässiger und unentbehrlicher Rathgeber für Familie, Küche und Haus von E. F. E. Karlowa, Apotheker u. Lfg. 1. Salzwedel, Verlag von G. Klingenstein. 1879.

**Kleude.** — Illustriertes Verikon der Verfälschungen der Nahrungsmittel und Getränke, der Colonialwaaren und Manufacte, der Kognien, Oeherlichen und Landwirtschaftlichen Produkte, Documente und Werthzeichen und die Erkennungsmittel ihrer Echtheit und Fälschung. Von Dr. Hermann Kleude. 2. vermehrte und umgearbeitete Auflage. Mit 1000 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Verlag von J. J. Weber. 1878.

**Kopp.** — Römische Kriegsalterthümer für höhere Lehranstalten und für den Selbstunterricht bearbeitet von Dr. W. Kopp, Gymnasialdirector. Mit 32 Holzschnitten. 3. erweiterte Auflage. Berlin, Verlag von G. Reimer. 1878.

**Lagarde.** — Deutsche Schriften von Paul Lagarde. Herausgegeben von Dietrich'sche Verlagsbuchh. Leipzig. 1878.

**Lehmann.** — Sprachliche Studien der Gegenwart von Professor Dr. Wilhelm Lehmann. 1. Aufl. Braunschweig, Verlag von Friedrich Vieweg. 1878.

**Lindau.** — Vier Novellen und Erzählungen von Rudolph Lindau. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1878.

**Löffler.** — Gesichtswunde eines Monarchisten. Zur augenblicklichen Lage. Von Maxim Löffler. Leipzig, Verlag der Silesischen Buchverl. 1878.

**Magazine Illustrated.** Founded by Ferdinand Freiligrath in the year 1875. Conducted by Blanche Willis Howard. 1878.

**Meber von Waldeck.** — Römische Erzählungen. Deutsch von Meber von Waldeck. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagsbuchh. 1878.

**Schwald.** — Rita Gertjets. Eine österrische Geschichte von C. Schwald. Bremen, Nordwestdeutscher Volkschriften-Verlag H. G. 1878.

**Planenberg.** — Die Majestät der Könige und die preussische Justiz. Von Nicolaus Planenberg. Lohau, Verlag von A. G. Skrzeczka. 1878.

**Pfeiffer.** — Der Mannfall bei Spasshausen und dessen Abgebn. Beschrteber und im Folge der Dichtung betrachtet von Samuel Pfeiffer. Schaffhausen, Selbstverlag des Verfassers. 1878.

**Pohmann.** — Gedächtnis von Walter Pohmann. Pepsig, Verlag von J. Friedr. Barthold. 1878.

**Röme und Euler.** — Friedrich Schlegel's Leben von Dr. Heinrich Köhle. Neu bearbeitet von Prof. Dr. Carl Euler. 1/2. Stuttgart, Verlag von C. Kröber. 1878.

**Reich.** — Die Gestalt des Menschen und deren Beziehungen zum Seelenleben. Von Eduard Reich, Doctor der Medicin etc. Heidelberg, Verlag von C. Winter's Universitätsbuchh. 1878.

**Reuleaux.** — Dichtungen von Carl Reuleaux. 2. Band. Ein Tag in der Hölle, oder Haino und Neger. Dichtung in fünfbüchigen Gesängen. Im Auftrage an Dante Alighieri's

göttliche Komödie. München, Carl Merhoff's Verlag. 1878.

**Roquette.** — Im Hause der Väter. Roman von Otto Roquette. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1878.

**Sachs.** — Aus den Llanos. Schilderung einer naturwissenschaftlichen Reise nach Venezuela. Von Carl Sachs. Mit Abbildungen. Leipzig, Verlag von Veit & Comp. 1879.

**Scherr.** — Germania. Zwei Jahrtausende deutschen Lebens. Culturgeschichtlich geschildert von Johannes Scherr. Heft 31. Stuttgart, Verlag von W. Spemann.

**Schiller's Werke.** Illustriert von ersten deutschen Künstlern. 1/2. 27/30. Stuttgart, Verlag von Ed. Hallberger. 1878.

**Schleiden.** — Die Romantik des Martyriums bei den Juden im Mittelalter. Von M. S. Schleiden, Dr. Leipzig, Verlag von W. Engelmann. 1878.

**Schmidt.** — Kaiser Wilhelm. Ein Buch für Schule und Haus. Von Ferdinand Schmidt. Mit einem Portrait des Kaiser Wilhelm. Bittenger, Verlag von R. Herose. 1878.

**Schmolliß.** — Illustrierte deutsche Bierzeitung von Studenten und Philistern für Philister und Studenten sämtlicher Facultäten. Herausgegeben von Mansfelder. Sommersemester 1878. 3. Heft. Altenburg, Schmolliß-Verlag. 1878.

**Söderström.** — Ueber den Begriff Kunst. Eine Abhandlung für die Volksanschauung von Hugo Söderström. 2. Aufl. Grünberg, Verlag von Fr. Weiß's Nachf. 1878.

**Spaleny.** — Rückblicke auf die russische Taktik der Vergangenheit und Gegenwart. Nach Quellen bearbeitet von Norbert Spaleny. Graz, Verlag von A. Lentner. 1878.

**Stahr.** — Torso. Kunst, Künstler und Kunstwerke des griechischen und römischen Alterthums von Adolf Stahr. 2., vermehrte und verbesserte Ausgabe letzter Hand. 2 Theile. Braunschweig, Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn. 1878.

**Sturm.** — Carsten Curator. Von Theodor Sturm. 2. Aufl. geb. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1878.

**Sturm.** — Renate. Von Theodor Sturm. 2. Aufl. geb. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1878.

**Tollin.** — Das Lebehystem Michael Servet's deutlich dargestellt von D. Tollin, Lic. theol., Prediger in Magdeburg. 3. Band. Der höchsten Lebehafte zweiter Abschnitt. Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann. 1878.

**Völkel.** — Das Vernünftige und Bewusste in der Natur und die Weltanschauung der Zukunft. Von Dr. A. Völkel. Leipzig, Verlag von E. Koschay. 1878.

**Warsberg.** — Obsequien Landchaften von Alexander Krebber von Warsberg. Bd. I. Das Reich des Altnoos. Bd. II. Die Colonialländer der Nordküste. Wien, Verlag von C. Gerold's Sohn. 1878.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Bremer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.  
Für die Redaction verantwortlich Dr. Hermann Paetel in Berlin.  
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

# Und sie kommt doch!

Erzählung aus einem Alpenkloster.

Von

Wilhelmine von Hillern.

„Alles, was mit der Zeit geschieht, geht unter mit der Zeit. Darum hat der Väter Vorsicht die Thaten der Menschen aufgezeichnet für die Enkel.“

Goswin. Chronik von Marienberg. 13..

## Einleitung.

### St. Valentin auf der Heide.

Still, einsam, unabsehbar dehnt sie sich auf der Hochebene hin die Malser Heide. In ewiger Ruhe schaut das wolkenüberragende Haupt des Großortler auf sie nieder. Ein halb Jahrtausend ist es her — ein Augenblick in der Welt des ewigen Schnee's. Gerade so, wie heute, wühlt frostiger Herbstwind in den grauen Halmen des rätihischen Heberich, der Hainsimse und Spitzfahne, die ein zitternder Widerschein in Abendsonne gebadeter Firnen vergoldet. Gerade so, wie heute, weht er die jagenden weißen Wolken zusammen in das stille Hochthal wie zum Ausruhen für die Nacht. Geräuschlos wallen sie herein und überziehen das verblässende Heidegras mit weißem, duftigem Gespinnst. Bleifarbig mit erloschenem Spiegel liegt der Heidersee da, vom Nachtwind gekräuselt, und ergießt sein eisiges Gewässer in schmalen Rinnfalten über die kahle Ebene dem Thale zu. Alles wie heute noch! Allein das Leben fehlt, das warme laute, das heute Dörfer und Ortschaften auf dem weiten Plan geschaffen und die todte Heideerde urbar und fruchtbar gemacht hat. Tiefes Schweigen über der unermeßlichen Fläche, nichts Lebendes weit und breit, als wäre hier das Zwischenreich zwischen Himmel und Hölle, das ewig Leere! — Nur das eintönige Rauschen der Etsch, die kalte Lebensader der armen Heide, und das Brausen der Winde, die nächtlich über die Hochebene fegen, ist die schaurige Melodie dieses Todtenreichs. Wehe dem einsamen Pilger, der da irrt in der Nacht durch die unabsehbare Einöde in Sturm und Schnee, in undurchdringlicher Finsterniß —

er ist verschlagen in das Nichts! Weder Himmel noch Hölle weiß von ihm, und die Erde gibt keine Kunde von ihm. Kein Ohr hört seinen Hilferuf, er verhallt in das Geerg, — die Raben und die Wölfe spähen ihn aus, aber die verrathen Keinem ihre stumme Beute! Zwar auch in diese Wildniß — auch in dies Reich des Todes ist die erbarmende Liebe gedrungen und breitet ihre Arme aus — soweit sie eben reichen, — aber es sind doch immer nur Menschenarme — zu schwach und unzulänglich für den großen Gottesgedanken, der sie bewegt! — Mitten durch das Heulen des Sturmes und das Rauschen des Heidersee's tönt allabendlich, wenn es dunkelt, wie der Schlag eines metallenen Herzens, leise durch die Nacht Bespergelläut! Dann plötzlich taucht ein matter, roth flackernder Lichtstrahl auf und zertheilt sich in irrende, sturmverwehte Flämmchen, die sich allmählig zerstreuen über die Heide hin, bis sie verschwunden sind in Nacht und Nebel. — Es ist der Meyer mit den Baienbrüdern vom Hospiz des heiligen Valentin auf der Heide, das frommer Glaube dem verschlagenen Wanderer hierher gebaut in die Wildniß! Sie ziehen aus mit Fackeln und Bahren in den Kampf der Elemente, still ergeben und furchtlos, die Verirrten, Frierenden und Hungernden zu suchen und hereinzuholen an den warmen Herd der Menschlichkeit. — Wohl dem, den sie finden, er ist geborgen — aber die Heide ist so groß — und sie sind solch ein kleines, verlorenes Häuflein und nicht allwissend, noch allsehend! —

Die Sonne ist schnell und blutig erloschen. Dunkler und dunkler wird es. Schwere Wolken ballen sich am nächtlichen Himmel auf, auch der letzte Sternenschimmer erlischt, als gäb' es kein Licht mehr im Himmel und auf Erden. Einen Augenblick schweigen selbst die heulenden pfeifenden Winde, die allnächtlich ihre unheimlichen Spiele hier treiben die Kreuz und Quer! Aber von ferne kommt's heran — ein unennbares Etwas — ein Donner, erst leise, wie von langsam rollenden Wagen, dann näher und näher — ein Schreckniß, nicht sichtbar, nicht greifbar und doch erdrückend, die Erde erschütternd bis in den Grund. Langsam schwillt es an, ein Athemzug des Jornes, angesammelt in tiefster Brust, um desto furchtbarer auszubrechen in den Wuthschrei der Vernichtung. — Der Schneesturm, der erste des Jahres, fährt vom Großortler her über die nackte bebende Heide, und als habe er den zahllosen Firnen da drüben den ewigen Schneemantel von den Schultern gerissen und mit sich geschleppt, so wälzt er eine gewaltige bewegliche Masse vor sich her, die immer zerstäubt und immer neu sich zusammen ballt — ein Riesenwall von der Erde bis zum Himmel! Schnee — Schnee überall! Unter dem eisigen Hauch gerinnt der flüssige Nebel über den Wassern und wird Schnee, — gerinnen die lustigen Abendwolken zu dichten Flockenmassen, — wirbelnde Säulen, die im wilden Tanz Alles unter sich begraben! Die Luft wird zu Schnee, kein Raum zwischen Himmel und Erde, der nicht ausgefüllt von Schnee. Die ganze Heide ist verschüttet, nur noch ein weites weißes Bett, in dem die Nacht und der Sturm ihr wildes Wesen treiben! — —

Aber — horch — ein Weheschrei in der Gegend zwischen Mitter- und Heidersee, weit, weit weg vom rettenden Hospiz! — Es ist ein menschlich Wesen, das mit Nacht und Sturm das furchtbare Bett theilt — es ist ein Weib, das da

liegt eingefunken bis an die Knie unter der kalten, erdrückenden Decke, und auf ihrer Brust ein neugeborenes Knäblein, von den erstarrten Armen fest in den Mantel gehüllt und umschlossen. — Die Milch, die der jungen Mutterbrust entronnen, den Säugling zu nähren, gefroren auf dem zitternden Herzen und Eis die Thränen in der geschlossenen Wimper. So liegt sie da! „Arme Wöchnerin, wer hat Dich hinausgestoßen in Nacht und Graus, daß Du hier Dein Kind mußt gebären unter freiem Himmel?“ So fragt der Sturm, fragt der wilde Aufruhr ringsumher. Und als ob ihn des armen Weibes erbarmte, nimmt der Sturm selbst den Angstschrei der Mutter um ihr hungerndes Kind auf seine Flügel und trägt ihn dahin zu der weitverstreuten suchenden Schar der Erretter! „Gilt Euch — macht schnell, ehe es zu spät ist!“ Und sie hören es, die todesmuthigen Kämpfer, die selbst halbverschüttet sind, und sie machen sich auf und waten und graben und schaufeln sich durch, daß der Schweiß von der Stirn in die gefrorenen Härte läuft, immer laufend, ohne ein Wort, ohne einen Laut, dem Klange nach dem zitternd windverwehten. Und die wettergestählten Herzen erheben in Angst und Erbarmen über das Elend, dem sie Hilfe zu bringen eilen. Mühsam bringen sie vorwärts auf dem tödtlichen Pfad, keiner Gefahr, keiner Beschwerniß achtend, nur den einen Gedanken, nur das eine Ziel vor Augen — ein Kampf auf Leben und Tod!

Und da, da ist es ganz nahe — endlich — endlich das Wimmern! Und auch das todesmatte Weib hört sie nahen, rafft die letzte Kraft zusammen und öffnet noch einmal die Wimpern, über die der rastlos niederwallende Schnee schon einen weißen Schleier gelegt. Da fällt ein rother Schimmer hindurch, es knirscht wie von eisernen Schaufeln, die Last, die Brust und Füße beschwert, wird leichter und leichter — Licht und Menschenstimmen! — Ein Schrei der Erlösung, der Freude! Da stehet sie um das geöffnete Grab die verschneite, sturmgepeitschte Schar, übergossen vom rothfladernden Licht der Fackeln, in den Augen den Gottesstrahl opferfreudiger Liebe, die gestegt hat über Gefahr und Tod! — Und sie reichen ihr die rauhen Hände und heben sie heraus aus der kalten Gruft, sie hüllen sie und das nackte Knäblein in warme, härene Kutten und tragen sie heim unter das schützende Dach des heiligen Valentin! — —

„Salve, Frater Florentinus! Wir bringen köstliche Beute!“ spricht einer der Brüder frohlockend zu dem silberbärtigen Greis, der ihnen die schwere knarrende Pforte aufthut; „Eine Wöchnerin und ein Knäblein — dem Tode ent-rungen!“

„Deo gratias!“ murmelt der Greis mit altersmutter Stimme: „Der Herr segnet Euer Werk! Kommt schnell, der Sturm wirft Floden herein.“

Sie treten ein und das Pfortchen fällt ächzend in's Schloß. Draußen schraubt und tobt noch das Unwetter ihnen nach und schlägt an die Thür wie ein Raubthier, dem seine Beute entrisen, aber die Thür ist fest gefügt und da innen ist's warm und still. Ein rauchender Rienspahn brennt im eisernen Halter an einem Pfeiler der Vorhalle und wirft zitternde Schatten und rothe Lichter auf die grauen steinernen Wände und das schwarze hölzerne Kreuzlein, das dem Eintretenden zum Willkommen die Arme entgegenbreitet. „Komm, arme

Schmerzensmutter, hier kannst Du ruhen!" sagt der Greis mitleidig und öffnet am Ende der Halle eine niedere eisenbeschlagene Thür. Dahinein trägt sie schweigend der kleine Zug. Es ist zugleich die Gaststube, die Küche und das Refectorium der frommen Brüder. Der einzige warme Raum in dem engen Hause, dessen Mauern fast dicker sind, als seine Kammern weit. Ein mächtiger Rauchfang ragt, wie ein Dach, in die halbdunkle Halle herein, unter dem ein prasselndes Feuer brennt und seinen breiten Schlagschatten an die gewölbte Decke wirft. Von dieser hängt ein eisernes, spinnenumwobenes Dellämplein herab, zu trüb und matt, um den ganzen Raum zu erhellen. Ueber dem Feuer brodelt in einem Kessel der warme Imbiß für die Brüder und für die, welche sie mitbringen, wenn sie halb erfroren aus der Wildniß heimkehren. Hoch gezimmerte Stühle stehen um einen achteckigen Tisch. Der ist mitten im Raum auf starken Pfosten in den Steinboden eingerammt und kann nicht von der Stelle gerückt werden. Der einzige Schmuck der ganzen rauchgeschwärzten Halle ist ein Bild des heil. Valentin, der, riesengroß, Scharen winzig kleiner Andächtigen auf der Heide das Evangelium predigt. Die dichten Rauchwolken, die der Sturm vom Ramin allwinterlich hereintreibt, haben auch dies Bild geschwärzt, doch ist es des Stiftes höchster Schatz. Pater Columbanus aus dem Kloster Marienberg hat es gemalt, und Pater Columbanus war ein erleuchteter Mann, dem in nächtlichen Gesichten die Heiligen erschienen, auf daß er sie abconterseien konnte. Dieses Bild des heil. Valentin war das letzte Gesicht, das er geschaut und gemalt, denn er ist bald darauf gestorben. So ist es doppelt werth! — Unter dem Bilde hängt ein Weihwassertröglein von gebrannter Erde. Auf dem schweren, rohgezimmerten Tisch stehen hölzerne Teller, in die ein Jeder seinen Theil aus dem Kessel geschöpft bekommt, und ein hölzerner Köffel liegt dabei. Das ist alles Hausgeräth in dem schmucklosen Raume. Aber dem kranken, dem sturmverschlagenen Weibe ist er doch gegen die brausende Wildniß da draußen eine unnennbar trauliche Zufluchtsstätte. Stumm in überirdischem Glanze hängt ihr Auge an den rauhen verwitterten Gestalten, die sie zunächst an den Ramin tragen und ihr mit ungelinker Gastlichkeit ein Weniges von dem warmen Imbiß aufnöthigen. Dann bereiten sie ihr still geschäftig ein Lager am wärmenden Feuer. Ein Strohsack, ein Pfühl, gefüllt von weichem Moos und als Decke ein wolliges Lammsfell ist Alles, was das Haus vermag, aber es ist ein lieblich Lager gegen das furchtbare Bett auf der Heide; es ist doch ein Lager, von sorgender, mildthätiger Menschenhand bereitet. Und sie lösen ihr mit schüchternen Unbeholfenheit das Gebände aus dem verwirrten Goldhaar, nehmen ihr die nassen Obergewänder ab und hüllen sie in eine warme, trockene Rutte, dann legen sie die zarte, zitternde Gestalt behutsam auf das Bett und geben ihr das todesbleiche, matte Knäblein in den Arm. Und der erstarrte Born der Mutterbrust thaut auf unter der warmen Decke und das Kind sucht und findet ihn und beginnt wieder zu athmen, zu leben. Die Brüder aber stehen stumm bei Seite und die Thränen rinnen ihnen über die hageren Wangen.

„Die heilige Mutter Gottes nehme Dich in ihren Schutz, arme Mutter!" spricht der greise Bruder Florentinus und legt der Wöchnerin ein kleines Marienbild von Metall auf die Brust: „Wir sind ungelehrte Männer, nicht



geschickt zu kranker Frauen Dienst und unwissend, was Deinem Siechthum könne frommen. Dies Bildlein ist gar stark und mag sich mancher Gnaden-Wunder berühmen. Es wird auch an Dir seine Kraft erweisen, so Dich Dein Lebenswandel dessen nicht unwerth gemacht."

Die junge Frau sieht ihn an klar und ruhig: „Frommer Bruder, elend bin ich und arm und habe Nichts mehr, darauf mein Haupt zu legen, als die Stätte, die der Himmel den Armen bereitet auf seinem heiligen Klostergut. Aber treu bin ich gewesen, ehrwürdiger Bruder, treu und gehorsam allezeit!" Sie drückt das Gnadenbild an die Rippen lange, inbrünstig und klagt still der Allerbarmmerin ihr Leid. „Wenn sonst ein junges Weib seines Erstlings genesen ist, so beugt sich die Großmutter liebend über das Bett und sorgt für Alles auf das Beste, und der junge Vater schaukelt auf weichem Arm seinen Erstgeborenen. Ich aber o, Mutter aller Gnaden, bin verstoßen und heimathlos und habe Niemanden als Dich."

Und wie aus der erwärmenden Brust der nährende Quell für den Säugling erkleeft, so thaut auch in der Seele des verlassenem Weibes ein wohlthätiger Quell auf und bricht aus den gesenkten Lidern hervor in erlösenden heißen Tropfen. Da beugt sich die Himmelsmutter liebend und tröstend zu ihr herab. Die Bedrängte birgt ihr miltes Haupt an der unsichtbar allgegenwärtigen Gnadenbrust und entschlummert überwältigt von Todesmattigkeit. Die Brüder aber ziehen die Holzschuhe aus und gehen barfuß auf den kalten Fliesen umher, um den Schlaf der Erschöpften nicht zu stören. Wie eine Märtyrerin erscheint sie ihnen, als sie so ruhig daliegt und das Kind, an ihrer Brust mitentschlummert, gleich einem verklärten Engel. Das flackernde Feuer webt wechselnde Lichter und Schatten in seine krausen Locken, daß sie einer Dornenkrone gleichen. Auch die Brüder sehen es und deuten stumm mit dem Finger darauf.

Der alte Florentinus vergißt indessen nicht des leiblichen Wohles über dem Ewigen. Er schleicht auf den Beinen still geschäftig umher und trägt die Kleider der Unbekannten an das Feuer zum Trocknen. Jetzt erst schimmert im Scheine der Flamme köstlich golddurchwirkter Besatz von dem Saum der Gewänder und die zerfetzten Schuhe sind mit kunstfertiger Hand geflickt. Er weist die Entdeckung schweigend den Brüdern und diese schütteln verwundert die Köpfe. Dann nimmt er leise den Kessel vom Feuer und richtet den dampfenden Imbiß in die Schüsseln an, den Brüdern winkend. Sie folgen ihm nur ungern, es ist ihnen nicht um's Essen. Lautlos schleichen sie sich zum Tisch, verrichten ihr Gebet und nehmen stehend das einfache Mahl von Wasser und Gerste. Der sorgsame Greis bewahrt einen Rest für die Wöchnerin am Feuer. Dann bekreuzen sie sich vor dem Bilde des heiligen Valentin und ziehen sich zurück in ihre Zellen, behutsam die ungeßige Thür hinter sich schließend. Der Greis aber bleibt, um bei der Kranken zu wachen und setzt sich still auf die steinerne Fensterbank am äußersten Ende des Zimmers seinen Rosenkranz betend. Der Sturm tobt noch immer in langen mächtigen Stößen um das Haus, aber er kann ihm nichts anhaben, denn wie arm und nackt es auch sei, es ist gebaut aus hartem

Gestein, eine Weste gegen Wind und Wetter, und die engen Luftlöcher sind so wohl verrammt in den tiefen Mauern, daß kein Luftzug durchzustreichen vermag. Nur zuweilen fährt er heulend durch's Kamin herunter und weht prasselnd Rauch und Flammen in's Gemach, daß die Wächnerin aufschreckt aus dem hängen Schlummer, dann ist Alles wieder ruhig und still. Das Kind seufzt leise im Schlafe, als träume es von zukünftigem Leid; die Athemzüge der Mutter gehen gleichmäßig auf und nieder und auch der alte Wächter lehnt das müde Haupt schlummernd in die Mauernische. Nur der große Heilige an der Wand predigt unermüdblich fort und fort seinen zwerghaften Heiden im Schein der ausgebrannten Lampe, und die kleinen Figuren verschieben und regen sich traumhaft in dem wachsenden Schatten.

Da plötzlich ein Schmerzenslaut von dem Munde der Wächnerin. Der Wächter fährt auf, er tritt an's Bett. Da liegt sie völlig verändert, fast unkenntlich, die Augen eingefallen, die Lippen blau; die Hand des Todes hat ihr Antlitz gestreift. Ein Schüttelfrost hat sie erfaßt, daß das Lager unter ihr zittert. „Was ist Dir?“ fragt der Bruder erschrocken. „Willst Du ein wenig Nahrung zu Dir nehmen? Hier steht sie noch am Feuer! — Oder soll ich Dir ein Tränklein bereiten von wärmenden Kräutern?“ und er wirft geschäftig neues Holz in die Gluth. „Frommer Bruder!“ spricht sie und die weißen Zähne treten seltsam unter der Oberlippe hervor, wie bei einer Leiche. „Mir hilft kein Imbiß mehr und kein Tränklein. Wie's kommen mußte, so kommt's — ich sterbe! Wenn Ihr hört, daß ich zu Fuß mit der Frucht unter meinem Herzen von Gdrz bis hierher gewandert bin, wo ich das Knäblein gebar auf der Heide, allein und hilflos, so kann Euch daß nicht Wunder nehmen! Hört mir die Beichte ab und gebt mir die letzte Delung!“ —

Dem Greis gehen die alten Augen über: „O Du liebliche Blume, wer hat Dich so ohn' Erbarmen gebrochen und weggeworfen, daß Du verborren und entblättern mußtest im Winterturm. Und wir sind auch so ungeschickt in ärztlichen Künsten und müssen Dich so elendiglich umkommen lassen, wo wir Dir doch so gerne hülften!“

„Weint nicht um mich, ehrwürdiger Vater,“ spricht sie ruhig — „mir wird ja wohl sein, ich gehe in den Schoß der allerseligsten Mutter ein. Aber mein armes Kind — es verliert die Mutter, indeß ich die meine finde! Nehmt Euch seiner an, ich bitte Euch, es hat keinen Menschen auf Erden — es ist ganz verlassen!“

„Es soll geschehen nach Deinem Willen!“ spricht der Alte, „daß magst Du Dich in Frieden getrösten — auf daß Du ruhig sterben könntest.“

„So bring mein Knäblein sonder Verzug dem hochwürdigen Abt Konrad von Amatia auf Marienberg! Sage ihm, das verstößene Weib Stwyker's von Reichenberg schicke es ihm — als ihr letztes Vermächtniß — sie habe es in schwerer Stunde der Kirche gelobt und der hochwürdige Herr wird einer armen Seele helfen, ihr Gelübde halten!“

„Um aller Heiligen willen,“ ruft der Mönch: „Vielehle Frau von Reichenberg, Ihr seid's? Ihr, der ganzen Gegend Schutzgeist und guter Engel! Seit neun Monden erst vermählt, so uns rechte Kunde wurde? Wie — sagt mir —

wie kommt Ihr hierher in diese Ginde, ohne Einen Eurer Gefreundeten — verstoßen wie die ärmste Bettlerin, oder gar wie eine Missethäterin!?"

„Ihr sprecht es aus, frommer Vater,“ sagt sie ruhig und ein Strahl des frischgeschürten Feuers fällt erklärend auf ihre weiße Stirn: „Als Missethäterin bin ich verbannt und den Vögeln des Himmels preisgegeben, ich und das Kind, der Sproß eines edeln Hauses. Und dennoch bin ich nicht schuldig, daß ich geziehen ward, wenn es auch Gott selbst gefiel, wider mich zu zeugen!“ Ein neuer Frost überläuft sie und rüttelt sie, wie der Herbstwind das welke Laub vom Baume schüttelt.

„Es ist hohe Zeit — ich will es kurz machen!“ spricht sie mit versinkender Stimme: „Heute sind es eben neun Monde, daß mich der edle Herr von Reichenberg, Ihr wißt es, aus dem Hause der Ramüßer gefreit — und bald darauf zogen wir gen Görz an Albrechtens, des Grafen von Tyrol und Görz fröhlich Hoflager. — Egno von Amatia, meiner Kindheit Gespieler, zog mit uns. O hätten wir's nimmer gethan — ich bin daß keine Stunde froh worden! Die Gräfin von Eppan, ein schönes Weib von höflichen Sitten und Künsten, stahl mir des Gatten Herz und mit ihm sein Vertrauen. Hilflos muß' ich's geschehen lassen, jeden Rathes baar, ein einfältig schlichtes Weib, erwachsen auf der stillen Burg im Unter-Engadein — unkundig der Welt und ihrer Tücke. Und da — kaum vermag ich's zu sagen — da flüstert sie dem Gatten ein — ich und Egno von Amatia —! O frommer Bruder, erspart mir's — wär' nicht mein Blut vom Hauch des Todes schon geronnen, es müßte mir purpurn in die Wangen steigen, vor Scham —!“

„Ich verstehe Euch, edle Frau!“ nickt der Greis.

„Mein Gemahl glaubt der Falschen und — o daß ich's sagen muß — verleugnet sein Kind. Er fordert Egno von Amatia zum Gottesgericht! Ehrwürdiger Vater — des Allmächtigen Wege sind unerforschlich und weise — warum er, der Herz und Nieren prüfet, die Unschuld verließ. Ich kann's nicht fassen — aber es war sein heiliger Wille — und so geschah's. Egno unterlag, erschlagen von der Hand meines Gemahls. Gott selbst hatte für meine Schuld gezeugt! — So verfließ mein getäuschter Gatte mich und sein Kind. „Zieh hin — gebier Dein Kind den Vögeln und den Wölfen zum Fraß und wenn sich milde Hände seiner erbarmen, so sei's verflucht und die mit, die es retten. Sündiger Siebe ist's entsprossen und an sünd'ger Siebe soll's verderben!“ So sprach er, indem er mich von dannen wies. Auf daß nun der Fluch nicht in Erfüllung gehe, frommer Vater, hab' ich das Kind dem Kloster geweiht, noch eh' es der Welt Licht erblickt, denn wo wär' es sicherer als hinter heiligen Klostermauern. St. Gertruden, dem Frauenkloster im Münsterthale strebt ich zu — der trauten Heimath! Dort dacht ich des Kindes zu genesen. War's ein Mägdelein, so sollt es St. Gertruden gehören — war's ein Knabe, so wollt ich's gen Marienberg bringen. Mein Bruder ist dort und der Abt ist mir wohl bekannt und freundlich gesinnt — er ist ein Amatier und wird das Kind, das um seines Verwandten willen verstoßen ward, aufnehmen und erziehen zu einem heiligen Leben in Gott, daß es kein Fluch und keine sündige Siebe gefährden kann. — Schwört mir, daß Ihr ihm all dies berichten wollt, treulich, wie ich's Euch verkündet —!“

„Ich schwör's auf dies Bild der allerheiligsten Jungfrau, die Deinem Schmerzenssohn von nun an Mutter sein wird. Dem Himmel hast Du ihn geweiht — und der Himmel nimmt ihn an, denn die Gabe ist rein. Im Namen der Brüder von Marienberg gelobe ich Dir, sie sollen Dein Kind behalten und bewahren, auf daß der Fluch nicht in Erfüllung gehe!“ Und der Greis besprengt das Knäblein mit Weihwasser und legt die welcke Rechte segnend auf sein Haupt. Die Mutter aber streckt sich plötzlich mit einem wundervollen Lächeln aus. Ihr Kind ist geborgen, jetzt kann sie ruhig sterben! „Gilt Euch, gebt mir die Sterbesacramente, es geht zu Ende!“ Der Greis geht, die Brüder zu wecken — erschrocken kommen sie aus ihren Kammern und versammeln sich um das Lager der Sterbenden. Sie athmet nur noch kurz, und die Sprache versagt ihr. Aber die Lippen vermögen noch die heilige Wegzehrung zu empfangen und zu lächeln.

Todtenstill ist es im Gemach. Die Brüder beten leise, der Greis beschließt die heilige Handlung und macht das Zeichen des Kreuzes über sie. Noch drei schwache Athemstöße — und es ist vorbei. Der Greis drückt die blinden Augen zu und nimmt sanft das schlafende Kind von der Leiche weg. „Komm', armes Kind, die Erde hat keine Heimath für Dich — Du gehörst dem Himmel!“

Er hüllt den Knaben in ein warmes Lammfell und entzündet an der rufigen Lampe eine Fadel.

„Wo wollt Ihr hin, Bruder Florentinus? Wollt Ihr allein in die Winternacht hinaus und mit dem zarten Knaben?“ fragt einer der Brüder: „Sollen wir Euch nicht geleiten?“

„Nein! Mit mir ist des Kindes Schutzgeist — ich bedarf keines Menschen! Ihr bleibt, bei der Leiche zu beten.“

„Wartet wenigstens bis zum Morgen,“ spricht selbst der rauhe Meyer, des Stiftes weltlicher Vorstand.

„Ein Gelöbniß duldet keinen Aufschub!“ sagt der Greis und schreitet mit dem Neugeborenen aus dem Gemach, das die Leiche der Mutter birgt. — Losgerissen vom warmen Mutterbusen ist das Knäblein, losgerissen von allem Leben! Und als empfände das ahnungslose Kind den traurigen Abschied, zuckt es weinend auf und wehrt sich gegen den knöchernen Männerarm, der es trägt. So tritt der Greis hinaus. Zum zweitenmal empfängt die Heide mit wildem Sturmesjauchzen das ausgestoßene heimathlose Kind. Das Schneegestöber hat sich gelegt und eisiger Winterhauch hat die unermessliche Schneebede hart gefroren, daß des Greises Tritte darauf knistern und die flüchtigen Krystalle in Millionen Strahlen ausleuchten, wo der Schein der Fadel hinsfällt. So wandelt der Alte in einer Glorie von Licht mitten durch die Finsterniß. Ihm ist, als wär es Christnacht, und der Engel, der die drei Könige geführt, ziehe auch vor ihm her, das Kind zu geleiten zu seinem heiligen Gespiel in der Krippe — zu dem Kind der Kinder, der Stätte des Heils! Mit sanftem Schein erleuchtet ihm der Stern an des Engels Stirn den Pfad, er fühlt seiner Fittige Wehen machtvoll um die weißen Schläfe rauschen und er lobsinget dem Herrn frühlichen Herzens, indeß er rüstig vorwärts schreitet durch die stürmische, herrliche Winternacht. —

## Erstes Buch.

## Das Kind des Fluches.

## Erstes Capitel.

Hoch oben am Felsen über dem Dorfe Burgeis ragt stolz weitschauend mit himmelanstrebenden Zinnen und Thürmen, eine Hochwacht des Glaubens, das Kloster Marienberg in den düstern Nachthimmel hinein. Zerrissen, wie müde, hängen die Wolken ringsumher an den Bergen und mit erlahmendem Fittig schlägt der Schneesturm an die mächtigen Mauern; er hat sich ausgerast die Nacht über — seine Kraft ist gebrochen. Durch das zertheilte Gewölk schimmert hin und wieder die bleiche sinkende Mondessichel. Unten im Thal kräht ein Hahn allzufrüh den nahenden Morgen an. Droben im Kloster ist Alles noch schlafversunken wie drunten im Dorf. Kein Lichtstrahl erhellt die zahllose Fensterreihe mit den kleinen runden in Blei gefaßten Scheiben. Nur aus der Pfortnerstube im Erdgeschoß schimmert ein verlorener Strahl und hält Wacht für den schlafenden Pfortner. Da ertönen drei Schläge des mächtigen Eisenringes an die hintere Mauer-Pforte. Der Pfortner fährt auf. Die ausgebrannte Lampe sagt ihm, daß es schon gegen Morgen sei. Er geht hinaus, den rasselnden Schlüsselbund in der Hand. Inzwischen wiederholt sich das Klopfen rasch und dringend.

„Wer ist da draußen, zu so früher Stunde?“ fragt er vorsichtig.

„Der Anfang und das Ende: Ein Kind und ein Greis!“ ist die Antwort.

„Wie soll ich das verstehen?“

„Mach' auf — dann wird Dir's kund werden.“

„Da muß ich zuerst den Bruder Guardian holen. Zu so ungewohnter Stunde kann ich nicht öffnen, es sei denn, daß er es gutheiße!“ Und er geht in das Haus und weckt den Bruder Guardian. Erschrocken sieht dieser nach der Sanduhr, er glaubt verschlafen zu sein. Es ist bald Zeit zur Frühmette.

„Kommt eilends heraus!“ ruft der Pfortner: „Ein Fremder begehrt Einlaß — ich wage nicht zu öffnen ohn' Euer Geheiß!“

Der Guardian wirft die Kutte über und tritt heraus.

„Ein Greis und ein Kind soll's sein,“ sagt der Pfortner, während sie über den Hof schreiten.

„Deffne!“ befiehlt der Guardian, denn das Weinen des Kindes belehrt ihn, daß der draußen Wahrheit gesprochen. Der Pfortner schließt auf und vor dem Thor steht, in einem Arm den Säugling, im anderen die Fackel, der Alte von St. Valentin.

„Gelobt sei Jesus Christus! Bruder Florentinus! Wo kommt Ihr her in der rauhen Nacht — und was bringt Ihr uns da für einen winselnden Gast?“ ruft der Guardian und läßt den Greis eintreten.

„Ja, hätt's auch nicht gedacht, daß meine alten steifen Arme noch solch' zerbrechlich zappelnd' Ding umherschleppen sollten. — Aber laßt mich schnell zum hochwürdigsten Abt, auf daß Rath geschafft werde, denn das Knäblein ist hungrig und bedarf weiblicher Wartung.“

„Es wird gleich die Laudes matutinas läuten,“ sagt der Guardian. „Wartet hier im Hofe bis zum ersten Schlag, so seid Ihr sicher, daß kein böser Geist mit Euch über die Schwelle schreitet. Indessen will ich gehen, dem hochwürdigsten Abt Meldung zu thun.“

„Da habt Ihr Recht, Bruder Guardian, das Kindlein soll zur guten Stunde in's Kloster kommen, denn es soll darin bleiben für allezeit.“

Der Guardian fragt nicht weiter, — die Brüder sind gewöhnt, die Neugierde zu unterdrücken und Unerklärliches schweigend hinzunehmen. Er geht hinein und der Pförtner bleibt draußen bei dem Greise. Die Beiden stehen erwartungsvoll, bis der erste Schlag ertönt, der das Heer der bösen Nachtgeister verjagen soll. — Der Greis verlöscht die Fackel, denn das Licht aus des Pförtners Fenster erhellt den engen Klosterhof.

„'s ist ein großer Festtag heute und die Patres haben bis in die Nacht Zurüstungen gemacht,“ sagt der Pförtner. „Ihr habt wohl dessen gar nicht gedacht?“

„Weiß nicht, was Ihr meint,“ sagt der Alte, „'s ist doch keines Heiligen Tag?“

„Heute vor hundert Jahren anno domini 1150 ward der Bau dieses unseres Gotteshauses durch Ulrich von Trasp begonnen und ein großer Dankgottesdienst soll zu Ehren des edeln Stifters abgehalten werden.“

„Wohl ja! Das hätte ich wissen können — Euer Haus ist zehn Jahre jünger, denn das unsere, und auch wir haben vor zehn Jahren unserem Stifter Ulrich Primele ein Dankopfer gebracht!“

„Das müßt Ihr aber nicht vor den ehrwürdigen Brüdern verlauten lassen, daß unser Haus jünger als das Eure sei, denn solches könnt' Euch übel vermerkt werden. Ihr wißt ja wohl, daß unser Gotteshaus vor zweihundert Jahren zu Schuls erbaut und nur hierher verlegt ward, dieweilen es zu Schuls und zu St. Stephan zum öfteren von Feuer und Schneelawinen heimgesucht worden.“

„Weiß wohl, weiß wohl“, nickt der Greis, „hab' auch dem ehrwürdigen Alter Eures Stiftes nicht zu nahe treten wollen! Gott laß es wachsen und gedeihen! Ist es doch ein fest' Bollwerk wider den Verfall klösterlicher Zucht jetziger Zeit, wo — Gott sei's geklagt — St. Benedicti Regel oft nur noch dem Scheine nach gehalten wird. Eurer Strenge Ruf aber widerhallet rühmlich allerorten!“

„Jetzt!“ sagt der Guardian und öffnet dem Greis die Pforte. Von dem Thurm tönt silberhell und feierlich das Glöcklein zur Frühmette. Im Innern des Klosters wird es lebendig. Ein Fenster um das andere erleuchtet sich — doch Alles ohne Geräusch — wie in einem Schattenspiel. Bruder Florentinus tritt in die Halle. Thür um Thür thut sich auf und auf leisen Sohlen schlüpfen die dunkeln Gestalten der Mönche heraus und gleiten unhörbar der Kapelle zu, den langen Kreuzgang hinunter.

Tiefes „Silentium“ herrscht in den dämmerigen Gängen und Hallen — das heilige Schweigen, in dem die schlafbefangene Seele sich anschiebt, zum Gebet zu erwachen. Aber das Weinen des hungrigen Säuglings stört die

feierliche Stille, und erstaunt bleiben die Patres stehen und scharen sich voll Verwunderung und rathlos um das schreiende Kind. Indessen ruft der Guardian den Greis mit dem Kinde in das Refectorium. Die Brüder gehen kopfschüttelnd über den seltsamen Besuch zur Mette. Der Abt, ein ehrwürdiger Herr von nahe an siebzig Jahren, steht im Refectorium, als Florentinus eintritt.

„Was kündet mir der Bruder Guardian für absonderliche Mähr? Du, Florentinus, bringst uns ein Kindlein — ein neugeborenes —! Wo, in aller Heiligen Namen, hast Du das aufgelesen und was sollen wir mit dem hilflosen Säugling?“

„Hochwürdiger Abt, wollet mir ein geduldig Ohr leihen — und dann werdet Ihr Eurer Frage volle Antwort haben. Vor Allem aber sehe ich Euer Gnaden, verstatet, daß ein Weib des Dorfes gerufen werde und dem Kinde Nahrung gebe, denn seit dreier Stunden muß es dursten.“

„Das geht nicht an, Bruder Florentinus, ein Weib hier im Kloster, was kommt Dir in den Sinn! Du weißt ja, daß unsere Ordensregel nur Fürstinnen den Zutritt gestattet!“

„Hochwürden — es muß sein,“ spricht Florentinus furchtlos. „Ich habe der sterbenden Mutter in Eurem Namen gelobt, daß das Kind heute noch in die schützenden Mauern von Marienberg aufgenommen werden sollte, und „er wird einer armen Seele helfen, ihr Gelübde halten“, sagte die Todte. Es ist das Kind der verstoßenen edeln Frau von Reichenberg!“

Der Abt schlägt die Hände zusammen: „Was — wo habt Ihr die gesehen?“

„Wir fanden sie Nächtens auf der Heide, wo sie das Kind geboren hatte, im Schnee. Sie liegt bei uns auf St. Valentin — todt.“

Der Abt greift sich an die Stirn, als glaube er zu träumen. „Die Reichenbergerin, der Engel von Ramüß. Was ist da geschehen?“

„Sie ward verstoßen von ihrem Gemahl um Eures Verwandten Egno von Amatia willen — er erlag im Gottesgericht. Dennoch war das Weib unschuldig, das Kind ist Stwylers von Reichenberg! Aber er gab es den Wägeln des Himmels preis und belastete es mit schwerem Fluche. Daß der Fluch sich nicht erfülle, hat sie es dem Kloster vermacht.“

Da nimmt Abt Konrad das Kind liebevoll in seine Arme: „Ja, arme Waise, hier sollst Du die Heimath finden; auf Erden ist Keiner mutterlos, den die Kirche aufnimmt in ihren Schooß.“ — Dann geht er zur Thür und ruft den Guardian: „Eile sonder Verzug in's Dorf und schaffe ein braves Weib, das des Kindes leibliche Wartung übernehme — das Kloster wird sie reich belohnen. Im östlichen Thurmlämmerlein Frauen Uta's mag sie wohnen, dort ist sie verborgen vor der Brüder Auge. Auch magst Du ihr die Truhe Frauen Uta's öffnen zu ihrem und des Kindes Frommen. Bereite das Gemach, daß es wirthlich sei und wohnlich und das Weib sich nicht als Gefangene dünke!“

Der Guardian eilt hinweg.

„Die Kirche muß einem Jeden geben, was ihm zum Heile, — warum sollte sie den Säugling, der der Mutterbrust bedarf, darben lassen, sie, die Allernährerin — die Allmutter?!“ fährt er fort und reicht dem Alten das Kind

zurück. „In solch unerhörtem Falle ist es auch erlaubt eine Ausnahme von der Regel zu machen, um der Kirche eine Seele zu retten!“

„O Ihr seid groß und weise, frommer Abt!“ ruft der Greis in dankbarer Freude und schaukelt das Kind auf seinen Armen, um es zu beruhigen. „’s ist seltsam, wie schnell man sich an solch’ kleines Ding gewöhnt; ich hab’ schon förmlich mein altes Herz an das Würmlein gehängt, weil’s gar so arm und verlassen ist!“

„Jetzt ist es nicht mehr arm, noch verlassen!“ spricht der Abt ernst. „Wenn die Netze vorüber und des Kindes gewartet ist, dann wollen wir es taufen. Indessen berichte mir des Ausführlichen, wie sich Alles zugetragen; denn das muß Alles aufgezeichnet werden in den Chroniken des Klosters, wie sich gebührt.“

Er setzt sich in den breiten Armstuhl am oberen Ende des Tisches und stützt sich auf die unförmigen Drachenköpfe, die des Stuhles Lehnen bilden.

Bruder Florentinus erzählt gewissenhaft die traurige Begebenheit der Nacht.

„Die Leiche muß geholt werden und in der Kirche bestattet!“ sagt der Abt. „Jedoch ohne Inschrift, denn wenn wir der Verstorbenen Gelübde erfüllen wollen, so muß jede Spur von ihr verwischt werden. Ja, selbst der Knabe darf nie erfahren, wer seine Eltern sind, damit ihn uns Niemand von der Sippenschaft streitig macht.“

„Ihr seid allezeit weise und wählet das Rechte, hochwürdiger Abt,“ stimmt Bruder Florentinus wieder bei.

Da erklingen rasche Schritte auf dem steinernen Boden des Kreuzganges und der Guardian pocht an die reichverschönerste Thür.

„Herein, in Gottes Namen,“ ruft der Abt.

Die Thür geht auf und herein tritt ein schönes junges Weib, dessen voller stattlicher Wuchs nur schlecht von elenden Lumpen umhüllt ist. Bescheiden bleibt es an der Thür stehen.

„Da ist ein Weib, das dem Kinde Mutter sein will — wenn es Euer Hochwürden anstünde?“

„Wie heißest Du?“

„Bertrudis!“

„Sieh’ einmal, nach der frommen Magd Frauen Uta’s von Traßp — unserer edeln Stifterin?“

„Sie war meiner Ahnmutter Schwester.“

„Von guter Art ist dein Stamm — so hoff’ ich, ist auch die Frucht von guter Art!“ sagt der Abt freundlich.

Die Frau schweigt schüchtern.

„Von Ansehen kannte ich Dich schon. Du bist des Fischers Frau, der die Fische des Heidersees für das Kloster zu liefern hat?“

„Ja!“

„Wie alt ist Dein Kind?“

„Zwei Wochen!“

„Ist’s Mägdelein oder Knabe?“

„Ein Mägdelein!“

„Und Du meinst, Du könntest noch ein Kind dazu ernähren?“



„Sechse, wenn Ihr wollt“ — lacht die Frau und zeigt zwei Reihen blendend weißer Zähne.

„Gut, gesund und kräftig“ — sagt der Abt zum Guardian — „aber“ — fügt er lateinisch hinzu und streift die blühende Gestalt mit bedenklichem Blick, „die Brüder dürfen nicht mit ihr zusammenkommen, Du hastest mir dafür, auf daß kein Aergerniß geschehe!“ Dann spricht er zur Amme: „Nun, so nimm das Kind in Gottes Namen! Der Bruder Guardian weist Dir Dein Gemach an und wird sorgen, daß man Dir Dein eigen Kind nachbringe. Im Klostergarten magst Du Dich nach Gefallen ergehen, so lange die Brüder bei der Vesper oder beim Mahle sind, doch nimmer darfst Du das Kloster verlassen. Du stehst von jetzt unter des Ordens Regel und mußt Dich drein fügen zu leben, wie eine Nonne — willst Du?“

Die Frau stutzt ein wenig, dann aber meint sie: „Nun ja! 's wird ja nicht ewig währen!“

Die alten weißbärtigen Männer schauen einander kopfschüttelnd an: „O Weiber — Weiber!“

„Führ' sie hinweg,“ sagt der Abt zum Guardian und legt ihr das Kind in die Arme. „Nun thue Deine Pflicht, dann wird Dir das Kloster reichen Lohn geben!“

Die Frau drückt den Knaben mitleidig an die volle Brust und will ihn küssen. Da wehrt ihr der Abt streng: „Du darfst das Kind nimmer küssen! — Hörest Du? Bei schwerer Pön! Auf daß der Knabe sich nicht schon in der Wiege an weichliche Liebkosung und äppig Zärtlichkeit gewöhne; denn solches ziemt nicht für einen Sohn und künftigen Diener der Kirche. Keines Weibes Lippe soll ihn je berühren — auch nicht die seiner Amme!“

Die Frau schaut auf den Abt mit einem Blick, halb betroffen, halb unwillig. „O du armes Kind!“ murmelt sie in ihrem rthätischen Klauerwelsch. „Aber — wenn's Niemand sieht, küß' ich dich doch!“ denkt sie dabei und folgt dem Guardian hinaus. —

Die beiden Alten schauen einander wiederum kopfschüttelnd an.

„Wer uns das gesagt hätte, Bruder Florentinus, daß wir am Ende unserer Tage noch Ammenschau halten würden?“ lächelt der Abt. „So dringt des Lebens unreine Fluth auch in die festesten Klostermauern herein und bespült den Fuß der heiligen Altäre.“

„Es ist des Starken Pflicht, daß er dem Schwachen helfe!“ sagt Florentinus einfach. „Und solch' niedrigen Liebeswertes schäme sich Keiner, sei er noch so hoch.“ —

Der Abt nickt beifällig. „Komm' nun zum Chor, Bruder Florentin — wir versäumen sonst die Mette.“

Und langsamen Schrittes schlürfen sie den Gang hinunter in den Chor der dunkeln Kirche, die nur von den einzelnen Wachslichtlein der Brüder erleuchtet ist, bei denen sie ihre geschriebenen Gebetbücher entziffern. Lieblicher Lannenduft durchzieht den geweihten Raum, und soweit es der spärliche Kerzenschimmer gestattet, sieht das Auge viel festlich Gewind' von Lannen und rothbeerigen Stechpalmen um Säulen und Bildwerk, womit die Mönche Nächstens-

die Kirche geschmückt für den kommenden Ehrentag. Und froh erhobenen Herzens knieten die beiden Greise nieder mit doppelter Inbrunst das versäumte Gebet nachholend.

Indessen hat der Guardian die Amme durch das weitläufige Gebäude geführt nach dem östlichen Thurm. Ein Schauer überläuft sie, als sie sich die enge Wendeltreppe hinauf tastet, denn der Rienspahn des Guardian, der sie Vorausgehen läßt, wirft ihren Schatten riesengroß auf die steilen Stufen und das dicke Mauerwerk vor und um sie her. Es ist so feucht und kalt, so unheimlich still, so beklemmend eng hier, — es schnürt ihr die Brust zusammen. „Wo soll sie hin? Wie hoch wird sie hinaufgeführt?“ Ihr wird schwindlig. Immer wieder eine Wendung, sie dreht sich mit der Treppe — und die Treppe mit ihr, — sie glaubt sich auf einem Fleck zu drehen und doch kommt sie immer höher und höher hinauf, immer weiter weg von dem trauten Boden, auf dem sie gewandelt bisher, den sie mit ihren Händen bebaut in Armuth und Dürftigkeit, aber arbeitsfroh und frei!

Mühsam klettert sie empor mit dem Kinde, sich oft auf das lose Gewand tretend, denn ihr Fuß hat noch nie eine Treppe erstiegen. In niederer Hütte unter leichtem Strohdach hat sie gelebt und auf Feld und Wiese. Daß der Mensch sich so hoch hinauf bauen könne, hat sie nie gedacht — und eine heimliche Angst erfaßt sie, eine wahre Herzensangst, daß sie nie wieder hier herunter könne!

Der Guardian redet ihr zu: „Nur noch einige Stufen, dann ist's überstanden! Gleich sind wir oben — gleich!“

Aber die Staffeln scheinen immer wieder neu aus sich herauszuwachsen und das „Gleich“ des Führers ist der geängsteten Seele eine halbe Ewigkeit! — Endlich stößt sie fast mit dem Kopf an hölzernes Gebälk und Sparrentwerk. Sie ist unter dem Dach und vor ihr liegt eine niedere Thür mit allerlei seltsamem Eisenbeschlag; dies ist das Thurmkammerlein, das sie bewohnen soll. Sie bleibt verzagt davor stehen, doch der Führer öffnet es, bückt sich und tritt ihr voraus hinein, — auch sie muß sich bücken, um nicht oben anzustoßen, als sie durch die Thür geht. Doch niedere Thüren ist sie gewöhnt, es befremdet sie nicht und innen im Kammerlein ist es nicht so untwirlhlich, wie auf der steinernen lichtlosen Treppe. Ein erster Schimmer des dämmernden Morgenhimmels scheint durch die brillenförmigen Scheiben des kleinen Thurmfensterleins herein. Es ist nur ein schmaler Ausguck, hoch oben in tiefer Mauernische, aber es führen drei steinerne Staffeln hinauf und ein steinerne Sitz ist daran gebaut, auf dem man hinaus schauen kann in's Weite oder hinab in's Thal, wie man mag. Eine schlichte vom Alter angebräunte Bettlade mit schwerem hölzernem Dach, wie ein kleines Häuslein für sich, mit Vorhängen von verblichener byzantinischer Seide behangen, steht an der Wand. So alt und ungefüg sie auch ist, dem armen Weib, das nur gewohnt war, auf Stroh zu schlafen, erscheint sie befremdlich schön und ihr ist, als läge Jemand darin verborgen, ein Vornehmer, vor dem sie sich ehrfürchtig neigen und leise sprechen müsse, um ihn nicht im Schlummer zu stören. An den vier Bettpfosten sind pausbäckige Engelsköpfe geschnitten, eigentlich nur Augen mit Gesichtern und ein paar Flügel daran.

Die Wände sind weiß getüncht und mit Heiligen bemalt. Auch das kleine elfenbeinerne Crucifix über dem verschoffenen, gestickten Betschemel grüßt sie vertraulich und im Kamin prasselt ein gasflich Feuer. Es ist ein alt-ehrwürdig Kämmerlein und es weht sie an beklemmend und andächtig wie aus einem Reliquienfchrein, halb nach vertrockneten Rosenblättern und halb nach Moder. Der Guardian zeigt ihr eine große wurmfichige Truhe voll köstlichen Sinnens, Staub wirbelt auf, als er den schweren Deckel öffnet und kleine Spinnen laufen heraus.

„Siehst Du,“ spricht er freundlich: „Du bist in dem Gemach, das Frau Uta von Trapp, unseres gebenedeiten Stifters Ehefrau, einst bewohnte, wenn sie von St. Gertruden zum Besuch herüber kam. Diese Truhe voll Sinnenzeug hat sie hier stehen gehabt zu ihrem Gebrauch und hat verfügt, daß, wer von Gästen hier wohne, sich des zu seinem Nutz und Frommen bedienen dürfe. So magst Du nun Dich und das Kindlein drein hüllen, es wird Euch Segen bringen, denn Frauen Uta's und ihrer Mägde reine Hände haben es gesponnen und haben sie manch brünstig Gebetlein dabei gesprochen.“ Vertrudis blickt finnennd darauf nieder. Es bewegt sie, daß ihrer Ahne, der frommen Vertrudis, Finger diese Fäden schlingen halfen, in die sie sich jetzt hüllen soll. Aber sie nimmt sich nicht die Zeit, die Schätze auszupacken, es erbarmt sie des hungrigen Kindleins.

„Geht nun, Bruder Guardian,“ spricht sie, „daß ich dem Kind zu trinken gebe! Und wenn mein Mann kommt mit meinem Mägdelein, so schickt ihn gleich herauf.“

Der Guardian macht ein bedenkliches Gesicht: „Der Mann daherauf zu Dir? Das wird nicht thunlich sein! Du hast's ja gehört, daß Du nun unter der Klosterregel stehst!“ —

Die Frau fährt erschrocken auf: „Was, mein Mann soll nicht zu mir kommen dürfen — ich soll ihn nicht mehr sehen? Dann nehmt nur Euer Kind wieder! Dann bleib' ich nicht, dann geh' ich fort auf der Stelle.“

„O, Du heftig wild Geblüt!“ ruft der Guardian erschrocken: „willst gleich oben hinaus? Denk' doch an des Ortes Heiligkeit, da Du Dich befindest — willst Du durch gattlich Beisammensein und minnig Getändel unsern keuschen Brüdern Aergerniß geben?“

„Das ist mir einerlei! Ich will meinen Mann hintwieder sehen, sonst sterb' ich vor Herzeleid, hätt' ich das gewußt, wär' ich nimmer kommen — nimmer!“

„Denk' an den großen Lohn — Du wirst reich werden durch des Klosters Dankbarkeit, Dein Haus erhöhet, Dein Mann vielleicht frei, abgelöset von des Klosters Hörigkeit“ —

„Das ist mir alles Eins,“ wiederholt die Frau immer heftiger: „Wenn ich meinen Mann nicht mehr sehen soll, so bleib' ich nicht — macht, was Ihr wollt!“ Und sie legt das Kind auf das Bett und will an dem Guardian vorbei aus dem Zimmer eilen. Doch der hält sie zurück: „In aller Heiligen Namen — bleib'! Willst Du das arme Kind verhungern lassen? Ist ja weiter

kein Weib im Dorf, das es nähren und seiner warten kann. Bist Du so grausam?"

Das Weib bricht in Thränen aus — und wendet sich wieder dem Bette zu: „Nein, Du sollst nicht verhungern, arme Waise, Du kannst ja Nichts dafür!“ — und sie setzt sich auf den Rand des Bettes, nimmt das Kind erbarmungsvoll in die Arme und legt es unbekümmert um den Mönch an ihre Brust. Das Kind trinkt mit Begierde, indeß ihr Thräne um Thräne darauf niederfällt. Der Guardian steht abgewandt rathlos da. Es gedenkt ihm noch aus seiner Kindheit, daß er die Mutter nicht erzürnen durfte, während sie den kleinen Bruder säugte, weil zornig schäumende Milch den Kindern nicht gedeihe. Was soll er thun, um sie zu beruhigen?

„Höre mich,“ spricht er endlich. „Ich weiß noch einen Ausweg für Dich — ich will Dir erlauben, Deinen Mann hinweg außerhalb der Klosterpforte zu sehen, jeweils ein halb Stündlein, — das nehm' ich auf mich. Ist Dir das genug, so ist uns Allen geholfen, dem Kind, uns, und Dir!“

Das Weib athmet auf; sie nickt stumm mit dem Kopf. Es ist doch besser als Nichts — und sie fühlt es, sie kann das Kind nicht verhungern lassen — sie könnte ihres Mannes doch nie mehr froh werden, wenn sie so schwere Sünde um seinetwillen auf sich geladen hätte.

„Bist Du damit zufrieden?“ fragt der Guardian wieder, da er ihr Nicken nicht sieht. Das Kind hat sich satt getrunken und ist entschlummert. Sie legt es wieder auf das Bett, sie kann nicht reden, sie geht auf den Guardian zu und küßt ihm unter Thränen die Hände.

„So ist es recht!“ sagt er, froh der glücklichen Wendung. „Ich will sehen, ob dein Mann schon mit dem Kinde harret, dann magst Du hinter dem Pförtchen mit ihm sprechen, bisweil ich das Kind zur Taufe trage. So soll es Dir allwöchentlich einmal gestattet sein. Ich will Dir auch vom Bruder Zimmermann eine Wiege schnitzen lassen, darenin Du das Kindlein legen magst und Du wirst sehen, daß es Dir an Nichts gebrechen soll.“

Der Mönch hat die Thür hinter sich geschlossen und die Frau steigt zum Ausguck hinauf und drückt ihre heiße Stirn gegen die runden Scheiben. Sie kann schon im Frühlicht die Dächer von Burgeis tief unten im Thale sehen und die zerstreuten Hütten rings am Abhang und jenseits an den frisch beschneiten Bergen. Auch die ihre ist darunter, sie unterscheidet sie ganz deutlich, denn ihr starker, ihr fleißiger Mann hat sie besser und größer erbaut als die anderen und das Strohdach mit wuchtigen Steinen beschwert. Das Krähen der Hähne von Nah und Fern dringt aus der Tiefe herauf — so heimathlich! Auch ihrer ist dabei — sie kennt seine Stimme! Sie legt die Hand über die Augen, ihr ist es wie ein Traum, daß sie da herauf gestiegen in die einsame Thurmkammer, so allein, so hoch — hoch oben — wie gefangen. — Ach wär's doch nur ein Traum und erwachte sie im Arm ihres Mannes in der heimischen Hütte, sie würde gewiß nimmer folgen, wenn sie Einer hier heraufholte von dem warmen Herzen des Gatten weg! Wie hat sie's nur thun können — nur einmal thun können?

## Zweites Capitel.

Die Mette ist vorüber. Der Convent ist in die unterirdische Stifthsalle hinabgestiegen, um vor den Bildern der Stifter ein Dankopfer zu begehren. Diese Halle ist die älteste des Klosters; in ihr hielten die Brüder vor hundert Jahren ihre Andacht, solange der Klosterbau noch nicht vollendet war. Bischof Adalgott von Thur hat sie geweiht und ist im Bilde dort geblieben. Seitdem ist es Brauch, daß alljährlich am Stiftungstage ein Dankopfer hier vollzogen wird, zu Ehren des ehrwürdigen Bischofs und der edeln Patrone des Hauses, deren Bilder hier bewahrt werden, im sicheren Schuß der unterirdischen Gewölbe.

Auch hier hat der Brüder frommer Sinn heute schön gewaltet und die feuchten Mauern im dunkeln Erdreich, wo die Wurzel nistet, verkleidet mit dem frischen Grün der Wipfel, die oben lustig in den Lüften spielen. — Und als wäre der warme Sonnenschein, in dem die fleißige Klosterbiene ihren Vorrath gesammelt, in dem Wachs verborgen gewesen und habe nur der Befreiung geharrt, so strahlt von den dunkeln Wänden der Glanz der Kerzen wieder, die in zwei siebenarmigen Standleuchtern brennen. Natürlicher Weihrauch, tannentwürgiger, erfüllt die dumpfe unterirdische Luft; zähe durchsichtige Thränen von Harz hängen gelb funkelnd an den frisch gebrochenen Reifern wie Tropfen von flüßigem Topas. Milde lächelnd schauen die Bilder Ulrich's von Trasp und seiner geschleierten Gemahlin Uta aus dicken Kränzen von Heidekraut und Raute herunter und der Spruch: „Nur die leben, die der Welt gestorben“, der auf goldenem Bande aus dem Munde des Stifters hervorgeht, leuchtet im Schimmer der Kerzen auf, wie Flammenschrift. Darüber prangen als kostbare Heiligthümer die beiden Schilde Ulrich's von Trasp, der Schild des Glaubens mit goldenem Kreuz im weißen Feld, den ihm seine Glaubensgenossen im Sarazenenland geschenkt, und der Schild seines Hauses mit dem Regenbogen.

Der Opferdienst ist beendet. Der Abt jedoch hält die Brüder noch zurück zu eiliger Berathung. Die Patres sitzen schweigend in der Runde und lauschen aufmerksam der Erzählung des Abtes von dem Schicksal der unglücklichen Reichenbergerin. Es sind stolze Gesichter, die da gedankenvoll vor sich hinblicken, stolz auf übermenschliche Siege, stolz auf das Bewußtsein, einem Verband anzugehören, der aus den Trümmern des versunkenen Römerthums, aus der greuelvollen Auflösung aller bestehenden Ordnung, der Völkerwanderung und Hunnenüberschwemmung mit eiserner Kraft die Würde der Menschheit, den weltüberwindenden Gedanken gerettet hat und ihn bewahrt in sicherer Klause für spätere gereifere Geschlechter. Nur ein einziges Gesicht paßt nicht in das stilvolle Bild und seinen düstern Rahmen. Es ist ein gutmüthig verschmitztes, lächelndes Epicuräer-Gesicht mit feisten Wänglein und durchdringend klugen blizenden Augen unter grauen buschigen Brauen. Es ist Bruder Wyso, der Geschichts- und Rechtskundige des Klosters, der lachende Philosoph, der Alles kennt und Alles gehen läßt, wie es geht. Die Welt liegt unter ihm in der Vogelperspective, er sieht sie so klein, so winzig — das ganze Menschengetriebe ist ihm ein Ameisenhaufen, gar kurzweilig und possierlich: wie sie bauen, sich bekriegen, sich paaren und endlich sich begraben — er beobachtet es vergnüglich, ohne Lieb' und ohne

Haß, wie den Ameisenstaat oder den Bienenkorb. Er ereifert sich nie darob, wie es sein könnte und müßte; er begnügt sich mit der Erkenntniß dessen, wie es ist. Sie feinden ihn an im Kloster, um dieser „Lauheit“ willen. Auch hat er ein „wüßtes Maul“ und führt jeweils lose Reden, die den Brüdern Aergerniß geben; denn die ernste Regel St. Benedicti verbietet unnütz und lächerlich Gespräch, es sei denn zur Erlustigung eines Kranken oder Traurigen. Aber sie können ihm doch Nichts anhaben, denn sein Wandel ist ohne Tadel in allen Hauptsachen und seiner Gelehrsamkeit ist auch Manches zu Gute zu halten. Er muß gar viel lesen von unreinen Dingen, von dem Thun der Menschen, was den andern Brüdern erspart und verborgen ist.

Bruder Wyso ist ein Mann zwischen fünfzig und sechzig Jahren, wohlbeleibt und ein wenig kurz von Athem; denn obgleich der heilige Benedict das Fleisch verbietet, gibt es doch manch andere gute Gottesgabe, und Bruder Wyso liegt gern erlaubten Tafelfreuden ob. — Er macht auch heute kein allzulustig Gesicht, denn der Abt hat sie Alle versammelt mit nüchternem Magen und ihnen nach der kalten Mette den Morgenimbiß nicht verstattet. Er versteckt unbehaglich fröstelnd die kurzen dicken Hände unter den Ärmeln des Cucullus und klopft sich mit den Fingern der rechten auf den Rücken der linken Hand. Dabei schielt er mit einer Art schadenfroher Neugier auf den Bruder Correntian neben ihm, ob er keinen Zug eines menschlichen Bedürfnisses auf dessen steinernem Antlitze zu entdecken vermöge; aber der scheint Nichts davon zu merken und das steinerne Gesicht ist mit vollster Aufmerksamkeit auf den Abt gerichtet. Dieser Bruder ist der strengste Gegensatz von dem behaglichen Mönchlein, neben dem er sitzt. Ein edles, aber von mancherlei Ansechtung gefurchtes Antlitz, von künstlicher Ruhe versteinert, — ein hoher hagerer von Cilicium, Geißelung und Kasteiung zermarterter Leib und tiefe, dunkle, grollende Augen, grollend über den gebuldigen Himmel, der nie herabfällt, die Sünder zu zerschmettern, das Licht, das Böse wie Gute bescheint, über rothe Wangen und weiße Arme, denen man so oft in den Dörfern begegnet — über Alles, was sie sehen, was sich freut und gedeiht, genießt und genossen wird. Es ist, als wäre es dunkler um ihn her, als würde er einen tieferen Schatten, denn die Anderen, und ein weiterer Spalt ist zwischen seinem und seiner Nachbarn Stuhl als zwischen denen der Uebrigen. Auf seiner linken Seite sitzt Konrad von Ramuß, der verstorbenen Frau von Reichenberg Bruder, ein schöner Mann von etlichen zwanzig Jahren. Er ist erst seit Kurzem im Kloster, denn er war Weltpriester und war ein beredter Mund zum Ruhme des Herrn. Aber seines Leibes Schöne und seiner Stimme Wohlklang dienten dem bösen Feind als Waffe wider sein heilig Bestreben und verkehrten Gutes in Schlechtes. Thörichter Frauen zu viele gab es, die in sündiger Liebe für ihn entbrannten und mehr des holden Mundes dachten, dem die heiligen Lehren entfloßen, denn dieser selbst, mehr des Dieners, als des Herrn. Solch Aergerniß verdroß den redlichen Eifer Konrad's. Es war ihm zu wiederholten Malen geschehen, daß Frauen ihn im Beichtstuhle zum Vertrauten ihrer sündhaften Gefühle für ihn selbst machten und ihm vor keuscher Scham darob das Blut in die Wangen stieg. Da entfloß er der Welt, legte die verhängnißvollen Gaben der Natur in frommer Demuth auf den Altar des

Herrn nieder und verbarg sich in Klostereinsamkeit. Seit einem Jahre ist er nun Mönch und hat die Zelle nicht verlassen, denn zum Gottesdienst und gemeinsamer Erholung mit den Brüdern. Jetzt ist Friede in ihm und ob er gleich weiß, daß er noch weit habe bis zur wahren Vollkommenheit, strebt er ihr doch freudig und hoffnungsvoll zu — seine Pflichten sind sein höchstes Glück. Was ist ihm alle Seligkeit der Erde gegen dies Bewußtsein?

Das Auge des greisen Abtes hängt, während er spricht, mit besonderem Wohlgefallen an der reinen hohen Stirn, umwallt von blondem Gelock, die finnen auf der weißen, schmalen Hand, ruht und der alte Florentinus hinter dem Sessel des Abtes muß unwillkürlich der stillen, friedlichen Leiche denken, die oben auf St. Valentin liegt. Selbst im Tode ist die Ähnlichkeit der Geschwister zu erkennen, und die Thräne, die dem Auge des Mönchs um das traurige Loos der Schwester entquillt, bestätigt die Verwandtschaft.

Noch manch wunderbar ernstes edles Antlitz taucht da auf aus dem dunkeln Kreise im Schein der niederbrennenden Kerzen neben manchem vertrockneten, harten und eckigen — wie ja der gleiche Boden die verschiedensten Früchte trägt. Da sitzt Bero, der Älteste der Brüder, ein bescheidener, aufgeklärter Herr, aber von strengen Grundätzen, den der Convent schon im Stillen zu des Abtes Konrad I. Nachfolger erwählt hat, wenn der alte Herr zu den seligen Kirchenvätern versammelt würde. Dort Konrad, „Stiero“ genannt, zum Unterschied von Konrad dem Abte und Konrad dem Kammerer, ein Mann wie sein Uebername, ein Stier mit breitem Genick und eckiger gewaltiger Stirn, fast wie die Heiden den Jupiter Ammon abbildeten, den die Kirche nach so schweren blutigen Kämpfen gestürzt. Er ist kein Mann von feinem Denken, aber ein starkes Bollwerk des Glaubens und des Klosters. So lange Konrad Stiero da ist, wagt sich kein Feind heran, denn seine Faust und sein zorniger Muth sind allerorten bekannt und Keiner fordert sie ohne Noth heraus. Da ist Bruder Engelbert, der Maler, der die schönen Bilderschriften macht, Candidus, der Vorfänger, Porphyrius, der Bildhauer, der die Grabkreuze und Denkmäler für die gestorbenen Brüder meißelt — Cyriacus, der Lateiner — und wie sie Alle heißen; auch Josephus, der hagere Bruder Zimmermann, sitzt bescheiden im Hintergrund, ahnungslos, daß sein nächstes Geschäft sein soll — eine Kindertweige zu schreinen.

Der Abt hat die traurige Erzählung beendet und schließt mit den Worten: „Ihr seht, meine Brüder, hier hat die Brandung der sündhaften Welt, blind waltend, ein junges Leben an unserm rettenden Strand geschwemmt. Doch sagen wir nicht, blind waltend; nein, es ist gewiß eine höhere Fügung, daß uns dies Kind gerade heute am Ehrentage unseres Hauses gebracht wurde! Ich habe Euch nun Alle versammelt, um mit Euch zu berathen, ob wir es aufnehmen sollen, oder hinausstoßen in das wüste Meer des Lebens.“ „Aufnehmen! Aufnehmen!“ ruft die Mehrzahl der Brüder stürmisch durcheinander; aber der finstere Correntian ruft gebieterisch „Halt!“

Die Brüder sehen ihn betroffen an. „Wenn unser hochwürdigster Vater, der Abt, unsere Meinung hören will, so mag er meine Warnung vernehmen! Thut's nicht, hochwürdiger Vater — thut es nicht, meine Brüder — nehmt dieses Kind nicht auf.“

Die Brüder murmeln sich unwillig zu; er aber fährt unbeirrt fort: „Es ist ein Kind des Fluches — es wird den Fluch unter unser Dach tragen!“ — „Das arme, schuldblose Kind!“ murren die Brüder in die Runde.

„Schuldlos oder nicht — es büßt die Schuld seiner Erzeuger; denn auch die Mutter ist nicht frei von Schuld. Sie hat in leichtfinniger Verblendung in weltlichen Freuden geschwelgt — sie hat sich des Jugendgespielen Höflichkeitun so lange gefallen lassen, bis der Gemahl Verdacht geschöpft und wer weiß — wenn es so fort gegangen wäre, wie weit es noch —“ „Halt ein!“ donnert ihn eine volle glockenreine Stimme an! „Wage es nicht, die Todte zu beschimpfen, ihr lebt noch ein Bruder, sie zu rächen.“ Konrad der Kamäher steht vor ihm mit erhobener Faust und bleicher schmerzbebender Lippe: „Ich kenne dies keusche, edle Herz, wie ich mich selbst kenne — sie ist gestorben, wie eine Heilige und kein Makel komme auf sie, so lange ich die Augen offen, und Thränen habe, sie zu beweinen!“

Der finstere Mann schaut ihn ruhig, kalt, durchbohrend an: „Was ist Dir dieses Weib?“

„Du hörst es ja — sie ist meine Schwester!“

Da wendet sich Correntian mit einer unbeschreiblichen Wendung des Kopfes an den Abt: „Ich frage den hochwürdigen Abt — ich frage den ganzen hier versammelten Convent: Hat ein Benedictiner eine Schwester?“ —

„Nein!“ ertönt es langsam und leise, wie zögernd, von Aller Lippen.

Der Kamäher schlägt sich vor die Stirn und eine bittere, brennende Thräne entringt sich den gesenkten Wimpern. Ein Augenblick tiefen, peinvollen Schweigens, ein kurzer Kampf — dann neigt er den jugendlich stolzen Nacken demüthig vor dem Abt: „Strafe mich, mein Vater — ich habe mich schwer vergessen!“

„Bitte Deinen Bruder auf den Knien um Verzeihung!“ sagt der Abt traurig: „Daß Du Dein Herz immer noch nicht losgerissen von den irdischen Fäden, daran es hängt, so daß Dich selbst gegen deinen geistlichen Bruder der böse Zornteufel aufstacheln konnte, um einer irdischen Schwester willen — das magst Du durch vierzehnnächtliche Bußübungen sühnen.“ —

Der Kamäher küßt des Abtes Hand: „Ich danke Dir, mein Vater, für die milde Strafe!“ Dann kniet er vor dem Beleidigten nieder und drückt den Saum seines Gewandes an die Lippen: „Vergib mir, mein Bruder!“

Der starre Mann hebt ihn auf mit der gewöhnlichen Formel: „Möge Gott Dir vergeben, wie ich es thue!“

Die Brüder stehen stumm im Kreise, keines Einzigen Miene verräth, was er denkt. Der Büßende aber sinkt erschöpft auf seinen Stuhl zurück und kalter Schweiß perlt ihm von der Stirne. Correntian fährt fort, als wäre Nichts geschehen: „Ich sage also: das Kind büßt den Leichtfinn seiner Mutter, die mehr der Kurzweil gedacht hat, als Gottes und ihres heiligen gesegneten Standes, sonst hätte nimmer der Herr solch Strafgericht über sie verhängt. Dies Kind ward im Mutterleibe schon dem Bösen geweiht — es ist seine Beute — wir entreißen es ihm nicht, wir loden ihn nur an, mit uns darum zu kämpfen!“

Da erhebt sich Konrad Stiero, der breitgestirnte: „Pfui der Schande, Bruder Correntian! Seit wann fürchten wir Marienberger uns vor dem Teufel?“



Wahrlich, solch feig' Gerede steht Dir schlecht, der Du Dich eines steinernen Herzens rühmst. Sind wir nur dazu da, uns in sichern Mauern einzusperrn, zu beten und uns den Bauch vollzustoßen in müßiger Gottseligkeit? Kennst Ihr das für's Reich Gottes kämpfen, wenn Ihr, sobald sich's drum handelt, eine arme Seele vor dem Fegfeuer zu retten, die Finger an die Ohrkläpplein drückt, wie verbrannte Kinder und schreit: „Au — das ist heiß, daran wollen wir nicht rühren?“ Gebt mir den Knaben, ich will mit ihm in die Wildniß gehen, wenn Ihr Euch fürchtet, ihn hier zu behalten — und mich mit der ganzen Hölle um ihn balgen!“

„Du führst wieder ungeschlacht' und rauhe Worte im Munde, Bruder Stiero“ — sagt der Abt; „doch es sei Dir verziehen um der guten Meinung willen. Ja, Bruder Correntian, mich dünkt, er habe Recht und es wäre das erste Mal, daß wir feige zurückschreckten, wenn es gälte, der Hölle eine Seele zu entreißen. Wie stünde es um das Reich Gottes, das wir verwalten, wenn es nicht stärker wäre als die Hölle?“

„Wol ist es stärker,“ sagt Correntian mit hochgehobener Stirn, „und es wird und muß einst siegen, das Licht muß die Nacht auffaugen; aber so oft noch die irdische Nacht den irdischen Tag verdrängt, so oft noch wird das Reich der Nacht siegen über das Reich des Lichts, bis der Tag der Erlösung kommt — der Tag, da Gottes Geduld ein Ende nimmt und er diese Erde in Stücke schlägt.“

„Und sollen wir deshalb uns feige des Kampfes begeben?“ fragt der Abt wieder.

„Nein, nimmermehr kann dies meine Meinung sein,“ spricht Correntian, „doch fragt sich's, was des Kampfes Preis? Ist dieser Wechselbalg von Sünd' und Unglück, den schon der Teufel in seiner Gewalt hat — ist er ein Kampfpriest, werth mit bösen Geistern drum zu ringen, die Jeder sich am Liebsten von der Schwelle hält? Auch wo der Sieg ist, kann ein einzeln Häuflein unterliegen. Und während die Kirche triumphirt, können Kirchen und Klöster fallen! Auch das unsere! denn die sind mit verflucht, die den Knaben retten! Wenn des Vaters Segen den Kindern Häuser baut und der Mutter Fluch sie niederreißt — soll dann des Vaters Fluch ohnmächtig sein? Wie könnet Ihr denn glauben an des Segens Kraft, so Ihr nicht glaubet an die Kraft des Fluches?“

„Gott ist gerecht, er straft die Unschuld nicht!“ läßt sich nun auch Bero vernehmen.

„Wofür wären wir denn erwacht aus des Heidenthumes Finsternissen zum hellen Lichte des heiligen Geistes, wenn wir, wie die Alten, an ein blindes Fatum glauben wollten, von einem Fluch heraufbeschworen?“

„Der Teufel — der Teufel ist das Fatum der Alten und der bleibt sich immer gleich!“ ruft Correntian: „Elternfluch reißt einen Riß in menschlich göttliche Natur und Ordnung, darein die Höllensaat rasch ihre Wurzeln schlägt — daß sie fortwuchernd gleich gift'gen Pilzen um sich frißt!“

„Wol,“ entgegnet Bero klaren Auges; „Du magst wahr sprechen, Bruder Correntian, aber so wir nicht im Stande wären, durch des heiligen Geistes und des reinen Willens Kraft der Hölle Saat auszurotten, dann gäbe es keine

Schuld auf Erden! Dann wären wir willenlos Spielzeug des Satans ohne Schuld und Verantwortung und könnt' uns der Herr nimmer am jüngsten Gericht fragen: Warum thatest Du so?"

Die Brüder und der Abt murmeln ihm Beifall, nur Wyso und Correntian schweigen.

„Ich frage Euch,“ spricht Bero weiter; „so uns Gott Gewalt verliehen, zu wählen unseres Lebens Wege, ob wir wollen wandeln der Tugend oder der Sünde Pfad, sollten wir unfähig sein, diesen Knaben auf der Tugend Pfad zu leiten, wenn wir Alle uns um ihn schaaren, jeden Gedanken seines Hauptes, jede Regung seines Herzens, jeden Blick, jeden Athemzug bewachen?“

„Und sie kommt doch!“ spricht es plötzlich wie Geisterhauch aus der fernsten Ecke der Halle. Alle Augen wenden sich nach der Richtung. Ein kleines Mönchlein lehnt dort im Halbdunkel des vorspringenden Pfeilers, grau und unscheinbar, wie ein Erdmännlein, aber leuchtenden Auges, als könne es mit diesem Blick der Erde Tiefen durchdringen, und hell blüht der freundliche Strahl durch die nächtliche Halle.

„Sieh' da, unser weiser Bruder Eusebius,“ spricht der Abt, „das ist ein selten Ereigniß, wenn Du Deine Thurmzelle verlässest, dem Rath der Brüder beizuwohnen, und wichtig muß der Anlaß Dich bedünken, denn nur bei solchem öffnest Du die Lippen. Sag' an, was meinst Du? Wer oder was wird kommen?“

Der Greis schaut ihn lächelnd an: „Verstehst Du mich denn nicht?“ spricht er, und sinnend ruht sein Auge auf dem erregten Kreis. „Nur zwei der Rechte gibt's: des Himmels und des Menschen Recht! Des Menschen Rechte sind sein Antheil an der Schöpfung Freuden. Wirft er sie hin aus freiem Antrieb für des Himmels Recht, that er das Höchste, was der Mensch vermag, und die Engel singen ihr Heilig über ihm. Nimmer aber dürft Ihr sie ihm, wie diesem Kinde, in der Wiege stehlen, denn von dem Schöpfer sind sie ihm verliehen und diesem greift Ihr vor! Erzieht den Knaben — doch erzieht ihn frei — und laßt ihn wählen, so er reif zu wählen ist. Ist er berufen, so bleibt er treu, auch ohne Zwang. Doch ist er nicht berufen — besser, Ihr laßt ihn ziehen, denn daß er wider Willen bei Euch bleibe, mit getheiltem Herzen, halb an der Welt, halb an der Kirche hängend — ein zerspalten Werkzeug, das in der Hand zersplitternd auf den zurückprallt, der's gebrauchen will! Denn die Stunde kommt ihm, die Keinem ausbleibt! Macht, was Ihr wollt — sie kommt ihm, wie sie unsrer Jedem kam. Ihr wißt es wol, nur die Beruf'nen fliegen, die Schwachen gehen unter in dem Widerstreit von Lust und Pflicht. Divisum est cor eorum, nunc interibunt — ist ihr Herz getheilet, gehen sie zu Grund. Euch aber bringt es weder Ruhm noch Lohn, denn auf den Geist kommt's an — nicht auf die Zahl der Diener unserer Kirche; und nimmer ist ein unfreiwillig Opfer lieblich vor des Herrn Auge!“

Da schlägt Konrad Stiero gewaltthätig mit der Faust auf des Stuhles Armlehne: „Was Geist — was Menschenrecht — berufen oder nicht! Wir brauchen Arme, das Kloster zu beschirmen, denn es sind schlechte Zeiten und die Ritterschaft ist neidig unseres Guts und Ansehens. Da heißt's sich wehren,

wie man kann. Sperrt ihn ein und hütet ihn wohl, so ist er unser und weiß nichts Anderes!"

"Ich weiß nur eine Sicherheit," spricht Correntian ruhig: „die wäre: den Knaben zu blenden!"

Ein Aufschrei des Entsetzens entfährt Aller Rippen.

"Pfui über Dich, Bruder Correntian — bist Du ein Mensch?" ruft Bero empört.

"Seht, wie Ihr erschreckt bei einem bloßen Wort! Ihr Schwachen, nennet Ihr den Arzt grausam, der mit einem raschen Schnitt langer, ja ewiger Qual vorbauen will? Wer mir die Qual des Augenlichts genommen hätte und seiner tausendfachen Heimsuchung, da ich noch schlummernd in der Wiege lag — ich wollt' ihm danken als meines Lebens Wohlthäter! Doch — fürchtet Nichts; wol weiß ich, daß unseren Händen kein Blutvergießen ziemt und nur ein Gedanke war's — ein Gedanke der Barmherzigkeit!"

"Groß bist Du, Correntian — doch fürchterlich in Deiner Strenge!" spricht der Abt und die Brüder stimmen ihm schauernd bei. Das Erdmännlein aber lehnt ruhig und still an seiner Säule — es weiß von keinem Staunen, keinem Schauder — es stehen gar vielerlei Gewächse im Garten des Herrn, giftig tödtliche neben heilsamen und nährenden und alle haben ihren Zweck. Das weiß Bruder Eusebius ganz gut, denn der Dinge Zusammenhang und Wesen liegt klar vor seinem Forscherblick. Er ist der Kräuterkundige, der Astronom und Arzt des Klosters. Er beobachtet das geheime Wachsthum der Wurzel und des Saatkorns im Schooß der Erde, wie den Lauf des Blutes im Menschenleib und den Lauf der Gestirne am unermesslichen Firmament — und er sieht in Allem dieselbe Ordnung, dasselbe große unerbittliche Gesetz, wider das sich die Creatur ewig auflehnt und das sich ewig durch sich selber rächt. Aber er spricht jetzt Nichts mehr, denn er sieht schon, daß es vergeblich ist!

Ronrad Stiero läßt sich nicht irre machen: „Ich sage Mauern — das ist die beste Sicherheit! Laßt Himmel und Hölle sich um ihn streiten — unsere Mauern sind fest, wir lassen ihn nicht heraus!"

Da faltet das Männlein die Hände und denkt mit mitleidigem Lächeln: „O Menschenwitz, o Menschenweisheit!"

"Laßt mich nun auch einmal reden —" wendet sich Bruder Wyso an den Convent: „Nehmt mir's nicht krumm. Ihr seid Alle Träumer und drescht eitel Stroh. Das Geduldsfädlein kann Einem reißen, wenn man mit leerem Magen solch müßig Gered anhören muß! Handelt sich's denn hier um den lieben Gott und um den Teufel? Und mit welchem davon man's am wenigsten verderben dürfe? Hier handelt sich's vor allen Dingen um das Gesetz — eine Kleinigkeit, die Ihr ganz vergessen habt, wie mich bedünkt. Wollt Ihr das Kind als Gast behalten und dies alte Haus zu einer Kinderstube machen, wol, das kann man Euch nicht wehren; ist weder in den Canones, noch in der Regula St. Benedicti verboten, Heimathlosen Obdach zu geben, so lang sie's brauchen. — Wollt Ihr aber den Knaben in den Orden aufnehmen und Euer feierlich Zungengeläut verkündet so was, so sind wir eines Tages mit Bann

und Interdict belegt, daß kein Dieb am Galgen mehr die Absolution von uns begehrt!"

Unter den Brüdern entsteht eine unwillige Bewegung.

„Aha — jetzt wird's lebendig im Ameisenhaufen! — Geld? daran habt Ihr nicht gedacht, daß im zehnten Canon des tridentinischen Concils unter Papst Clemens III. dem Orden verboten wird, Kinder vor den Jahren der Zurechnungsfähigkeit ohne ausdrückliche Einwilligung der Eltern aufzunehmen? Was? Habt Ihr Lust, es mit Papst und Bischof, mit Kirchengesetz und Bann um den Säugling aufzunehmen? Ich däch', das wär' ein wenig schlimmer, als mit dem Teufel anzubinden!"

„Wahre Deine Zunge, Bruder Wyso! Denk' an Durannus von Predon, der zur Strafe für seine ärgerlichen Reden in der Ewigkeit mit einem abscheulichen, wüsten Küffel behaftet worden," droht der Abt: „Du kannst es nimmer lassen, zu schimpfen und zu spotten. Was Du sagst, ist gut, doch wie Du's sagst, ist böse! Bruder Wyso spricht die Wahrheit, meine Brüder," wendet er sich dann an den Convent, beschämt ob der eigenen Unwissenheit. „Unsere Sinne sind noch schlafbesangen, wie mich dünkt, daß wir nicht der neuen Gesetze dachten! Allzusehr hängt man am alten Brauch und schwer ist's, sich an solche Neuerungen zu gewöhnen. Doch muß man sich drein fügen, so man nicht üble Folgen auf sich laden will! Zwar hat die Mutter uns das Kind geschenkt, — doch fehlt des Vaters Einwilligung! So dürfen wir's nicht aufnehmen! Ich sag's mit Schmerz, denn gerne hielt ich heilig das Gelübde einer Todten! Und mich erbarmt's, das Kindlein hinauszustoßen in des Lebens Brandung. Doch muß es sein — und also geben wir's der Gnade Deß anheim, der auch die Lilien auf dem Felde kleidet." Da erhebt sich der Kamüller bescheiden. „Vergib mir, frommer Vater, wenn sich der Bestrafte noch einmal in Euren Rath mischet."

„Sprich, mein Sohn, so Du es in geziemender Weise thun willst!" nickt der Abt. Da spricht der Kamüller: „Wol ist es wahr, daß wir kein Kind aufnehmen dürfen, ohne des Vaters Willen. Dies Kind aber hat keinen Vater. Der sich also nennt, hat es verstoßen und verleugnet; es ist eine Waise. Wer — nach weltlichem Gesetz — vertritt an einer Waise Vaterstelle, Bruder Wyso?" „Der nächste Blutsverwandte — aus dem Geschlecht des Vaters oder der Mutter!" erklärt Wyso.

„Nun denn," fährt der Kamüller fort — „der nächste Blutsverwandte — der bin ich — des Knaben Oheim, seiner Mutter Bruder — ich bin jetzt sein Vater und ich weihe es dem Kloster!"

Ein Jubelruf der Brüder antwortet ihm. „Amen, mein Sohn," spricht der Abt. „Ich nehme es an aus Deiner Hand. Und hoffe, daß wir recht gethan!"

Er wendet sich den Bildern der Lazarus zu: „Gebt Ihr ihm Euren Segen, edle Verkörte, deren Angebenken wir heute feiern!" Und sie bekreuzen sich Alle vor den Bildern, dann steigen sie hinauf an's Tageslicht, denn die Berathung ist geschlossen. Rasch eilen sie zur Sacristei, das Kind zu taufen, denn

schon ruft mit feierlichen Klängen die große Glocke die Thalbewohner zum Hochamt herauf.

Die Morgensonne wirft ihre hellen Strahlen durch die hohen Bogenfenster herein und zerstreut alle Nebel und Schatten, die der finstere Bruder Correntian heraufbeschworen.

„Das Licht muß ja siegen“ — so durchdringt es die Seelen mit froher Verheißung.

Die Thürflügel springen auf, der Bruder Guardian tritt mit dem Knaben herein. Schön angethan ist das Kind in Frauen Uta's weißes Linnen und vom Glanz der Morgensonne übergossen, liegt es da, wie verklärt. Und hingerissen von einer seltsam lieblichen Regung der Menschlichkeit drängen sich die jüngeren Mönche herzu und drücken dem kleinen Bruder, den ihnen der Himmel geschenkt, den Willkommenskuß auf die süßen, unschuldigen Rippen. Und die ewige Schmerzensmutter an der Wand lächelt dazu, als habe sie ihnen Allen das Leben gegeben und freut sich, daß ihre großen Söhne den Jüngstgeborenen brüderlich empfangen.

Nein, das ist kein Geschenk der Hölle — das herzgewinnende, sonnenbeschienene Kind, das so reine harmlose Freude in jeder Brust weckt! Und der Abt hält segnend die Hände darüber und spricht: „Donatus wollen wir ihn taufen, meine Brüder! Er ist uns geschenkt und der Geschenke soll sein Name sein!“

„Ja, ja, Donatus soll er heißen!“ rufen die Brüder fröhlich durcheinander. „Und so schwöret mir,“ spricht der Abt weiter, „bevor wir zur heiligen Handlung schreiten — schwöret mir auf das schuldlose Haupt dieses Kindes, daß Ihr helfen wollt, es dem Himmel zu bewahren! Daß Ihr wachen wollt über den Knaben zu jeder Stunde und ihn behüten vor jeglicher Anfechtung, die ihn uns mächtig abwendig machen — fürnehmlich aber vor der, so des Teufels gefährlichste ist, der schon manch armer Jüngling zum Opfer fiel, vor irdischer Minne!“

Die Brüder heben die Hände auf zum Schwur und wie eine Säule heiligen Opferdampfes steigt der vereinte Hauch aus dreißig Kehlen zum Himmel auf: „Wir schwören es!“ —

Wie eine Mauer haben sich die Brüder um das Kind geschaart, eine festere Mauer als die steinerne, von der Bruder Stiero sprach und wie ein dunkler unbezwinglicher Pfeiler ragt Bruder Correntian drohend daraus hervor. Bruder Eusebius aber schüttelt still für sich den Kopf: „Und sie kommt doch!“

### Drittes Capitel.

Es gibt ein altes Märlein von einem König der Zwerge. Dem war die Gattin gestorben, da sie ihm den Thronerben geboren. Dieser König erkiesete eine arme Menschenfrau zur Amme seines Söhnleins und weil die Frau nicht gutwillig ging, holte das kleine Zwergvölklein sie einmal des Nachts mit Gewalt ab in das unterirdische Gnomenreich. Die Frau durfte nimmer heimkehren, bis ihr Amt erfüllt war, das Zwergenprinzelein zu säugen; und hat sie ein Jahr fern von den Ihrigen im Bann und Zauber der seltsamen Halbwesen

von Erz und Erde gelebt. — Sie hat hergeben müssen von ihrer Menschlichkeit, was ihnen frommte, den Born des Lebens, daran das Kind sich nährte: Muttermilch und Mutterliebe — aber sonst hat sie nicht Mensch sein dürfen und ihr Lohn war kaltes Gold. Aber sie hielt aus nicht nur wegen des Goldes, sondern weil Mutterherz ein gar gutes Ding ist, ein üppig wucherndes, das immerfort Luftwurzeln treibt und, was man ihm unterschiebt, blindlings damit umklammert. So liebt das Huhn die untergeschobenen Entlein, so hing die Zwergenamme an dem untergeschobenen Zwergenkind und so liebt die Klosteramme das aufgedrungene Kind der Kirche, ob sie gleich fühlt, daß sie in einem fremden Reich ist; in einem Reich zwischen Grab und Himmel, wol anders, wol höher, als das der Zwerge, aber doch auch von Halbwesen bewohnt, die außerhalb des Zusammenhanges mit der Natur stehen, mit denen es keine Gemeinschaft von Fleisch und Blut gibt, und daß das Kind, dem sie Mutter ist, jenem fremdartigen Geschlecht angehört! Und je tiefer sie das fühlt, desto schmerzlicher umklammert ihr Herz das Kind, an das sie kein Recht hat, das kein Mensch werden darf und doch die Milch aus einer Menschenbrust trinkt. Sie weiß nicht, wie ihr ist, — es ist ein seltsam Mitleid mit dem Knaben, das sie diesen fast zärtlicher lieben läßt, als ihr eigen Kind. Ihr eigenes Kind hat, was ihm gehört — es hat eine Mutter, einen Vater — aber dies arme Kind hat Niemand auf der Welt! Kaltes Kirchengestein ist seine Heimath und keines Menschen Lippe soll es je berühren, auf keiner weichen, warmen Brust darf je sein Haupt ruhen. Und als müsse sie es entschädigen für alle künftige Entbehrung herzt und küßt sie es doppelt innig, bettet sie es doppelt zärtlich auf ihrem Schooß.

Fast sieben Monde sind vorübergezogen, seitdem das Kind in das Kloster aufgenommen ward. Eine lange Zeit für das junge heißliebende Weib, das, wie zur Sünde, nur verstohlen von Zeit zu Zeit hinter das Pfortlein zum Gatten schleichen darf, wo ihnen mondelang der Schneewind die Rüsse von den Lippen wehte.

So sitzt die Klosteramme mit ihren Säuglingen am dämmernden Fensterlein in der östlichen Thurmstube. Es ist ein lauer Frühlingsabend und Todtenstille rings umher. Tiefe Schatten lagern sich um das Himmelbett Frauen Uta's von Traß, ein Stern wirft seine bleichen Strahlen herein in die einsame Kammer und sie spielen verloren auf den seidenen Vorhängen, die einst Herr Ulrich von seinen Wallfahrten aus dem farbenprächtigen Orient mitgebracht. Hoch oben am Fenster huscht Etwas vorbei; es ist die heimkehrende Schwalbenmutter, die an der schwindelnden Dachfirß ihr Nest angelebt hat. Die Schwalbenmutter hat's nun zwar auch nicht besser, als Berntrudis da oben, aber — sie ist frei! Berntrudis denkt's und ein tiefer Seufzer schwellt ihr die Brust, an der die Kinder ruhig eingeschlummert liegen. In der Ecke, in Frauen Uta's Truhe, tickt leise und gleichmäßig die Todtenuhr, der Holzwurm, und gespenstisch weht, vom Luftzug durch's Kamin herunter bewegt, das dorthängende weiße Linnen, von der keuschen Büßerin Berntrudis gesponnen. Das warme Leben aber, das da am Fenster sehnsüchtig hinausguckt in die Weite, wo Herzen menschlich schlagen dürfen ohne Sünde, das denkt an keinen Tod und keine Buße, das

rechnet nur mit heißklopfenden Pulsen, wie spät es wol sei und ob wol heute der Gatte an die Klosterpforte poche? Und das Weib schließt die Augen und lehnt den Kopf zurück, indeß die schwellenden Lippen einen leisen Kuß in die Luft hinaushauchen — einen Liebesboten, vorausgeschickt, dem Erwarteten entgegen. Aber er kommt so selten, er ist ihr ganz verwildert in der langen Trennung. Unstät und freudlos irrt er umher, sie weiß es, und heiße Sorge um ihn nagt an ihrem Herzen. So wartet und harret sie Abend für Abend, bis der Kopf sie schmerzt und sie sich müde auf das Lager wirft. Denn dem Hartrenden ist die Seele wie mit eisernen Klammern an zwei Punkte geheftet, an das Gegenwärtige und das Erwartete und je weiter diese beiden Punkte auseinanderücken, desto mehr zerrt es an dem armen Herzen — eine unsichtbare Folter, die die Sehnen der Seele ausspannt zum Zerreißn.

Drüben im westlichen Flügel lehnt, die heiße Stirn an die Scheiben gedrückt, Bruder Correntian am Fenster und starrt hinaus in die dämmernde Nacht. Er hat das Fenster geschlossen, denn der abendliche Frühlingshauch trug ihm süße Düfte kaum erschlossener Blüthen zu, die seine Sinne umschmeicheln gewollt — da hat er das Fenster zugetworfen. Wer die Versuchungen des Satans nicht im Kleinen abwehrt, wird ihrer im Großen nimmermehr Herr! So steht er hinter den Scheiben zwischen winterfeuchten Mauern am Frühlingsabend und schaut grollenden Blicks hinüber nach dem östlichen Thurm, wo die Amme wohnt. Er haßt dieses Weib, er weiß selbst nicht warum, aber er haßt es tödtlich — so oft er ihr begegnet, wenn es sich einmal im Hofe beim Wasserholen oder im Gärtlein mit den Kindern trifft, blickt er mit Entsetzen und Abscheu zur Erde, als hätte er die Schlange des Paradieses gesehen in dem armen, holden, rothigen Weibe. Er würde sie vergiften mit seinem Blick, ausreißen wie die Wurzel der Sünde, wenn er könnte. — Er muß sie dulden, er sieht es ein; aber er kann nicht von ihr ablassen in Gedanken, — er muß sie verfolgen mit seinem Haß bis in ihr stilles Thurmämmerlein hinein, — es reizt ihn nächtlich vom Lager auf, daß er an's Fenster treten muß und hinüberspähen nach der sicheren Mauer, die sie schützt, wie der Feind nach den Fugen des Harnisches späht, durch die er den Gegner zum Tode treffen kann. Und er sieht sie durch die Mauer hindurch, als wären die Steine von Glas — er sieht sie immer, sich selbst zum Abscheu! Wie sie Morgens erwacht, wie sie die Kinder an der jungen schuldblosen Brust hält, wie sie sich die vollen welligen Haare kämmt, — Alles, Alles muß er sehen, ob er will oder nicht. Auch jetzt in diesem Augenblick sieht er sie, wie sie sich auf das Lager wirft — er sieht den Kuß, den die unbelauschten Lippen in das Leere hinaussenden!“

Aber halt! was ist das? ist es ein Gaukelspiel seiner Sinne — ist es der verkörperte Schatten seines Hasses, der da über den sternenerhellten Hof gleitet, dem östlichen Thurm zu? Er hält den Athem an — er hemmt den Schlag des eigenen Herzens — eine zweite Gestalt schleicht neben ihm her und schließt behutsam das Thurmpförtchen auf. Die erste, eine rüstige Männergestalt, in ein kurzes Gewand nach Art der Hörigen gekleidet, verschwindet im Thurm, die andere — es ist der Pförtner ganz unverkennbar — schließt wieder ab und kehrt zurück nach dem Pförtnerhaus. Das ist der Fischer, der Mann der Amme.

Er hat den Pförtner bestochen, er schleicht sich zu seinem Weibe. Jetzt — jetzt ist er oben — jetzt liegen sie sich in den Armen. O Schmach und Schande — das auf heiligem Klosterboden —! Fiebersehauer schütteln den Mönch, der verhaltene Sturm des Blutes bricht los! Ekel, Abscheu, — er weiß nicht was — alle Furien der Hölle peitschen ihn. Wie rasend stürzt er sich in die Reihen der ruhig schlafenden Brüder: „Auf, auf — das Kloster ist geschändet, duldet den Unfug nicht! Auf, frommer Abt — drüben die Amme wird nächstlicherweile von dem Gatten beschlichen! Soll dies Haus ein Haus der Minne und Schande werden?“ Die Brüder werfen in Hast die Kutten über, der Abt kommt hochzürnt herbei: „Sie hat mir Gehorsam unter die Klosterregel gelobt, sie ist doppelt schuldig, wenn sie den Mann einläßt und den Klosterfrieden bricht!“

„Den wollen wir bald hinaus haben!“ schnaubt Konrad Stiero, — froh, daß es einmal wieder Etwas zu raufen gibt.

„Hat Dich der Böse befallen, daß Du uns so aus dem Schlafe schreißt?“ kommt nun auch athemlos Bruder Wyso gehastet und tritt sich im Gehen auf die offenen Schuhbänder. „Schäm' Dich, Correntian,“ raunt er ihm in's Ohr, „dem armen Weibe seinen Spaß so zu verderben, das ist Meid!“

Correntian fährt auf wie von einem Dolchstich getroffen — ein Blick flammender Wuth trifft Wyso und drohend hebt er die Hand auf. Aber schnell läßt er sie wieder sinken, Todesblässe überzieht sein Gesicht und die alte steinerne Ruhe erstarrt plötzlich die wildbewegten Züge: „Das ist so niedrig, daß es keiner Antwort werth!“

„Heuchler, vor Dir selbst!“ murmelt Wyso zwischen den Zähnen, indeß der Abt den Brüdern winkt, sich ihm anzuschließen. Doch der Kammerer tritt bescheiden vor: „Ehrwürdiger Abt, woll' uns gestatten, mir und den jüngern Brüdern, zurück zu bleiben. Mich dünkt, dies sei kein Schauspiel für unsere Augen!“

„Wol, Du hast Recht, Bruder Konrad,“ spricht der Abt; „so geleitet mich allein, Ihr ältere Brüder! Doch leise, daß wir die Uebelthäter nicht warnen, bevor wir sie zu schuldiger Pön erreichen.“

So schreiten die strengen Richter lautlos, nur mit einer verhüllten Leuchte, nach dem östlichen Thurm hinüber.

Da oben im Thurmkammerlein, da flüstert's, da lacht und weint es leise in stillem Glück. Da liegt das überraschte Weib liebestrunken im Arm des Gatten. Noch hat er ihr nicht gesagt, warum und wie er da herauf gekommen; denn so mächtig ist der Sturm der Freude in der nach Liebe schmachtenden Frau, daß sie ihn nur herzt und küßt und Nichts hören, Nichts wissen will, als daß er da — ein schöner erfüllter Traum der Frühlingsnacht!

Da — Stimmen auf der Treppe! Da kommt's herauf — schrecklich hell fällt ein Lichtstrahl durch die Spalten der Thür. Die Gatten fahren auf aus dem seligen Traum — es pocht fest und drohend: „Deffnet dem hochwürdigsten Abt!“ ruft Konrad Stiero. Da ist kein Widerstand! —

„Sei ruhig,“ sagt der Mann zu der zitternden Frau, „bin ich nicht Dein



angetrauter Gatte? Was hast Du zu fürchten?" Und mit entschlossenem Muth geht er hin und läßt die Brüder ein.

"Gott und seine Heiligen stehen uns bei," spricht der Abt im Eintreten. „Berntrudis, unwürdiger Sproß Deiner frommen Ahnin, solch' unziemlichen Beginnens wagst Du Dich zu unterfangen?"

"Nun was ist's weiter, hochwürdiger Herr," sagt der Fischer freimüthig, „wenn die Frau den eignen Gatten minnt? Niemanden hört' ich solches Thun unziemlich nennen!"

Correntian, der die Lampe trägt, hebt sie empor und läßt ihren vollen Schein auf das Gesicht des unerschrockenen Sprechers fallen. Es ist ein schönes, Kühnes Männerantlitz, nicht ohne Spuren von Verwilderung. Die tiefen Falten auf der Stirn zeigen, daß sie längst keine liebende Frauenhand mehr geglättet, das verwahrloste Frieswamm erzählt deutlich genug von wildem Umherschweifen in Wind und Wetter. Correntian überschaut das Alles im Flug, er weiß in diesem Augenblick wie mit Sehergabe, was der Mann gelitten, und statt ihn zu bemitleiden, stieße er ihm am liebsten den Dolch in die breite Brust, an der soeben das Weib gelegen — das begehrlche — verächtliche — verhaßte —! Und als ob eine Ahnung, ein Verstehen dieses feindlichen Blicks in dem Manne aufdämmerte, erwidert er ihn mit zornigem Aufblitzen seiner großen Augen, und aus dem harmlosen Mann ist auf einmal ein drohender Feind geworden, den keine Scheu mehr bindet: „Ja, schau' mich nur an, Mönch!" ruft er herausfordernd in seiner breiten rthätischen Mundart: „Das habt Ihr aus mir gemacht! Bin ich nicht glatt und fein genug für die hohen Herren? Nehmt Einem sein Liebstes, was er hat — nehmt's ihm weg wie mir, daß er einsam umherirrt in Feld und Wald, und seht dann, ob er Lust hat, sich zu schürücken und zu strahlen!"

„Weh' Dir, welche Sprache sprichst Du!" ruft der Abt, „Du brichst ein, wie ein Dieb in den Frieden des Klosters, bestichst den Pförtner, machst Dich schweren Vergehens schuldig und wagst noch solche Reden?" —

„Ich spreche wie Einer, deß Maß voll ist und überläuft! Ich hab' Nichts als dies Weib, und Ihr nehmt sie mir — nehmt dem Manne sein ehelich Gespons, sein Herz aus dem Leibe, um ein fremdes Kind zu tränken! Was geht mich dies Kind an, daß ich ihm mein Liebstes opfern muß? Sieben Monde hab' ich's geduldig ertragen — aber jetzt ist's genug! Der Bube dort kann jetzt der Amme entbehren. Lang' genug hat mein eigen Kind seine Nahrung mit ihm getheilt — seht her, 's ist ein verkümmert Pflänzlein worden, indeß der fremde Bub' kräftig gediehen ist, daß mir's das Herz im Leibe umdrehete, wie ich das Würmlein wieder sah! — Ich sag's Euch offen, ich bin nicht kundig der Süge — ich bin gekommen, mir mein Weib zu stehlen, mein heilig Recht. Doch jezo bitt' ich Euch — da Ihr's entdeckt — gebt mir das Weib, das Kind zurück. Ich begehre keinen Lohn noch Dank, nur was mein ist, will ich wieder haben!"

„Spare Deine Worte, schon zu viel der Gnade ist Dir geworden, daß wir Dich so lang' gehört. — Wenn wir in unsern heiligen Klostermauern ein unrein sündig Weib aufnahmen wider alles Recht und Brauch — glaubst Du, wir

thaten's ohne Noth, nur weil's uns so gefiel? Das heilige Gelübde einer Todten zu ehren war die ernste Pflicht, die uns gezwungen zu solchem Thun. Und da wir Dein Weib aufnahmen, hofften wir, des Ortes Weihe und ihres Amtes Heiligkeit werde auch ihr eitles Herz reinigen, daß ihr nicht ankämen die Verlockungen der Sinnenlust und niederer Triebe, und sie kein Aergerniß gäbe unsern keuschen Brüdern! So auch gelobte sie's — und, o Berntrudis — wie schlecht hast Du uns Wort gehalten! Weh, daß das reine Kind der Kirche aus so unreinem Gefäße trinken muß! Gern, das glaubt Ihr Beiden mir, erspart ich's ihm. Doch muß es sein, noch können wir Dich nicht entbehren, und wärst Du treu geblieben Deiner Pflicht — wir hätten Dich am Ende Deiner Prüfung vor Gott und Menschen erhöht und belohnt. So aber zwingen wir Dich nun zu dem, was Du nicht mit gutem Willen thust. Und Du," sagt er zum Manne: „Der wie der Marder in den Taubenschlag in unser Haus einbrach, unser Verbot verachtend, das wir bei schwerer Pön erlassen — Du — dank' uns die milde Strafe — Du bist verbannt von hier auf eine Stunde im Umkreis, so lange wir noch Deiner Ehefrau bedürfen, Du ziehst hinauf zum Heidersee und fischest dort für uns, bis abermals die Winterstürme über die Heide wehen!"

Ein Aufschrei von der Gatten Rippen antwortet auf das Schreckenswort, von dessen Grausamkeit dem milden Abt nichts ahnet. Was fühlt er, der fühle Greis, daß Blut so langsam durch die Adern rinnt, von Leidenschaft und Sehnsucht und von dem Zucken zweier Herzen, die so fest verwachsen, wenn man sie auseinander reißt?

Nur Einer fühlt es, der da steht, stumm, die Nägel in die gekreuzten Arme eingekrallt, — doch der weiß nichts von Erbarmen. Das ist der mitleidslose Eifer, der für Andere keine Schonung hat, weil er gegen sich selbst keine kennt. „Ich leide — leide Du auch" ist das furchtbare Wort, mit dem sich das in Selbstpeinigung verhärtete Herz loskauft von der Pflicht der Nächstenliebe. So steht er da, der steinerne Mann, mit dem unbeweglichen Blick — der keusche, der strenge Correntian.

Wieso aber schüttelt den Kopf und sagt auf lateinisch zum Abt: „Treib's nicht weiter!"

Berntrudis ist ihrem Manne weinend in die Arme gesunken und birgt das Gesicht an seiner mächtig arbeitenden Brust. Da tritt Correntian mit einem jähen Schritt vor: „Auseinander!" befiehlt er mit bleichen Lippen. „Beleidigt unsre Augen nicht mit solchem Anblick."

Jetzt erhebt der Mann den breiten Nacken — jetzt bricht das Wort, das er so mühsam im Zaume gehalten, hervor: „Nun ist's genug! Wer will mir wehren, mein Weib zu küssen — wer will mich zwingen, zu glauben, daß es Sünde sei, wenn Gatten sich minnen? Ihr, Ihr macht es erst zur Sünde durch Euer Verbot! Mit welchem Recht verbietet Ihr Mann und Frau, sich zu sehen — mit welchem Recht reißt Ihr uns auseinander, die Gott und Kirche zusammengefügt?"

„Die Kirche kann binden und lösen," droht der Abt. „Ford're uns nicht heraus!"

„Wozu verschwendet Ihr so viele Worte,“ murmelt Correntian zwischen den Zähnen. „Er ist des Klosters Seibeigener, wie sein Weib — Ihr könnt mit ihm machen, was Ihr wollt!“

„O Du mit dem finstern Seichengeficht!“ schreit der gereizte Mann auf, „Du bist mein Feind, wenn Du's auch nicht sagst — ich seh' Dir's an! Was hab' ich Dir gethan, daß Du dem armen leibeigenen Mann sein bißchen Glück vergällst?“

„Mach' jetzt, daß Du hinauskommst, wir sind müde. Meinst Du, wir wollen die Nacht über mit Dir Rathes pflegen, ob Dir's genehm zu thun nach des Abtes Geheiß?“ fährt jetzt Conrad Stiero dazwischen.

Dem Fischer schwillt die Zornesader auf der Stirn und drohend erhebt er die Faust: „Ich gehe — aber nicht ohne mein Weib und Kind,“ und er faßt Berntrudis um den Leib. „Laß mich durch, oder es nimmt ein schlechtes Ende!“

Entsetzt weicht der Abt zur Seite. Auch Bruder Wylso prallt zurück, nur Correntian steht unbeweglich. Stiero deckt mit dem breiten Rücken die Thür, aber in wüthigem Anprall hebt ihn der Fischer mit der Schulter fast aus dem Gleichgewicht, wie man eine Thür aus den Angeln läpft.

„Oho — geht's aus dem Lon?“ ruft der Mönch kampfeslustig, „kennst Du den Conrad Stiero nicht?“ Und mit einem schweren Faustschlag vor die Stirn wirft er den starken Mann zurück, daß er taumelnd zu Boden stürzt.

„Ich will Dich Lebensart lehren, Du Rummel!“ spricht Stiero, als wäre Nichts weiter geschehen, kniet dem Bezwungenen auf die Brust und bindet ihm mit dem Strick, den er sich von den Hüften nimmt, die Hände. Die Frau ist wimmernd neben dem Gatten zu Boden gesunken, Correntian macht eine Bewegung — nur eine einzige, als wolle er ihr beistehen, doch als erschrake er vor sich selbst, wendet er sich ab und läßt sie liegen.

Stiero heißt den Gebundenen aufstehen: „Du hast nun gesehen, daß unter der Kutte keine Weiber stecken, die Gewaltthat schreckt. Jetzt knie nieder, armer Wicht, und bitt' um Gnade, denn Dein Leben ist jetzt nicht sicherer, als das eines tollen Hundes!“

Der Mann mit den kreuzweis gefesselten Händen steht stumm in dumpfer Verzweiflung. Er kniet nieder, wie Stiero ihn heißt, aber er bringt kein Wort hervor, der brütende Blick ist auf Niemanden geheset, er kennt sein Schicksal und hofft Nichts mehr.

„Was meint Ihr, meine Brüder,“ wendet sich der Abt an die Anderen, „sollen wir ihn dem Bogt zum Gericht überantworten?“

„Ja!“ antwortet Correntian.

„Dann ist sein Urtheil gesprochen — er hat sich an einem Priester vergrißen — sein Leben ist verwirkt,“ sagt der Abt.

Das Weib stößt einen durchdringenden Wehgeschrei aus und stürzt Correntian zu Füßen. „Erbarmen!“ schluchzt sie, fast wahnsinnig vor Angst und umschlingt seine Knie mit der Kraft der Verzweiflung, denn auch sie fühlt es, daß hier in diesen dunkeln Augen ihr Verderben lauert. Eine flammende Röthe bedeckt das bleiche Gesicht des Mönchs, wie ein Nordlicht den winterlichen Nachthimmel —

aber er schleudert sie weit von sich und hält sich wie zum Schutz an den Pfosten des Bettes.

„Wenn Ihr der Amme nicht schont, tödtet Ihr den Knaben,“ sagt plötzlich eine Stimme auf lateinisch, und Pater Eusebius steht neben der unglücklichen Frau wie aus dem Boden gewachsen.

„Gott sei Dank,“ murmelt Bruder Whyso für sich, „endlich ein vernünftiger Mensch!“

Eusebius hat still und unbemerkt dem Auftritt beigewohnt, bis es nothwendig ward, zu sprechen. Jetzt hebt er die zitternde Frau vom Boden auf und führt sie freundlich tröstend an ihr Bett, darauf sie kraftlos niederstunkt. Correntian läßt die umklammerten Bettpfosten los, als wären sie plötzlich zum glühenden Eisen geworden.

Eusebius' unausweichlicher Blick trifft ihn mit seltsamem Sächeln, Correntian haßt und fürchtet diesen Blick, und von nun an verstummt er, wie gebannt von der sanften Gewalt des klaren Auges.

„Wie meinst Du, würdiger Bruder Eusebius?“ fragt der solcher Dinge unkundige Abt.

„Er meint,“ verdolmetscht Whyso ungeduldig gähmend auf lateinisch, „daß der Amme die Milch zu Kopf steigt oder zu Gift wird, wenn Ihr sie so ängstigt! Bruder Correntian mag den Buben hernach mit einem Extract seiner Lehre von der strengen Askese großfüttern, vielleicht wird er dann gar kein Mensch, sondern gleich ein Engel!“ fügt er böshaft hinzu. —

Correntian zuckt zusammen vor Wuth; aber der Blick, den er so fürchtet, ruht noch immer auf ihm und hält ihn im Zaum.

Der Abt hat sich indeß zum Fischer gewandt: „Wir wollen Gnade für Recht ergehen lassen — um Deiner Frau, der Amme unseres Kindes, willen. Es bleibt bei unserem ersten Ausspruch: Du bist verbannt, bis wir Dein Weib freigeben, ebenso wie der Pfortner, der Dich einließ. Von nun an wird kein weltlicher Pfortner mehr das Kloster bewachen, sondern unsrer Brüder Einer wird je abwechselnd die Huth im Thorhäuslein halten. Hoffe also Nichts mehr, und versuche es nicht nochmals, einzudringen — ein zweites Mal wär's Dein Verderben!“

Er wendet sich zum Bruder Guardian, der betreten im Hintergrunde steht, denn wenn er auch an diesem Einbruch unschuldig ist, so hat er doch der Amme die Zusammenkünfte außerhalb der Mauer gutmüthig gestattet und so den Pfortner selbst lau in seiner Pflichterfüllung gemacht. „Du führst den Gefesselten hinauf zur Heide. Dort übergibst Du ihn dem Meyer und unsern Laienbrüdern von St. Valentin — sie erst sollen ihm die Bande lösen. Der Meyer hat für seines Weibes Nahrung und Nothdurft zu sorgen und hastet mir für ihn, daß er die Heide nicht verläßt! — Und nun kommt, meine Brüder, daß wir noch eine Stunde der veräumten Ruhe pflegen!“

Die Brüder schließen sich ihm schweigend an.

„Das arme Gefindel dauert mich,“ sagt Stiero leise zu Whyso — „der Correntian hat das Uebel wieder angerichtet. Warum schläft er auch nie?“

„Das weiß nur er und Gott!“ sagt Whyso achselzuckend. —

„Nimm Abschied von Deinem Weibe,“ sagt der Guardian, als die Mönche hinaus sind — „ich darf Dir keine Frist mehr gönnen, der strenge Pater Correntian lauert sicherlich drüben am Fenster auf uns.“

Die Gatten sinken sich in wildem Schmerz in die Arme, doch erschrocken fahren sie wieder auseinander, denn noch einer der Mönche ist zurückgeblieben, — da wird es wol wieder nicht verstattet sein, sich zum Abschied an's Herz zu drücken?

Aber der Zurückgebliebene ist Bruder Eusebius. In milder Hoheit strahlt sein Angeficht und schönem Mitleid. Er winkt ihnen mit der schmalen welken Hand, sich nicht vor ihm zu fürchten, denn er ist geblieben, der gequälten Frau zum Trost, nicht als Wächter. „Thut, wie das Herz Euch heißt; die Natur ist heilig — weh dem, der sie verlegt!“

Und es wird still im Gemach, wie in einer Kirche und der, welcher das Wort gesprochen, steht da in ruhiger Erhabenheit, in göttlich wunschlosem Frieden und siehet es erbarmend mit an, wie die zwei Gatten einander umschlungen halten und sich nicht losreißen können, bis sie der Guardian fast mit Gewalt trennt. Ein erstickter Schrei der Frau — die Thür fällt hinter dem Gatten in's Schloß, für immer — und die Klosteramme ist allein mit dem greisen Mönch, dem Erdmännlein, das nur lebt zwischen Grab und Himmel. Sie liegt schluchzend zu seinen Füßen und er raunt ihr wunderbare Worte der Tröstung in's Ohr, in einer Sprache, wie aus einer anderen Welt, die sie nur halb versteht; aber sie bannen den wilden Ausbruch des Schmerzes und wiegen die Seele wie mit Geisterhänden in ein seltsames, tieftrauriges, aber höheres Ahnen ein! — — —

Der Morgen dämmert bereits herauf in's einsame Thurmtübchen: es läutet zur Frühmette. Die Amme sitzt bleich und matt auf dem Bettrand und hält ihr Kind an der Brust. Sie hat es unbedacht angelegt, die unbesonnene Mutter, da es zuerst erwachte, sie denkt nicht daran, daß die Milch dieser Nacht zu Gift geworden, und daß ihr schwächlich Mägdelein dies Gift in gierigen Zügen trinkt. Pater Eusebius hat sie verlassen, um zur Frühmette zu gehen. Kein Schlaf kam noch in ihr Auge, sie sinkt in die Kissen zurück, die Natur fordert endlich ihr Recht — sie schläft — indeß das Gift dem Kinde langsam tödtlich durch die Adern schleicht, das sie auch im Schummer fest und liebend an die Brust drückt.

#### Viertes Capitel.

Ein Wehgeschrei schrillt durch den stillen Klosterhof aus dem östlichen Thurmzimmer; er schrillt hinauf in den reinen Frühlingshimmel durch das geöffnete Thurmfensterlein der kleinen verklärten Seele nach, die eben hinausgeflogen ist, hinauf in das ewige Blau; er schreckt die Schwalbenmutter von der Dachfirst auf, daß sie, ängstlich Unheil witternd, ihr Nest umflattert; er stört den grauen Mönch auf der westlichen Thurmwaite von seinen Büchern und Sammlungen auf, zwischen denen er am kleinen Pult Tag und Nacht sitzt und sinnt, und aus todtem Pergament seiner Seele Wurzeln lebendige Nahrung saugen läßt. Er schlägt das Buch zu und erhebt sich. Indem klopf es schon an seine Thür.

Denn Pater Eusebius ist auch der Siechenmeister des Klosters, und wo ein Kranker ist in der Abtei oder in der Umgegend, wird er geholt.

„Komm' eilends, Bruder Eusebius,“ — ruft der Bote, „der Amme ist jählings ihr Kind gestorben!“

Bruder Eusebius verwundert sich deß nicht, — er hat es vorausgesehen, seit jener Schreckensnacht vor dreien Tagen ist das Mägdelein von den Gichtern befallen worden und sie haben all' seiner Kunst getrotzt. Etliche Brüder sind zwar der Meinung, es sei der Teufel in das Kind gefahren aus Zorn, weil den bösen Lüften der Amme gewehrt worden, und man hätte ihn exorciren sollen; aber der kundige Eusebius weiß es besser, — er weiß, daß das schwächliche Kind sich an der eigenen Mutterbrust den Tod getrunken.

Jetzt tritt er ein in das vom heitersten Sonnenstrahl erleuchtete Stüblein, wo die Amme über ihres Kindes Leiche hingestreckt liegt und in wildem Schluchzen den Schmerz ausstößt, der ihr das Herz zerfleischt. Das andere Kind liegt lächelnd daneben in seiner Wiege und spielt mit einem Kranz blühender Himmelschlüssel, den ihm sein Ohm Konrad der Kamläßer aus dem Thale heraufgebracht, wo er einen Kranken versehen. Die kleine Leiche hat die Augen noch offen und sie sind unverrückbar auf den ahnungslosen Knaben gerichtet, als wollten sie ihm Etwas sagen, was der stumme kleine Mund nicht aussprechen kann. Aber die Mutter versteht's, sie glaubt es wenigstens zu verstehen — und es ist eine harte, eine fürchtbare Deutung, die sie ihm leiht; aber es gibt keine andere für sie: „Du hast mich gemordet!“

Eusebius legt schweigend seine beiden Hände zugleich auf der Mutter und des todtten Kindes Haupt und mit geübtem Finger drückt er der Leiche die Lider zu. — Der schluchzenden Mutter aber, die die schwere Stirn in die kleine, erkaltete Brust hineinbohrt, als wolle sie die Kinde zerbrechen, die der Tod darum gelegt, hebt er mit festem Griff den Kopf auf und deutet ohne ein Wort weiter nach dem offenen Fenster. Da zieht eben eine weiße Laube silberfunkelnd im Sonnenschein durch den Aether, immer höher, immer kleiner werdend, mit wonnebeschwingtem Flügel gedankenschnell ver-schwimmend in unermessliche Ferne, bald nur noch ein flimmerndes Pünktlein — hoch — hoch oben — bis sich das blaue Luftmeer unter ihr geschlossen hat. Das ist des todtten Kindes Seele, — die Mutter glaubt es, weiß es. Mit gefalteten Händen sinkt sie auf die Knie und betet das Wunder an, das sich vor ihren sterblichen Augen vollzogen. Und wieder ist es dem seltsamen Greis gelungen im Bunde mit der Natur, die nur er versteht, die nur mit ihm ihre heilige Sprache spricht, Tod und Wehe in dem armen Herzen zu besiegen. Aber das Maß ist noch nicht voll. — — —

Droben am Heidersee schaukelt der einsame verstoßene Gatte im roh-gezimmerten Einbaum am Ufer. Müßig ruhen die Netze auf dem Boden des Rahns, in dumpfes Brüten fikt er versunken, es beginnt zu dunkeln, der See wirft Blasen auf und unheimlich murrst es in der Tiefe, wie in der Seele des Verbannten. Ein kalter Windstoß treibt schäumende, klatschende Wellen an das hier oben noch winterlich kahle Ufer, das, erweicht vom geschmolzenen Schnee, den Ueberfluß an Kälte nicht mehr auffaugen kann. Das dürre Strauchwerk

ringsum stöhnt und raschelt leise vom Winde geschüttelt. Der Fischer fährt auf aus seinen Träumen, macht den Einbaum los und stößt vom Ufer ab. Aber als er schon eine Spanne weit in den See hinausgefahren, hört er eine Stimme rufen. Er hält an und lauscht. Es ist ein Bote des Klosters, der ihm die Kunde bringt, daß diesen Morgen sein Töchterlein gestorben ist! —

Da läßt der Mann die Ruder los und schlägt die Hände vor's Gesicht — laut aufschluchzend wie ein Kind.

Mitleidig ruft der Klostersknecht ihm zu, „an's Land zu kommen, sich zu fassen, die frommen Väter haben ihm aufgetragen, dem also Heimgesuchten alles Gute und allen Lohn für die Zukunft zu verheißen“ — da rafft sich der schwer getroffene Mann in der Wuth der Verzweiflung auf. „Spar' Deine Worte!“ schreit er in das Rauschen der Wellen hinaus, die sich um den schwankenden Kahn aufbäumen. „Heb' Dich weg mit Deinem gleichnerischen Klostergesticht, oder ich erstick' Dir Deine eiteln Versprechungen in dem falschen Mund! Was soll ich Euch noch glauben, worin habt Ihr mir Wort gehalten? Mein Weib habt Ihr mir gestohlen, mein Kind ermordet. Ich fluche Euch, ich fluche dem Tag, da Ihr mir Weib und Kind in Eure dumpfen Mauern locktet, ich fluche dem Tag, der den Knaben geboren, der all' des Uebels Ursach' ist! Laßt Euch berathen, da es noch Zeit ist — tödtet den Buben, ehevor er noch mehr des Unheils stiftet — ein Unstern stehet über ihm, der Allen Verderben bringen wird, was sich ihm naht. Und nun heb' Dich von dannen und künd' ihnen die Botschaft, die ich Dir aufgetragen — heb' Dich von dannen, so Dir Dein Leben lieb ist!“

Der Klostersknecht schlägt entsetzt ein Kreuz und gehorcht eilenden Fußes der Mahnung; ihm graut vor dem verwilderten Manne, wie er mit erhobener Faust im Kahne steht, mit wirrem Haar und flammenden Augen, einem Saltwang gleich, einem jener furchtbaren Riesen, vor denen nicht nur die Menschen — sondern sogar die „Seligen“ fliehen.

Und wieder wirft sich der unglückliche Mann, als der Bote verschwunden, auf sein Angesicht nieder und überläßt sich seinem Schmerz. Steuerlos treibt der Einbaum auf den Wellen, wie des Schiffers Seele. Er achtet es nicht, daß der Frühlingssturm in immer tieferen Athemzügen über den See hinbläst, daß die Wogen immer hohler gehen, als träume die Natur im Einschlummern einen unruhigen Traum — bis plötzlich eine rasche Strömung das Fahrzeug ergreift und es mit wachsender Schnelligkeit mit sich fortreißt, seeabwärts. Jetzt fährt der Mann auf und die erwachende Besinnung läßt ihn jäh nach dem Ruder greifen; denn er erräth mit Entsetzen in der Dunkelheit, daß er der Stelle zugetrieben, wo die Etsch sich mit starkem Gefälle aus dem See ergießt. Aber wehe — das Ruder ist fort, — es ist ihm entglitten, vorhin in seinem Schmerz, ohne daß er deß gewahr worden! Der Strohring, der ihm als Halter gedient, hängt zerrissen am Haken. Ein Augenblick der Erstarrung, ein unwillkürlicher Hilfschrei — dann ein Begreifen der Gefahr, die Erkenntniß, daß er verloren ist! Noch ein kurzer Kampf des gesunden Lebens gegen den Gedanken der Vernichtung — eine kurze Todesangst — dann aber die Ruhe der Verzweiflung, ein stilles Heldenthum, das Niemand sieht, als Gott! So,

mit gekreuzten Armen im rettungslos abwärts treibenden Boot sitzt der verlorene Mann, — ein letztes Gebet auf den Lippen, ein Gebet der Liebe für sein verlassenes Weib. Wol taucht drüben am Ufer der Lichtstrahl der Brüder von St. Valentin auf — wol rufen und winken und schreien sie ihm zu — weiter sauft das Fahrzeug in reißender Schnelle, seinem Schicksal entgegen. Da, da ist das Gefäß! Ein Donnern, ein Dröhnen — hoch auf bäumt sich der Kiel — dann schießt er kopfüber, kopfunter, zweimal sich überschlagend, bis er krachend zerbricht im Gestein des Absturzbettes. Es ist vorbei, — lustig brausend führen die hochgeschwollenen Frühlingsgewässer der Elb ein zerschellten Leichnam und spielende Trümmer dem Thale zu. —

„Auch das noch! Armes Weib — nun hast Du Alles verloren —!“

Pater Eusebius sitzt in der Marterzelle, zu der seit dreien Tagen der Amme Stüblein geworden; er hält den Kopf der leblos hingestreckten Frau zwischen seinen Händen und reibt ihr Stirn und Schläfe mit stärkendem Lavendelgeist. Aber die Seele weilt ferne im Dunkel des Vergessens und will nicht zurückkehren zum Bewußtsein des Schrecklichen, zur Qual und zum Leiden. Die Hand macht eine abwehrende Bewegung, die stummen Lippen zucken, als wollten sie sagen: „Sei nicht grausam, wecke mich nicht — mir ist wohl — laß mich!“

Aber es muß eben doch sein! Das Herz droht stillzustehen, wie sehr es ihn auch jammert, er muß sie in's Leben zurückrufen.

Und sie erwacht endlich. Irren Blickes schaut sie sich suchend um, denn die Welt ist um sie her in Trümmer gegangen und nun weiß sie nicht mehr, wonach greifen, woran sich halten? Vor ihr auf der Erde liegen die Kleider des todtten Gatten — dort steht die Wiege, aus der sie ihr gestern das Mägdlein hinabgetragen haben in's Weinhaus — was gibt es nun noch für sie? Doch noch Eins! Pater Eusebius nimmt den Knaben vom Bett und bringt ihn ihr. „'s ist ein fremdes Kind — aber es ist doch auch Dein!“ — Und die blutenden, von Allem losgerissenen Wurzeln umklammern das fremde Kind, als wäre es das eigene, — ja sie nimmt es auf, die tiefverarmte Seele, als das letzte Almosen an Liebe, das der Schöpfer ihr zuwirft, denn sie ist demüthig in ihrem Unglück, sie rechtet nicht, sie hadert nicht, noch trägt sie dem Kinde nach, was es unwissend verschuldet. „Das Kind ist Dein“ — klingt es ihr sanft tröstend in's Herz und sie glaubt es, wie Pater Eusebius es in diesem Augenblicke selbst glaubt.

„Was ist Dein? Wer mag sich in diesen Mauern berühmen, daß Etwas sein eigen sei?“ sagt Correntian's harte Stimme unter der Thür.

„O der!“ schreit die Amme entsetzt auf und flüchtet mit dem Kinde in die fernste Ecke des Gemaches vor dem finsternen Manne, der da eintritt.

„Von dem Kinde hab' ich geredet, die Arme zu trösten und so Du ein Mensch bist, lässest Du ihr die Tröstung,“ sagt Bruder Eusebius.

„In diesem Hause ist Nichts unser — als das Leiden und die Hoffnung auf Erlösung,“ fährt der Schwarze unbarmherzig fort. „Wisse das, Weib und sei deß eingedenk zu jeder Stunde! — Die frommen Väter schicken mich, Dir mitzutheilen, daß Du jezo das Kind abgewöhnen mußt, auf daß die Schreden der letzten Tage ihm nicht schaden.“



Ein Thränenstrom stürzt aus den großen unschuldigen Augen der Amme, da sie dies hört und mit bleichen Lippen fragt sie: „Muß ich dann fort?“

„Nein, denn solange das Kind noch klein, bedarf es weiblicher Wartung. Du kennst jetzt der Väter Willen, thue danach!“

Und ohne sie eines Blickes gewürdigt zu haben, verläßt er das Gemach.

Ruhig, klar, milde, wie der Mond am Himmel steht, wenn die Sonne untergegangen, steht Pater Eusebius vor der armen Frau, der ihres Lebens Sonne unterging, und ihm klagt sie in halb unverständlichen Worten ihr Leid, bei ihm darf sie ihn austweinen, den namenlosen Schmerz, der sie wahnsinnig machen würde, müßte sie ihn allein tragen! —

Tag um Tag zieht still vorüber an der einsamen Thurmstube. Das schöne frische Weib ist in wenig Wochen bleich, hager, alt geworden — kein Aergerniß mehr für die schüchternen Augen der Brüder. Kein Wort, kein Lächeln kommt mehr über ihre Lippen — sie lebt nur noch für das Kind, das fröhlich gedeiht an dem kranken zerrissenen Herzen.

Täglich wird der Kleine blühender und stärker. Ein Kind so lieblich und wonnig, als kämen dann und wann Engel vom Himmel herab, mit ihm zu spielen. Wie ein Sonnenstrahl ist das Kind in den düsteren Klostermauern und in den verschlossenen Seelen der Brüder. Der strengsten Lippe entlockt es ein Lächeln — fast Keiner kann widerstehen, ihm im Vorübergehen eine Blume, ein Zweiglein zuzuworfen und vom weiteren Ausgang eine leckere Frucht mitzubringen, ein Büschel selbstgepflückter Waldbeeren, ein leer' Vogelnestlein, ein funkelnd' Glimmergestein — was sie eben gerade finden. — „Unser kleiner Bruder,“ heißt es bald hier, bald dort, jubelt es früh Morgens, wenn die Amme den Knaben auf den weichen Rasen des Klostersgärtleins setzt, dort zu spielen, indeß sie ihrer stillen Arbeit nachgeht; denn der Kleine fängt schon artig an zu laufen und sie kann ihn stundenlang sich selbst überlassen. Er bleibt aber auch nicht allein — kaum ist er unten, da kommen die jüngeren Mönche und sammeln sich um ihn, wie die Bienen um einen neu erschlossenen Blütenkelch. Und sie schäkern mit ihm wie die Kinder und machen ihm allerlei Spielzeug, Vogelbeer-Retten und kleine Schiffelein und Windmühlen aus Pergament, eine rechte Verschwendung, wie es die älteren Brüder nennen. — Der steife Bruder Zimmermann schnitzt ihm kleine Schafe und Kühe und eine kleine Krippe mit einem Christuskind darin. Der Maler, Bruder Engelbert, malt ihm allerlei bunte Bildlein in den grellsten Farben, wie der Wallfisch den Jonathan verschlingt, wie der heilige Christoph das Jesuskindlein durch's Wasser trägt und freut sich über des Knaben Jauchzen, wenn ihm ein Verständniß des Einen oder Anderen aufgeht. Bruder Candidus, der Vorsänger, schneidet ihm schön abgestimmte Pfeifen und kann sich nicht genug ob des Knaben feinen Gehörs verwundern.

So thut ein Jeder für den kleinen Bruder, was er kann. Die Recreationsstunde ist zu einer Spielstunde mit dem Knaben geworden und die alten Herren stehen lächelnd dabei und sehen es wohlgefällig mit an, wie solch' harmlos kindliche Kurzweil die Brüder vergnügen mag. —

Glücklich wächst das Kind heran, wie im Paradies. Von Allen geliebt,

von Allen freundlich unterwiesen, entwickelt sich's gleich rasch an Körper und Geist. Einer vor Allen trägt es im Herzen und auf Händen, an Einen vor Allen schließt es sich mit zunehmender Inbrunst — es ist Conrad der Ramüßer, sein Ohm. Mag der Kleine noch so vertieft in ein neues Spielzeug, noch so umringt von der Schar der Brüder sein — wenn er Conrad's Stimme hört, wirft er Alles weg, stellt sich auf seine wackeligen Füßchen und trippelt ihm jauchzend entgegen. Es ist ein ergreifendes Bild, wenn der schöne große Mann sich herabneigt, den Knaben aufzuheben, wenn die dicken Kinderärmchen sich um den stolzen Nacken mit dem blonden Gelock schlingen und die kleinen, runden Wangen sich an das edle, durchgeistigte Antlitz schmiegen. —

„O, Du mein Engel, Du mein Kreuzesblümlein!“ pflegt er ihm oft zu sagen, und das Kind lauscht ihm fast andächtig und blickt mit seinen großen braunen Augen ahnungsvoll vor sich hin, als erkenne es schon das Kreuz, das inmitten des Klostergartens steht, zu dessen Füßen es wächst, dem Höchsten zur Ehre. —

Stundenlang kann er sitzen im stillen Gärtlein, den Knaben auf den Knien, das Brevier in der Hand. Wenn er nur das kleine Herz an dem seinen schlagen fühlt, so ist er zufrieden. Bisweilen will ihm auf's Gewissen fallen, ob er nicht zu sehr an dem Kind als etwas Irdischem hänge? Dann schlägt er die Augen bittend zum Himmel auf: „Vergib, daß ich es liebe — ich erzieh' es ja Dir, mein Gott!“ Und da nun der Knabe größer wird und zu sprechen, zu verstehen beginnt, — da ist es der Ramüßer, der ihm mit unendlicher Geduld das erste kleine Gebet beibringt, der ihn lehrt, die Händchen falten und den hölzernen Christus am Kreuz im Garten küssen, zu dem er ihn starken Armes emporhebt. Jedes Wundenmal kennt der Kleine als ein böses Weh und stammelt das „Heile, Heile“, während er die rothigen Lippen auf die hölzernen, blutriesenden Hände und Füße drückt. Der aber, der dem Erlöser das Weh gebracht, der ist für den Knaben kein Anderer als Correntian. Die Brüder können anfangen, was sie wollen, sie bringen es dem Kinde nicht aus dem Kopf, daß „der böse Mann“ den armen Heiland an's Kreuz genagelt hat! —

„Der Bube hat mehr Wiß, als wir Alle,“ hatte Bruder Wyso gesagt, da er's hörte — „käme Christus noch einmal, Correntian wäre der Erste, der ihn kreuzigte.“

Seitdem aber haßt Correntian das Kind womöglich noch mehr als zuvor, und das Kind fürchtet ihn so sehr, daß es weinend vor ihm flüchtet, wenn er ihm zufällig nahe kommt. Nie noch hat er ihm ein anderes Wort gegönnt, als ein verweisendes, nie einen anderen Blick, als einen strafenden. Der Brüder Lustbarkeit mit dem Kinde ist ihm ein Greuel und schwere Vergehung wider die Regel St. Benedicti, die nicht verstatet, zu reden „mit flatternden Händen, noch mit bleckenden Zähnen, noch mit Richern und Schreien“.

Die Anderen aber, welche den Sinn über den Buchstaben setzen und den Geist der Regula St. Benedicti besser verstehen, lehren sich nicht daran, sondern lieben das Kind nur um so mehr. Wie ein Ausgeschiedener ist Correntian selbst unter den Brüdern und immer unheilbarer wird der Riß, der insgeheim zwischen ihnen besteht. Auch daran ist wieder das Kind schuld — „die Hölle-

saat, die ich verklädet, beginnt zu keimen“, — sagt der unverföhnliche Mann.

Drei Sommer sind über den kleinen Donatus hingegangen und wieder weht der Herbstwind über die Stoppeln. Noch brennt die Nachmittagssonne kräftig herab. Die Amme sitzt mit dem Knaben in einer abgeblühten Wachholderlaube im Garten. Die Brüder sind im Haus mit Gebet und Arbeit beschäftigt. Sie ist ganz allein. So oft der Herbstwind weht, brechen die Wunden wieder auf in dem armen Herzen und bluten neu. Die Zeit kommt heran, wo sich's zum viertenmale jährt, daß sie den Mann verlassen und die heimische Hütte, die nun leer steht und zusammenfällt. „Du, Du hast mir Alles genommen — und mußt Dich doch so lieb haben, Du Schmerzenskind,“ sagt sie zu dem Knaben, der zu ihren Füßen Begrabens spielt und eben ein Kreuzlein von zwei Stäbchen auf den kleinen Hügel steckt, den er aufgeworfen. Es ist ein sehr vergnüglich Geschäft und der Bub ist gar eifrig dabei. Mit rothen Vogelbeeren verziert er das Grab, wie er's auf dem Kirchhof gesehen, wenn ihn die Brüder mitnahmen. Dann schwenkt er sein thönern Milchkrüglein an einer Schnur als Rauchfaß darüber und singt in seiner Kinderweise eine außerbauliche Litanei, wie er sie von den Brüdern gehört hat und so vertieft ist er in das schöne Spiel, daß er laut aufschreit und sich wehrt, als die Amme plötzlich nach ihm greift und ihn vom Boden aufhebt. Doch schnell versöhnt, läßt er sich der Pflegemutter Liebkosung wohl gefallen und schmiegt sich an die treue Brust. Längst hat die Amme des Verbots vergessen, das Kind zu küssen. Sie herzt es in schmerzlicher Inbrunst tausendmal und drückt Kuß um Kuß auf die süßen Kinderlippen.

In diesem Augenblick, wie aus der Erde gestiegen, tritt ein schwarzer Schatten zwischen sie und die Sonne, die golden auf dem Rasen vor der Laube liegt. Sie schaut erschrocken auf — und wieder ist es Correntian, der vor ihr steht. Und als sei das Heiligste, die Mutterliebe für ihr angenommen Kind, Sünde, setzt sie erröthend den Knaben zur Erde. Sie weiß es jetzt wieder, daß sie ihn nicht küssen sollte — ein scheuer Blick auf des Mönchs Gesicht sagt ihr Alles, und sie zittert vor ihm. Er aber schüttelt nur den Kopf und spricht: „Das muß ein Ende nehmen! Bleib' hier!“ herrscht er sie gebieterisch an und entfernt sich raschen Schrittes.

Wie gebannt sitzt das Weib da und wagt sich nicht von der Stelle zu rühren. Was wird er wieder über sie bringen?

Es ist auf einmal so dunkel geworden, so frostig, obgleich die Sonne noch scheint wie vorher. Der Rasen, die Bäume, obgleich noch grün, der Himmel, obgleich noch blau — Alles ist auf einmal so herbftlich fahl, wie verwandelt in einem Augenblick. Und das Kind, das sieht sie an so fremd, so fern, so unerreichbar und sie braucht doch nur den Arm auszustrecken, um es zu fassen!

So harzt sie mit gefalteten Händen, regungslos.

Endlich kommen Schritte über den Kiesweg daher. Es ist der Abt und ein paar der älteren Brüder. Gegen seine Gewohnheit jornig eilt der Abt herbei: „Du bist ein unverbesserliches Weib!“ grollt er: „Ueber Gebühr hatten wir Erbarmen mit Dir, über Gebühr haben wir Dich bei uns behalten, obchon der

Knabe Deiner längst nicht mehr bedurfte. Es gab Nichts mehr, womit Du sündigen konntest — so dachten wir. Nun aber muß ich's vernehmen, daß Dir selbst dies Kind nicht heilig ist! Wie — hab' ich Dir nicht verboten, den Knaben zu küssen? „„bei schwerer Pön““ hab ich's gethan! — Und Du — Du höhnest unseren Willen — zwingst den Knaben zu Deinen Liebkosungen, obgleich er ahnungsvoll sich schreiend sträubt, und lehrest seinen reinen Mund, den gottgeweihten, Weiberlippen küssen, beleidigst der Brüder Auge, die im Garten zu andächtiger Beschauung sich ergehen? Das muß ein Ende nehmen, Bruder Correntian hat Recht. — Hier“ — er zieht ein Säcklein mit Goldmünzen aus der Kutte und legt es ihr in die Hand: „Hier hast Du Deinen redlichen Lohn. Ich denke, Du kannst mit uns zufrieden sein — 's ist eine Gabe eines Fürsten werth. Du magst Dir einen Hof und Land drum kaufen — droben bei Nauders, oder wo Du willst, aber heb' Dich hinweg aus dem Weichbild unseres Klosters für immer!“

Die Amme antwortet nicht — stumm und bleich steht sie da, die Thränen verdunkeln ihre Augen, als sei sie in einen See untergetaucht und sähe Alles nur durch Wasser. Die gerungenen Hände zittern so, daß sie den Beutel fallen lassen, den schönsten Lohn für ein zerstörtes Lebensglück! Das Letzte, das Einzige ist ihr genommen, das Kind, um das sie Alles geopfert — auch das noch! „In diesen Mauern ist Nichts unser, als das Leiden!“ — hatte Correntian gesagt — sie ist des eingedenk!

„Nehmt den Knaben sogleich mit Euch!“ befiehlt der Abt und Correntian's knöcherne Finger greifen nach dem Kinde; doch der Knabe schreit so herzzerreißend und klammert sich in solcher Todesangst an seine Pflegemutter an, daß er ihn mit Gewalt losreißen muß und daß der Jammerschrei die jüngeren Brüder herbeilockt. Die Amme lehnt hilflos an den Pfosten der Laube und ein banges Stöhnen ringt sich von ihren Lippen. Eine blinde Wuth bemächtigt sich der jungen Mönche, als sie dies sehen. Der jahrelang gegen Correntian genährte Haß läßt sich nicht mehr halten, vergessen sind Zucht und Gehorsam und alle Ordensregeln. Wie eine wüthende Meute dringen sie auf Correntian ein: „Fort von dem Kind! Du Angeber — Du Spürhund, der Nichts in Frieden lassen kann.“

„Schänd' Dir, frommer Abt, daß Du ihm Dein Ohr leihst — dem Wolf!“

So dringen die Rufe aus der empörten Menge, die keinem Befehl mehr gehorcht. Es ist offener Aufruhr. — Der Abt und die älteren Brüder laufen rathlos durcheinander.

Da tönt wieder die Stimme durch den Tumult, die schon so oft Frieden und Ruhe gestiftet. Pater Eusebius kommt so eben von seiner Thurmtwarte herab und hat mit raschem Blick die Dinge durchschaut. „Vergeht Euch nicht wider den Gehorsam, meine Brüder! Wir können die Frau nicht ewig hier behalten. Doch, mein' ich, soll der Kamüßer das Kind zu sich in seine Zelle nehmen — ihn liebt es — und ihm hängt es an!“

„Ja, ja! Der Kamüßer soll es nehmen!“ ruft Alles einstimmig und Bruder Conrad wird aus der Kapelle geholt.

Mit einem Blick unendlichen Erbarmens für das arme zitternde Weib

nimmt er das Kind auf den Arm: „Sei ruhig — ich pflege es Dir gut!“ raunt er ihr mitleidig zu und sie läßt ihm dafür dankbar den Saum seiner Kutte. Noch einen letzten Blick wirft sie auf das Kind, das geliebte, das sie so treu gewiegt hat auf diesen Armen, die es nun nicht mehr umfassen dürfen! — Keinen Kuß zum Abschied darf sie ihm geben, kein Händchen darf sie mehr berühren! Da trägt er's hin, hoch die dichte Schar der Brüder überragend, als schwämme es auf einer dunkeln Woge fort — jetzt, jetzt schließt sich die Pforte hinter ihnen — jetzt ist's vorbei.

Die Frau steht allein unter der verdorrten Laube, — es ist Abend geworden, der Thau fällt, der Wind raschelt in den welken Zweigen und mahnt sie, daß es Zeit sei, ihr Bündel zu schnüren und ihren Weg zu suchen — hinaus in die ausgestorbene, fremd gewordene Welt. Wohin soll sie? Sie weiß es nicht — sie wird umherirren, allein und hilflos, soweit sie ihr Fuß trägt, bis sie irgendwo liegen bleibt. Sie rafft sich auf. Es muß ja sein. Aber noch einmal hinauf in das leere Zimmer, aus dem sie ihr jetzt das Kind fortgenommen, um ihre paar elenden Sappen zu holen? Nein — sie kann es nicht!

Mit brechenden Knien schleppt sie sich hinaus, wie sie geht und steht, nur Eines nimmt sie mit: das Kreuzlein, mit dem das Kind vorhin Begrabens spielte. Das drückt sie unter heißen Thränen an die Lippen. So schleicht sie wie eine Verbrecherin bei Nacht und Nebel, durch die Klosterpforte hinaus, wo sie so oft der Gatte erwartet hatte. Aber diesmal harret ihrer kein liebender Arm mehr, sie zu umfassen. Der Guardian ruft ihr ein mitleidig Lebewohl nach. Das ist Alles! Noch einen Blick hinauf nach ihrem Thurmsfenster, und sie steigt hinab in die dampfende Tiefe — eine einsame Bettlerin!

Droben im Kloster wird großes Gericht der Ältesten gehalten über die jungen Brüder und ihr strafwürdiges Vergehen wider die Ordnung. Gerne wäre Pater Eusebius zu der Verlassenen hinabgeeilt, doch seine Ordenspflicht hält ihn hier. —

„Es trifft Alles ein, wie ich gesagt und prophezeiet habe,“ spricht Correntian; „Alles Uebel kommt von dem Kinde. Es ist ein Kind des Fluches — es wird den Fluch unter unser Dach tragen.“

Da erhebt sich Eusebius — scharf und streng klingt seine Stimme, wie nie und sein Auge schweift mit Adlerblick über die Versammlung: „Ich will's Euch sagen, was des Fluches Ursach, der dem Kind anhaftet: Die Unnatur der Dinge ist's! Unnatürlich war schon des Vaters Zorn, der das Knäblein ausgestoßen im Mutterleib, unnatürlich war's, was Ihr von der Amme verlangtet — sie sind dran zu Schanden worden Mann und Weib und Kind — und unnatürlich ist des Knaben Leben hier im Kloster! Das ist die Höllensaat, von der Du, Correntian, geredet, die Ihr genährt und die Ihr ernten werdet — die Rache der beleidigten Natur!“

# Wallfahrt nach Sesenheim.

~~~~~  
Von  
Heinrich Kruse.  
~~~~~

Es war Mitternacht geworden, ehe wir am 16. Juni 1840 in Stockholm am Fuße der großen Schloßterre landeten; aber noch immer glühte wie in stiller Feier der Himmel mit rosigem Lichte. Ich hatte Ostern auf dem Kreml erlebt, hatte mich in St. Petersburg aufgehalten und war über Finnland nach Schweden gereist. Deutschen Umgang und deutsche Schriften hatte ich lange entbehrt, und als ich in das Besesszimmer der Großen Gesellschaft mit der schönen Aussicht auf Riddarholm und den Mälaren trat, war es mir, als schöpfe ich Heimathsluft. Ich fand dort eine Auswahl deutscher Tagesblätter und Zeitschriften, und griff zunächst nach der Allgemeinen Zeitung, die damals, wie Bunsen in London einmal sagte, die Nabelschnur war, die den Deutschen überall mit Deutschland verband. Ich fand in der Beilage einen Aufsatz, der sich mit Friederike in Sesenheim beschäftigte, mit dem reizendsten Idyll im Leben Goethe's. Ich las, und mir war, als hätte ich das schon gelesen, und bald ward mir klar, daß den Aufsatz Niemand anders geschrieben hatte, als — ich selbst!

In einer vorhergehenden Nummer fand ich die Aufklärung. Der Aufsatz hatte sich im Nachlasse von August Näge in Bonn vorgefunden, mit einer Einleitung, es sei dies ein Auszug aus einem Reisebericht, dem ihm einer seiner Zuhörer, H. K., dem er das Zeugniß ausstellte, daß er schwarz von weiß zu unterscheiden wisse, mitgetheilt habe. An diese Worte Näge's hatte der Herausgeber allerhand Vermuthungen geknüpft, die nicht zutrafen. Näge habe seinen Zuhörer, dem er Vertrauen schenkte, wol zu einer Reise nach Sesenheim veranlaßt u. s. w. Näge wußte aber nicht um diese Reise, und hatte sie nur insofern mit veranlaßt, als die Verdächtigungen Friederikens, die er auch Goethe mitgetheilt, mir das reizende Bild des lieblichen Landmädchens trübten. Wahrheit, selbst die unerfreuliche, ist mir aber immer das Höchste gewesen, und so entschloß ich mich im Herbst 1835, das Elsaß zu Fuß zu durchwandern, um Goethe's Spuren nachzugehen. Nachdem ich von der Plattform des Straßburger Münsters (von dem mir der alte Schweizer bemerkte: „Wenn die Franzosen ihn nur einpacken könnten, so stände er jetzt längst im Louvre!“) hinausgeschaut hatte in die schöne grüne Ebene, umblaut von Vogesen und Schwarzwald, als wäre die Zeit noch da, wo der junge Goethe und seine Gesellen sich oftmals auf den hohen und lustigen Altan des Münsters beschieden, um mit gefüllten

Römern die scheidende Sonne zu begrüßen, wanderte ich zum Thore hinaus, zunächst nach dem fünf Stunden entfernten Sesenheim. Die Wanderung durch das Elsaß ward mir reich belohnt. Nicht nur erhielt ich von Sophie Brion, der letzten damals noch lebenden Schwester Friederikens eine Rolle Goethe'scher Gedichte mitgetheilt, über welche die Fülle und Wärme der Zeiten seiner Jugend ausgegossen ist (ich lieferte die meisten und besten durch Wilhelm Abeken an das Goethe-Museum des Kanzlers Müller ab, so daß sie jetzt in die sämtlichen Werke aufgenommen sind), sondern es gelang mir eine fast noch schönere Entdeckung, nämlich, daß alle Verdächtigungen Friederikens, wie sie Räte und Niebuhr mitgetheilt waren, aus einer trüben Quelle geflossen sind. Es lebten damals noch einige Menschen, die Goethe, noch viele, die Friederiken gekannt, und Alle wußten nicht das Geringste von jenen Friederikens Ehre verletzenden Gerüchten, sie gaben ihr Alle aus Einem Munde das beste Zeugniß und bemerkten mit Recht, daß sie an Ort und Stelle von den Fehltritten einer Pfarrerstochter, der Tochter ihres eigenen Pfarrers, doch gehört haben mußten. Die Quelle war im alten Pfarrhause selbst, das jene unvergeßlichen Scenen reinsten, zartester Neigung gesehen hatte. Und weiter scheint Räte sich nicht umgethan zu haben. Wenn ich alle Eindrücke zusammenfasse, kann ich zu keinem anderen Schlusse kommen als zu dem des guten Ochsenwirthes, der aus Liebe zu der alten Pfarrersfamilie sein Mittagessen kalt werden ließ, um mir einen Nichtweg durch den Wald zu zeigen: „Von tausend Worten, die Ihnen der alte Pastor über die Brions sagte, glauben Sie keine halbe Sylbe!“

Ich setzte einen kleinen Bericht über meine Sesenheimer Reise auf und theilte ihn in Bonn meinem geschätzten Lehrer mit, der mir sagte, daß er ihn wiederholt mit dem größten Interesse gelesen habe. Es hat sich gezeigt, daß er sich sogar einen Auszug daraus gemacht hatte, der nach seinem Tode in die Oeffentlichkeit gelangte. Das konnte mir nur lieb sein, da mir mein Bericht selbst bald abhanden gekommen war. Erst dieser Tage, nach mehr als dreißig Jahren, ward er mir oder vielmehr meinem Bruder Carl anonym wieder zugestellt. Indem ich ihn meinem lieben Freunde Salomon Hirzel übersende, habe ich vorgezogen, ihn ganz unverändert zu lassen, um den frischen Eindruck nicht zu verwischen, so sehr er sonst der Verbesserung bedürfte. Man spürt, daß er von einem neunzehnjährigen Studenten geschrieben ist. Ich muß aber sagen, daß mir auf meiner Wallfahrt doch anders zu Muth gewesen ist, als ich in jener Aufzeichnung verrathen mochte, in der ich meine Empfindungen unter einem gewissen altklugen Wesen versteckte. Mir war oft zu Muth, wie Goethe selbst, als er 1779 in jene, wenigstens durch seine Erinnerungen paradiesische Gegend zurückkehrte: er betete diesen Weg her gleichsam einen Rosenkranz der treuesten, bewährtesten, unauslöschlichsten Freundschaft ab, eine recht ätherische Wollust.

Ich war oft tief bewegt und erinnere mich, daß, als ich im Wirthshaus in Sesenheim in der Nacht aufwachte und der Mond so mild und wehmüthig durch die alterthümlichen runden kleinen Bleisfenster schien, in einen heißen Thränenstrom ausbrach bei dem Gedanken, daß die schönsten, lieblichsten Erscheinungen so flüchtig, so vergänglich vorüber gerauscht. Friederikens Hoffnungen sollten nicht in Erfüllung gehen; denn gehofft hat sie, und hatte ja auch Grund

dazu. Es war mir ungemein merkwürdig, wie Sophie sich über das Verhältniß unbefangen, um nicht zu sagen: naiv aussprach. „Warum hätte er sie denn nicht nehmen sollen? Er war allerdings der Sohn reicher bürgerlicher Eltern; aber warum hätte es nicht angehen sollen, daß er eine Pfarrerstochter heirathete?“ Darauf ließ sich Nichts oder Viel antworten. Was mich betrifft, so klage ich Goethe nicht an; aber ich bedauere ihn, daß seine Ghescheu, wie Schiller es nennt, ihn verhindert hat, der lieblichen Friederike und später der heißgeliebten edlen Sili seine Hand zu reichen. Friederike verblühte, sich tröstend wie das zertretene Weilchen. Aber auch Goethe — hat die Blume ganz — ganz gehalten, was die Knospe versprach? Seine eigenthümlichsten, seine herrlichsten Werke, Götz, Werther, Faust und die herzigsten seiner Lieder sind geschrieben worden, ehe er einen Fürstenhof und Italien kennen gelernt; mit Hermann und Dorothea, der Perle seiner späteren Gedichte, lehrte er geistig in jene bürgerlichen Verhältnisse zurück, die er vielleicht besser nie verlassen hätte. Doch das sind müßige Fragen. Wir haben große Ursache, Goethe zu danken für Alles, was der wunderbare Mann aus sich gemacht hat, und ich würde diese Betrachtungen nicht hingeworfen haben, wenn ich mich nicht deutlich erinnerte, daß sie sich mir schon damals aufdrängten, als ich im Pfarrgarten von Sesenheim eine Dolbe von Zelänger-Zelieber aus jener Laube pflückte, in welcher der junge Goethe Märchen erzählte.

Röln, Ostern 1868.

### S e s e n h e i m .

Man hat oft von dem guten Einflusse der schönen Künste auf die Sittlichkeit geredet. Jemand, der sich nur am Schönen Gefallen zu finden gewöhnt habe, werde etwas Unsitliches schon deshalb nicht thun, weil es gemein und häßlich sei u. s. w. Doch was hilft's, daß der Eine unserer großen Dichter über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten schreibt, wenn der Andere — sich mit einem Mädchen verlobt und es sitzen läßt? Wir Jüngeren namentlich, die wir von den Schwingen der Dichtung, wie der Hirt vom Ida, gerades Wegs in den Himmel gehoben werden, möchten so gern daran glauben: *οὐχ ὁλον αγαθόν γενέσθαι ποιητὴν μὴ πρότερον γενηθέντα ἄνδρα αγαθόν.*

Wie gern hörte ich daher, als ich von Friederike und Goethe's Wankelmuth sprechen wollte, mich vom alten Pfarrer in Sesenheim unterbrechen mit den unmuthig ausgestoßenen Worten: „O Großmuth! Großmuth! Großmüthiger Goethe! — Sie und Ich, wir Alle hätten nicht anders gehandelt, als Er.“ Und so sprach er weiter in dem Sinne, daß Goethe lieber die Schuld habe auf sich wollen fallen lassen, als ein geliebtes Wesen oder Personen, denen er Dank schuldig sei, anklagen. Doch weiter war Nichts aus ihm herauszubringen. Er selbst möge es nicht sagen; es lebten noch so viele Verwandte und Bekannte; doch wisse es Jedermann; man könne jeden alten Mann darnach fragen. Dann klagte er, daß ihn der Schwindel überfalle, er kam auf seine Krankheit zu sprechen u. s. w. Am andern Morgen beim Kaffee konnte ich das Gespräch



gar nicht einmal auf den Gegenstand bringen; dem Kinde, bei dem wir alle Gebatter stehen, unserer Zeit, ward zu eifrig die Nativität gestellt.

Der junge Pfarrer, sein Schwiegerohn, (er war erst kürzlich nach Esenheim gekommen) war so gütig, mich nach Friederikensruh zu führen. Während wir an dem halbverschütteten Bache entlang gingen, erzählte er mir auf mein Fragen, was er so gehört hätte; verbürgen könne er es nicht. Friederike solle sich, da Goethe so lang nicht geschrieben, mit dem katholischen Geistlichen, dessen Garten an den ihrigen gestoßen, in einen sträflichen Umgang eingelassen haben, und da Goethe nach sieben Jahren zurückkehrte, vielleicht in der Absicht, sie zu heirathen, wäre sie gerade —

Ich hörte ihn schon nicht mehr aus. Kommt es uns zuweilen nicht so vor, als wären die meisten Menschen in einer Verschwörung gegen uns, alles Edle und Vorzügliche nur für eine poetische Fiction auszugeben<sup>1)</sup>? So war es mir damals, während wir auf Friederikensruh still standen, wo auf der Stätte der Lust und Erholung die Frucht der traurigen Nothdurft, Kartoffeln, der Ernte entgegenwelkten.

Auf dem Rückwege fiel mir ein, daß man auf seine Vorgänger im Amte oft nicht gut zu sprechen sei. Ich glaube hiervon schon ein Zeichen bemerkt zu haben; denn der alte Herr hatte unter Anderem, was er so durch einander redete, auch sich merken lassen, daß man Friederike, nachdem der Handel mit Goethe schon vorüber, mit seinem Bruder, der als Nachfolger im Amte bezeichnet war, hätte zusammenbringen wollen. Auf einem Feste der Umgegend, wo dieser zugegen gewesen, waren wie zufällig auch die Brions mit ihrer Friederike erschienen. Doch sein Bruder hätte sich bedankt! Wir waren in's Dorf zurückgekommen, wo ich von alten Leuten, die bei den Brions im Hause täglich aus- und eingegangen und zum Theil von Friederiken und Olivien zur Laufe gehoben waren, nach ihrer alten Pfarrersfamilie mich erkundigte. Sie wußten Alle nicht Vieles und Gutes genug von ihr zu erzählen. Die Brions hatten ihr gutes Einkommen und hätten reiche Leute werden können, aber sie waren zu wohlthätig und gastfrei. Alle vierzehn Tage mußte der Schulz ein Fäßchen Wein liefern, denn die Frau hatte viele Verwandte in der Stadt, von Fort Louis kamen die Officiere, und wer einmal da gewesen, kehrte gern wieder.

Ueber den alten Herrn mußten die Bauern noch lächeln. Er war etwas wohlbeleibt und dabei klein. Als er nun mal vom Wein erhitzt war, denn ein volles Gläschen hatte er gern, und in der Eile einen recht großen Mann beschreiben wollte, sagte er: „Er war ein Mann von meiner Größe“. Doch war er auch so gutthätig, daß er das Kleid vom Leibe weggegeben. Er war auch „gemein“, das heißt, er ließ seine Kinder auch mit dem Geringsten umgehen.

Seine Frau, eine geb. Schoell aus Straßburg, eine große stattliche Person, starb drei, vier Jahre vor ihm. Ihre älteste Tochter war bald, nachdem sie einen Pfarrer geheirathet, gestorben. Als die zweite, Salome (Olivia), sich verheirathete, ebenfalls an einen Pfarrer der Umgegend, erlaubte der Schulz

<sup>1)</sup> Niebuhr glaubte aus sicherer Hand von Straßburg es zu haben, daß Friederike sich noch ein oder zwei Mal von den jungen Officieren in Saarlouis hätte verführen lassen.

zum ersten Male in seinem Hause zu tanzen, so groß war seine Freundschaft für die Familie. Die junge Frau schrieb ihrer Mutter nach Hause, sie hätte bei ihrer Aussteuer ein sehr nothwendiges Stück vergessen; nämlich einen Wischlappen! Doch hat der Schulz es wohl gesehen, daß die Friederike ihrer Schwester an Kopf und Gaben weit überlegen war. Sie war ein sauberes Mädchen, von sehr schönem Wuchs, das Gesicht aber etwas klein und schmal. Sie hatte blaue Augen und dunkelblondes Haar. Sie war eine Zeit lang in der Stadt erzogen. Man glaubt es nicht, was sie dienstfertig war. Wenn Jemand nur ein Wort fallen ließ, er möchte wol ein paar Blumen haben, gleich sprang sie in den Garten. Sie hatte ein gutes Maul, das heißt, sie wußte mit Jedem zu sprechen und ihm guten Bescheid zu geben.

Nach dem Tode ihrer Eltern hielt sie sich mit der jüngsten Tochter Sophie, die etwas krumm ist (denn sie lebt noch), bei ihrem Bruder Christian, der Pfarrer in der Umgegend war und eine zahlreiche Familie hinterlassen hat, und bei andern Verwandten und Freunden auf. Denn sie waren überall gern gesehen. Sie haben auch „nimmer schlechte Zeiten gehabt“. Um unabhängiger leben zu können, richteten sie zwar in Steinthal einen kleinen Handel mit Steingut ein, und unterrichteten Kinder. Doch bald nahm die Frau von Dietrich sie zu sich und überließ ihnen drei Zimmer unentgeltlich. Dort hat die Mutter des Wirthes von Sefenheim, welche von Friederike zur Taise gehoben ist, sie oft besucht. Die Nachbarn thaten ihnen Alles zur Liebe, brachten ihnen die ersten Blumen und Früchte u. s. w. Die Frau von Dietrich zog sie oft zur Tafel, und wenn sie ausreiste, übergab sie ihnen die Aufsicht. Friederike ward schwächlich und starb, es mögen zwanzig Jahre her sein<sup>1)</sup>.

Nicht Jeder wußte alles Dieses zu erzählen; doch Keiner widersprach hierin dem Andern. Es war um so mehr hinreichend, mir das alte Pfarrhaus wieder mit seinen einstigen Bewohnern zu beleben, als ich auf meinen Besuchen von Haus zu Haus die Eigenthümlichkeit der Menschen in dieser anmuthigen Gegend hatte kennen gelernt. Ich habe nirgends so deutsche Menschen angetroffen als auf französischem Boden. Ihre Sprache ist laut und keck und wenngleich etwas verdorben, doch lange nicht so unangenehm als das näselnde Singen der Leute am Niederrhein. Ihr Wesen hat etwas Offenes und Gutherziges. Das Französische ist, wie überhaupt im Elsaß auf dem Lande, noch wenig eingedrungen. Ihre Landestracht ist seit den sechzig, siebenzig Jahren fast unverändert geblieben. Nur die Zöpfe haben sich unter die Kopfbedeckung zurückgezogen.

Was mir am meisten auffiel, war, daß von dem, was Jeder wissen sollte, Niemand Etwas wußte. Als ich dem Schulzen erzählte, was ich vom jungen Pfarrer gehört hatte, schüttelte er den Kopf. Da sie eines Pfarrers Tochter gewesen, würde man gewiß davon gesprochen haben. Möglich wär' es indeß. Die Revolution hätte viele Leute aus dem Dorfe zerstreut und „Frauzenzimmer hätten einen langen Rock, aber einen kurzen Sinn“. Doch Friederike sei durchaus nicht mannsüchtig gewesen, das hätte er wol bemerken können. Und über-

<sup>1)</sup> Sie starb 3. April 1813.

Haupt stimmten Alle darin überein, daß sie ein sehr „reputirliches Frauenzimmer“ gewesen.

So warf ich denn den letzten Blick auf das alte Pfarrhaus — jetzt endlich wird es in wenig Wochen abgerissen werden, da man auf dem neuen freundlichen Hause schon längst den Dachkranz aufstreckte. Wollte Jemand die hundert Francs dem Entrepreneur bezahlen, könnte es als eine Santa Casa stehen bleiben. Doch mag es auch gut sein, daß unserm Volke die Gegenstände einer Verehrung, die fast an Reliquiendienst grenzt, entzogen werden. Ein schöneres Ende wär's freilich gewesen, hätte der Blick, welcher den Aprikosenbaum, der sich an die Wand lehnt, die Nester abschlug, die Hütte verzehret. Für die Bewohner freilich nicht, aber für den Dichter, welcher sich an die alte Sage erinnern würde, daß die Götter, wen sie liebten, in Feuer zu sich nehmen.

Ich wollte nach Reichshofen gehen, wo, wie der alte Pfarrer mir gesagt hatte, Sophie Brion sich noch bei der Frau von Dietrich aufhielt. Der alte Ochsenwirth wies mir durch Wiesen und Gehölz wol eine halbe Stunde lang einen Nichtweg. Er hatte sich dazu angeboten. Denn er wisse auch, wie einem Fremden wäre, der die Wege nicht kenne. Er hatte drei Jahr lang mit den Chouans herumcharmuzirt. Ich weiß nicht, wie das Gespräch noch einmal auf die guten Brions kam. Ich verhehlte ihm nicht, was ich so hätte munkeln hören. Er stand still. Wer mir das gesagt hätte? Das hätte gewiß der alte Herr Pfarrer gesagt. Denn sonst wisse kein Mensch im ganzen Dorfe etwas Anderes als lauter Gutes von den Brions. „Herr, das Grab von dem alten seligen Pfarrer ist verwachsen, aber so oft ich Sonntags daran vorbeigehe, muß ich an den guten Mann gedenken.“ Ich will und darf hier nicht anführen, was er mir im Walde, „wo es nur der da oben hörte“, von dem alten Pfarrer sagte. Er gab ihm keine widerrechtlichen Handlungen Schuld, doch von tausend Worten, die er mir über die Brions sagte, solle ich keine halbe Sylbe glauben.

Wie soll ich ausdrücken, was ich empfand, als mein Verdacht auf eine so überraschende Weise sich bestätigte? Nachdem ich meinem Begleiter die Hand zum Abschied gedrückt hatte, der gute alte Mann hatte sich meinerwegen sein Mittag-Essen kalt werden lassen, suchte ich in der Tasche und fand auch richtig noch das Blatt, auf dem ich vorgestern, wie ich's zuweilen nicht lassen kann, meine Empfindungen in Reime gezwängt hatte. Ich hatte es, nachdem ich beim alten Pfarrer gewesen, zum Zerreißen bestimmt: doch nun fand ich, indem ich es überlas, das Gefühl, mit dem ich von Seseenheim schied, ganz darin wieder. Nur deshalb setze ich es hierher, nicht um ein sehr mittelmäßiges Gedicht mehr zu liefern; denn das hieße heutigen Tags Holz in den Wald tragen.

Ja stürze nur, du alte Hütte, ein!  
Längst sind sie auch dahin, die hier vor Jahren  
Beim guten Pfarrer stets willkommen waren,  
Längst auch das muntre Mädchen, froh und rein.

Wie in Philemon's Hütte Zeus einst kam,  
So ist bei Dir mit göttlich schönen Mienen  
Ein hochbegabter Jüngling einst erschienen;  
Doch er vergaß Dich, als er Abschied nahm.

Du weinst umsonst ihm, liebes Mädchen, nach!  
 Es schmerzt ihn selbst, allein Du bist verloren,  
 Er hat ein höher Ziel sich auserkoren.

Doch darf ich sagen, was mein Herz mir sprach?  
 Was man sich immer auch dabei mag denken,  
 Es ist nicht recht, ein schuldblos Kind zu kränken.

Das Wetter war naß und stürmisch; als ich in Reichshofen ankam, wohin mich der Pfarrer gewiesen, hörte ich, daß hier weder eine Mamsell Brion noch eine Frau von Dietrich wohne. Auch hier hatten die Leute im Dorfe Recht, welche mir gesagt hatten, die Sophie wohne nicht dort, sondern in Niederbrunn. Und von der Zuverlässigkeit des alten Pfarrers hatte ich schon gestern keinen guten Beweis gehabt. Er hatte mir als ausgemacht versichert, George lebe noch in Drusenheim als pensionirter Forstinspector. Ich war nach Drusenheim gegangen, hatte ein paar Stunden gewartet, und wen traf ich am Ende? Einen verdrießlichen Mann von 66 Jahren, der mit den Brions weder verwandt, noch bekannt war.

Niederbrunn, wohin ich an einem heiteren Morgen ging, ist nicht weit von Reichshofen, ein Badeort mit römischen Alterthümern, recht angenehm am Fuße der Vogesen gelegen. Als ich im Gasthaus nach der Brion fragte, sagte man, die müsse gestorben oder nicht mehr hier sein. Doch ward dies von einem Anderen dahin berichtet, daß sie zu schwach sei, um auszugehen. So traf ich sie denn auch in einer kleinen schmalen, aber sehr sauber gehaltenen Stube, von Alter wie von der Natur niedergebeugt, sonst aber noch ganz munter und verständig. Sie freute sich sehr über die vielen Grüße und Einladungen, welche ich ihr von den Seseheimern zu bestellen hatte. Es würde ihr auch bitter süß sein, wenn sie, die letzte der Geschwister, noch einmal das Grab ihrer Eltern sehen könnte.

Goethe's Wahrheit und Dichtung hatte sie gelesen und sich geärgert, daß nicht eben Alles Wahrheit darin sei. Doch schien es mir nur außerwesentlich zu sein, was er hinzugebichtet. So hatte z. B. das Lusthölzchen nicht Friederikensruh geheißsen. Nachtigallenwälbel hatten sie's genannt, weil die Nachtigallen, wie die Bauern sagten, so viel darin plärren, daß man Nachts gar nicht schlafen könnte. Es wären vier schöne Buchen dort gewesen, so dicht verwachsen, daß man beim Regen darunter nicht naß wurde. Dort hätten sie einmal eine Tafel angehängt, auf die sie vom Schreiner ihre und vieler guter Freunde Namen hätten setzen lassen. Goethe hätte seinen zuletzt unter folgenden Vers geschrieben, den sie mir aus dem Gedächtnisse hersagte:

Dem Himmel wach' entgegen  
 Der Baum, der Erde Stolz.  
 Ihr Wetter, Stürm' und Regen  
 Verschont das heilige Holz.  
 Und soll ein Name verderben,  
 So nehmt die obern in Acht,  
 Es mag der Dichter sterben,  
 Der diesen Reim gemacht.

Sie sei damals erst sieben Jahr alt gewesen, Friederike funfzehn oder sech-

zehn<sup>1)</sup>. Goethe hätte immer bläblich ausgesehen, aber lebhaftige Augen hätte er gehabt. Nach seiner Abreise schickte er noch immer Briefe und seine Werke. Aus Weimar schrieb er einmal, er müsse dem Herzog gehorchen und einem Fräulein, deren Namen er nannte, seine Hand geben. Sein Herz würde Friederike immer behalten. Er ward, als er nach einem längeren Zwischenraume nach Sefenheim zurück kam, von den Eltern mit möglichster Unbefangenheit aufgenommen. Was er vielleicht Friederiken gesagt, ob Entschuldigungen, ob einen Heirathsantrag, den sie, soviel Sophie sie gekannt, doch nicht mehr angenommen hätte, wüßte sie nicht zu sagen. Noch vor acht Jahren hätte er die Familie grüßen lassen durch einen Gefellen, den er in Weimar bei einem Schlosser angetroffen; denn er kannte, ja konnte viele Handwerke. So lernte er in Sefenheim beim lahmen Philipp Korbflechten. Nach dem Tode ihres Vaters, dessen würdiges altes Gesicht nebst den Silhouetten der beiden Gatten in ihrer Stube hing, wären sie zu ihrem Bruder gezogen nach Steinthal. Sie hatten sich versprochen, sich nie zu trennen. Nun aber schrieb ihnen Salome (Olivie) aus Meissenheim, vier Stunden von Straßburg, sie sei kränklich, eine ihrer Schwestern möge doch zu ihr kommen. Das Loos traf Friederiken. Sie suchte Sophie zu trösten, wenn Salome besser würde oder stürbe, in beiden Fällen käme sie ja wieder. Doch Olivie nahm auf ihrem Todtbette ihrer Schwester das Versprechen ab, ihre einzige Tochter zu erziehen. So blieb sie denn da. Sie war wol wieder heiter, doch sagten die Leute alle, sie wäre das nie wieder geworden, was sie gewesen. Alle Heirathsanträge schlug sie aus. „Wer von Goethe geliebt worden ist,“ sagte sie einmal, „kann keinen Andern lieben.“ Sie verhalf ihrem Pflingling zu dem Manne ihres Herzens, gegen den der Vater Vorurtheile gefaßt hatte. Zu der Hochzeit kam Sophie herüber. Diese war selbst, als ihr Bruder nach Niederbrunn zog, in Steinthal geblieben, da viele gute Freunde sie durchaus bei sich behalten wollten. Als der edle Herr von Dietrich nach Besançon in den Thurm abgeführt war, bat die Frau sie so lange, daß sie mit dahin mußte. Endlich ward er freigesprochen. Da ging Sophie zurück nach dem Steinthal, um ihrer Schwägerin bei ihrer Niederkunft behilflich zu sein. Bald nachher schrieb ihr Frau von Dietrich, ihr Mann, den man unter einem Vorwande noch im Thurm behalten hatte, sei nach Paris abgeführt. Vierzehn Tage nachher las Sophie in den Zeitungen, er sei guillotiniert und hörte bald, daß die unglückliche Frau von Dietrich wahnsinnig geworden wäre.

Als sie nun nach Meissenheim zur Hochzeit kam, traf sie Friederike kränklich. „Schwester, ich lebe nicht mehr lange,“ sagte Friederike zu ihr. „Mein Feierabend ist da. Bitte, liebe Schwester, reise nicht fort mit den Hochzeitsgästen. Die jungen Leute leben für sich, und ich fühle mich allein.“ Sechs Wochen nach dem Hochzeitstage trug man ihren Sarg aus dem Hause. Nur ihrer Schwäche wegen war sie in den letzten Tagen im Bette geblieben. Sie war, wie Sophie sich ausdrückte, abgelebt, ohne zu altern.

Sophie zog endlich zu ihrem Bruder nach Niederbrunn. Dieser ging später

<sup>1)</sup> Man hat berechnet, daß Sophie ungefähr 1756 geboren sei, etwa vier Jahre nach Friederike. Dann hätte sich Sophie, wie es vorkommen soll, etwas jünger gemacht.

nach Bar; doch sie blieb zurück, denn sie hatte auch hier viele gute Freunde bekommen. Sie hat noch einige Nichten und Neffen. Einer von diesen, welcher zu Reckweiler (?) bei Bar wohnt, hat noch ein Porträt von Goethe und das Manuscript der Mitschuldigen<sup>1)</sup>. Sie selber, Sophie, verbrannte wol an dreißig Briefe, die Goethe an Friederike geschrieben. „Sie ärgerten sie.“ Doch um eine Menge Gedichte, unter Anderen eine Uebersetzung des ganzen (?) Ossian von Goethe's Hand, sei sie bösslich gekommen. Sie hatte sie gern Jedem zum Abschreiben geliebt, unter Anderen einem Pfarrer Spohr, der sie ihr unter allerhand Ausflüchten nicht zurückschickte. Er ward später wegen schlechter Aufführung abgesetzt und soll in Straßburg im Glend gestorben sein.

Vor mehreren Jahren sei sie zuletzt durch Sesenheim gekommen. Da waren die Leute vom Felde mit ihrem Geräth herbeigeekilt. — „Sie könnten denken, ich flattire mir; aber so ist es, und es hat mich sehr gerührt.“ Und der Pfarchof sei ganz voller Leute geworden. „Ich hoffe,“ hatte der alte Pfarrer gesagt, „daß es den Meinigen einst ebenso gut gehen soll, als den Brion's.“ Schwerlich. Sie zeigte mir zuletzt noch einige Kleinigkeiten, die sie von Goethe's Hand zufällig übrig behalten, und erlaubte mir herzlich gern, sie abzuschreiben.

Ich fand, als ich zu Hause das Bändchen der Rolle öffnete, mehrere Lieder, oder soll ich sagen Hauche? aus Goethe's liebewartem Busen, theils von Friederiken abgeschrieben, theils die Lieder selbst von seiner Hand. Einige zeugen von der lieblichen Leichtigkeit, mit welcher ihm jedes Wort oder Ereigniß in ein Lied überfloß. Ein paar andere sind sorgsam für das liebe Mädchen ausgedacht und höchst sauber und zierlich aufgeschrieben: die Schrift verschönert sich, wenn Amor die Hand führt.

Bonn, September 1835.

Soweit der Reisebericht, den ich auch deshalb zu veröffentlichen mich entschlossen habe, um nicht weiter über den Gegenstand befragt zu werden, wie ich denn auch bitte, auf etwaige Einwendungen keine Entgegnung zu erwarten. Was die Sesenheimer Lieder betrifft, kann ich jetzt verweisen auf: „Der junge Goethe. Seine Briefe und Dichtungen von 1764 bis 1776“, die Salomon Hirzel und Michael Bernays (Leipzig, S. Hirzel, 1875) herausgegeben, wo die von mir 1835 in Niederbrunn genommenen Abschriften zum ersten Male vollständig veröffentlicht sind — beiläufig bemerkt, mit einigen Nachbesserungen in der Orthographie, die sich namentlich bei Friederikens Abschriften empfehlen mochten. Ich erinnere mich z. B., daß sie „schwages Koffenband“ geschrieben hatte, statt: schwaches Rosenband. Sonst habe ich nur noch zu bemerken, daß die Inschrift (Lied 11): „Dem Himmel wach' entgegen“ nicht schriftlich vorhanden war; ich habe sie nach Sophie Brion's mündlicher Mittheilung aufgezeichnet.

Berlin, Juni 1878.

<sup>1)</sup> Es gelangte später in den Besiz Salomon Hirzel's.

## Berlin im October und November 1848<sup>1)</sup>.

Aus den bisher unveröffentlichten Denkwürdigkeiten des Generals der Infanterie z. D.  
Dr. Heinrich von Brandt.

### VI.

Als ich, ich glaube, es war am 2. November, durch die Wilhelmstraße ging, traf ich den Major von Manteuffel, Flügeladjutanten des Königs, der mir seit langer Zeit her befreundet war. Auf mein „Woher? Wohin?“ entgegnete er mir, er ginge zu seinem Vetter, um diesen zu bestimmen, in das Ministerium einzutreten. „Wird der die nöthige Energie haben?“ fragte ich. „Ich habe bis jetzt Nichts davon bemerkt, ich habe ihn in dem Ministerrath nur eine stumme Rolle spielen sehen.“ — Major von Manteuffel beseitigte meine Zweifel durch die Versicherung, daß er für ihn einstehe.

Noch an demselben Tage hörte ich, Manteuffel habe den Vorschlag angenommen. Man sprach auch von General von Stockhausen als Kriegsminister. Ich habe diesen, der von Königsberg krank angekommen war, besucht. Er war von Seitenstichen geplagt, die ihn oft an das Bett fesselten. Durch seine früheren Verhältnisse in Berlin und als Schwager des einst allmächtigen Generals von Wikeleben gewiß von allen Verhältnissen zu gut unterrichtet, um sich krank in ein Meer voller Klippen zu stürzen, hatte er darum bei seiner Ankunft abgelehnt; hierauf bezog sich auch die Stelle in dem eben mitgetheilten Briefe von General von Pfuel. Wer hierbei den Unterhändler gemacht, habe ich nicht erfahren; ich habe den General von Stockhausen zweimal besucht und zweimal im Bette gefunden, dann habe ich ihn nie mehr zu Hause getroffen. Ob er hierbei die Rolle eines Sixtus V. gespielt, weil er seine Zeit noch nicht gekommen wähnte, lasse ich dahin gestellt.

Am 2. November begab ich mich um 9 Uhr in den Sitzungsaal. Nach einigen Erörterungen über Ereignisse am 31. ließ der Präsident folgenden Brief vorlesen:

„Euer zc. habe ich die Ehre ergebenst anzuzeigen, daß ich Gesundheitsrückichten wegen meine Entlassung als Kriegsminister und Ministerpräsident bei Seiner Majestät dem Könige genommen habe.

Berlin, den 1. November 1848.

von Pfuel.“

Unmittelbar darauf ward ein anderes Schreiben von der Tribüne verlesen:

<sup>1)</sup> Man vergleiche „Deutsche Rundschau“, Band XIV, S. 122—145.

„Euer zc. beehre ich mich ergebenst zu benachrichtigen, daß Seine Majestät der König dem Ministerpräsidenten und Kriegsminister von Pful die erbetene Entlassung zu ertheilen und mich mit der dadurch nothwendigen Bildung eines neuen Ministeriums zu beauftragen geruht haben. Euer zc. stelle ich unter diesen Umständen ergebenst anheim, die Sitzungen der Nationalversammlung für einige Tage aussetzen zu wollen.“

Berlin, den 1. November 1848.

Graf von Brandenburg, Generallieutenant.“

Auf die Frage des Präsidenten, ob die Versammlung auf den Wunsch des Generallieutenant von Brandenburg eingehen wolle, erhob sich Herr Philipp und erklärte, daß die Lage der Stadt und des Landes viel zu kritisch sei, um die Sitzungen aussetzen zu können, und rückte dann mit dem Antrage hervor:

„die Sitzung in Betracht der Ernennung des Generallieutenant von Brandenburg zum Ministerpräsidenten und der Bekanntmachung des Ministers des Innern wegen Requisition des Militärs bis auf heute Nachmittag drei Uhr zu vertagen und sodann über die Lage des Landes zu beraten und einen Beschluß zu fassen.“

Die giftigen Reden, die bei dieser Gelegenheit gehalten wurden, die Aeußerung des Herrn von Berg, daß der eben verlesene Brief des Grafen von Brandenburg, da er nicht durch einen Minister angekündigt worden, an die Petitionscommission zu verweisen sei, der Antrag Waldeck's, die Sitzung permanent zu erklären, der Antrag von Philipp und Elsner, die Gegenwart der Minister zu verlangen, das neue Anerbieten endlich des Herrn Rimpler, der Nationalversammlung zu jeder Sitzung eine Ehrenwache geben und die Aufrechterhaltung der Ordnung vor dem Sitzungsgebäude übernehmen zu wollen, deuteten wol an, worauf man lossteuerete. Die Reden der Rechten verhalten, wie einst die der Girondisten. Ein schlichter Mann, der Fleischer Piper, war der Einzige, der den Muth hatte, den Leuten zu sagen: „Was fehlt uns? Was wollen wir? Wir wollen ein constitutionelles Königthum, und wir sind auf dem Wege dazu, aber wir wollen keine Republik; da wird sich noch Mancher den Kopf daran stoßen, und da wird noch bei Manchem der Strang gebraucht werden müssen.“ Es versteht sich von selbst, daß man den Aermsten von der Tribüne verjagte. Dagegen ward der Antrag:

„den Präsidenten zu ermächtigen, durch Requisition der Bürgerwehr für die Sicherheit der Versammlung zu sorgen,“ mit großer Majorität angenommen.

Die Debatten der Versammlung selbst wurden durch den Eingang einer vom Minister Eichmann gegengezeichneten und an den Grafen von Brandenburg gerichteten Cabinetsordre folgenden Wortlautes unterbrochen:

„Nachdem Ich den General der Infanterie von Pful auf seinen Wunsch von seinen bisherigen Aemtern als Ministerpräsident und Kriegsminister entbunden habe, die übrigen Minister Mir auch haben erklären lassen, daß sie das bisherige Ministerium als aufgelöst betrachteten, will Ich Sie hierdurch mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragen. Bis dahin werden die Mitglieder des bisherigen Ministeriums ihre Geschäfte fortführen.“

Sanssouci, den 1. November 1848.

Friedrich Wilhelm.“

Diese Mittheilung, durch welche wahrscheinlich die zarten Gewissensscrupel des Herrn von Berg beseitigt wurden, diente nur dazu, das Getöse in der Versammlung zu vermehren und Schritte herbeizuführen, welche deren Auflösung beschleunigen mußten. Herr Jacoby, Lemme und Waldeck beantragten:



1. sofort eine Commission von einundzwanzig Mitgliedern mit dem Auftrage zu ernennen, der Versammlung die in der bedrohlichen Lage des Landes geeigneten Mittel vorzuschlagen und
2. die Versammlung so lange permanent zu erklären, bis diese Commission berichtet und die Versammlung Beschluß gefaßt habe.

Es war noch gesunder Menschenverstand genug in der Versammlung, um zu begreifen, wohin solche Beschlüsse führen mußten. Sie wurden nicht genehmigt. Dagegen kamen Philipps, von Berg, Robbertus und Herr Wachsmuth mit dem Vorschlage, es solle eine aus 25 vom Präsidenten zu ernennenden Mitgliedern der Nationalversammlung und dem Präsidium zusammengesetzte Commission beauftragt werden, sofort der Nationalversammlung den Entwurf einer Adresse an Seine Majestät den König über die Lage des Landes vorzulegen und nach Annahme derselben unter Vortritt des Präsidiums sie Seiner Majestät zu überbringen. Die Herren Grün und Jacoby, beide mosaischen Glaubens, und ein katholischer Geistlicher, Herr von Berg, befürworteten die Sache in der ihnen eigenen Art. Herr Jacoby verlangte nur entscheidende Schritte, warnte vor allen halben Maßregeln und schreckte mit Wien und einer zweiten Revolution; er erklärte das Vaterland in Gefahr. Herr Grün bildete nur den Nachhall seines Glaubensgenossen. „Der Ausgang der Dinge in Wien,“ schloß er sehr pathetisch, „wird einen Rückschlag auf das ganze übrige Deutschland hervorbringen.“ Der Vorschlag ward mit großer Majorität angenommen. Nach einer nur kurzen Pause nannte der Präsident die 25 Mitglieder der Commission, und zwar aus allen Parteien. Sobald die Commissionsmitglieder verlesen waren, wollten die Minister den Saal verlassen, aber des Präsidenten Bemerkung, daß eine dringende Interpellation angekündigt sei, hielt sie zurück. Sie ward von d'Estér eingebracht und zahlreich unterstützt. Sie betraf das Placat, dessen Ursprungs ich bereits gedacht habe; d'Estér benahm sich dabei mit jener ihm eigenen Leidenschaftlichkeit. Eichmann war die Ruhe und die Würde selbst. Hätte er sich immer so benommen, so wären nie so mannigfache Antipathien gegen ihn rege geworden. Ohne sich an d'Estér viel zu kehren, nahm er das beregte Placat aus seinem Portefeuille und begann dann, wie folgt:

„Da die Bekanntmachung nicht verlesen worden, so erlaube ich mir, dies zu thun. Dieselbe ist vom gestrigen Tage datirt und lautet: „Die Vorgänge des gestrigen Tages während der beiden Sitzungen der Nationalversammlung legen der Regierung die unabwiesbare Pflicht auf, zur Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung und zur Verhütung und Unterdrückung ähnlicher Excesse alle ihr zu Gebote stehenden Mittel in Anwendung zu bringen. Es sind demnach die betreffenden Behörden angewiesen worden, in allen derartigen Fällen, sobald die zunächst zur Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung berufene Bürgerwehr dieser ihrer Aufgabe nicht rechtzeitig und vollständig genügt, sofort die bewaffnete Militärmacht zu requiriren und nach §. 78 des Bürgerwehrgesetzes vom 17. v. Mts. in Thätigkeit treten zu lassen. Es wird dies hierdurch zur öffentlichen Kenntniß gebracht.““

Der Minister erläuterte diese Erklärung ausdrucks- und würdevoll und sprach sich so entschieden für die Erhaltung der Ordnung aus, daß d'Estér darüber ganz das Gleichgewicht verlor. Er apostrophirte den Minister in einer höchst unwürdigen Art, die einen wahren Tumult herbeiführte. „Es ist Ihnen,“ schloß er, „zu anderen Zeiten von einer anderen Minorität dieser Versammlung, von

einer sehr bedeutenden Minorität, ich behaupte von der großen Majorität des Landes der Vorwurf gemacht worden, daß Sie den Willen des Volkes nicht berücksichtigen; Sie haben dies aber auch nicht beachtet. Auf eine Minorität aber in Ihrem Sinne, auf reactionäre Vorschläge nehmen Sie Rücksicht. Dies muß ich für höchst verderblich erachten, und bleibt die Verantwortung dafür auf Ihnen haften. Ihre Antwort ist höchst unbefriedigend, und Ihre Maßregel bleibt ungeschicklich trotz Ihrer Antwort.“ — Herr Behrend machte die Aufregung dadurch noch toller, daß er erklärte, in diesem Augenblicke habe das Bürgerwehrcomando gegen das Placat des Herrn Ministers öffentlich Verwahrung eingelegt und dagegen protestirt. Der Präsident beugte einem größeren Scandal dadurch vor, daß er Behufs des Zusammentritts der Adreßcommission die Sitzung bis 4 Uhr vertagte.

Gegen  $\frac{1}{2}$  5 Uhr trat die Versammlung wieder zusammen, um die Adresse an den König zu vernehmen. Sie lautete wie folgt:

„Majestät! In Folge der Benachrichtigung, daß der Graf Brandenburg mit der Bildung eines neuen Cabinets beauftragt ist, hat die Nationalversammlung in ihrer heutigen Sitzung den Beschluß gefaßt, aus ihrer Mitte eine Deputation an Eure Majestät zu entsenden, um Sie davon in Kenntniß zu setzen, daß dieser Schritt Eurer Majestät die größten Besorgnisse im Volke erregt und unabsehbares Unglück über das Land zu bringen droht. Schon seit Wochen haben unheilvolle Gerüchte Eurer Majestät treues Volk über die Absichten der Reaction erschreckt, und die Ernennung des jetzt abgetretenen Ministeriums hatte diese Gerüchte nicht zu schwächen vermocht. Eine Regierung unter den Auspicien des Grafen Brandenburg, welche wiederum ohne Aussicht ist, eine Majorität in der Versammlung und Vertrauen im Lande zu gewinnen, würde die Aufregung ohne Zweifel zum Ausbruch steigern und unendlich traurige, an das Geschick eines Nachbarstaates erinnernde Folgen für Eurer Majestät Hauptstadt und Land nach sich ziehen.

„Eure Majestät sind von Ihren bisherigen Räten über den Zustand des Landes nicht recht unterrichtet worden, wenn man Ihnen diese Gefahr für Thron und Land verschwiegen hat. Wir legen daher die ebenso ehrfurchtsvolle als dringende Bitte an Eurer Majestät Herz, ein Herz, das stets für das Wohl des Volkes geschlagen hat, dem Lande durch ein volksthümliches Ministerium eine neue Bürgschaft dafür zu geben, daß Eurer Majestät Absichten und die Wünsche des Volkes in Einklang stehen.“

Diese Adresse ward nach zweimaliger Verlesung fast einstimmig angenommen. Sie trug das echte Gepräge der Zusammensetzung der Deputation — Devotion und Aumaßung. Der Hinweis auf das Geschick des Nachbarstaates konnte nicht ungeschickter gewählt sein.

Unmittelbar nachdem diese Adresse verlesen war, verlangte Herr Temme, daß sofort die Verordnung des Ministers des Innern in Bezug auf das Placat, dessen wir schon gedachten, zurückgenommen werde. Die Dringlichkeit dieses Antrages aber ward, wenngleich nur mit einer Majorität von sechs Stimmen, abgelehnt. Dagegen kamen Herr Pelet und Schulze (Delitzsch) mit einem Antrage, welcher der Anfang einer Permanenzerklärung sein konnte:

„die Sitzung nicht eher zu schließen, als bis die mit Ueberreichung der entworfenen Adresse an Seine Majestät den König beauftragte Deputation zurückgekehrt sei und über den Erfolg ihrer Sendung Bericht erstattet habe.“

Die Dringlichkeit dieses Antrages ward zwar angenommen, doch kam er selbst nicht sofort zur Abstimmung, sondern ein anderer Antrag, der die Session nur auf einige Stunden ausgesetzt haben wollte. Die Versammlung war jedoch

allmählig nicht mehr beschlußfähig geworden. Herr Bauer (Protosohn) versuchte zwar zu argumentiren, daß die Versammlung dennoch beschlußfähig sei, und Herr Schramm wollte sogar Mirabeau im Ballhause nachahmen, wenn er aufforderte, in dem Saale zu verbleiben; indessen die Versammlung blieb unfähig, unvollzählig und mußte vertagt werden.

Um 10<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr wurde sie wieder aufgenommen. Ein neuer Zwischenfall jedoch trug nicht wenig dazu bei, sie ganz auseinanderzutreiben. Man hatte nämlich in der Eile, mit welcher die Angelegenheit der Deputation an den König betrieben ward, vergessen, daß zur Ertheilung der Antwort Seiner Majestät wenigstens die Anwesenheit eines Ministers nothwendig sei. Man hatte dies erst gemerkt, als man in Potsdam angekommen und der Flügeladjutant des Dienstes es den Herren bemerkbar gemacht hatte. Herr von Urtuch telegraphirte daher sofort nach Berlin an Herrn Philipps, der seinerseits die Herren Minister von Bonin und Eichmann aufgefordert hatte, zu erklären, wer von ihnen und wann er nach Potsdam abgehen würde? Aber man denke sich das Erstaunen der Versammlung, als statt der Antwort unmittelbar darauf die Benachrichtigung von Herrn von Bonin einging, daß die Anfrage bereits unter der Nr. m. verzeichneten telegraphischen Depesche dahin erledigt sei, daß die beiden genannten Minister morgen früh mit dem ersten Zuge auf Befehl Seiner Majestät sich nach Sanssouci begeben würden. Das ward zwar von Herrn Elsner als ein Hohn gegen die ganze Versammlung bezeichnet, aber dies vermehrte die Anzahl der Mitglieder nicht; dieselbe verminderte sich im Gegentheil sichtlich, und obwol Herr Temme darauf antrug, einen Huissier an die Thür zu stellen, um das Entschlüpfen der Abgeordneten zu verhüten, war die Versammlung doch nicht mehr beschlußfähig, als der vorerwähnte Antrag Pelet-Schulze, den später Elsner und Temme wieder aufgenommen hatten, die Sitzung nämlich nicht eher zu schließen, als bis die Deputation aus Potsdam zurück sei und Bericht erstattet habe, zur Abstimmung gelangte. Es waren nur noch 183 Mitglieder gegenwärtig, von denen 115 mit „Ja“ und 69 mit „Nein“ stimmten. Es konnte daher nicht weiter fortgeschritten werden, und Herr Philipps sah sich zu seinem und seiner Satelliten Bedauern genöthigt, die Session zu schließen (12 Uhr 20 Minuten Nachmittags) und die nächste für den 3. November um 9 Uhr anzuberaumen.

Die ganze Sitzung, der ich mit Ausnahme einer Stunde, die ich im Kriegsministerium zubrachte, wo die Minister zusammen waren und über fernere Maßnahmen beriethen, von Anfang bis Ende beiwohnte, machte einen höchst tragikomischen Eindruck; von der einen Seite bot die revolutionäre Fraction Alles auf, um einen Entschluß herbeizuführen, der ihr Gelegenheit böte, die Sachen in ihrer Gewalt zu behalten, und benutzte hierzu alle ihre Mittel. Aber ihre Anträge, ihre kleinen Versuche, irgend einen Terrorismus durch mündliche Abstimmungen u. A. geltend zu machen, schlugen gänzlich fehl; sie mußte sich überzeugen, daß es mit ihrem Ansehen vorbei sei. Die Rechte und die Anhänger der Regierung benahmen sich in dieser Sache wol geschickt, aber ohne Würde. Sie drückten sich, dies ist der rechte Ausdruck, einzeln und setzten eine der Sache unwürdige Negativität entgegen. Hätte die Rechte durch einige ihrer Redner die Ungefährlichkeit der Schritte der Versammlung dargethan, feierlichst dagegen

protestirt und dann in Masse das Sitzungslocal verlassen, so würde sie einen großen Effect, der durch das ganze Land widerhallt hätte, hervorgerufen haben. So lief das Ganze, so ersprießlich es auch sein mochte, auf eine Parteidemonstration hinaus, der jede Erhabenheit abging, zumal von einer gewissen Haltung (der Gesellschaft selbst) gar keine Rede war. Alles ging durcheinander; es war ein Laufen, ein Gehen und Kommen ohne Ende; es sah im Saale weit eher nach einem Conversationslocal aus, als nach einer constituirenden Versammlung. Einzelne Herren lagen mehr auf den Bänken, als daß sie saßen; in kleineren und größeren Gruppen zusammenstehend plauderten sie ganz gemüthlich; es hätte nur noch gefehlt, daß man sich Cigarren angezündet hätte. In den Bestrebungen der Linken sprach sich jedoch deutlich der Verdruß aus, ihren Einfluß und ihre Bedeutung verloren gehen zu sehen, sowie Ungeduld und Hast, womöglich Etwas aus dem Schiffbruch zu retten; die Rechte fing an, Hoffnungen zu hegen, aber sie hatte noch nicht den Muth, entschieden hervorzutreten. Sie hätte gewiß mit wenigen Ausnahmen den Kampf wieder aufgegeben, wenn er nur halbwegs wieder eine ungünstige Wendung genommen hätte. Es fehlte ihr alle Siegeszuversicht.

## VII.

Die Sitzung des nächsten Tages — des 3. November — nahm nach einigen Zwischenfällen mit dem Bericht des Präsidenten von Unruß über die Fahrt nach Potsdam ihren Anfang. Er begann mit einer Art Entschuldigung, seiner sowohl als der Minister. Er hatte denselben allerdings angezeigt, daß sich die Deputation um 6 Uhr mit einem Extrazuge nach Potsdam begeben werde, sie aber nicht aufgefordert, sich ebenfalls dahin zu begeben, weil er vorausgesetzt, daß dieselben der Erfüllung einer constitutionellen Pflicht von selbst genügen würden. Dann gab er ein kurzes Referat, gemäßigt und gehalten. „Die Deputation,“ begann er, „fuhr mit einem Extrazuge um sechs Uhr und einige Minuten von dem Potsdamer Bahnhofe ab und langte um 6<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Uhr in Potsdam an. Die Deputation begab sich sofort nach Sanssouci, fand aber keinen Minister antwesend. Ich war daher genöthigt, mich an den dienstthuenden Flügeladjutanten, Herrn von Manteuffel, zu wenden, und ersuchte denselben, die Deputation bei Seiner Majestät anzumelden. Der Adjutant erwiderte hierauf, es sei bereits seit dem Monat März der Befehl ertheilt worden, Deputationen nur durch Vermittelung verantwortlicher Minister bei Seiner Majestät einzuführen. Hierauf ersuchte ich den Major von Manteuffel, mich persönlich bei Seiner Majestät zu melden. Derselbe erklärte sich hierzu bereit, kam aber nach einigen Minuten wieder und sagte, er könne die angenehme Nachricht mittheilen, daß soeben eine Depesche des Ministeriums eingegangen sei, worin Seine Majestät dringend gebeten würde, die Deputation zu empfangen. Seine Majestät hätten aber eine Antwort darauf nicht ertheilt. Drei Mitglieder der Deputation, die Abgeordneten Gierke, Kühlwetter und Mätzke, haben Gelegenheit gehabt, noch im Laufe des Abends Seine Majestät zu sprechen. Allerhöchstdieselben haben sich in diesem, keinen öffentlichen Charakter tragenden Gespräche dahin erklärt, daß Sie es mit dem constitutionellen Principe, welches Sie bis in das kleinste Detail aufrecht zu er-

halten fest entschlossen seien, nicht verträglich fänden, der Deputation irgend eine Antwort zu geben, wenn kein verantwortlicher Minister zugegen und diese Antwort nicht vorher mit dem Ministerium besprochen sei. Seine Majestät haben aber den genannten Abgeordneten bemerklich gemacht, daß gegen die Mittheilung dieses Gespräches, welches, wie erwähnt, einen öffentlichen Charakter nicht hatte, an die Deputation durchaus Nichts zu erinnern sei und daß Sie bereits den verantwortlichen Ministern aufgegeben hätten, sich mit dem ersten Zuge am heutigen Tage nach Potsdam zu begeben, um mit ihnen über die der Versammlung zu ertheilende Antwort die nöthige Rücksprache zu nehmen. Hinzufügen muß ich noch, fuhr Herr von Unruh fort, daß ich mich veranlaßt gefunden habe, nachdem die Deputation sich von Sanssouci wieder fortbegeben hatte, den Ministern auf telegraphischem Wege anzuzeigen, daß zur Antwort Seiner Majestät die Anwesenheit der Minister nothwendig sei und daß die Deputation bis um 11 Uhr in Potsdam warten würde. Die Depesche an die Minister habe ich auch dem Vicepräsidenten, Herrn Philipps, mitgetheilt; sie ist, wie ich aus dem Protokoll gesehen habe, hier verlesen worden. Ich habe um 11½ Uhr von den Ministern auf telegraphischem Wege Antwort bekommen, welche lautete: Seine Majestät hätten den Ministern befohlen, sich heute mit dem ersten Zuge nach Potsdam zu begeben.“

Herr von Unruh schloß hiermit seinen Bericht. Herr Parisius erging sich jedoch unmittelbar darauf in Angriffen auf das Ministerium und meinte, daß während Seine Majestät sich ganz constitutionell bewegt, die Minister durchaus nicht ihrer Pflicht genügt hätten und daß sie aufzufordern wären, sofort nach Eingang der Antwort Seiner Majestät dieselbe mitzutheilen, und daß demgemäß die Sitzung anzuberaumen sei, weil man sonst Gefahr lief, die Sache verschleppt zu sehen. Herr Reuter knüpfte hieran noch andere Erinnerungen, welche sich darauf bezogen, ob der ganze Vorfall, den der Präsident berichtet habe, nicht zu registriren sei, ein Antrag, der jedoch durch eine Majorität von freilich nur 15 Stimmen abgelehnt ward. Hierbei nahm jedoch Herr d'Estèr Gelegenheit, das Referat des Präsidenten in einigen Details zu ergänzen, denen er die größte Wichtigkeit beilegte. Nachdem die Deputation eingetreten, referirte dieser Reformier, der stets mehr Kraft wie Besonnenheit an den Tag legte, und die Adresse verlesen worden sei, hätten des Königs Majestät sich sofort entfernt. Als nach diesen Worten Geräusch und Unruhe den Redner unterbrachen, nahm Präsident von Unruh das Wort und erklärte nach einer Vorbemerkung, daß er Herrn d'Estèr das Wort nicht entziehen könne, weil derselbe nur einfache Facta vortrage. Dies nahm aber Herr d'Estèr gewaltig übel und hielt es für nöthig sich förmlich gegen die Aeußerung des Präsidenten zu verwahren. „Es stände Niemandem zu, ihn zu unterbrechen, und der Herr Präsident hätte kein Recht gehabt, ihn daran zu erinnern, nur Thatsachen aber kein Raisonnement vorzubringen u.“ Dann, fuhr er fort, hätte, als Seine Majestät im Fortgehen begriffen gewesen, Herr Jacoby das Wort genommen und gesagt: „Wir sind nicht blos hierher gesandt, um Eurer Majestät eine Adresse zu überreichen, sondern auch um Ihnen über die wahre Lage des Landes Auskunft zu geben.“ Als jedoch der König hierauf nicht geachtet, hätte Herr Jacoby gefragt: „Gestatten

„Ihr Majestät uns Gehör?“ Nachdem der König hierauf kurz erwidert. „Nein,“ habe Jacoby bemerkt: „Das ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen,“ — worauf sich der König, ohne zu antworten, entfernt habe. Ich weiß nicht, woran Jacoby bei dieser Gelegenheit gedacht haben mag. Vielleicht daß ihm die Stelle in Guizot's Rede vorschwebte, welche dieser als Mitglied der Majorität der 221 bei der Adreßdebatte hielt, die der Revolution von 1830 voranging: „Es ist schwierig genug, daß die Wahrheit ihren Weg zu den Gemächern der Könige finde. Wir wollen sie nicht bleich und entnervt dahin senden. Möge es ebenso unmöglich sein, sie mißzuverstehen, als die Loyalität unserer Gesinnungen zu bezweifeln.“

Es entspann sich hierauf eine Debatte, aus der deutlich hervorging, daß sich in der Versammlung noch eine Menge tüchtiger Männer befand, die es gut mit dem Könige meinten und die den Muth hatten, jedes Ding beim rechten Namen zu nennen. Es sprach sich eine allgemeine Entrüstung gegen Jacoby aus. Zuerst sprach man ihm alle Berechtigung und Befugniß ab, überhaupt das Wort bei dieser Gelegenheit zu ergreifen. Herr Pelker, der sich stets als ein treuer Kämpfer bewiesen, rügte dies besonders sehr stark und erinnerte an einen Passus, welchen Graf Reichenbach in seiner Rede bei der Debatte über Abschaffung der Orden hatte einfließen lassen. „Es ist kürzlich hier,“ sagte er, „der Botokuden erwähnt worden; nun, so treten Sie unter das Dach des Botokuden, oder mag er zu Ihnen kommen, er wird das Hausrecht niemals so verletzen.“

Jacoby vertheidigte sich so gut, wie er es vermochte, und fand dabei in Waldeck einen Unterstücker. Ein Antrag des Herrn Knuth, zu erklären, daß Herr Jacoby nicht befugt gewesen, im Namen der Deputation zu sprechen, ward, ich will nicht sagen unbeachtet gelassen, aber er ward überhört im Orange Aller, den ganzen Vorgang zu verwißchen. Herr Robbertus, der sich selbst und Anderen in dieser Zeit so oft unverständlich geworden, legte bei dieser Gelegenheit ein Bekenntniß einer gewissen Loyalität ab, wenn er erklärte, daß er, als der Adjutant des Königs mit der Antwort aus dem Cabinet Seiner Majestät getreten, diesen ersucht habe, dem Könige zu sagen, daß die Deputation überzeugt sei, Seiner Majestät Gefühl werde die Adresse der Nationalversammlung und die letztgehörten Worte eines einzelnen Deputirten zu unterscheiden wissen. Die Erklärung des Abgeordneten Reichensperger, daß der König nach Empfang der Adresse keineswegs ein Zeichen der Entlassung gegeben, sondern sich nur in ein Nebencabinet zurückgezogen und erst nach den Jacoby'schen Worten durch den Adjutanten habe erklären lassen, er werde eine weitere Antwort nicht geben, erregte allgemeinen Unwillen. Von allen Seiten hefteten sich die Blicke auf Jacoby. Die Rechte durchlief ein Gemurmel, aus welchem man nicht gerade schmeichelhafte Benennungen für Jacoby heraushörte. Dieser selbst schien davon betroffen und auf einige Augenblicke außer Fassung gebracht. Aber er fand sich alsbald wieder, protestirte kalt, mehr hartnäckig als ungestüm, gegen die Auffassung und Aeußerung des Herrn Knuth und schloß seinen Versuch, sich zu rehabilitiren, mit der Behauptung, daß die Deputation dem Beschlusse der Versammlung gemäß entsandt worden sei, um den König von den Besorgnissen dieser Versammlung und des ganzen Landes in Kenntniß zu setzen.

Hätte Jemand der Rechten in dieser Sache eine kräftige Initiative ergriffen und an das Beispiel mit Herrn Mannel erinnert; hätte sich, mit einem Worte, ein de la Bourdonnaie gefunden, der eine Ausstoßung des Leviten verlangt (dies geschah 1823), die Wahlcollegien würden nicht den Muth gehabt haben, ihn wiederzuwählen; hätte Jemand hierauf provocirt, ich glaube, es wäre Jacoby ebenso ergangen; aber die Neuheit des Gegenstandes und der allgemeine Wunsch, über diese Sache wegzukommen und für den sich vorbereitenden Kampf die Kräfte aufzusparen, ließ Alle den Schluß dieser Debatte, den der Präsident proclamirte, willkommen heißen.

Während des weiteren Verlaufs der Sitzung ging ein Allerhöchstes Schreiben vom 3. November ein, welches die Antwort auf die Adresse brachte.

„Fest entschlossen,“ hieß es darin, „den von Uns in Uebereinstimmung mit den Wünschen Unseres treuen Volkes betretenen constitutionellen Weg unverrückt zu verfolgen, haben Wir den Generallieutenant Grafen von Brandenburg mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt, weil Wir nach seinen Uns bekannten Gesinnungen überzeugt sind, daß er der festen Begründung und gedeihlichen Entwicklung der constitutionellen Freiheiten mit Freudigkeit seine Kräfte widmen und sich bemühen werde, die ihm von Uns gestellte Aufgabe in entsprechender Weise zu lösen. Wenn ihm dies gelingt, so wird das neue Ministerium, wie Wir hoffen, sich Ansprüche auf das Vertrauen des Landes zu erwerben wissen. Einem anderen Minister, als einen solchen, von welchem Wir dies erwarten können, werden wir — davon dürfen die Vertreter Unseres getreuen Volkes sich überzeugt halten — niemals die Leitung der Regierung anvertrauen. Wir können Uns daher weder durch die in der Adresse vom gestrigen Tage ohne nähere Begründung ange deuteten Gerüchte, die in keiner Handlung Unserer Regierung Bestätigung finden, noch durch die ausgesprochene Besorgniß bewogen finden, den in Folge Unserer wohlwogenen Entschließung dem Grafen von Brandenburg ertheilten Auftrag zurückzunehmen. Mit Genugthuung haben Wir aus der Uns überreichten Adresse das Anerkenntniß entnommen, daß Unser Herz stets für das Wohl des Volkes warm geschlagen hat. Das Wohl des Volkes bleibt auch ferner das einzige Ziel Unseres Strebens. Wir hoffen, bei dessen gewissenhafter Verfolgung Uns stets im Einklang mit den Wünschen des Volkes zu befinden, und rechnen dabei auf die kräftige Unterstützung der Vertreter desselben.“

Sanssouci, den 3. November 1848.

Friedrich Wilhelm.

Sichmann.

Die Botschaft mußte auf besonderen Wunsch des Herrn Elsner nochmals verlesen werden, wobei der vortheilhafte Eindruck derselben bei einem Theile der Versammlung sehr bemerkbar war. Später theilte Herr von Unruh mit, daß der Graf von Brandenburg bei ihm gewesen sei und über die Verhältnisse im Allgemeinen mit ihm gesprochen habe, daß er aber dieses Gespräches, wenn gleich es nur den Charakter einer Unterhaltung zwischen zwei Privatpersonen gehabt habe, doch glaube erwähnen zu müssen. Hierauf ward diese Sitzung auf den Antrag der Mitglieder der Linken (Jacoby, Schulze und Temme), denen sich auch einige Mitglieder des Centrums zugesellten, geschlossen. Jedenfalls war sie von den Parteimännern mit ganz anderen Hoffnungen begonnen worden. Aber die Niederlage der Linken war nicht zu verkennen. Der echte Royalismus hatte einen entscheidenden Schritt vorwärts gethan; die Linke hatte nicht vermocht, ein Gegengewicht aufzubringen; sie zog darum eine Vertagung der Sitzung vor, um sich berathen und neue Streitmittel sammeln zu können. Ihre Hoffnungen waren bedeutend herabgestimmt worden, und ich sah die Korpyhären betrübt das Vocal verlassen, das sie bald gänzlich räumen sollten. Als die Herren Waldeck,

Schulz (Wanzleben), Jacoby und Lemme in der nächsten Sitzung den dringenden Antrag stellten, eine Commission zu ernennen, die bedrohliche Lage des Landes in Berathung zu nehmen und darauf bezügliche geeignete Vorschläge „innerhalb der Competenz der Nationalversammlung“ (hatte man wohlweislich hinzugefügt, was sonst den Herren nie eingefallen war) zu machen, konnten sie sich an der Majorität, mit der er verworfen ward, — 247 gegen 114 — gründlich überzeugen, daß ihre Herrschaft am Ende sei. Ein Protest, den die Herren gegen den Beschluß der Majorität abgaben und den 95 der Wüthendsten unterzeichneten, die sich hierdurch eben nicht ehrenvoll auf die Nachwelt gebracht haben, diente nur dazu, ihre Ohnmacht zu zeigen.

### VIII.

Unter Urlaubsbewilligungen, Petitionsanhörungen und Lasten-Aufhebungs-Verhandlungen kränkelte die Versammlung allmählig hin, während sich das Gewitter immer mehr zusammenzog, das sich über den schuldigen Häuptern bald entladen sollte. Alle Parteien fühlten dies und berührten dies Thema mehr oder weniger in einer Discussion, wodurch die Minister veranlaßt werden sollten, auch fernere den Sitzungen beizuwohnen. Ein Mitglied der Rechten, Herr Reichensperger, bezeichnete die Lage bei dieser Gelegenheit sehr richtig als einen bedenklichen Wendepunkt. Die nahe an Abernheit streifenden Dinge, welche bei dieser Gelegenheit vorkamen, bewiesen aber klar, daß diese Versammlung nicht den Beruf habe, eine Verfassung zu Stande zu bringen. Selbst die letzten Handlungen der sterbenden Nationalversammlung waren ohne Würde und Haltung. Sie hätte mit dem Maße von Freiheit, das ihr gegeben war, ihr Werk vollenden können; durch das Uebermaß derselben aber, welches sie für sich in Anspruch nahm, entzweite sie sich und ging unter.

Der 9. November führte endlich den Todestag dieser Versammlung herauf.

Um 9 $\frac{1}{2}$  Uhr ward an diesem regnerischen Tage die Sitzung mit Lesung des Protokolls eröffnet. Vor dem Hause, auf den Straßen war Alles ruhig. Man wußte, daß das Präsidium Briefe über die Bildung des neuen Ministeriums erhalten habe, daß ein neues Ministerium ernannt sei; doch war dies nicht allgemein bekannt. Die Versammlung selbst war bei Lesung des Protokolls wenig aufmerksam; sie war um einzelne Mitglieder gruppiert, die lebhaft sprachen. Ich befand mich mit dem Major von Manteuffel, Flügeladjutanten des Königs, in einer Loge; mit uns war auch noch Droysen, der aus Frankfurt herübergekommen war und der sich lebhaft für York interessirte und diesen gern als Ministerpräsidenten gesehen hätte. Ich sprach viel mit Droysen über die Verhältnisse; er übersah dieselben klar, mißbilligte das Verfahren der Versammlung in vielen Beziehungen, indem er das der Regierung nicht unbedingt gut hieß. „Es ist ein großes Unglück,“ sagte er unter Anderem, daß jetzt gerade die ‚Geschichte der Girondisten‘ in's größere Publicum gekommen ist; da will nun Jeder mitreden und womöglich mitspielen; die Herren Abgeordneten namentlich haben sich dadurch berücken lassen; jeder sieht in sich einen Gesetzgeber, einen Freiheitshelden; jeder hat sich sein Vorbild gewählt, das er höchst ungeschickt



copirt, und daher kommen die vielen Abgeschmacktheiten, die man hier erlebt.“ Die Anzeige des Präsidenten, daß ein Schreiben des Herrn Ministerpräsidenten eingegangen sei, führte sofort eine große Ruhe herbei. Herr Bauer aus Stotzahn verlas es. Es kündigte die Bildung des neuen Ministeriums an. Unmittelbar daran reihte sich die Verlesung der hierauf bezüglichen Cabinetsordre an das Staatsministerium, welche also lautete:

„Nachdem der bisherige Ministerpräsident und Kriegsminister, General der Infanterie von Pfuel sowie die Staatsminister Eichmann, von Bonin und der Wirkliche Geheime Rath Graf von Dönhoff von Mir auf ihr Ansuchen (von der Leitung der ihnen anvertrauten Ministerien entbunden sind, habe Ich 1) den Generallieutenant Grafen von Brandenburg zum Ministerpräsidenten; 2) den bisherigen Ministerverweiser von Ladenberg zum Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten; 3) den bisherigen Director im Ministerium des Innern von Manteuffel zum Minister des Innern und 4) den Commandanten von Saarlouis, Generalmajor von Strotha zum Kriegsminister ernannt. Die Verwaltung des Justizministeriums wird einstweilen der bisherige Justizminister Ritzer beibehalten. Zugleich habe ich dem Generallieutenant Grafen von Brandenburg die interimistische Leitung des Ministeriums für die auswärtigen Angelegenheiten und dem neu ernannten Minister des Innern die interimistische Leitung des Ministeriums für die landwirthschaftlichen Angelegenheiten übertragen. Mit der Wahrnehmung des Finanzministeriums habe Ich vorläufig den Generalsteuerdirector Kühne und mit der Wahrnehmung des Ministeriums für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten vorläufig den Wirklichen Geheimen Oberfinanzrath von Pommersche beauftragt.

Mein gegenwärtiger Erlaß ist durch die Gesefsammlung zur öffentlichen Kenntniß zu bringen.

Friedrich Wilhelm.

Graf von Brandenburg.

Die Lesung dieses Schreibens ward mit großer Stille hingenommen, und erst, nachdem sie vollendet, äußerten sich von allen Seiten her leisere Kundgebungen des Beifalls oder der Mißbilligung, je nachdem die Parteien und Coterien gestimmt waren; jedenfalls hatte die Botschaft einen zweifelhaften Eindruck hinterlassen. Doch wollte es mir nicht scheinen, als sei daraus auf bevorstehende Gefährlichkeiten zu schließen. Noch bevor die Verlesung jenes Documentes vollendet war, erschienen an der Thür des Sitzungsaales die neuen Minister. Sie konnten, da viele Abgeordnete einzeln oder in Gruppen in den Gängen standen, nur einzeln und hintereinander gehen. Sie schoben, wanden und drängten sich mehr hinein als sie gingen. Voran schritt der Graf von Brandenburg. Er sah leidend aus; auf seinem Gesichte lag eine Marmorblässe; ich habe ihn nie dem Könige Friedrich Wilhelm dem Zweiten ähnlicher gesehen. Durch seine Kleidung hatte er Etwas in seiner sonst stattlichen Haltung verloren, und obwol das Drohende der bevorstehenden Dinge seinen Zügen etwas Verlegenes gab, so riefen dieselben doch den muthigen Kämpfer und tüchtigen Officier der Armege von 1812—15 in's Gedächtniß zurück. Es war der Kühne, aber anspruchlose und bescheidene Officier, wie man ihn sonst wol hundert Mal zu Fuß und zu Pferde in den Straßen Berlin's besonders als Commandeur der Gardecavallerie gesehen hatte. Dann folgte von Ladenberg, den Ausdruck der vollkommensten Ruhe im Gesicht, mit einem Blick der Zuversicht auf die Versammlung. Ihm sollte es vorbehalten werden, der Regierung, die ohne innere Kraft und Glanz hilflos da stand, die aber noch fest in den Herzen des Volkes wurzelte, das Vertrauen zu sich selbst wiederzugeben und sie aus den Händen gestimmungsloser Demokraten zu retten. Die Rechte warf ihm freundliche, auf-

munternde Blicke zu. Herr von Mantouffel, dem das Geschick eine so große Rolle vorbehalten, ging trippelnd hinter Herrn von Labenberg. Sein wenig einnehmendes Aeußere, seine fast zwerghafte Erscheinung, seine mangelhafte Haltung, stachen merkwürdig gegen Brandenburg's imponirende Haltung ab. Sein geistreiches Gesicht deckte fahle Blässe, und sein niedergeschlagenes Auge schien den Anblick der Gefahr vermeiden zu wollen. Dann kam Strotha, den ich hier zum ersten Male sah. Man sagte mir, daß er erst vor einigen Stunden angekommen sei. Seine äußere Erscheinung hatte nicht viel Empfehlendes, aber sie trug das Gepräge der Männlichkeit und Entschiedenheit. Im Allgemeinen hatte das Auftreten des Ministeriums keineswegs etwas Imponirendes; es hatte Nichts von jener stolzen Kühnheit, die von der Energie ihres Willens leben und darin sterben will, Nichts von der Freude an der zu erfüllenden Aufgabe an sich. Die Minister nahmen ruhig der Tribüne gegenüber Platz.

Nachdem Herr Bauer aus Protosohn die Verlesung des königlichen Erlasses vollendet, fuhr der Präsident fort: „Es ist ein zweites Schreiben des Ministerpräsidenten nebst einer königlichen Botschaft eingegangen.“ Herr Bauer erhielt den Auftrag, beide zu verlesen. Die Botschaft lautete:

„Nachdem schon früher zu wiederholten Malen einzelne Mitglieder der zur Vereinbarung der Verfassung berufenen Versammlung wegen ihrer Abstimmung thätlich gemißhandelt worden waren, ist am 31. vor. Mts. von aufgeregten Volkshaufen das Sitzungslocal der Versammlung förmlich belagert und unter Entfaltung der Zeichen der Republik der Versuch gemacht worden, die Abgeordneten durch verbrecherische Demonstrationen einzuschüchtern. Solche beklagenswerthe Ereigniffe beweisen nur zu deutlich, daß die zur Vereinbarung der Verfassung berufene Versammlung, aus deren Schoße die Grundlagen einer wahren, die allgemeine Wohlfahrt bedingenden Freiheit hervorgehen sollen, der eigenen Freiheit entbehrt und daß die Mitglieder dieser Versammlung gegen die zu Unserem tiefen Schmerze nicht selten wiederkehrenden anarchischen Bewegungen in unserer Haupt- und Residenzstadt nicht denjenigen Schutz finden, welcher erforderlich ist, um ihre Beratungen vor dem Scheine der Einschüchterung zu bewahren. Die Erfüllung Unseres lebendigen, von dem Lande getheilten Wunsches, daß demselben so bald als möglich die auf Grund unserer Verheißungen zu erbauende constitutionelle Verfassung gewährt werde, kann unter solchen Verhältnissen nicht erfolgen und darf von den Maßregeln nicht abhängig gemacht werden, welche geeignet sind, in gesetzlichem Wege die Ordnung und Ruhe in der Hauptstadt wieder herbeizuführen.

Wir finden Uns daher bewogen, den Sitz der zur Vereinbarung der Verfassung berufenen Versammlung von Berlin nach Brandenburg zu verlegen, und haben Unser Staatsministerium beauftragt, die dazu nöthigen Vorkehrungen so schleunig zu treffen, daß die Sitzungen vom 27. d. Mts. ab in Brandenburg gehalten werden können. Bis dahin wird die zur Vereinbarung der Verfassung berufene Versammlung hierdurch vertagt. Wir fordern daher die Versammlung auf, ihre Beratungen nach geschehener Verlesung Unserer gegenwärtigen Botschaft sofort abzubrechen und zur Fortsetzung derselben am 27. d. Mts. in Brandenburg zusammenzutreten.

Gegeben Sanssouci, den 8. November 1848.

Friedrich Wilhelm.

Graf von Brandenburg.

Sobald die Lesung dieser Botschaft vollendet war, ergriff Graf Brandenburg das Wort. Doch war unter dem Lärm, der sich erhoben hatte, keine Silbe zu verstehen. Endlich hörte man die Worte des Präsidenten: „Ich habe dem Herrn Ministerpräsidenten das Wort noch nicht ertheilt und ersuche, dasselbe nicht eher zu ergreifen, als bis ich es ertheilen werde.“ Diese Bemerkung wurde mit einer Hast und einer Uebereilung ausgestoßen, die an Unart streiften, und ist das einzige Zeichen eines nicht ganz tadellosen Betragens des Herrn

von Unruh gewesen, das ich je an ihm bemerkt habe. Die Versammlung selbst rief zu dem Verstoße gegen die parlamentarische Sitte, die der Herr Ministerpräsident noch nicht kannte und der Herr von Unruh angemessener Geltung hätte verschaffen können, brüllend Bravo. Hierauf fuhr Herr von Unruh fort, er habe zunächst zu erklären, daß er sich nicht für ermächtigt halte, die soeben eröffnete Sitzung ohne Zustimmung der Versammlung zu schließen, und legte die Frage vor, ob sie beschliesse, daß die Sitzung sofort aufgehoben werden solle. Herr Jacoby antwortete, daß ein Antrag eingereicht worden sei, was aber vom Präsidenten verneint ward, ein Umstand, der wesentlich zur Erleichterung der Lösung der Frage beitrug. Graf Brandenburg erhielt nämlich hierauf das Wort, um welches er gebeten hatte, und sprach betreten, etwas undeutlich und mit stockender Stimme, einen Zettel in der Hand, Folgendes: „Durch die soeben verlesene Allerhöchste Bottschaft ist die Versammlung von des Königs Majestät aufgefordert worden, ihre Berathungen sofort abzubrechen. Ich muß daher jede Fortsetzung der Verhandlungen, welche vor dem 27. d. M. stattfindet, wo die Versammlung wieder zusammentritt, als eine ungesetzliche bezeichnen und hiermit Namens der Krone feierlich dagegen protestiren.“

Herr von Unruh wiederholte zwar nochmals, daß er sich nicht berechtigt halte, die Sitzung zu schließen, indessen, da die Minister und mit ihnen sehr viele Abgeordnete sich erhoben und trotz des von vielen Seiten her erschallenden Rufes: „Hierbleiben!“ den Saal verließen, so hatte hiermit diese Versammlung ihr Ende erreicht.

Die strafbaren Versuche, die später von ihr gemacht wurden, sich zu erhalten, konnten und mußten scheitern. Wahrscheinlich, daß die Linke in der Erinnerung an die Verlegung der gesetzgebenden Körper nach St. Cloud und den 18. Brumaire Herrn von Unruh bewogen, einen fruchtlosen und ungesetzlichen Kampf zu verlängern. Herr A., der Historiker der Versammlung, der immer bereit war, alten Sauerteig in das neue Gebäck zu mischen, hätte die Herren hübsch daran erinnern sollen, daß es ein altes Vorrecht der Krone ist, den Ort für dergleichen Berathungen zu bestimmen. Es bestand kein Gesetz, keine Verordnung, die den König verpflichtet hätten, die Abgeordneten in Berlin tagen zu lassen. Der König hatte die öffentliche Meinung für sich. Es hatte sich der Bevölkerung Berlins eine gewisse Abspannung bemächtigt, die durch die Störungen der öffentlichen Ruhe, durch die steten Alarmirungen der Bürgerwehr, durch die damit herbeigeführte Erwerbslosigkeit der Mittelclassen und durch die drohender werdenden Verhältnisse, welche einen Conflict mit der Militärmacht befürchten ließen, täglich vergrößert wurde. Die Phrasen von Freiheit, Gleichheit u. s. w. in einem Lande, in dem man gleich und frei war, hatten ihre Kraft verloren; sie fingen an, verdächtig zu werden. Ueberdies war die Zeit des Paroxismus vorüber, und die natürlichen Folgen mußten eintreten. Von Vielen dürfte zwar der Beginn der Bewegung fröhlich begrüßt worden sein, aber man war mit dem, was errungen worden, völlig zufrieden und wollte sich nun des Genusses dieser angeblichen Errungenschaften freuen. Nur einige erfahrungs- und einsichtslose Pfahlbürger und Proletarier, irreführt durch die Versprechungen, welche ihnen die Linke gemacht, hielten sich noch zu diesen

Satelliten einer falschen Freiheit, welchen, durch keine Vernunft, durch keine Grundsätze gezügelt, die Insurrection allmählig zu einem Handwerk geworden war, und dies um so mehr, als dieselbe bis dahin mit keiner Gefahr verbunden gewesen. Der souveräne Straßenpöbel sah seinen Händen ungern eine Macht entschwinden, die man zur Zügellosigkeit heranzubilden bemüht gewesen war.

Die Nationalversammlung entbehrte jedes Adels eines höheren Lebens, jeder weiterblickenden Vaterlandsliebe; eine Stunde in der Sitzung reichte hin, den Mangel an Bildung bei den meisten Mitgliedern wahrzunehmen; von einer idealen Sittlichkeit fand sich in ihrer Mehrzahl keine Spur. Sie fing mit Uebergreifen an und starb an den Folgen ihres Princips, an den maßlosen Angriffen auf das Königthum, an der Haft, mit der sie auf den Sturz desselben losarbeitete, an der prickelnden Ungeduld, mit der selbst die unbedeutendste Persönlichkeit sich dabei zur Geltung zu bringen suchte, an ihrer Mittelmäßigkeit und Verblendung, sowie an ihrer Unkenntniß jedes höheren Staatsprincips. Die Schwierigkeit der Lage der Nationalversammlung, als sie zusammentrat, war so groß nicht; es war nicht ihre Aufgabe, Alles umzugestalten und neu zu schaffen, wie dies einst in Frankreich der Fall gewesen. Es war bei uns seit dreißig Jahren so viel reformirt, so viel revolutionirt worden, daß nur noch die letzte Hand anzulegen blieb, um den Staat auf der breitesten demokratischen Basis, wie dieser beliebte Ausdruck damals durch Europa widerhallte, zu reconstituiren. Es kam nur darauf an, die Trümmer und den Schutt einiger Ruinen, die stehen geblieben waren und den ferneren Ausbau hinderten, auf eine leichte und entsprechende Art fortzuschaffen. Wäre erleuchtete Vaterlandsliebe, aufgeklärter Patriotismus und hinlängliche Kenntniß von dem Organismus des Staates bei den Vertretern des Volkes gewesen, wären diese von dem ersten Revolutionsministerium in die rechte Bahn geleitet worden, so würden sich die Verhältnisse gewiß ganz anders gestaltet haben. Aber so legte man von Hause aus die Art an, um den Baum, der bis dahin der Früchte so viele und edle getragen, der vollauf Blüthen trieb und deren noch mehr verhiess, mit vatermörderischer Hand zu fällen. Man wünschte einen Despotismus der Nationalversammlung zu gründen, der den König zu einem Beamten herabwürdigte. Durch unaufhörliche Anfeindungen hatte man die Regierung in der Meinung des Volkes herabgesetzt, ihr Erniedrigungen und Verlegenheiten bereitet und durch schrankenlose Anmaßung alle Bande des Gehorsams gelöst.

Zwar befanden sich in der Versammlung auch edle und verständige Männer, welche die Reste der Feudalmonarchie aufrichtig beseitigt wünschten, welche auch mit den einzuleitenden Reformen einverstanden gewesen wären und ihre Kräfte dieser Arbeit gern gewidmet hätten, um der wachsenden Demokratie entgegenzutreten. Aber es fehlte ihnen hierbei an der nöthigen Energie, an jenem Feuerifer, an jener Rücksichtslosigkeit, die sich bei der Linken offenbarte; es fehlte denen der wahre politische Muth und die Begeisterung, und sie wichen zurück daffeur unerfahrenen und unpatriotischen Majorität jener unterthänigen Diener wurde Stimmung, die sich durch das Loben der Menge auf der Straße zu allen und ist da.

Extremitäten bestimmen ließen und nur den Muth hatten, „den die Angst gebiert, der Alles wagt“<sup>1)</sup>).

So kam es, daß die Ansichten eines Mirabeau, daß der König nur die Decrete der Nationalversammlung bekannt zu machen, mit der Feststellung der Verfassung selbst aber nicht das Mindeste zu thun habe, in dieser unglücklichen Versammlung, welche mit einer Art wollüstigen Ehrgeizes an die Zerbröckelung der Monarchie ging, immer mehr Platz griffen. Am Tage, als das Königthum in Frankreich bei der Niedermezelung der Schweizer, statt auf den Krümmern mit dem Degen in der Hand zu fallen, sich schimpflicher Weise in die Nationalversammlung flüchtete, waren von 756 Abgeordneten nur 284 der linken Seite dort versammelt geblieben; man vergleiche die Abstimmungslisten aus den gefährlichen Tagen der Berliner Nationalversammlung und wird ähnlichen Resultaten begegnen. Am Tage, als die Linke den 13. Juli der französischen Revolution zu feiern gedachte, ließen sich Mitglieder dieser Partei krank aus ihren Betten zu der Abstimmung in die Sitzung bringen, während eine Menge Parteigänger des Centrums in den Buffets und Lesezimmern verweilten, um so den Schein zu retten, als hätten sie mit der Linken wenigstens geliebäugelt. Das Hauptunglück der Nationalversammlung war, daß sie fast keinen überlegenen Mann und noch weit weniger verständige Männer zählte. Dabei blieb der Mehrzahl derselben viel zu wünschen übrig, daher die Versammlung denn auch bald der Gang zu Uebergreifen überkam. Es war ihre Schuld, daß sich in dem gut organisirten Staatswesen ein Mittelbing von türkischem Despotismus und polnischer Anarchie zu entwickeln begann, deren Ausbildung nur Preußens guter Genius verhinderte. Die alte Ordnung der Dinge war zertrümmert, die neue kaum erst im Ausbau begriffen; im Innern begann der Aufruhr zu toben, nach Außen war alle Achtung verloren. Die unerhörten Mißgriffe der herrschenden Partei hatten das Vaterland an den Rand des Verderbens gebracht. Mangel an politischem Muth bei den Royalisten, Unentschlossenheit und Unzuverlässigkeit bei den sogenannten Constitutionellen, welche die Centrums bildeten, Unerfahrenheit, Uebergriffe, politische Rohheit, Leichtfinn und der incarnirte Sansculottismus der meist aus Juristen, Lehrern, Schulmeistern, Bauern und Häuslern bestehenden Versammlung stürzten dieselbe und sind die Ursachen, daß sich noch heute der bessere Theil des Volkes ihrer als Comödianten, die ihre Rolle schlecht gespielt haben, erinnert.

## IX.

Was meine persönlichen Verhältnisse anbetrifft, so trug ich, da ich mein Commando für erloschen betrachtete, in Uebereinstimmung mit General Jänichen am 4. November dem Grafen von Brandenburg das Gesuch vor, zu meiner Brigade zurückzukehren. Ich war es in höchstem Grade müde, den politischen Laufburschen des Ministeriums zu machen. Ich darf wol sagen, daß ich hierbei nicht ein Mal den Hintergedanken gehabt, aufgefordert zu werden, noch länger in

<sup>1)</sup> Byron, Don Juan. XIV. 5.

Berlin zu bleiben, obwohl vielleicht Niemand die Verhältnisse so genau kannte, als ich, der ich zu einer großen Menge der Abgeordneten aller Fractionen in Beziehung stand. Da ich frei, offen und ehrlich auftrat, meine monarchischen Gesinnungen nicht verleugnete, nie anstand, den Herren ihr Prognostikon zu stellen, sie ohne Unterlaß aufforderte, aus ihren Uebertreibungen herauszukommen und den König, der ja die Armee und das Land für sich habe, nicht zu extremen Schritten zu nöthigen, so hatten die Meisten eine Art Zutrauen zu mir gefaßt, wovon ich fast täglich Beweise erhielt und welches mich stets in den Stand setzte, dem Ministerium von der Stellung der Parteien, deren Plänen und Absichten genau Kenntniß geben zu können. Zwei Tage nach meiner Eingabe erhielt ich nachstehendes Schreiben:

„Gew. zc. benachrichtige ich in Erwiderung auf Ihr gefälliges Schreiben vom 4. d. Mts. ergebenst, wie ich unter den obwaltenden Umständen und nach Einsicht der Allerhöchsten Cabinetsordre vom 2. September d. J. meinerseits nichts dagegen zu erinnern finde, daß Sie nunmehr zu der Ihnen durch jene Allerhöchste Ordre verliehenen 9. Infanteriebrigade abgehen.

Berlin, den 6. November 1848.

Der Kriegsminister

Graf von Brandenburg.“

Ich brachte sofort meine Sachen in Ordnung, beurlaubte mich bei Prinz Albrecht, dem einzigen Prinzen, der zur Zeit in Berlin war, und bei General von Wrangel und wollte es auch bei Graf Brandenburg thun, der mich jedoch nicht annahm. Der Prinz sowol wie Wrangel äußerten ihr Befremden darüber, daß man mich grade jetzt, wo man ernsteren Verwickelungen entgegensehen konnte, gehen ließ. General von Stodthausen, der noch krank war, den ich als einen alten Bekannten besuchte und bei dem ich mit General von Wrangel zusammentraf, sagte mir dasselbe. Dies geschah auch sonst von vielen Seiten her, und fand ich in dieser Anerkennung eine Belohnung für meine anstrengende und aufopfernde Thätigkeit, die mir um so wohlthuernder war, als sie durch keine Gegendienste, die man von mir hätte erwarten können, hervorgerufen ward. Generalleutenant von Below bedauerte meinen Abgang vorzugsweise. Er wußte, wie nützlich ich nach vielen Seiten hin gewesen war. Ich hatte mit ihm sehr häufig die Unerläßlichkeit von Wrangel's Einrückten discutirt und zugleich die Maßregeln besprochen, die man dabei zu nehmen habe. Wir gingen den Barricadenplan, von dem ich, bevor ich ihn an Wrangel gesandt, eine Copie hatte machen lassen, durch und suchten uns alle die Wechselfälle, die ein Kampf wol hervorrufen könnte, klar zu machen. Ich suchte General von Below besonders zu bewegen, die Sache mit Wrangel zu besprechen, und gab ihm auf seinen Wunsch auch eine kleine Notiz, die ganz kurz alle Punkte enthielt, denen man besonders seine Aufmerksamkeit zu schenken habe. Ich glaube, daß sie Alles enthalten hat, worauf es ankam. Sie war eine Nomenclatur dessen, was ich bei Saragossa gesehen, obwohl ich der Ueberzeugung war, daß das Einrückten ohne jeglichen bedeutenden Widerstand ablaufen werde. Aber in einem System ist Nichts zu vernachlässigen; hier wirkt oft das Kleinste mächtig ein. Ich erinnere mich, daß ich auch einen besonderen Accent darauf gelegt hatte, einige 24-Pfünder und Mörser von Spandau zu Wasser heranzuziehen. Dies würde vornehmlich dazu beigetragen haben, die Berliner weniger kriegslustig zu machen. In omni acie primi oculi vincuntur. Ich weiß jedoch nicht, ob dies geschähen ist. Dann

schlug ich die Einrichtung und Befestigung von Wachtlocalen vor, die im Stande wären, sich wechselseitig zu unterstützen, und die es möglich machten, die ganze Stadt frei zu durchziehen, ebenso die Errichtung großer Marmhäuser in den unruhigeren Quartieren; besonders empfahl ich, mit Hinsicht auf die Ereignisse von 1801 in Paris, eine gute und gesicherte Verpflegung und Erhaltung ungestörter und freier Communication nach Außen. Ich ging mit dem General diesen index rerum, denn weiter konnte er Nichts sein, wiederholt durch, und er sagte mir einige Tage darauf, daß er ihn dem General von Wrangel abgegeben und daß dieser ihn sehr gut befunden habe.

Berlin bot am 9. November eben keinen beunruhigenden Anblick dar. Ich reiste demnach des Nachmittags nach Stettin zu meiner Familie ab, um mich für eine längere Abwesenheit einzurichten und mit dem Nöthigen zu versehen. Ich fand auf der ganzen Tour keine Spur von Aufregung; man besprach die Ereignisse zwar, aber meistens in einem der Regierung günstigen Sinne. Das größte Aufsehen erregte die Frau eines Abgeordneten, die sich angeblich auf dem Zuge befand und die, wie man sagte, den Gatten in Sicherheit zu bringen wünschte. Eine Menge von Kriegsreserven, die sich gleichfalls auf dem Zuge befanden, gaben der Fahrt ein gewisses militärisches Aussehen; die Leute athmeten den besten Geist, und es stand zu vermuthen, daß derselbe nicht ohne Einfluß auf ihre Gemeinden bleiben werde. Da mich mehrere derselben aus meinen früheren Verhältnissen kannten, so sammelten sie sich auf den Bahnhofen, wo man länger anhielt, um mich, und ich hatte Gelegenheit, mit ihnen zu sprechen und sie zur Kundgebung des sie belebenden vortrefflichen Geistes aufzufordern, was sie mir auch versprachen. Das Alles ward, ich möchte sagen, öffentlich und doch en famille abgehandelt, ohne daß irgend Jemand daran Anstoß genommen hätte. Ich denke heute noch mit Freude daran, daß kein Soldat, keine Abtheilung den Bahnzug verließ, ohne sich vorher noch bei mir zu beurlauben; ich mußte die Unwahrheit sagen, wenn ich hinzufügen sollte, daß dies von irgend einem Reisegefährten mißdeutet worden wäre. Ein Reisender, ein Ausländer, wie ich glaube, schien von diesem Verhältniß betroffen, meinte, daß ich wol lange in dem Regimente gedient hätte, und konnte es sich nicht erklären, wie die Soldaten einem ihnen doch ziemlich fremd stehenden Officier soviel Beweise von Theilnahme geben könnten. Ich bedeutete ihn aber, daß die Officiere aller Regimenter sich einer gleichen Zuneigung ihrer Untergebenen erfreuten, daß dies der Kitt sei, der uns fest wie Erz zusammenhielte und eine eiserne Mauer um den König bilde. Dies ist sehr leicht, fügte ich hinzu:

„Willst' auf die Deutschen bauen,  
Sei milde, hab' Vertrauen.“

Ich fand auch Stettin ohne besondere Aufregung. Zwar einige Furchtsame äußerten Besorgniß; aber die Masse war ruhig und zeigte ganz die Haltung, die der alten Hauptstadt Pommerns würdig war.

Ich verließ Stettin schon nach einigen Tagen und begab mich nach Berlin zurück, wo einstweilen der Belagerungszustand erklärt worden war. Die Haupt- und Residenzstadt hatte einen ganz abweichenden Charakter von demjenigen, den ich früher in den revolutionären Städten Spaniens, Frankreichs und Polens

wahrgenommen hatte. Ich fand die Straßen nicht öder und verlassener als bisher; nirgends bivouakirten Truppen auf den Plätzen; keine starken Patrouillen durchzogen die Straßen; nirgends fand eine Zurschauftragung der materiellen Kräfte statt, womit man sonst wol die zerstörte Autorität oder das verloren gegangene moralische Uebergewicht zu ersetzen pflegt; die Läden waren offen, und nur die Besetzung einiger öffentlicher Gebäude mit Truppen mochte dem Berlin von Damals gegen das frühere eine andere Physiognomie gegeben haben. Die Regierung schien überall in einer Art von Negation; die Minister hatten sich sammt und sonders in das Kriegsministerium zurückgezogen und, ich möchte sagen, in Permanenz erklärt. General Wrangel, der im Schlosse wohnte, hatte Gitter und Thore sorgfältig verschließen lassen; vor den Gebäuden selbst, welche das Militär besetzt hatte, standen bei Tage nicht einmal Schildwachen. Von einem Haß zwischen Bürgern und Soldaten, von jener Beklommenheit, wie sie Aufständen voranzugehen pflegt, wenn eine düstere und schweigende Bevölkerung die Straßen durchzieht, keine Spur. Das entschiedene, aber maßvolle Einschreiten der Truppen gegen die Trümmer der Nationalversammlung hatte jegliche Besorgniß entfernt. Es schien, als warte man die Entscheidung eines Processes ab, der das Publicum lebhafter als gewöhnlich interessirte, als betrachte man die ganze Sache als das unabweisliche Resultat der schreienden Ueberschreitungen dieser Versammlung. Nur die drohenden Maueranschläge der bewaffneten Macht verkündeten die Herrschaft des Militärs. Die Bürgerwehr war von der Straße verschwunden; die Demüthigung ihrer Auflösung mußte verschluckt werden und hinterließ vielleicht nur in einigen Aufwieglern eine trübe Erinnerung, die sich in albernen und verächtlichen Manifestationen aussprach. Beamte, die sich bis dahin verkrochen, fingen wieder an, sich auf den Straßen zu zeigen; es offenbarten sich die ersten Spuren der wiederkehrenden Ordnung. Die lebendigen Kräfte, welche der Aufstand geweckt, schienen ihre Wirkung völlig verloren zu haben. Ab und zu sah man General Wrangel auf den Straßen, immer ruhig, immer lächelnd, aber immer besonnen und gemessen, hier die Gruppen anredend, dort mit Frauen plaudernd, die Soldaten laut zur Ausdauer und Höflichkeit ermahnend. Er sah wol ein, daß es vor allen Dingen darauf ankam, einen wieder aufzubauenden Thron mit Liebe und Vertrauen zu umgeben und den Mißvergünstigten den Vorwand zu nehmen, als beabsichtige das Ministerium, eine blutige Revolution anzuregen. Die Zubersticht, die er hierbei zur Schau trug, die Unerfrochtenheit, mit der er in die dicksten Volkshaufen ritt, seine passenden Anreden, bei denen er sich ganz in den Ton der Menge herabließ, wirkten zur Pacificirung ebensoviel, wie seine Soldaten. Der General konnte sich zu dem Ergebniß seiner Gewandtheit Glück wünschen. Der Argwohn wich allmählig von den Gesichtern, und Neugierde, ja Gleichgültigkeit trat an seine Stelle. Wer sich halbwegs auf Volksbewegungen verstand, konnte wol einsehen, daß es mit der Revolution in Berlin ganz vorbei sei. Die Unzufriedenen fühlten, daß die Zeit gekommen, ihren Groll sowol als ihre Hoffnungen zu vertagen.

Einige Versuche, General von Wrangel zu sehen, gelangen mir nicht, weil die Schildwachen Morgens Niemand in das Schloß ließen, und weil er am Tage gewöhnlich nicht zu Hause war. Als ich einst des Morgens vom



Schlöße kam, gewahrte ich einen Kaufmann aus Stettin mit noch einem mir unbekanntem Mann zu Pferde. Auf meine Frage, wohin sie eilten, antworteten sie mir, daß sie nach dem Kreuzberge wollten, um die Batterien zu sehen, die dort zur Beschießung Berlin's angelangt wären, wenn ja wieder Unruhen ausbrechen sollten. Eine Meinung dieser Art hatte sich ziemlich über ganz Berlin verbreitet und vielleicht nicht wenig zur Erhaltung der Ruhe beigetragen. Dergleichen Mittel aber hätte es nicht bedurft, und die Herren, denen ich sagte, daß die Verhältnisse diese Maßregeln keineswegs erforderten, haben sich später gewiß überzeugt, daß sie sich in ihren Voraussetzungen getäuscht. Warum hätte sich auch die Regierung zu nutzlosen Demonstrationen dieser Art hinreißen lassen sollen? Hatte sie die Absicht, Berlin einzuschüchtern, so konnte sie näher liegende und mehr imponirende Mittel anwenden. Die Ausöhnung, die man anbahnte, mußte von einem anderen Charakter getragen werden. Das Gefühl der Verträglichkeit hatte alle Schichten der Bevölkerung durchdrungen. Der Club „Unruh“ konnte hiervon gewiß das vollgültigste Zeugniß ablegen. Die Hoffnung, in der Bevölkerung Sympathien zu finden, als er aus dem Schauspielhause im Processionsschritt auswanderte und dann in einigen anderen Localen sich unterbrachte, hatte ihn bitter getäuscht, und man konnte auf ihn süglich die seiner Zeit über Lafayette cursirende Aeußerung anwenden: „Das ist eine alte Lampe, die vor ihrem Erlöschen einen üblen Geruch verbreitet.“ Die Erklärung dieses Clubs vom 13., daß die Anordnungen des Ministeriums als Hochverrath zu subsumiren, sein Erlaß an den Staatsanwalt, das Ministerium in Anklagezustand zu versetzen, konnten süglich als komisch übersehen werden; aber jedenfalls wäre es rathsam, ja nothwendig gewesen, nach dem 15. November, als seine Verordnungen anfangen, sich auf die Steuererhebungen zu erstrecken, die Versammlung zu „brülmairifiren“ und die Herren einzeln bis über den Belagerungsbezirk von Berlin zu transportiren. Das Experiment, den Besiegten durch eigene Hochherzigkeit zu ehren, glückte diesmal. Der Gedanke an Rache mußte der Reaction natürlich fern bleiben; aber das Betragen der Regierung streifte hierbei ganz nahe an Schwäche, und die Verfassung, die das Ministerium bald darauf octrobirte und die es dann selbst mit bekämpfen half, beweist nur zu klar, daß ihm gewisse Anwandlungen von Besorgniß nicht fern geblieben sind.

Als ich mich am 12. November beim Commandanten abmeldete, fand ich unter den Sinden einen Zug Infanterie, den lärmend, schreiend und pfeifend eine Menge Jungen, mit Vagabunden und einigen härtigen Ungethümen untermengt, umschwärmte. Der Zug machte mehrmals Halt, und ich hörte sogar einmal den Tambour anschlagen, was eine ernstere Maßregel andeutete. Aber das Ganze hatte das Gepräge, wie man es sonst schon bei den Schneider- und Kartoffelkravallen gesehen hatte. Man sah wol, daß es nicht Aufruhr, sondern mehr übermüthige Neckerei sei, die weiter nichts auf sich hatte. Die Charlottenstraße, der Gensdarmenmarkt, die Leipzigerstraße und der ganze Markt bis zum Frankfurter Bahnhofe waren so still, daß auch nicht ein Funken von Unruhe zu erkennen war. Jedermann ging seinen Geschäften nach, und es war ganz so, wie man es in den Tagen des tiefsten Friedens zu sehen gewohnt war.

Außerhalb Berlin's aber spukte ein böser Geist. Schon in Cöpenick fand

sich eine große Menge aufgeregter Menschen vor, die mit Begier nach Nachrichten von Berlin fragten. In Frankfurt aber, wo, wie ich glaube, Messe war, tobte förmlicher Aufruhr. Die ganze Umgegend des Bahnhofes war trotz der Dunkelheit und des schlechten Wetters mit Menschen überfüllt. Als der Zug hielt, war er wie im Nu belagert. „Was gibt es Neues in Berlin? Schlägt man sich? Wer ist Sieger? Leben die Minister noch? Ist es wahr, daß man Brandenburg aufgehängt?“ — solche und hundert ähnliche Fragen ertönten von allen Seiten. Als man hörte, daß in Berlin Alles ruhig sei, daß man sich nicht schlage, daß Niemand, am allerwenigsten aber Graf Brandenburg, aufgehängt worden sei, schien die Menge mehr betroffen als erstaunt. Wer weiß, was man ihr erzählt hatte, um sie vielleicht zu Gewaltthatigkeiten aufzustacheln; sie verlief sich jedoch, und man durfte hoffen, daß auch hier der Sinn für Mäßigung und Ordnung den Gang der Unruhfister niederhalten werde.

Ich muß allerdings gestehen, daß dergleichen tumultuarische Zusammenrottungen, wenn sie dergestalt geregelt würden, um sie gegen einen Punkt zu richten, nur zu leicht benützt werden können, die öffentliche Meinung irre zu leiten. Wahrscheinlich ward die Menge von Berlin aus bearbeitet, indem man sich schmeichelte, solche von Ereignissen beherrschte, durch Drohungen geschreckte und von Unruhen im Innern gequälte Massen auch bald zu Ausschreitungen treiben zu können. Wäre der Zug z. B. unter beunruhigenden Symptomen oder Erscheinungen abgefahren, wer weiß, was in Frankfurt und in den Provinzen geschehen wäre. Die Clubs waren überall in vollster Thätigkeit; leider befanden sie sich noch in einem Stadium, wo man ihnen Glauben schenkte; sie waren überall das Echo tumultuarischer Leidenschaften und Revolutionswerkzeuge. Die Behörden und Gerichtshöfe vieler Städte sympathisirten mit den Trümmern der Nationalversammlung und vergaßen sich so weit, ihnen laut ihre Anerkennung auszusprechen. Es war, als wenn die Bureaucratie die zahlreichsten und am Wenigsten zurechnungsfähigen Individuen in ihrem Schoße geborgen hielte. Eben darum wäre es erforderlich gewesen, in Berlin mehr Energie zu zeigen und die Trümmer der Nationalversammlung, nachdem man ihren Saal geschlossen, gewaltfam aus der Stadt zu entfernen. Die Demokratie in den Provinzen, furchtbar an Zahl und durch den Geist ihrer Führer, mußte von Berlin aus durch energische Mittel niedergehalten werden; daß das Land nicht mit Blut und Anarchie überfluthet wurde, daß die demokratische Ueberlegenheit allmählig niedergelämpft wurde, ist ausschließlich der Classe der Bevölkerung zu danken, welche, die Sympathien für das Königthum treu im Herzen, für die Wiederherstellung desselben alle erlaubten Mittel anwandte, und, wir wollen es frei hinzufügen, besonders dem Umstande beizumessen, daß die Anarchie in Oesterreich kräftig unterdrückt ward.

# Rückblicke auf die Pariser Weltausstellung.

Von

F. X. von Neumann-Spallart.

Die Paläste des Marsfeldes und die Bauwerke des Trocadero werden in wenigen Tagen geschlossen, und wieder geht eines jener Feste zu Ende, welche in flüchtig eilendem Wechsel den Völkern des Erdballes veranstaltet werden. Nichts liegt uns ferner, als einen Bericht über die Pariser Weltausstellung des Jahres 1878 zu schreiben, und Nichts wäre in der „Deutschen Rundschau“ weniger am Platze, als eine die Länder und Aussteller, die Firmen und Erfinder, ihre Verdienste und Fehler kritisirende Abhandlung. Man ist gegen Ausstellungsberichte überhaupt kühl geworden, da man fand, zu welchen Ausschreitungen sie führten. Wohin sollte es auch kommen, wenn in der Progression vortwärts gegangen würde, wie von 1851 bis 1867 oder 1873? Anfangs publicirte man kleine, einzelne Bände; im J. 1867 aber gab Frankreich nicht weniger als siebzehn dickeleibige Volumina heraus, die allein ein ganzes Regal des Bücherchranks füllen, Oesterreich lieferte sieben umfangreiche Bände, Amerika sechs, und so jeder Staat nach seiner Art Beiträge zu einer Bibliothek für sich; ja im J. 1873 ward von österreichischer Seite in einer nicht enden wollenden Reihe von weit über hundert Bändchen und Heften noch bis in's Jahr 1876 hinein fortwährend „berichterstattet“. Dieser literarischen Gymnastik mußte man natürlich müde werden, da die Weltausstellungen so rasch einander folgten, wie es jetzt leider üblich zu werden scheint. Denn zwischen Philadelpia und Paris lag nur eine zweijährige Pause und schon hat Sidney für das Jahr 1879 eine Weltausstellung eingeleitet; Rom soll seine Absicht bekunden, dem schlechten Beispiele der übrigen Großstädte zu folgen und dann kömmt ja doch einmal die Reihe an Berlin! Würden nun allen diesen Weltausstellungen auch noch fortwährende officiële Berichte gewidmet, welche Classe für Classe beschreiben und ihren nationalen Ausstellern — wie man nicht übel Lust hatte, es als Pflicht der Regierung aufzufassen — gebührendes Lob spenden, so wäre zuletzt bald jeder Klempner im Lande ein ruhmgekrönter Mann. Man ist deshalb auf den richtigeren Weg gelangt, den Ausstellungen von Seite der Literatur bleibenden Nutzen abzurufen, indem man nur die Ge-

sammtheit der Fortschritte in ganzen großen Zweigen des menschlichen Schaffens zusammenfaßt und technische oder wirthschaftliche Monographien veröffentlicht, welchen die Ausstellung lediglich als Folie dient.

Auch mit Berichten dieser rationelleren Richtung dürfen wir nicht rivalisiren; sie überragen den Rahmen einer Revue hundertfältig. Was wir zu bewältigen vermögen, ist viel beschränkter und doch auch wieder viel weiter. Es geht von der Wahrnehmung aus, daß die Weltausstellungen ein Mikrokosmos sind, in welchem sich einzelne Züge jener Wandlungen oft erkennen lassen, welche die menschliche Cultur unter unseren Augen erfährt. Vieles freilich vom Gesittungsleben der Völker liegt tief unter der Oberfläche verborgen und tritt erst nach späten Generationen in die Erscheinung, so daß wir es in einer äußerlichen Schaustellung vergebens suchen werden. Umgekehrt wieder ist Vieles, was uns Expositionen auf dem Gebiete der Kunst, des Wissens und des materiellen Schaffens der Völker bieten, nicht der Abglanz des Lebens und Strebens, sondern Nitterwert, häufig genug dazu bestimmt: zu täuschen, und die Wahrheit zu verdecken. Trotzdem gibt es gewisse Beobachtungen, welche sich mit ziemlicher Sicherheit auf Weltausstellungen machen lassen, um das Durchgreifen großer Fortschritte technischer und socialer Natur zu verfolgen oder Wendepunkte in der Denkungsweise der Menschen zu erkennen. Nur mit einer allgemeinen Charakteristik der Ausstellung und mit Fragen allgemeiner Art sollen sich unsere Rückblicke befassen; wir hoffen, denselben dadurch das Recht ihres Erscheinens an dieser Stelle zu sichern.

## I.

(Charakteristik der Pariser Weltausstellung. — Der nationale und patriotische Zug. — Belehrende Einblicke in's Leben. — Die Congresse. — Äußerer Erfolg der Ausstellung.)

Wenn von Ausstellungen die Rede ist, so wird häufig die Frage aufgeworfen, ob sie sich nicht schon längst überlebt haben. Man denkt dabei, daß Etwas, das sich seit einem Vierteljahrhunderte so rasch wiederholt und wobei doch immer wieder nahezu dieselben Leute als handelnde Personen und Regisseure mitwirken, ebenso an Reiz verlieren müsse, wie ein Schauspiel, welches in gleicher Besetzung recht oftmals nacheinander aufgeführt wird. In Wahrheit ist aber der Vergleich der Ausstellungen mit einem Schauspiele nicht stichhaltig; denn jede Ausstellung hat ihre eigene Charakteristik, ihr „cachet“, wie die Franzosen sagen würden, und so war auch die letzte Exposition universelle in Paris etwas ganz Anderes, als jede ihrer Vorgängerinnen in London, Paris, Wien und Philadelphia.

Als der hochgebildete Prince Consort im J. 1851 in England den ursprünglich französischen Plan zur ersten wirklichen Ausführung brachte und alle Völker der Erde gastfreundlich einlud, im Heimatlande des Weltverkehrs an einer Weltausstellung Theil zu nehmen, wollte er ein Tourner der industriellen und gewerblichen Leistungsfähigkeit veranstalten, um die Schranken des nationalen Wirthschaftens zu durchbrechen. Ganz Europa war damals noch in durchaus getrennte Productions- und Handelsgebiete geschieden; von einer internationalen Verbindung, wie sie heute zur unerläßlichen Bedingung jedes Staates geworden ist, von einem gegenseitigen Gütertausche, wie er heute die Grundlage der Ver-

forgung eines jeden, auch des kleinsten Haushaltes bildet, war damals noch wenig zu verspüren. Das mitteleuropäische Eisenbahnnetz war ein Embryo; der Brief- und Packetverkehr war langsam und kostspielig eingerichtet, Telegraphenbrähre kaum zwischen den Hauptplätzen Englands und des Continents gespannt, Depeschen unerschwinglich kostspielig. Die meisten Nationen hatten ihre historischen und ethnographischen Eigenheiten mit einer natürlichen Strenge bewahrt, so daß man sich in England noch über die Vollbärte der Deutschen wunderte und die Raucher für Halbgebildete hielt. Die Weltausstellung sollte nicht bloß diese Gegensätze zeigen, sondern sie sollte sie ausgleichen; sie sollte, wie Prinz Albert so treffend sagte, beweisen „that Exhibitions are better than Prohibitions“. Und so ward sie nicht bloß eine neue Quelle der Belehrung, vereinte hunderte und tausende von Neuigkeiten unter dem Krystallpalaste im Hyde-Parl, regte Aussteller und Besucher zu neuen Gedanken an; sondern sie gab selbst einen der kräftigsten Impulse zur Entstehung der Weltwirtschaft unserer Tage. Der Faden, welcher hier angeknüpft war, wurde bei den beiden folgenden Weltausstellungen in Paris (1855) und London (1862) weiter gesponnen; hier wurde der kosmopolitische Gedanke von der Industrie auf die Kunst, und von beiden auf die Gemeinsamkeit der socialen Interessen übertragen. Zwischenzeitig waren aber die Verbindungen unter den Völkern nicht mehr vereinzelt, sondern allgemein geworden; mit staunenerregender Raschheit mehrten sich die Verkehrsmittel, unaufhaltsam fielen in der Aera der Handelsverträge die lästigsten Zollschranken und die Völker der fernsten Länder wurden einander immer näher gerückt.

Nun war der ursprüngliche Zweck der Weltausstellungen entfallen. Schon im Jahre 1867 zu Paris war das Urtheil ein gewöhnliches, daß die Ausstellung fast nichts Neues biete, und dieses Urtheil wiederholte sich mit noch mehr Nachdruck zu Wien im Jahre 1873, zu Philadelphia im Jahre 1876 und jüngst erst in Paris. Ganz natürlich! Es bedarf nicht mehr jener internationalen Veranstaltungen, um die Kraft der Völker zu messen; dafür sorgt die offene Concurrnz auf dem Weltmarke, welche kein Grenzverbot mehr aufzuhalten vermöchte. Es bedarf auch nicht mehr der Darstellung von Originalen, Fortschritten und Erfindungen; denn der geistige Verkehr ist heute zu einer Regsamkeit erwachsen, welche mit der größten Eile jeden neuen Gedanken sofort zum Gemeingut der Menschheit macht.

Wundern wir uns daher nicht, daß der Ingenieur keine ihm neue Maschinen-Construction, daß der Keramiker keine ihm neue Technik der Glas- und Thon-industrie, daß der Tuchfabrikant keinen ihm neuen Webstuhl, kurz daß der Fachmann Nichts mehr auf den letzten Weltausstellungen vorfindet, wovon er nicht schon in Prospecten, Zeitschriften und Büchern gelesen, in Vorträgen gehört hätte, oder was ihm nicht bereits durch Agenten und Fachgenossen mitgetheilt worden wäre. Nicht das Bekanntwerden der neuen Verbesserungen, höchstens ihre weitere Verbreitung können diese Veranstaltungen besorgen und der Specialist wird auf denselben wenig lernen, er wird höchstens Manches vor seinen Augen ausgeführt und in Function sehen, was er bisher bloß aus Beschreibungen kannte.

In beiden Richtungen, in derjenigen des kosmopolitischen Verkehrs und in

jener der Enthüllungen des Neuen auf den Gebieten der Kunst und Industrie, dürfen wir also nicht mehr die Zielpunkte suchen. Der Maßstab, mit welchem die Expositionen heute zu messen sind, ist ganz und gar verschieden von demjenigen ihres Beginnes. Jede der letzten Weltausstellungen hatte ihre Besonderheit in anderen Elementen, welche sie doch immer wieder zu einem Magnete der reiselustigen Fremden und der Bewohner des Landes selbst machte. So hat, um nur eine kurze Erinnerung aufzufrischen, die Pariser Ausstellung des Jahres 1867 der Strömung der Zeit den ungeschminktesten Ausdruck geliehen, indem sie mit der dem Napoleonismus eigenthümlichen Coqueterie eine ganz neue Gruppe unter dem Titel der socialökonomischen schuf. In dieser vereinigte sie Alles im größten Umfange, ja sie drängte es geradezu demonstrativ in den Vordergrund, was sich auf die „Verbesserung der physischen und moralischen Lage der Bevölkerung bezieht“. Zugleich stellte sie gewissermaßen in lebenden Bildern den Kampf der Großindustrie mit dem selbständigen Handwerke dar, um dem Streben der socialen Partei, welche das Kleinhandwerk aufrecht zu erhalten sucht, eine beruhigende Illustration zu geben. Ein anderer Charakterzug lag in den hübschen Darstellungen, die damals das Champ de Mars auf dem ethnographischen Gebiete lieferte: dem volkstümlichen Typus der Wohnstätten jedes Landes, seiner Trachten und Costüme, seiner Nahrung und Genüsse. Diese gewiß belehrenden Beigaben zur Ergänzung des bunten Völkerbildes nahm auch die Wiener Weltausstellung des Jahres 1873 mit hoher Aufmerksamkeit in ihr Programm und sie suchte ihnen noch ein anderes Element beizugesellen: jenes der directen geistigen Anregung. Die Geschichte der Erfindungen und Gewerbe, die Geschichte der Preise und die Darstellung des Welthandels waren in einer eigenen Gruppe in's Treffen geführt — leider mit mehr gutem Willen als Geschick; zahlreiche Congresse wurden einberufen, um gewisse gemeinsame Culturaufgaben der civilisirten Menschheit ihrer einstigen Lösung näher zu rücken.

An diese Traditionen hat nun die Pariser Weltausstellung des Jahres 1878 im Wesentlichen angeknüpft. Wir wüßten nichts absolut Originelles, was sie dazu hinzugefügt hätte, aber sie hat Einzelnes davon mehr in den Vordergrund gebracht und großartiger, glücklicher durchgeführt, als es je vorher gelang. Das eigentliche „cachet“ liegt indessen in der nationalen, patriotischen Manifestation, welcher sie diene. Die Pariser Ausstellung hat nicht nur die Leistungsfähigkeit Frankreichs in vollendetster Weise zu beweisen gesucht, sondern — sagen wir es offen — sie hat mehr gezeigt, als Frankreich thatsächlich unter normalen Verhältnissen vermag.

Es ist eine allgemeine und leicht begreifliche Erfahrung, daß das Ausstellungsland immer den Löwenantheil des Raumes und der äußeren Gunst des ganzen Arrangements für sich in Anspruch nimmt. Während es die gute Sitte dem Hausherrn zur Pflicht macht, die besten Plätze seinen Gästen einzuräumen, selbst möglichst einfach und bescheiden aufzutreten und Jene, die er geladen hat, an Liebenswürdigkeit zu überbieten, gilt von jeher für Ausstellungen eine ganz entgegengesetzte Art des internationalen „Umganges mit Menschen“. Der Hausherr pflegt sich die besten Plätze selbst zu behalten, und seinen Gastfreunden die

Rangordnung vorzuschreiben, in welcher sie sich zur kostspieligen Tafel zu setzen haben. So war es im Krystallpalast in London, so im Palais de l'Industrie der Champs Elysées, so im Wiener Prater, so im Fairmount-Park und auch wieder auf dem Champ de Mars. Wir wollen den Franzosen keinen Vorwurf daraus machen; im Gegentheile wir nehmen diese Erscheinung als üblich hin und fügen sogleich bei, daß Frankreich den Raum, welchen es sich vorbehalten, in erstaunlicher Weise auszunützen verstand. Die französischen Aussteller allein breiteten ihre Erzeugnisse diesmal auf einer Fläche aus, größer als der gesammte Industrie-Palast der zweiten englischen Exhibition im South-Kensington-Garten zu London 1862, wo doch das mächtige Albion schon mit einem recht erklecklichen äußeren Apparate auftrat und auch die auswärtigen Länder sammt den Colonien vollzählig erschienen waren. Denn der Industrie-Palast, welcher in diesem Jahre nach den Entwürfen des Architekten Hardy auf dem Champ de Mars ausgeführt wurde, nahm 240,000 Quadrat-Meter ein. Die ganze östliche Seite jener 715 Meter langen und geräumigen Gallerien, welche sich von der Avenue de Lamotte Piquet bis an den Quai d'Orsay hinziehen, sammt allen auf den Vorplätzen errichteten Annexen und Pavillons, dazu in den Passagen und im Innern des Palais selbst noch mehrere ausgebehnte Plätze und jenseits der Seine auf dem 151,000 Quadratmeter bedeckenden Trocadero wieder große Zubauten hatte Frankreich sich und seinen Colonien vorbehalten. In die andere westliche, von der Avenue Suffren begrenzte Hälfte des Marsfeldes und Trocadero hatten sich die sämmtlichen fremden Staaten zu theilen, obgleich selbst hier noch Frankreich einige Annexen errichtet hatte.

Wie in der ungewöhnlich großen Ausdehnung des Raumes hat Frankreich in dem Aufwande für die Benutzung desselben im Jahre 1878 das Aeußerste geleistet. Vorerst die Regierung, dann die Aussteller. Im Juli 1876 war den Kammern der Gesekentwurf vorgelegt worden, nach welchem die Ausgaben des Staates etwas über 35 Millionen Francs betragen sollten; im Juni 1878 aber kündigte der Handelsminister Teisserenc de Bort der Budget-Commission bereits an, daß diese Summe um 10 Millionen Francs überschritten sei und später ging allgemein das Gerücht, daß man nicht 45, sondern wie die Bescheidensten glaubten 55, wie Andere wissen wollten, 70 Millionen Francs auf den Bau und die Ausschmückung der Ausstellungspaläste gewendet habe. Bleiben wir nun bei der gewiß nicht übertriebenen Ziffer von 55 Millionen Francs, so erscheint sie für das sparsame Land außergewöhnlich hoch im Vergleiche mit den Ausgaben der Jahre 1855 und 1867, wo trotz alles Glanzes doch nur 11, beziehungsweise 23 Millionen Francs verlangt wurden. Die Art des Aufwandes zeigt die Vorliebe, mit welcher Frankreich im Jahre 1878 betweisen wollte, daß sich die freie Republik eben so gut auf circensische Spiele versteht, wie der versunkene Imperialismus. Mit einem technischen Geschicke, welches sich eben nur aus der Praxis eines Pariser Architekten gewinnen läßt, wurde die harmonische Verbindung des Marsfeldes mit jenem Hügel von Chailot bewerkstelliget, der zum Andenken an die Eroberung der spanischen Festung durch den Herzog von Angoulême, den „Fürsten von Trocadero“ im Jahre 1825 umgetauft wurde. In der That bildeten die großen Arbeiten: Erd-

bewegungen auf dem Marsfelde, die Quai-Anlagen, die Erweiterung der Jena-Brücke (welche allein 1,200,000 Francs kostete), die gewaltigen Terrassirungen auf dem Trocadero (1,680,000 Francs), zumeist solche Auslagen, welche wesentlich dem Gedanken der großartigsten, auf imposante Eindrücke berechneten Repräsentation geopfert wurden. Mit den größten Schwierigkeiten wurde eine imposante, zwanzig Meter breite Cascade erbaut, welche aus einer Niesenmuschel von der Höhe des Trocadero über marmorne Stufen herab einen Strom von täglich 20,000 Kubikmetern Wasser ergoß, aber freilich nicht weniger als eine Million Francs, und sammt den dafür erforderlichen Wasserhebemaschinen zwei und eine halbe Millionen Francs kostete; gar nicht von jenen sechs geschmacklosen vergoldeten Unthieren zu sprechen, welche zu Füßen der Gewässer Nord- und Süd-Amerika und die übrigen vier Welttheile darstellen sollten, dabei aber die Glanzsucht in fast orientalischer Weise verriethen. Genug daran, daß der Bau des Industriepalastes auf dem Marsfelde, welcher doch demnächst wieder verschwinden wird, an Erdbewegung, Maurerarbeit und Eisenconstruktionen allein auf mehr als 17 Millionen Francs zu stehen kam, wovon besten Falles nur 7 Millionen aus dem Erlöse der Materialien wiedergewonnen, 10 Millionen aber, abgesehen von den Kosten der Gas- und Wasserleitungen, den enormen Quaibauten u. s. w. bald spurlos verbraucht sind.

Die Republik Frankreich appellirte trotz dieser großen Auslagen diesmal weder an die unmittelbare Mithilfe der Stadt Paris, noch an die Garantie einer Privat-Gesellschaft, wie im Jahre 1867, sondern sie nahm allen Aufwand auf ihre eigenen Schultern; nur als Subvention, welche mit den erhöhten Octroi- und anderen Einnahmen der Municipalcassen zusammenhängt, wird die Municipalität 6 Millionen Francs entrichten und sie wird das Wahrzeichen der 1878er Ausstellung, den im maurisch-romanischen Stile erbauten Trocadero-Palast für 3 Millionen Francs kaufen, um dort Empfänge bei den größten Festlichkeiten der Stadt zu veranstalten.

Der eigenthümliche Charakter und ein gewiß anerkennenswerther Zug der Pariser Weltausstellung liegt also in der Verkörperung des nationalen Gedankens der Republik Frankreich, die sich hier ihrem eigenen Volke im vollen Bewußtsein wiedergewonnener Macht, den fremden Besuchern in blendendster Repräsentation zeigen wollte. Es wäre ungerecht, zu leugnen, daß dies gelungen ist. Ein Blick aus einer der doppelreihigen Bogendöffnungen des Trocadero-Tempels über die silberglikernden Ströme des Wasserfalles hinab auf das Marsfeld, auf den riesigen weitgedehnten Industrie-Palast, auf das in imponirender Höhe ansteigende Vestibule d'honneur, auf die Hunderte von Pavillons und Bauwerken jedes Stiles und jeder Zone, auf die im fernen Hintergrunde noch hervortretenden Kuppeln der südlichen Gallerien, rief gewiß bei Jedem den Eindruck der Großartigkeit hervor. Und umgekehrt wieder verfehlte es wenigstens bei uns niemals einen wahren Theater-Effect, wenn wir von dem mächtigen monumentalen Balcon über der Riesentreppe des Industriepalastes das Feld der menschlichen Thätigkeit übersehnten, dessen Abschluß der babylonische Bau des Trocadero mit seinen wunderlichen Thürmen, seinen halbbogenartigen, dem Petersplatz in Rom nachgeahmten Gallerien und seinen Eckpavillons bildete. Nicht den Geschmack wollen wir preisen, denn er ward in vielen dieser Bauwerke völlig



vermiszt; auch nicht die Sieblichkeit und Annehmlichkeit des Arrangements, wie sie mit Recht noch jetzt als eine Zierde der Wiener Weltausstellung gerühmt wird, sondern nur die mächtige Entwicklung der Massen, welche, eng aneinander gedrängt, imponirend wirkten.

Die französische Regierung hat aber nicht blos durch die Anlage der ganzen Ausstellung dem Patriotismus ihren Tribut gezollt, sondern noch in anderer Art zum Gelingen des Werkes beigetragen; die Regierung ist selbst einer der größten Aussteller geworden und hat zweifellos aus den Budgets ihrer verschiedenen Ressorts noch mehrere Millionen Francs entnommen, die nicht auf die Rechnung der „Exposition universelle“ gebucht werden, obwohl sie diese doch in Wahrheit belasten. So war eine hervorragende Leistung dieser Art die Ausstellung der „Administration des Ponts et Chaussées et des Mines“, welche in dem mit großem Kostenaufwande erbauten und geschmackvoll decorirten „Pavillon der öffentlichen Arbeiten“ ihren Platz fand. Das französische Bauten-Ministerium hatte für das Zustandekommen dieser mustergültigen Special-Ausstellung eine eigene Commission eingesetzt, an alle Staats-Ingenieure und alle vom Staate abhängenden Unternehmungen die Aufforderung gerichtet, sich zu betheiligen, und es hat die sorgfältig ausgewählten Arbeiten und Objecte in jenem Pavillon vereinigt, welcher von den Leistungen Frankreichs auf dem Gebiete des Bauwesens ein glänzendes Zeugniß abgelegt. Ähnliches geschah von der Verwaltung der Staatsforsten Frankreichs, welche einen Raum von vollen 5000 Quadratmetern beanspruchte. Das „Chalet forestier“, ein geschmackvoll und originell construirter Holzbau und der „Pavillon des Gardes“, aus berindeter Eiche und anderen Naturhölzern im rustiken Stile gefügt, bildeten die Attractionskraft für Fachmänner und für das große Publicum. Was nebst dem die Professoren und die Schulen für das Forstwesen beitrugen, was an Broschüren und Specialcatalogen von Seite des Ministeriums und einzelner Behörden erläuternd beigelegt war, ergänzte diese Bilder in so gelungener Weise, daß man den Aufwand von einer halben Million Francs dafür nicht zu bereuen scheint. Kenner versichern, daß nie früher und von keinem Staate eine solche Darstellung des Forstwesens gegeben worden sei, wie diese, welche den Zustand der Forstverwaltung auf's glücklichste illustrierte und einen der Glanzpunkte der ganzen Pariser Ausstellung bildete. Daran reiht sich die treffliche Einrichtung eines kleinen Versuchsfeldes mit den für agricultur-chemische Arbeiten und Pflanzen-Physiologie nöthigen Apparaten und wissenschaftlichen Behelfen, welche von der Staatsanstalt der Champs d'expérience in Vincennes in einem — leider entlegenen — Winkel jenseits der Seine etablirt war; dann die ungemein reiche Bethheiligung der Staatsbildungs- und Unterrichts-Anstalten, Museen, Bibliotheken und Sammlungen; endlich die im größten Stile durchgeführte Vertretung der renommirten französischen Staats-Industrien und Kunstanstalten wie Sevres, Gobelins und Beauvais u. A.

Gleich dem Mutterlande waren Algier und die Colonien bei keiner vorhergehenden Ausstellung so ausgedehnt und vollständig vertreten, wie bei dieser. Wir werden Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen, wenn wir von der Ausbreitung des europäischen Einflusses auf die Colonialländer sprechen; vorläufig wollen wir nur versichern, daß der algerische Pavillon auf dem Trocadero zu

den anziehendsten Bauwerken gehörte und mit dem Aufwande bedeutender Kräfte zu einem wirklich belehrenden Repräsentanten der Productionskräfte dieses überseeischen Gebietes wurde. Den übrigen französischen Colonien war im Industriepalaste selbst eine Gallerie eingeräumt, welche sie, gewiß unter bester Hervorhebung Dessen, was sie zu bieten vermochten — freilich aber noch wenig bedeutend im Verhältniß zu den englischen und holländischen Pflanzstätten, ausfüllten. Genug daran, daß auch die Dependenz der französischen Republik einträchtig an der Ausführung des nationalen Werkes mitwirkten.

Haben wir bisher von dem Antheile der Regierung gesprochen, so erfordert die Billigkeit, daß wir den mindestens ebenso großen Eifer des ganzen französischen Volkes, seiner Künstler, Gelehrten, Industriellen und Landwirthe bezeugen. Alle waren bemüht, das Völkerfest zu einem internen, politischen Siege ihres Vaterlandes zu gestalten. Schon die große Zahl der Aussteller — man rechnet mehr als die Hälfte der 50,000 Anmeldungen auf Frankreich — beweist das allgemeine Interesse; es bedurfte nicht, wie bei manchen früheren Gelegenheiten, eines förmlichen „Eintreibens“, sondern die Anmeldungen kamen von allen Seiten herbeigeströmt und mußten sogar noch stark zurückgedrängt werden. Ein etwas schärferer Blick konnte bald erkennen, daß man in der Art des Ausstellens das Neueste zu bieten bestrebt war. Viele der hervorragendsten Firmen hatten mit allem Aufwande ihrer Kräfte, und in manchen Fällen über diese hinausgreifend, den erstaunten Besuchern zu zeigen versucht, wie weit ihre Leistungsfähigkeit reicht. Da wurde eine übertriebene Verschwendung, ein oft sinnloser Luxus, eine unharmonische Buntheit und eine forcirte Menge zur Schau gestellt, welche wir von den französischen Ausstellern bisher nicht gewohnt waren. Das Streben, mit außergewöhnlichen, verblüffenden Mitteln zu wirken, übertäubte oft leider den angeborenen guten Geschmack und führte zur Ueberladenheit. Ein Effect jedoch war erzielt: Alle Welt staunte über den enormen Reichthum des republikanischen Frankreich, welches sich nach kaum sechs Jahren von dem Verlust zweier Provinzen, Hunderttausender seiner Söhne und von der Milliardenzahlung erholt hatte. Ein paar Beispiele werden als Illustration genügen; wir dürfen uns dieselben wol erlauben, da sie den Leser zugleich zu interessanten Ausstellungsobjecten führen.

Das bloße Streben, um jeden Preis mit maßlosen Mitteln der großen Foule der Besucher zu imponiren, trat vor Allem bei einem der umfangreichsten Ausstellungsobjecte zu Tage, welches an der Transversal-Gallerie zwischen Porte Rapp und Porte Desaix angebracht war. Wir meinen die Ausschmückung jener drei Bogen, welche ziemlich geschickt an das mustergültige Vorbild der florentiner Soggia bei Sanzi erinnerten, an welchen aber durch die ganz ungerechtfertigten Wanddecorationen der günstige Eindruck der architektonisch edlen Formen zerstört wurde. Der hervorragende Fayence- und Majolika-Fabrikant Th. Dec hatte nämlich den unglücklichen Gedanken, die Rückwände mit Thonbildern aus seinen Ateliers zu schmücken. So anerkennenswerth der technische Fortschritt ist, Fayence in gleich lebhaften Farben zu bemalen, wie edles Porcellan, so unpassend wurde er hier zur Schau getragen. Eine ganze Landschaft mit glafirtem Himmel, glafirten Bäumen, glafirten Staffagen, das Alles noch dazu aus unendlich vielen

Platten zusammengesetzt, deren Fugen weithin sichtbar waren, machte den Eindruck der größten Abgeschmacktheit. „Du paysage nous ne dirons rien, pour ne froisser l'admiration de personne“ sagt Hippolyte Gautier bei der Beschreibung dieser Merkwürdigkeit der Pariser Weltausstellung! Nicht viel besser erging es mit den neben der Fayencelandschaft angebrachten sechs allegorischen Figuren aus gleichem Materiale. Die berühmte Firma, welche hier einen ganz enormen, materiellen Aufwand zur Schau trug, hat sich in dem Urtheile der Kenner wenig genügt; der Erfolg war ein rein äußerlicher: „C'est évidemment un tour de force en céramique que cette grande mosaïque de carreaux“, so lautet selbst das französische Urtheil — und die übrige Kunstcritik hat über das Zusammensetzen einer Landschaft aus naturgroßen Bäumen, Felsen und Meer mit phantastischer Architektur, und mit überlebensgroßen Figuren einstimmig den Stab gebrochen. Wie viele Tausende von Francs diese glasirten Terracottagemälde wol gekostet haben?

Ein anderes Beispiel, benachbart dem vorigen im Raume der Ausstellung und verwandt durch das Material, ist dasjenige, welches das berühmte Etablissement von Vaccarat bietet. Nicht zufrieden mit seinen wirklich hervorragenden Leistungen in der Crystallerie, hat es sich dazu verleiten lassen, eine der nutzlosesten Verirrungen des Geschmacks auszuführen, indem es einen kolossalen griechischen Tempel aus Glas errichtete; einen Tempel, dessen canellirte corinthischen Säulen, dessen mächtige ihn unten abschließende Ballustrade und dessen domartige Kuppel nur Glas und Glas sind. Weder die Formgebung, noch die Farbe, noch der Glanz des Materiales rechtfertigten dieses Kunststück; fürwahr ein „echtes Parforcestück, so sinnlos und absurd, wie es die Sucht, auf der Weltausstellung Alles zu überstrahlen, nur hat hervorbringen können.“

Wenn wir uns nun zu einem dritten Falle wenden, so gleicht er den beiden bisher besprochenen mehr unter dem Gesichtspunkte der patriotischen Demonstration, als unter demjenigen der Geschmacklosigkeit. Die französischen Bronzen und Kunstgüsse bewiesen fast bei jedem der 153 Aussteller, welche in diese Classe gehören, das Bestreben, Hervorragendes und Werthvolles zu bringen. Das Aeußerste an Anstrengung aber leistete das Haus Barbedienne, dessen Ausstellung auf verhältnißmäßig eng gedrängtem Platze einen seltenen Werth in sich schloß; man gab uns denselben auf 1,200,000 Francs an! Unter den Objecten, die hier den echt repräsentativen Charakter trugen, nennen wir das Paradestück, die ungefähr fünf Meter hohe Pendule, welche auch wieder nur als Parforceobject eine Berechtigung hat. Diese eigenthümliche Uhr soll im Stile François I. gehalten sein, schien aber dem halbwegs kritischen Auge vielmehr eine sinnlose Composition, die alle Stilarten, alle Techniken vereinigt, Griechisches und Gothisches, Renaissance und Pops! Man wird diesem Urtheile bald zustimmen, wenn wir sagen, daß es der Hauptsache nach ein Thurm aus Bronze und rothem griechischem Marmor ist, mit unzähligen Säulchen, Nischen, Giebeln und Ertern in verschiedenen Stockwerken so überladen, daß das Auge daran irre wird; nebenbei mit Statuetten von theilweise hohem künstlerischem Werthe, oben mit figurativen Flächen-decorationen in prächtigem Limousiner Email so reich verziert, daß man doch wieder das Einzelne bewundert, wenn man auch das Ganze tabelt. Wir erfuhren,

daß an dieser Pendule beiläufig hundert Personen, nur Künstler und Arbeiter des Etablissements,  $2\frac{1}{2}$  Jahre lang gearbeitet haben, daß sie tausend Kilogramm wiegt und 350,000 Francs kostet. Der Aufwand von Zeit und Geld ließ sich eben blos durch den Patriotismus erklären, mit welchem auch Barbedienne aus dem Rahmen des Gewöhnlichen heraustreten wollte. Das geschäftliche Interesse des berühmten Bronzefabrikanten konnte nur dadurch gerettet werden, daß die Stadt Paris, — man sagt uns auf Antrag der Jury — die Uhr für das künftige Hôtel de Ville angekauft hat. Wenn dies so ist, beweist es auf's kräftigste für die Auffassung, welche wir vom „cachet“ der letzten Weltausstellung ausgesprochen haben.

Zum Schlusse sei aus der Menge des Analogon noch ein Kunststück des bekannten französischen Clavierfabrikanten Erard erwähnt. An bevorzugter Stelle des großen Transversal-Ganges befanden sich unter einem reich decorirten Baldachine die Heiligthümer eines Flügels und zweier Harfen. Das Pianoforte im Stile Louis XVI. mit Thuya und Ahornflader in reicher Marquetterie-Arbeit belegt, darin an passenden Stellen Oelgemälde auf Holz von Blondel und Gonzales, fast überladen mit Randdecorationen aus vergoldeter Bronze, und im Preise von 50,000 Frs.; die beiden Harfen in ähnlicher Ausstattung jede zu 10,000 Frs. Man erblickt auch hier das Haschen nach blendendem Effecte, welches wir noch an vielen anderen Orten, in der Gold- und Silbertechnik, bei den Modewaaren, unter den Möbeln u. s. w. nachweisen könnten, müßten wir nicht besorgen, bei dieser Seite der französischen Ausstellung schon zu lange verweilt zu haben. Wenn wir auch fänden, daß auf dem Champ de Mars im Jahre 1878 eine industriell-militärische Revue abgehalten werden sollte, so darf keinen Unbefangenen dies hindern, die einträchtige patriotische Gefinnung, die dabei hervorleuchtet, anzuerkennen und für alle künftigen Veranstaltungen dieser Art als Richtschnur zu empfehlen. Wir Oesterreicher wissen am besten zu beurtheilen, wie sehr der Erfolg der Wiener Ausstellung des Jahres 1873 an dem Mangel eines solchen einträchtigen Zusammenwirkens gelitten hat. Die Pariser Weltausstellung hat das ganze republikanische Frankreich auf ihrer Seite gehabt und war dadurch eine politische That geworden.

~~~~~

Wenden wir uns nun einem anderen, diesmal besonders prägnant hervortretenden Zuge des neuesten Ausstellungswesens zu, so liegt er nach den von uns gewonnenen Eindrücken darin, daß die Weltausstellungen populäre Bildungsmittel werden. Es wird jetzt nicht mehr dem sachmännischen Beobachter Neues vorgelegt, denn er weiß im Vorhinein, was er finden wird, sondern die Absicht zu belehren tritt klar hervor. Wir zweifeln nicht, daß viele technische, wirthschaftliche und sociale Einblicke dem großen Publicum auf dem Marsfelde und Trocadero eröffnet wurden, die als nützlicher Keim, namentlich im Heimathlande, weiter gedeihen werden.

Wer auch nur wenige Tage der diesjährigen Exposition gewidmet hat, erinnert sich wol noch eines Ganges durch die stets lebhaft frequentirte „Galerie du travail“; das ganze südliche Vestibul, ein in seinen architektonischen Maßverhältnissen gelungener, freundlich anregender Raum war dem Zwecke gewidmet,

Industrie und Handwerke so zu installiren, daß sie vor den Augen des Publicums arbeiten. Leider wurde die im Jahre 1867 bekanntlich zum ersten Male versuchte Idee auch im Jahre 1878 nur unvollständig durchgeführt, weil sich nicht die rechten Anmeldungen für diese mit manchen materiellen Opfern verbundenen Einrichtungen eines Gewerbebetriebes mitten im Industriealaste fanden. Fast lediglich solche Unternehmer, welche auf lausenden Verkauf ihrer vor den Augen des Publicums hergestellten Erzeugnisse rechnen konnten, stellten sich ein; neben ihnen machte sich ein ziemlich unberechtigter Trödelmarkt von allerhand Spielzeug breit, der besser nicht zugelassen worden wäre. Trotzdem sind selbst durch das Wenige, was hier gezeigt wurde, viele Kenntnisse verbreitet worden. Da war beispielsweise eine Diamantenschleiferei mit allen dazu gehörigen Werkzeugen in so vollständigem systematischem Betriebe, daß das Publicum an einer Stelle der mit großen Spiegelscheiben abgegrenzten Miniatur-Fabrik den Edelstein in seiner rohen, unscheinbaren Form vor sich hatte, an anderen Stellen alle Stadien der Arbeit des Schleifens verfolgte, schließlich den funkelnden Brillanten und die Rosette aus den Händen der Arbeiter gelangen sah und durch eine Etikette verleitet wurde, einen echten Diamantring um 20 Frcs. zu kaufen! Nebenan arbeiteten Drechsler, Schmuckherzeuger, Emailleure, Porcellanmaler, Bandweber, Spizenklopplerinnen, Mädchen, welche Fächer, andere, welche künstliche Blumen lieferten: Nichts Großes, aber doch Manches, was instructiv ist.

Ernster als die „Galerie du travail“ nehmen wir die echten Belehrungsmittel, die sich in den verschiedensten Gruppen, an den verschiedensten Stellen der Pariser Weltausstellung befanden. In großem Stile wirkte vor Allem die Exposition rétrospective in den beiden korbbogenartigen Flügelbauten des Trocadero. Wer dieselbe mehr als flüchtig schätzen wollte, mußte ihr ganze Tage widmen, denn sie umfaßt in fünfzehn großen Sälen des östlichen Hemicycle die Geschichte der französischen, und in elf Sälen auf der anderen Seite viele interessante Beiträge zur Geschichte der fremden Kunst. Der französische Theil der Sammlung, von dem gelehrten Akademiker Songpérier organisiert, war in der That eine reiche Illustration des Culturlebens, eine werthvolle Ergänzung Desjenigen, was Paris bekanntlich ohnedies schon an Schätzen dieser Art im Soubre, Musée de Cluny, in St. Germain en Laye u. s. w. besitzt. Von den prähistorischen, aus der Steinzeit und dem römischen Gallien herrührenden Kunstüberresten angefangen, durch das Cinquecento und die Renaissance hindurch bis zu dem im 18. Jahrhundert hereinbrechenden Verfall waren hier Proben des künstlerischen Schaffens zu finden; freilich Nichts vollständig, Nichts streng systematisch geordnet, aber doch aus jeder Zeit interessante Belege. Auch die ausländische Abtheilung bot, namentlich was ägyptische Alterthümer, Kunstschätze und Reproduktionen betrifft, reichen Stoff der Belehrung, welcher in einer Weltausstellung um so wirksamer ist, als er in intensivster Weise, bei Millionen Menschen anregend wirken kann. Die Säle der Exposition rétrospective waren jedesmal, so oft wir sie besuchten, von Menschenmassen überfüllt, so daß kaum die freie Bewegung möglich war.

Dieser an die Seite zu stellen ist eine andere Abtheilung, welche heuer zum ersten Male in selbständiger und abgeschlossener Weise eingerichtet wurde, und

als ganz hervorragendes Merkmal der Pariser Weltausstellung gelten muß: die „anthropologisch-ethnologische“ Exposition. Der abgelegene Raum, in welchem sie installiert war, hat leider nicht so zahlreiche Besucher angelockt, wie es das Interesse der Sache verdient hätte; denn der Hangar, in welchem diese eminent bildende und anregende Sammlung veranstaltet war, lag am äußersten westlichen Ende des Trocadero, jenseits der Rue de Nôtre und war nur mühsam über mehrere Brücken zu erreichen. Für Denjenigen aber, den das Studium oder der Zufall oder der Plan der Ausstellung und seine Gewissenhaftigkeit einmal dorthin geführt hatten, gab es reiche Ausbeute. Wäre der Special-Katalog rechtzeitig erschienen, so hätte das Alles noch mehr Nutzen gebracht; auch ohne denselben lieferte es ein höchst instructives Bild des heutigen Standes der Menschenkunde. Was uns diese Sammlungen aus allen Theilen der Erde brachten, ist so umfassend, daß es vieler gelehrter Interpreten bedürfte. Jeder Beschauer wird jedoch, auch wenn ihm ein tieferes Verständniß irgend eines Details mangelt, durch dergleichen Darstellungen zum Nachdenken über große Fragen des Werdens und Seins aufgefordert. Wir greifen nur ein paar Beispiele heraus. An einer Stelle des großen Saales trafen wir die ganze Stufenleiter der Schädelbildung von der prähistorischen des Höhlenmenschen bis zu denjenigen der höchst entwickelten Nationen der mittelländischen Race. Nicht bloß die historischen Endpunkte, welche an Zweifeln reicher sind, als der Saie oft glaubt, sondern auch die Mittelglieder der Racen- und Völkerfamilien der Gegenwart waren in diesem Vergleiche von höchstem Interesse, zumal, da sie durch die Attribute der menschlichen Lebensweise jedes Zeitalters und Erdstriches rationell ergänzt wurden. Denn neben der Schädelammlung befanden sich Abbildungen, Reconstructions und Ueberbleibsel der Wohnstätten des Höhlenmenschen, des Pfahlbauers und der ersten festen Ansiedler im Stein- und Bronze-Zeitalter; Geräthe und Werkzeuge, Körper schmuck und Reste von Nahrungsmitteln aus den verschiedenen Culturstadien, endlich Trachten, Volkstypen, Hausrath und andere Illustrationen des heutigen Lebens. Dienten diese durch landschaftliche und figurale Bilder, durch Mannequins und Gruppen belebten Theile der Ausstellung zumeist der archäologischen Seite der Ethnographie, so waren an anderen Stellen die Materialien für das anthropologische und demographische Studium vereint; — man verzeihe uns die Reihe der Fremdwörter, die eben unübersehbare technische Ausdrücke sind! Die Schädel- und Körper-Messkunde, mit den dazu gehörigen Apparaten, die Ergebnisse dieser Messungen, dann die anderen charakteristischen Merkmale der Racenlehre, Farbe der Haut, Haare und Augen, die Grundlagen der socialen Physik und der Gesundheitslehre, für welche namentlich die Franzosen so Vieles beisteuerten, waren vertreten. Viele der großen, den menschlichen Geist bewegenden Fragen waren gewissermaßen in bildlicher und plastischer Form, in Büchern, Karten und Diagrammen aufgeworfen. Für das große Problem der Descendenzlehre sah man eine ganze Serie von Beiträgen, nicht bloß im allgemeinen Sinne der Anthropogenie, sondern auch in rein anatomischer Weise. In einem entlegenen, den Augen der Damenwelt verhüllten Winkel des Industriepalastes befanden sich die Wachspräparate Basseur's, die Abstufung der Affengehirne vom niedrigst entwickelten des „Carnassier“ bis zu jenem des Gibbon,

Chimpanse, Orang und Gorilla darstellend, mit einer an das Letztere gereihten Reproduction des Menschengehirnes; zugleich war in einem Glaskasten der anthropologischen Abtheilung die höchst merkwürdige Sammlung des Moskauer Professors Sernoff enthalten, welche hundert charakteristische Gehirn-Hemisphären des erwachsenen Menschen umfaßt, um die typische Verschiedenartigkeit der Gehirnwindungen zu zeigen, und an dritter Stelle endlich fanden sich die Photographien zahlreicher Gehirn-Durchschnitte. Wie weit mag doch die Reihe sein, vom limurischen Halbaffen des Häckelismus bis zu dem Menschengenies, der dies Alles ordnet und versteht? Die Weltausstellung hat nicht bloß durch ihr Ensemble äußerlich die Antwort gegeben, indem sie die ungeheueren Resultate des tausendjährigen Kulturkampfes vorführte, sondern sie hat uns, wie man sieht im Anneze für Anthropologie und Ethnologie, auch einen Einblick in die geheimen Werkstätten der Entwicklung eröffnet.

Wir haben bisher einige Beispiele der historischen und naturwissenschaftlichen Anregung angeführt, und könnten diese vervielfältigen, indem wir an die ganze Gruppe erinnern, welche dem Erziehungs- und Unterrichtswesen gewidmet war. Zumal Frankreich hat durch die Art und Weise, wie seine Fachschulen diese Ausstellung auffaßten und durchführten, einen Beweis des richtigen Verständnisses der Sache abgelegt. Hatte doch auch das Unterrichts- und Cultus-Ministerium, gleich den vorher genannten, eine eigene Installations-Commission eingesetzt, welche eine ebenso belehrende als gelehrte Auswahl zu treffen und Alles so verlockend zu arrangiren verstand, daß es auch das große Publicum interessirte. Zumal gilt dies von jenem Saale, in welchem die Resultate der wissenschaftlichen Forschungsreisen dargelegt waren: Sammlungen, die von den Expeditionen in Südamerika besonders von Ed. André, Ch. Wiener u. A. in Peru und Bolivia, dann von den archäologischen Forschungen in Kambojscha, in Madagascar u. s. w., von den Ausgrabungen in Carthago und Santorin und von vielen anderen Explorationen herrührten. Ein erklärender Katalog orientirte auch den Nichtfachmann über das Wesentlichste dieser Leistungen.

Ohne dabei länger verweilen zu dürfen, wollen wir nur noch der technischen und wirthschaftlichen Information gedenken, welche die Gallerien des Industriepalastes diesmal in ganz hervorragendem Maße gewährten. Es ist selbstverständlich, daß jede Maschine, die in Gang gesetzt ist und arbeitet, für den Beschauer, der sie mit offenem Sinne verfolgt, zur Quelle der Belehrung wird. Davon wollen wir nicht sprechen, denn es ist auf der letzten Pariser Weltausstellung nicht viel mehr hervorgetreten, als auf jeder ihrer Vorläuferinnen. Neu waren indessen viele Veranstaltungen, die den popularisirenden Charakter geradezu in den Vordergrund stellten. Einige Beispiele werden genügen; so vor Allem der Pavillon der Pariser Gasgesellschaft, eine mustergültige Graphit der Kohle und ihrer „Derivate“. An dem Eingange dieses Pavillons lag ein riesiger Steinkohlenblock, im Inneren fanden sich alle Producte, die daraus gewonnen werden, sammt den Mitteln zu ihrer Gewinnung. Da war die complete Einrichtung einer Gasfabrik theils in Originalen und Modellen der Apparate, theils in klaren, anschaulichen Wandtafeln zu finden; es waren die Abfall- und Zwischenproducte der Gaszerzeugung: Coles, Theer, schwere Oele,

rohes Anthracen, rohes Naphthalin, flüssige und trockene Theerrückstände, passend exponirt. Dann folgte die jetzt schon ungemein stattliche Reihe aller weiteren Nebenproducte und Derivate vom Anthracen, Benzol, der Phenylsäure und dem Naphthalin angefangen bis hinauf zu den herrlichsten Farbstoffen des Fuchsin, Safranin, Resorcin, Rosin und ihren zahlreichen Verwandten, die wir insgesammt dem schmutzigen schwarzen Steinkohlentheer danken und die hier auf Seide und Stoffen in ihrem ganzen Glanze ausgebreitet waren. Nebenher ward die Verwerthung der mannigfachen Rückstände und die Wiedergewinnung der in den Waschwässern einer Gasfabrik enthaltenen schätzbaren Materien und endlich die doppelte Benutzung des erzeugten Gases selbst dargestellt: in den Flammen verschiedenster Form zur Beleuchtung und in dem bekannten Motor, welcher hier in Bewegung stand und bekanntlich immer allgemeinere Verbreitung im Haushalte und Kleingewerbe findet. Wer diesen Pavillon mit gesunden Sinnen betrat, sah gewissermaßen den Kreislauf des Stoffes und den Umsatz der Kräfte vor seinen Augen sich vollziehen. Aus dem Steinkohlenblocke ward Licht, Wärme, mechanische Kraft, und zugleich entstand eine Fülle nützlicher Güter für Färberei, Landwirthschaft, Heilkunde und andere menschliche Zwecke.

Treten wir in einen anderen Annex; in jene Karavanserai, welche im maurischen Stile auf der Ostseite des Trocadero, unmittelbar neben der Porte de Chaillot erbaut ist und die algerische Ausstellung enthält. Ein Tract derselben ist mit den textilen Pflanzenstoffen Algiers gefüllt, und dort findet sich auch die folgende, höchst belehrende Metamorphose verfinnlicht. Unter dem Titel „L’histoire d’une botte d’Alfa“ sehen wir hier dargestellt, was aus einem unscheinbaren Bündel von jenem Grase werden kann, das schon im Jahre 1851 in Europa näher bekannt, aber erst in den sechziger Jahren höher geschätzt wurde und nun die Grundlage eines ausgebreiteten einheimischen Gewerbes in Algier, den Rohstoff mehrerer Großindustrien in Europa bildet. Das „Alfa“ oder Sparto erzählt uns nun selbst in der Ausstellung die Geschichte seiner Wandlungen; zuerst ist es ein simples Sumpfriedgras, und die Botaniker nennen es *Stipa tenacissima*. Bald wird es zur spinnbaren Faser, zum Garne, und es verfeinert sich zu einem Gewebe, oder zum Teppiche und zur eleganten Posa-mentirwaare; oder es nimmt einen minder distinguirten Lebenslauf, indem es als Berg dem Seiler und als Polsterfüllung dem Tapezierer dient. Bald bemächtigt sich die „Sparterie“ dieser Pflanze und verwendet sie zur Herstellung von Geflechten, Körben, Hüten, oder zur Erzeugung von Bürsten und Pinseln. Bald muß sich das Alfa zur Nachahmung von Haaren, zur Erzeugung von Zahnstochern und Zündhölzchen hergeben. Bald endlich schlägt es eine ganz entgegengesetzte Richtung ein und wird zum beliebten, in Tausenden von Tonnen verbrauchten Papierzeuge, um in dieser Form zuletzt als Buntpapier mit Gold- und Silberglanz oder als feinbemalte Tapete seinen Kreislauf zu enden. — Die Dinge, welche die „botte d’Alfa“ hier thatsächlich vor den Augen des Beschauers in Hunderten von ausgestellten Proben der ganzen hier bezeichneten Genesiß beweist, sind dem Technologen längst bekannt; dem großen Publicum sind sie aber kaum jemals so klar vorgeführt worden, wie in dem Arkadengange des Pavillons von Algier.



In ganz ähnlicher Weise sahen wir die staunenerregende Entwicklung des modernen Weltverkehrs — eine Signatur unseres Zeitalters — auf der Pariser Weltausstellung dem Verständnisse der Massenbesucher nahegerückt. Zunächst die Verkehrsmittel; da waren durch Originale, Modelle und Zeichnungen, von welchem wir noch später sprechen werden, die neuen Phasen dieses Zweiges der Technik, das Streben nach Billigkeit und Bequemlichkeit auf's anschaulichste repräsentirt. Wir erinnern beispielsweise an die dem großen Publicum immer als Anziehungspunkt dienenden Modelle und Originale der mannigfachen Locomotiven und complet zusammengestellten Trains für schmalspurige Vicinal-Bahnen; an die in Function stehende Berg-Eisenbahn von Fortin mit ihrer Schlittschuh-Locomotive, an die klaren, technischen Abbildungen der Riesenbauten, welche vor keiner Trace zurückschrecken, sondern über Berg und Thal gespannt werden; an die plastischen und kartographischen Darstellungen des Suez-Canals, des unterseeischen Tunnels, welcher Frankreich mit England dereinst verbinden wird u. s. w. Nächst den Mitteln des Weltverkehrs waren aber auch die Resultate desselben ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit. Der Versuch, welchen man in der sogenannten „Additionellen-Ausstellung“ im J. 1873 in Wien gemacht hatte, wurde in Paris mit größerem Aufwande wieder aufgenommen. Die französischen Hafenplätze stellten in einem sehr ausgedehnten, unmittelbar vor der Jena-Brücke gelegenen Anneze ihre Handelsthätigkeit in plastischer und graphischer Weise dar. Ohne ein strenges System einzuhalten, vereinte hier beispielsweise Marseille die Producte seiner eigenen localen Großindustrie mit Mustern der wichtigsten Einfuhr- und Ausfuhrartikel, theils in kleineren Proben, theils in der üblichen Original-Emballage, dann Pläne der Hafen- und Quai-Anlagen und den übrigen, für die Handelsthätigkeit erforderlichen technischen Einrichtungen, sogar Belege des Fachschulwesens u. s. w. Das einigende Band bildeten die auf Sandkarten eingetragenen oder als Flächen- und Linien-Diagramme ausgeführten graphischen Darstellungen, auf welchen die Höhe der Umsätze, die Lebhaftigkeit des Verkehrs in den verschiedenen Artikeln und nach den verschiedenen Richtungen des Welt Handels eingezeichnet sind. Die übrigen größeren Häfen: Rouen, Havre, Bordeaux, Boulogne, Honfleur, Brest, Gette, Dünkirchen, Fescamp und Nantes hatten ebenso durch Handelswaaren, durch Werkzeuge des Handels-, Schiffahrts- und Fischereibetriebes, Pläne der Hafenanlagen und statistische Tableaux ein Sinnbild jener Quoten gegeben, welche von den 56 Milliarden Mark des heutigen Welt Handels auf diese einzelnen Ausströmungspunkte Europa's entfallen.

Und nicht bloß in diesem Anneze, sondern in der ganzen Weltausstellung haben diesmal die graphischen Tableaux eine viel hervorragendere Rolle gespielt, als je zuvor: die mannigfachsten Thatfachen wurden auf diese Weise der Anschauung und dem Verständnisse näher gerückt. Vom Pulschlage des einzelnen Menschen und seinen Athembewegungen im gefunden und kranken Zustande bis zur Nationalität, Religion und Moral bei ganzen Völkern reichten die graphischen Darstellungen; sie zeigten uns ebenso den Holzzuwachs der Bäume wie das Erträgniß der Felder unter verschiedenen Culturen und in verschiedenen Ländern; sie verfinnlichten die Erzeugung von Kohle und Eisen,

von Gold und Silber, gleich wie die Bewegung der Arbeitslöhne und die Schichten des Wohlstandes; sie zeigten endlich die rein materiellen Veränderungen, welche Industrie, Handel und Verkehr im Leben der Staaten bewirken, mit einer unwiderlegbaren Logik. Noch niemals, wir wiederholen es, hat man diesem Anschauungsmittel ein so weites Feld eingeräumt wie bei dieser letzten Gelegenheit.

Wir sind hiermit schon gewissermaßen auf dem Boden der wissenschaftlichen Veranstaltungen des Jahres 1878 angelangt und dürfen daher, ohne einen weiten Schritt zu thun, nunmehr der Congresse und Wander-Versammlungen gedenken, deren Brennpunkt die Exposition Universelle geworden ist. Die französische Regierung hatte diese Seite des modernen Ausstellungswesens im großen Stile, oder, sagen wir lieber, mit großer Freigebigkeit aufgefaßt, und das von ihr gegebene Schlagwort zog eine unabsehbare Reihe von freiwilligen und „wilden“ Nachahmungen nach sich, welche nicht immer das Congreßwesen im öffentlichen Ansehen zu heben geeignet waren. Eine eigene von Teisserenc de Bort installirte Commission mußte die Art und die Reihenfolge der angemeldeten Congresse feststellen und verfügte bald über ein recht stattliches Programm, das in der Folge immer mehr erweitert wurde. Glücklicher Weise galt bei allen diesen Versammlungen nicht das pikante Wort Arago's: „Le congrès littéraire c'est un prisme qui polarise la lumière de l'arc en ciel sur les boutonnières“; sonst würde Europa heuer einen ganz ungewöhnlichen Zuwachs von Knopflochzierden zu verzeichnen haben; im Gegentheile die meisten Congresse faßten ihre Arbeiten ernster oder, wenn man will, heiterer auf und mehrere erreichten auch ohne Zweifel den Zweck, welchen die französische Regierung ihnen im Programme gestellt hatte: Verbreitung des Wissens und Erweiterung der internationalen Beziehungen. Da es uns kaum gelingen würde, das Interesse der Leser für die weitläufigen Verhandlungen, welche im Laufe dieses Sommers in den Sälen des Trocadero gepflogen wurden, zu gewinnen, so begnügen wir uns mit kurzen Andeutungen.

Der Zeit nach stand an der Spitze der internationalen Congresse jener der Landwirthe; er war von der Société des agriculteurs de France einberufen, von den meisten europäischen und sogar von mehreren trans-oceanischen Regierungen durch Delegirte, darunter hervorragenden Rorhphäen der Wissenschaft beschiedt und verhandelte nicht weniger als 22 Cardinalfragen der Bodencultur. Ein hervorragender Agronom, welcher diesem Congresse beizwohnte, charakterisirt die Ergebnisse der langen Sitzungen nicht sehr verlockend, indem er versichert, daß, wie üblich, erstaunlich viel geredet, mehr aber noch — was sonst nicht üblich — vorgelesen wurde; daß wieder viele allbekannte und verspottete Schwächer sich vordrängten und den wirklich Wissenden Lust und Zeit zur Arbeit raubten, daß aber trotzdem in den persönlichen Anknüpfungen und in den Erneuerungen der persönlichen Beziehungen kein geringer Gewinn zu erblicken sei.

Unmittelbar nach dem agricolen wurde der Congreß für die „einheitliche Garn-Numerirung“ eröffnet, dessen Ziele durch den Namen bezeichnet sind und

auch in präcisen Beschlüssen ihren Ausdruck fanden. Nachher folgte im Trocadero ein Congreß der Institutions de prévoyance, welcher abermals eine unleugbare Anzahl von wohlklingenden Namen aus allen Ländern vereinigte und, gleich dem vorhergehenden, in der That strenge bei der Sache blieb. Viele, in socialer und humanitärer Beziehung wichtige Fragen bildeten das Thema von Wünschen und Resolutionen. Was wird zur That werden? Jedenfalls sind auch hier viele Meinungen und Schriften getauscht, viele wissenschaftliche Bündnisse geschlossen oder neu befestigt worden. Derselbe Vorgang wiederholte sich bei den rasch einander folgenden Congressen für „Demographie“, für die „ethnographischen Wissenschaften“ und für „Statistik“, welche ungemein verwandte Zweige der Kunde vom menschlichen Leben in einem um so engeren Kreise verhandelten, je weiter das Interesse der ganzen bürgerlichen Gesellschaft davon berührt wird. Die Liste der Trocadero-Versammlungen enthielt nun nach chronologischer Reihe — wir wagen kaum die Aufzählung der Namen — den „Congreß der praktischen Geometer“, den „Congreß für das Studium der Entwicklung und Verbesserung der Transportmittel“; jenen der „Architekten“, den „Congrès d'hygiène“, einen solchen für „Psychiatrie“, einen für „Ingenieurwesen“, einen anderen für „Einheit von Maß, Münze und Gewicht“; in der nächsten Serie einen Congreß für „Homöopathie“, einen solchen der „anthropologischen Wissenschaften“, einen für „Handel und Industrie“, gleichzeitig mit demselben einen „Congrès de botanique et d'horticulture“, hierauf einen Meteorologen-Congreß, einen „Congreß für den Schutz entlassener Sträflinge“ und für „das industrielle Eigenthum“ (Patente). Dies Alles im Juli und August; und zwar in ungemein rascher Aufeinanderfolge. Endlich waren für September angefangen: der „Geologen-Congreß“ jener des „französischen Alpen-Clubs“, der „Congreß für Handels-Geographie“ und zum Schluß der Congreß „für die Verbesserung des Loses der Blinden“. Wir sind nicht genügend informirt, um für unsere Liste die absolute Vollständigkeit in Anspruch zu nehmen, oder um das wirkliche Zustandekommen sämtlicher hier aufgezählten 23 Ausstellungscongresse behaupten zu können; aus eigener Anschauung wissen wir jedoch, daß der große Saal des Trocadero, in welchem meist nur die feierlichen Plenarsitzungen abgehalten wurden, bei einzelnen derselben eine unheimlich-gähnende Leere zeigte und beinahe demoralisirend auf die wenigen Getreuen wirkte, die dem Rufe ihres Präsidenten dorthin gefolgt waren.

Nicht genug an diesen abundanten, von der Ausstellungs-Commission eingeleiteten Veranstaltungen ward Paris im J. 1878 auch noch das Rendezvous anderer Delegirter. Die Trocadero-Congresse hatten mehr oder weniger einen akademischen Charakter, indem sie die Aufmerksamkeit des Publicums und der Regierungen auf gewisse Fragen von allgemeiner Tragweite lenkten, einen Meinungsaustausch von Fachgenossen ermöglichten und höchstens bis zu Resolutionen gelangten. Ganz verschieden davon sind die Ziele jener officiellen Conferenzen, welche aus bevollmächtigten Vertretern der verschiedenen Staaten zusammengesetzt, in diesem Jahre die Seine-Stadt als Versammlungsort wählten und insofern wenigstens äußerlich mit der Weltausstellung zusammenhängen. Dahin gehört der europäische Postcongreß, die internationale Münzconferenz und

die internationale statistische Permanenzcommission. Unter diesen hat der Postcongreß bereits greifbare Resultate gebracht, indem er den einheitlichen, niederen Portosatz auf 33 Staaten der Erde mit einer Bevölkerung von mindestens 650 Millionen Menschen ausdehnte und uns Allen die größten Erleichterungen des Gedankenaustausches sicherte; die beiden Anderen aber haben der Zukunft in bedeutsamer Weise vorgearbeitet; der Münzcongreß, indem er den Durchbruch der richtigen Grundlagen des Geldwesens, der statistische, indem er ein internationales System der Beobachtung des ganzen gesellschaftlichen und politischen Lebens um viele Schritte näher brachte.

Aber auch hiermit ist das Congreßthema noch nicht erschöpft. Paris bildete im Jahre 1878 bekanntlich den Schauplatz von Massenversammlungen, die viel Staub aufwirbelten, dann von solchen, die zu demonstrieren suchten, und endlich von harmlosen Vereinigungen, die den „Congressen“ ihren Nimbus nehmen mußten, wenn er noch vorhanden wäre. Wer erinnert sich nicht an die großen Triumphe Victor Hugo's, bei dem im Juni dieses Jahres abgehaltenen „Literarischen Congressen“. Mehrere Tausende hatten sich im Châtelet-Theater unter dem Voritze des unsterblichen Verfassers der „Légende des siècles“ versammelt; sie jubelten der Eröffnungsrede Edmond About's, den hinreißenden Worten Victor Hugo's, jenen Turgenjew's, Jules Simon's und Anderer, oft in frenetischen Beifallsalben zu; wo aber blieb die Congreßidee? Man sagt, die französischen Dichter hätten ursprünglich den wahrhaft romantischen Gedanken gehabt, den literarischen Congreß zu einer internationalen Ausstellung der Muse ihrer Zeitgenossen zu gestalten; sie wollten die Dichter aller Länder einladen, sich in der Arena zu messen, wie einst die Minnesänger auf der Wartburg. Statt dessen lief der Congreß in ein paar trockenen, unpraktischen Resolutionen über den Schutz des geistigen Eigenthums aus und war der Hauptsache nach eine endlose Reihe von Verherrlichungen Victor Hugo's, der mit einer für sein hohes Alter erstaunlichen Rüstigkeit die Strapazen des Tages und die Weichrauchopfer ertug, die ihm unaufhörlich von allen Seiten gebracht wurden.

Von den demonstrativen Congreßversuchen der socialistischen Partei und der „Internationale“ waren die Tagesblätter so erfüllt, daß wir darüber Nichts zu sagen haben. Aber auch jene harmlosen Congreßmenschen dürfen wir nicht ganz todtschweigen, welche ab und zu während der Weltausstellung in Paris aufstauchten und ihre „Interessen“ vertraten; so der „internationale Congreß zur Wahrung der Frauenrechte“, welcher Ende Juli im Saale des „Grand Orient“ stattfand und einige Kleinigkeiten zur Lösung übernahm. So z. B. in der historischen Section die Frage: „durch ein tiefes, eingehendes Studium der Geschichte (wahrscheinlich während der Commissionsitzungen!) zu erforschen, welche Ursachen in Frankreich und anderstwu zusammengewirkt haben, um die Frauenbewegung auf die Tagesordnung zu setzen und welche Hindernisse einer günstigen Entwicklung dieser Bewegung entgegenstehen. Diese Section wird vom historischen, philosophischen und socialen Standpunkte aus zu erforschen haben, ob die Frauenfrage auf einem unerschütterlichen fatalen Gesetze beruhe oder ob sie eine logische Consequenz des Fortschrittes unserer Zeit sei. Es ist ferner der Einfluß festzustellen, welchen die Frau auf die Civilisation genommen, was

die Frau auf dem Felde der Kunst, Literatur und Wissenschaft geleistet hat“ u. s. w. Nebenher gab es aber auch eine pädagogische, wirthschaftliche, moralische und Rechtssection, die alle mit solchen Fragen sehr freigebig waren. Es ist schwer, dabei ernst zu bleiben! — Bald nach den Frauen, kamen, wenn wir nicht irren, die Schneider in einem Congresse zusammen, wahrscheinlich um über ein internationales Knopfloch zu berathen; wir wissen nicht, wie weit ihre Resolutionen greifen. Nach diesem komischen Congreß ist es fast beleidigend, andere respectable aber doch auch harmlose Versammlungen zu nennen; genug daran, daß auch „Bücherfreunde“ und „Schachspieler“ ihre Weltausstellungs-Congresse abhielten.



Wenn es irgend einem Zeitpunkte vorbehalten war, die Congresse zu einer Duzendwaare zu machen, so ist dies zu Paris im Jahre 1878 gelungen. Wir bedauern die Uebertreibung einer an sich nützlichen Einrichtung im Interesse der guten Sache; die Pariser aber haben sich darüber nicht zu beklagen, denn sie haben großen materiellen Nutzen daraus gezogen. Kein Congreß ohne Banquet; welche Bewegung der Mitglieder und Delegirten zu den Plenar- und Commissionsitzungen, welche Ausgaben für den zwischenzeitigen Aufenthalt in Hôtels und Maisons meublées, für Wagen, Frühstücke und Diners! Es ist begreiflich, daß die Congresse allein zu einer Steigerung der Miethzinsse und Lebensmittelpreise, und zum Strike der Kutscher in Paris verführen konnten, selbst wenn die Weltausstellung nicht als so kräftiger Magnet für das immerwährende Zufließen von Fremden und Provinzbewohnern gewirkt hätte. Ausstellung und Congresse aber ergänzten sich gegenseitig; wer zur Ausstellung kam, trachtete einem der Congresse anzugehören, und wer sich für eine der Congreßfragen interessirte, ging nach Paris, um zugleich die Ausstellung zu sehen. Ueberall gab es geistige Anregung, überall ein Lockmittel, um noch länger auszuhalten, als man ursprünglich festgesetzt hatte.

Dürfen wir uns nun über die äußeren Erfolge wundern, welche die französische Republik mit der diesjährigen Pariser Weltausstellung erzielt hat? Die Anziehungskraft der Seinestadt ist an sich unverwundlich; neue Avenuen und Boulevards, neue Paläste, Theater und Verschönerungen der Quais und Parkanlagen haben ihre Sehenswürdigkeiten in den letzten Jahren vermehrt, die Neugierde der Fremden lebhaft gereizt. Die Reise nach Paris ist von allen großen Städten Europa's weder beschwerlich, noch zeitraubend; sie wurde während der Ausstellung durch die von allen Eisenbahngesellschaften gewährten Erleichterungen noch bequemer und weniger kostspielig als in gewöhnlicher Zeit. So ergab sich ein Zufluß von Reisenden, welcher in dem Ertrage des Pariser Octrois und der indirecten Steuern am klarsten zu erkennen ist; genauer als in den Fremdenlisten der Seinepräfectur, welche erfreulicher Weise weder auf dem Paß- noch Melbungszwang beruhen. In den genau controlirten städtischen Abgaben aber zeigt sich, wie viel mehr Paris im Sommer 1878 consumirt hat, als in jedem früheren Jahre. Die Steigerung ist eine geradezu enorme. Frankreich und die Stadt Paris werden daher den Aufwand der Ausstellung nicht zu bereuen haben. Außer dem mittelbaren Erfolge in den Steuern, dann den

Einnahmen der Eisenbahnen, Dampfschiffe, der Tramway-, Omnibus- und Mietzwagengesellschaften, der Theater, Restaurants und Cafés, sind auch die eigenen Erträgnisse der Weltausstellung selbst über alle Erwartung hoch zu nennen. Nach einem Anschlage, welchen die bisherigen officiellen Ausweise zulassen, dürften sich die Eintrittsgelder allein auf 13 Millionen Frcs. belaufen, während man nur auf 9—10 Millionen gehofft hatte. Die Anzahl der Besucher läßt sich mit 12 bis 13 Millionen Menschen annehmen, da nach den bisherigen Ausweisen circa 10 Millionen Entrées vom 1. Mai bis Ende September gezählt wurden.

Die Republik, deren Wahrzeichen an allen zum Marsfelde führenden Thoren, an allen Monumenten und Bauwerken prangte, und welche unter dem Zusammenflusse Hunderttausender ihr Nationalfest feierte, wird die Lage der Weltausstellung zu den glänzendsten ihrer jungen Vergangenheit rechnen.

## II.

(Die Entwicklung des städtischen Lebens und deren Kennzeichen in der Ausstellung. — Gesundheit und häuslicher Comfort.)

Weltausstellungen eröffnen als Culturbilder ein reiches Beobachtungsfeld, um in großen Zügen gewisse Veränderungen des Volkslebens zu verfolgen; freilich nur solche, die ihrer Natur nach überhaupt an der Oberfläche zu Tage treten können. So liefert jede Ausstellung zahlreiche Illustrationen, um Dasjenige zu beobachten, was wir den Parallelismus der Cultur nennen möchten; die Thatsache nämlich, daß die Stufen der Gefittung, welche sich geschichtlich bei einem und demselben Volke in Jahrhunderten folgten, unter verschiedenen hoch stehenden Völkern gleichzeitig vorkommen. Der Grad der Civilisation, ausgedrückt durch die sociale Gliederung, durch die Entwicklung der persönlichen und politischen Freiheit und die Herrschaft des Menschen über die Natur war in den archäologischen und ethnographischen Theilen der Ausstellung ebenso wie bei einem Rundgange durch den Industriepalast zu lesen. Wo die Westeuropäer vor Jahrhunderten standen, steht der autochthone Einwohner der australischen Colonien oder Südseeinseln, der Unterthan der passiven asiatischen Staaten, oder der kirgisische Steppenmensch noch heute, sowol was Despotismus, Unfreiheit als mangelnde Bildung und geringe Entfaltung der Lebensbedürfnisse betrifft. Jede universelle Ausstellung zeigt uns diesen Parallelismus in den Wohnstätten, in der Kleidung, Ernährungsweise, den vorherrschenden Arten der Arbeit und hundertfältigen Merkmalen. Ein anderes großes Entwicklungsgesetz liegt in der geographischen und historischen Vertheilung der vorwiegenden Berufsweige. Mit der dünnen, niedrig civilisirten Bevölkerung hängt das Vorwiegen der Bodenproduction und des Hausgewerbes, mit der dichten, hochgebildeten der Uebergang zum selbständigen Handwerke und zur Großindustrie zusammen. Wir konnten speciell bei der Wiener Weltausstellung des Jahres 1873, welche so angeordnet war, daß im östlichen Theile der Orient, im Centrum Mitteleuropa und im westlichen Theile England und Amerika installirt waren, diese Erscheinung ziemlich genau verzeichnen. Der Nullpunkt der Großindustrie, wenn man so sagen darf, fällt in

das Centrum Asien's, wohin zugleich der Culminationspunkt der extensiven Urproduction und der Hausgewerbe zu verlegen ist. Von dort nimmt die Bedeutung der beschränkten Hauswirthschaft gegen den Westen von Asien und den Osten Europa's fortschreitend ab und weicht allmählig der intensiveren Ausbeutung der Naturschätze, sowie dem rationell betriebenen Handwerke. Den höchsten Punkt erreicht die Bodencultur und das zur mächtigen Großindustrie entwickelte Gewerbe im westlichen Europa, in Deutschland, der Schweiz, Frankreich, Belgien, Großbritannien, und auf der Wanderung über den atlantischen Ocean in den östlichen Theilen der Vereinigten Staaten von Amerika. Hier beginnt in ebenso augenfälliger Weise der geographische Rücklauf; der dünnbevölkerte Westen Amerika's neigt schon vorwiegend zum extensiven Ackerbau, die Geltung des Hausgewerbes tritt mehr hervor und setzt sich jenseits des stillen Meeres in Australien, Japan, China auf's deutlichste fort, wo sie bei dem Ausgangspunkte im Centrum Asiens wieder anlangt: in jenem Theile der Erde, in welchen von Vielen die ursprüngliche Heimath des Menschengeschlechtes verlegt wird.

Auch die Pariser Weltausstellung hat reichen Stoff geboten, um diesen Lauf zu verfolgen: sowohl um die staunenswerthen Leistungen des Maschinenwesens, der Arbeitstheilung, Massenproduction und Weltindustriellen in den europäisch-amerikanischen Ländern zu bewundern, als um sich zu überzeugen, wie sehr — im anderen Extremen — der Osten Asiens noch immer an der kleinen Hausindustrie, am individuellen Schaffen in zierlichen und geschmackvollen Handarbeiten festhält. Wir wollen nicht Einzelheiten wiederholen, welche wir bei einer früheren Gelegenheit schon ausgesprochen haben, sondern das Interesse der Leser einer anderen großen Thatsache zuwenden, die mit dem eben skizzirten Cultur gange zusammenhängt und auf der Pariser Weltausstellung des Jahres 1878 in lapidaren Zügen auffiel: die mächtige Entwicklung des großstädtischen Lebens und die raffinirten Mittel seiner weiteren, raschen Förderung.

Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß das dichtere Beisammenleben der Menschen einen gewaltigen Einfluß auf ihr Wissen und Können, auf die Anspannung ihrer Kräfte, auf die Entwicklung ihrer Fähigkeiten ausübt. Nicht blos die Geschichte ist uns hier die Lehrmeisterin, sondern der statistische Vergleich bewährt diese Erscheinung auch für die Gegenwart. Das starkbevölkerte Aegypten, Sparta und Attika, später das römische Italien in seiner Blüthezeit bilden im Gegensatz zu dem menschenleeren Gallien und Germanien eine Erinnerung aus dem classischen Alterthum. Die Städtebildung im mittelalterlichen Italien, mit Genua, Venedig, Livorno, Florenz, Pisa dient als Fingerzeig für die culturellen Ursachen und Wirkungen des engen, socialen Zusammenlebens, und im Deutschen Reiche verlegen wir die ersten Symptome einer regelmäßig fortschreitenden wirthschaftlichen Gesittung in die Zeit der sächsischen Kaiser, „der Städtegründer“, sowie sich später die höchsten Blüthen der Gesittung wieder in den mächtig heranwachsenden deutschen Städten finden. In neuester Zeit ist die größte geistige und materielle Regsamkeit in jenen europäischen Staaten zu suchen, deren einzelne Provinzen 10—15000 Menschen und darüber auf der Quadratmeile Landes beherbergen, wogegen geringes Culturleben und beschränkte Leistungsfähigkeit zu den Attributen der weit gestreckten Gefilde im

äußersten Norden und im ganzen Nordosten unseres Erdtheiles gehören, wo wir durchschnittlich nur 3—500 Menschen auf einer Quadratmeile treffen. Ganz Europa, der Erdtheil, welcher als Träger der modernen Civilisation angesehen werden muß, ist sechzig mal dichter als Australien und fast fünfzehn mal dichter als ganz Amerika besiedelt und spricht dadurch für unsere Wahrnehmung in deutlichster Weise. Es scheint in der That, daß sich hier ein Gesetz der Natur auf das gesellschaftliche Leben überträgt. Verdichtung und Concentration sind im physischen Körper gleichbedeutend mit erhöhter Spannkraft und größerem Werthe; auch im socialen Körper steigert sich das Denken und Können, je dichter seine Elemente an einander gedrückt werden. Weil wir aber organische Vorgänge voraus haben, ist die Ursache Wirkung und die Wirkung Ursache, und es entstehen unablässige gegenseitige Einflüsse solcher Art, daß die Agglomeration der Bevölkerung zu höherer Leistung und die höhere Leistung zu einem weiter vorschreitenden Ansammeln der Menschen an einer Stelle führt. So erklären wir uns das rapide Anwachsen des städtischen und großstädtischen Lebens in unseren Tagen. An diesen Centralpunkten wird allen Strebungen des Menschen rascher und vollkommener genügt; hier wirken lohnenderer Erwerb, höhere Bildung, glänzendere Stellungen, reichere und mannigfachere Genüsse; und diesen Vordritteln folgen immer mehr Menschen aus den ländlichen Gauen. Die Städte aber trachten nun allen diesen Ansprüchen wirklich zu genügen; sie vergrößern sich zur Aufnahme der Hunderttausende und Millionen, sie verschönern sich, gewähren immer mehr raffinierte Annehmlichkeiten, verschaffen dadurch immer mehr Erwerb und ziehen immer wieder neue Bewohner in ihr Häusermeer.

In Europa zählt man heute schon 76 Großstädte von mehr als 100,000 Einwohnern, deren Bewohnerzahl zusammen nahezu 23 Millionen beträgt, dazu kommen aber noch 260 Städte von je 30,000 bis 100,000 Bewohnern, so daß beispielsweise das Gesundheitsamt des Deutschen Reiches und jenes in Brüssel wöchentlich von mehr als 40 Millionen Städtebewohnern (allerdings auch außereuropäischen) statistische Bulletins über Geburten, Sterbefälle, Krankheiten und Todesfälle ausgeben können. Die Bewohner von 50 der bedeutendsten Großstädte, welche wir nach Rörsfi's Daten mit einander vergleichen konnten, haben sich innerhalb zehn Jahren (zumeist in der Periode 1865—1874) von  $14\frac{1}{4}$  Millionen auf nahezu 17 Millionen vermehrt. Die großstädtische Bevölkerung hätte nach diesen allerdings nicht exacten aber doch heiläufigen Anhaltspunkten mehr als doppelt so rasch zugenommen, wie die Landbevölkerung im Ganzen. Es gibt Staaten, in welchen die städtische Bevölkerung heute schon die Hälfte aller Einwohner bildet, wie dies z. B. für Sachsen constatirt wurde; daß ein Drittel oder ein Viertel der Menschen in den Städten lebt, ist aber nicht mehr ungewöhnlich.

Dieser Erscheinung gegenüber kann sich weder die Verwaltung noch die Technik passiv verhalten; denn es erwachsen daraus ganz neue gewaltige Aufgaben, welche niemals zum Abschlusse gelangen, sondern fortwährend Neues erzeugen. Die Weltausstellung des Jahres 1878 hat den interessanten Entwicklungsproceß, an welchem wir Alle betheiltigt sind, unter den verschiedensten Gesichtspunkten beleuchtet.



Vor Allem hat die Pariser Municipal-Verwaltung selbst den complicirten Apparat verfinnlicht, mit welchem sie für das Wohl und Wehe ihrer nahezu zwei Millionen Bewohner<sup>1)</sup> sorgt. Genau im Mittelpunkte des Industriepalastes, dort wo durch die sogenannte Rue des Nations und die Rue de France die ausländische von der französischen Section geschieden war, erhob sich der ebenso geschmackvolle als stattliche Bau der „Exposition de la ville de Paris“, der eine kleine Welt für sich enthielt. Die Stadtverwaltung von Paris erfreut sich bekanntlich seit Jahrzehnten eines wohlverdienten Rufes; durch consequente Centralisation und strammes Regime ist sie auf diesem Gebiete mustergültig geworden; mit geläutertem Geschmack versteht sie die großartigsten communalen Bauten und Anlagen durchzuführen und für immer neue Reize der Seinestadt zu sorgen, ohne den intellectuellen Fortschritt und die humanitären Anstalten zu vernachlässigen. Allerdings erfreut sich Paris auch eines Budgets, höher als dasjenige manches souveränen Staates; seine ordentlichen Ausgaben sind von kaum 30 Millionen Francs im Jahre 1847 auf 217 Millionen Francs im Jahre 1878 gestiegen; ja mit Hinzurechnung des ganz regelmäßigen Extraordinariums wendet die Municipal-Verwaltung noch viel mehr auf, und versteht auch entsprechende Einnahmen aus den Octrois, den städtischen Steuerzuschlägen, den Hallen, Wasserleitungen u. s. w. zu ziehen, wobei natürlich der Credit und das Schuldenmachen nicht ausgeschlossen sind.

Die Dienste, welche die Stadt aus diesem Budget ihren Bürgern leistet, waren in dem eben erwähnten Pavillon der Weltausstellung auf's anschaulichste verkörpert. Zwar hätte die dort eingerichtete Bibliothek und das Cabinet du Conseil Municipal genügt, um sich zu informiren; denn in diesen beiden Gemächern lagen die Documente aus alter und neuer Zeit auf, welche von dem Wirken der Gemeinde umfassende Rechenschaft ablegen. Wer von den Besuchern aber hätte die Lust und Muße gehabt, sich dem Studium der Pläne, Folianten und Jahrbücher hinzugeben? Es bedurfte einer anziehenderen Darstellung als jener durch Schrift und Druck; sie wurde in den geräumigen Sälen und Gallerien des Pavillons durch Modelle, plastische Reproduktionen, zahllose Bilder und Karten reichlich gegeben. Wir konnten sozusagen alle Stadien verfolgen, in welchen eine Großstadt heute für ihre Bewohner vorsorgt: vom Eintritt in's Leben bis zum Ende desselben. Das ist in Paris beispielsweise keine kleine Aufgabe, denn in seinem Burgfrieden werden alle Jahre durchschnittlich circa 58,000 Kinder geboren, 18,000 Ehen geschlossen und 51,000 Menschen begraben. Die zierlichen Gips-Modelle und Photographien von Mairien, Kirchen, Friedhöfen, und die Darstellung der ganzen Organisation der Leichenbestattung haben die drei Phasen des menschlichen Lebens markirt. Dazwischen liegt alles Dasjenige, was zur leiblichen Wohlfahrt gehört, repräsentirt in Typen des Pariser Wohnhauses, in Modellen und Plänen der großen Märkte, Hallen, Schlachthäuser u. s. w.; ebenso die großartigen communalen Anlagen von Wasserleitungen, Irrigationen, Unrathscanälen, für deren Sauberkeit sich sogar die

<sup>1)</sup> Im Jahre 1876 betrug die Bewohnerzahl von Paris nach officiellen Angaben 1,988,806 Personen.

feinfühligsten Damen interessiren dürfen; die eigentliche Gesundheitspolizei; das Rettungs- und Hilfswesen, dann Spitäler, Siechen- und Irrenhäuser, Kinder-Asyle u. A. Hieran reiht sich die Sorgfalt für die geistigen und moralischen Zustände der Bürger; Paris hatte ein abundantes Material von Schulgebäuden, Unterrichts- und Bildungsanstalten und andererseits auch von Correctionsmitteln in den Polizei- und Gefangenhäusern vorzuführen. Eine weitläufigere Aufzählung müßte ermüden; wir wollten nur überhaupt aussprechen, daß die staunenswerthe Entwicklung des städtischen Lebens unserer Tage im Centrum der Weltausstellung und zwar im Pavillon der Ville de Paris vortrefflich illustriert war. Aber das war nicht die einzige municipale Ausstellung und noch viel weniger das einzige Kennzeichen der eigenthümlichen neuen Richtung, in welche das großstädtische Leben den Erfindungsgeist gelenkt hat. Außer Paris waren nämlich auch die meisten übrigen Hauptstädte Europa's und viele kleinere Städte von Frankreich, Holland, Italien, Oesterreich-Ungarn, Portugal und der Schweiz vertreten, indem sie den Fortschritt der Administration und der baulichen Anlagen darzuthun suchten; was aber die anderen charakteristischen Merkmale des modernen Städtelebens betrifft, so müssen wir dieselben in den verschiedensten Gallerien und Anzeigen der Weltausstellung aufsuchen.

Erfindungsgeist und Unternehmungslust werden heutzutage mehr als je in Athem gehalten, um den unnatürlichen Zuständen, ja den Ueberreizungen zu steuern, welche der Kampf um's Dasein mit sich bringt. Wann hätte es ein wilderes Jagen nach Erwerb, nach Stellung, Einfluß, Ruhm und Ehre gegeben, als in unserer überhasteten Zeit! Wo wäre dieses allgemeine Ringen intensiver als in den Großstädten! In diesen drängen sich die Menschenmassen zusammen, die es einander immer fort zuborthuen wollen; Jeder will schnell reich werden, oder als Gelehrter und Künstler Berühmtheit erlangen, als Beamter seine Carriere machen, als Politiker sich mit den Lorbeeren der Oeffentlichkeit schmücken; das Alles soll in einer kurzen Spanne Zeit gelingen, nicht erst am Abende des Lebens, sondern in der Vollkraft des Mannesalters, um es zu genießen. So entsteht der rastlose Kampf, der so häufig die Nacht zum Tage, den Jüngling zum Greise, zuletzt den Genuß zur Qual macht. Wir können diesen schweren Leiden der neuen Gesellschaft nicht entfliehen; der Einzelne unterliegt den Massen, er wird mit ihnen fortgerissen und verfällt dem Strome seines Zeitalters, wie das Blatt dem tosenden Orkan. Die Großstädte sind der eigentliche Schauplatz dieser politischen und materiellen Sturm- und Drangperiode; sie zählen daher auch die meisten Opfer derselben. In den Großstädten zeigt sich zuerst die Abkürzung der Lebensdauer, deren Vorläufer Blutarmuth und Nervenleiden sind; die Großstädte liefern dem Selbstmorde, den Irrenanstalten und Gefangenhäusern das größte Contingent; nirgend wird so consumtiv gelebt, als in diesen Centralstücken der geistigen und wirthschaftlichen Thätigkeit. Wie ebenmäßig ist das Leben unserer Vorfahren dahingeflossen und wie stählern sind diese früheren Generationen im Vergleiche zur jetzigen! Wie still und zufrieden kann der Landbewohner leben im Verhältnisse zu dem Großstädter, welchem Luft, Licht und Wasser, Schlaf, Ruhe und Erholung fehlen!

Der menschliche Scharfsinn, welchem wir die Entwicklung der Großstädte

mit allen ihren Licht- und Schattenseiten danken, geht nun an den gewiß interessanten Versuch, nur die Lichtseiten zu erhalten und die Schattenseiten zu beheben; er will nicht die enormen Vortheile aufgeben, welche gerade in der Intensität und geistigen Spannung der modernen Lebensweise liegen, weil diese in der That eine Bedingung der heutigen Cultur, eine stete Quelle des Fortschrittes bildet: er will aber den Nachtheilen vorbeugen oder sie ganz beheben, welche das weitere Vorwärtsschreiten der Großstädte und ihrer Einwohnerschaft hemmen könnten. Darin liegt der Ausgangspunkt unzähliger Erfindungen und Verbesserungen, bei welchen Aerzte, Ingenieure, Architekten, Eisenbahntechniker, Chemiker und Mechaniker zusammenwirken, um trotz der widernatürlichen Reizung doch einen haltbaren Zustand des Lebens herbeizuführen. Nun werden Einrichtungen erfunden, von denen sich die Leute aus der guten alten Zeit Nichts träumen ließen, Einrichtungen, für welche nur die „Jungen“ den Sinn und das rechte Verständniß mitbringen, um auf der einen Seite zu fehlen, auf der anderen wieder gutzumachen.

Mit dem Allgemeinen beginnend, erinnern wir zuerst an die vielen Mittel, welche zur Assanirung der Städte angeordnet werden: Verbesserung der Luft durch Erweiterung der Straßen und Plätze, Anlagen von Squares, Parks, Alleen, Fontänen; Abfuhr des Auswurfes und Unrathes: Beseitigung von Staub, Geruch, Miasmen; Zuleitung von Nutzwasser zur Bepflanzung und Reinigung der Straßen, von gesundem Quellwasser für die Zwecke des Trinkens und Badens. In jedem dieser Punkte sind große Probleme des städtischen Lebens enthalten und die Weltausstellung hat hundertfältige Lösungen derselben gebracht. Vergleichen wir die im Pavillon ausgestellten Pläne der Stadt Paris vom 14. Jahrhunderte bis zur heutigen Vollenbung, welche ungeheuerer Errungenschaft liegt in den breiten Boulevards, Avenüen und Plätzen gegenüber den unzähligen, engen, finsternen Gäßchen und Winkeln, die bis vor zwanzig Jahren noch die Cité, das Quartier du Temple und die meisten Faubourgs durchzogen. Die Demolirung ganzer Stadtbezirke und die Anlage großer Straßenzüge ist eine Specialität von Paris geworden, und die französische Republik knüpft hier an die Traditionen des Empire an; in Folge so langjähriger Praxis hat man es auch zu größter Vollkommenheit gebracht. Ein hervorragender französischer Ingenieur versicherte uns, daß ein Pariser Haus regelmäßig in 14 Tagen demolirt und in 3 Monaten wieder aufgebaut ist; das geht mit den vortrefflichsten Werkzeugen und mit Zuhilfenahme einiger Maschinen regelmäßig, wie ein Fabricationsproceß. In der That ist der Hausbau in Paris auch nichts anderes als ein auf großartiger Arbeitstheilung beruhender Fabricationsproceß. Die Ausstellung im Pavillon des travaux publics und jene der Ville de Paris zusammen mit der Classe 66 (Matériel et procédés du génie civil, des travaux publics et de l'architecture) haben das genau erkennen lassen. Die besten Baumaterialien werden durch sorgfältiges Studium festzustellen gesucht, dann aber allgemein in gleichmäßigem Gebrauch eingeführt. So hatte das französische Bauten-Ministerium eine Sammlung von mehr als 1200 Mustern verschiedener Steingattungen und über 100 Marmorplatten, mit Angabe der technisch wichtigen Eigenschaften, des Gewinnungsortes u. s. w. vorgeführt. Für eine Stadt wie Paris wird die

ganze Façade des Hauses sammt seinen Hauptmauern sozusagen im Steinbruch selbst fertig geschnitten und an Ort und Stelle ungemein schnell zusammengefügt. Einfachheit und schablonenmäßiges Aussehen sind dabei freilich für das durchschnittliche Zinshaus nicht zu vermeiden, aber Raschheit und relative Billigkeit des Baues werden erreicht. Dasselbe, was wir von den Steinen erwähnten, gilt vom Cemente, vom Thon, von Eisen- und Zink-Constructionen, kurz von allem und jedem Zugehör. Daraus entsteht jener Typus des Pariser Wohnhauses, dessen zierliches Gipsmodell mit den kleinsten Details der inneren Einrichtung, die Gaslampe und den Kamin nicht ausgeschlossen, stets einen Anziehungspunkt der Besucher bildete. Das Pariser Wohnhaus sucht seine Luft in der breiten Straße bis hoch in's vierte und fünfte Geschöß hinauf. Daraus ergibt sich die Gefahr, viele Treppen zu steigen und dadurch die Gesundheit ebenso zu schädigen, wie man sie durch luftige Wohnräume zu finden glaubt. Darum wird es jetzt üblich, in allen neuen und eleganteren Häusern, Aufzüge für die Bewohner und für Holz, Kohlen zc. so einzurichten, daß man deren Vorhandensein bald zur Bedingung der Miethen machen wird. Was früher bloß in den größten Hôtels, Waarenhäusern oder Fabriken zu finden war, wird heute zu einer Annehmlichkeit jedes modernen großstädtischen Zinshauses. Die fast 24 Meter hohe Maschinenhalle des Industriepalastes enthielt eine ganze Reihe neu verbesserter „Ascenseurs“, deren Construction fast durchweg aus dem Unfalle, der sich kürzlich im Grand Hôtel ereignet hatte, die Lehre zogen, daß man dem Publicum Vertrauen in die Sicherheit dieser Vorrichtungen einflößen müsse. So war ein Ascenseur nach dem System von Mégh, Schévaria et Bazan mit einer fixen eisernen Central säule und einem automatischen Regulator der Geschwindigkeit ausgestellt, welcher angeblich jede Gefahr des Reißens der Kabel des Zuges oder Gegengewichtes vermeidet, eine Fracht von 2000 Kilogramm hebt und an den Endpunkten der Fahrt selbstthätig stillesteht; ein anderer hydraulischer Aufzug von Samain in Blois vermeidet die Nothwendigkeit tiefer Brunnen, wie bei dem verbreiteten Ascenseur von Edoux, der auf dem Trocadero in Function stand, und hat Sicherheitsbremsen, welche auch bei den Systemen von Heurtebise und Anderen nicht mehr fehlen.

Für die innere Einrichtung und die Hygiene sorgen nun die großen Zuleitungen reinen Quellwassers, die oft auf viele Meilen den frischen Trunk dem Städter verschaffen; Paris hat bekanntlich die Quellen der Vanne und der Dhups zu diesem Zwecke benutzt, welche in 24 Stunden 120,000 bis 140,000 Kubikmeter Wasser liefern; Wien zeigte durch Aquarelle und Pläne den schönen Bau der Hochquellen-Wasserleitung, welche vor wenigen Jahren aus dem Hüllenthal bei Reichenau das vortreffliche Wasser des Kaiserbrunnens und anderer umliegender Alpenquellen auf mehr als zehn Meilen Entfernung der Reichshauptstadt liefern; ähnliche Werke sind in Bordeaux, Marseille, Brüssel, Glasgow, Hamburg, Rom u. s. f. ausgeführt worden. Der Katalog zählt außer Paris nicht weniger als 11 französische Städte auf, welche durch directes Quellwasser und 12 Städte, welche durch Flußwasser im größten Maße versorgt sind. In Paris erhielt im Jahre 1857 Jeder der 1,200,000 Bewohner nur 60 Liter, im

Jahre 1877 erhielt Jeder der 2 Millionen Bewohner schon 200 Liter Trinkwasser täglich, und es kostet der Kubikmeter nur die Bagatelle von 10 Centimes. Die Benutzung dieses Schatzes für die Erhaltung der Gesundheit wird daher immer allgemeiner, immer raffinirter; die Systeme der Wasservertheilung in allen Stockwerken und allen Räumen des bürgerlichen Wohnhauses haben eine neue, großartig eingerichtete Industrie geschaffen, welche vor wenigen Jahren kaum bekannt war und heuer durch Hunderte von Firmen mit den mannigfachsten Objecten auf der Ausstellung vertreten war. Ein eigenes Annergebäude beispielsweise enthielt, wenn wir von den vielen in den Gallerien der Ausstellung zerstreuten Typen der Wasserbenutzung schweigen, ausschließlich eine Auslese von Badeeinrichtungen und Apparaten der Hydrotherapie, die bald einen Bestandtheil jedes Haushaltes bilden werden. Um die überreizten Nerven zu beruhigen, die gestörte Blutbereitung des Städtebewohners wieder zu heben, wird der Gebrauch des kalten Quellwassers ein Theil der täglichen Lebensweise nicht bloß des Reichen, sondern des ganzen Mittelstandes.

Die Hygiene bleibt aber dabei nicht stehen; sie fordert außer Luft und Wasser noch eine Fülle anderer Mittel, um den Städter zu einer etwas naturgemäßerer Lebensweise zu drängen. Es ist eine tiefberechtigte Erscheinung, daß auf die Gymnastik des Körpers heute wieder ein größeres Gewicht gelegt wird, als seit Jahrzehnten. Der Turnunterricht ist ein Bestandtheil des Unterrichts der Volksschule und der Mittelschule geworden; nicht bloß die ausgestellten Pläne, sondern auch die zahlreichen Turnapparate, von den einfachsten derselben bis zu den completen Modellen und Originalen vollständig organisirter Turnschulen haben diese Seite der körperlichen Ausbildung illustriert. Das Eigenthümlichste in dieser Beziehung leistet unstreitig die auf ärztlicher Erfahrung basirte Heilgymnastik, welche als ein Zeichen der Zeit noch besondere Beachtung verdient. Die sitzende Lebensweise bringt Erschlaffungen der Muskelthätigkeit, Einseitigkeiten der physischen Entwidlung, mangelnde Blutcirculation und eine leider nur zu bekannte Reihe von chronischen Krankheiten der Städtebewohner mit sich; die systematische Heilgymnastik sucht sie auszugleichen, ihnen vorzubeugen; ja sie greift schon zum Dampfbetriebe für Gesundheitspflege. In der schwedischen Abtheilung der Maschinenhalle befand sich eine Suite von 18 geschmackvoll ausgestatteten, theilweise recht absonderlich aussehenden Apparaten, an welchen wol die Mehrzahl der Besucher vorüber gegangen ist, ohne sie zu verstehen oder ihnen eine größere Aufmerksamkeit zu würdigen. Es waren die Ausstellungsobjecte des Dr. Gustav Zander in Stockholm, eines Arztes, der seit zwanzig Jahren die sogenannte schwedische Heilgymnastik, eine bekannte ältere Erfindung Ling's, auszubilden sucht. Was er erreicht hat, besteht kurz gesagt darin, daß in seinem „mechanisch-therapeutischen Institute“ nicht weniger als 52 verschiedene Apparate functioniren, welche den Menschen anleiten und zwingen, gerade jene specifischen Körperbewegungen und genau in jener Intensität auszuführen, welche der Arzt zur Heilung der bestimmten einzelnen Krankheit oder zur Erhaltung der Gesundheit für zweckmäßig hält. Darunter gibt es eine Reihe von Apparaten, bei deren Anwendung man activ Gymnastik treibt, indem man selbstthätig in ganz bestimmt vorgezeichneter Art gewisse Muskeln an-

wendet, so beispielweise Ausdehnungen, Drehungen, Beugungen der Arme, Beine, Füße, des Oberkörpers, Halses u. s. w., Alles in einem durch Hebel und Gewichte genau bemessenen Grade. Andere Apparate wieder dienen der passiven Heilgymnastik, d. h. der Patient überläßt sich vollständig unthätig der auf ihn einwirkenden mechanischen Kraft; ein kleiner Dampfmotor setzt den Apparat in Bewegung; die Person, welche ihn benützt, erfährt nun Erweiterungen des Brustkorbes, Erschütterungen oder Massirungen einzelner Theile seines Körpers, Frottirungen der Hände, Beine oder Füße u. s. w. Die mechanische Ausführung der ganzen Suite ist so ungemein sinnreich, daß man nicht glaubt, von einer Maschine, sondern von einem denkenden Diener behandelt zu werden, wenn man sich einer Frottirung oder Anetzung unterzieht.

Die Tragweite dieser Erfindung und ihr Verhältniß zur städtischen Lebensweise ist mit wenigen Worten erklärt. Wir Alle kennen den robusten Menschen-schlag, welcher die Wälder und Berge bewohnt, durch Jagd, Fällen der Bäume, Pflügen des Bodens seinen Unterhalt schafft und immer seine Muskeln in Thätigkeit hält. Die englischen Staatsmänner haben sich von jeher diese Erfahrungen zu Nutzen gemacht; denn sie entfliehen in der todten Saison der Großstadt, um auf ihren Manors zu jagen, zu reiten, zu rudern und, wie es jüngst der greise Gladstone in Gegenwart eines Volksmeetings gethan hat, Bäume zu fällen. Die Natur-Heilmethoden haben stets von diesen Mitteln der Regeneration Gebrauch gemacht; Dr. Zander sucht diese Wohlthat auch jenen Städtern regelmäßig zu verschaffen, welche nicht so glücklich sind, auf ihren Stammgütern die Gesundheit pflegen zu können; denn er liefert beispielsweise einen zierlichen Sammtfattel, auf welchen wir uns nur niederlassen, um sofort einen halbstündigen Ritt zu machen; die Dampfmaschine setzt den Apparat in Bewegung und wir werden geschüttelt, als würden wir über Stock und Stein forttragen; oder er gibt uns zwei Handhaben, an welchen wir abwechselnd ziehen, um nach genauem Kraftmaße jene Muskelbewegung auszuführen, welche das Sägen eines Kubikmeters Holz erfordern würde. Jedem kann nach seiner Individualität die richtige Naturbewegung geboten werden. Da diese Apparate schon in mehreren Städten Schwedens, dann in St. Petersburg, Helsingfors, Abo eingeführt sind, und während der Weltausstellung in großer Zahl für verschiedene europäische Städte bestellt wurden, so scheint eine allgemeinere Anwendung für die städtische Gesundheitspflege nahe bevorzustehen.

Von Luft, Wasser und Bewegung hängt es aber nicht allein ab, Körper und Geist zu erhalten; wir brauchen kräftige, gesunde Nahrung. Die diesjährige Weltausstellung hat großartige Einrichtungen für die Lebensmittel-Versorgung der Städte gezeigt, fast jedes Land hat seine Beiträge dazu geliefert, um die verbesserten Einrichtungen des Marktwesens, die Organisation der Lebensmittel-Zufuhren durch die großen Verkehrsanstalten, die Conservirung der Nahrungsmittel aller Art, die Controlen gegen Verfälschungen u. s. w. darzulegen. Die große Frage, um deren Lösung es sich handelt, besteht darin, der in den Großstädten naturgemäß zunehmenden Theuerung der Lebensmittel Einhalt zu thun, indem für vermehrte Zufuhren und gute Vertheilung gesorgt wird. Am weitesten in dem Marktkreise greift London aus, wo bekanntlich seit Ende

1875 ganz regelmäßige Zufuhren von frischem Fleische aus Nordamerika eingerichtet sind. In eigenen durch Eisladungen kalt erhaltenen Räumen der Dampfer der englisch-amerikanischen Fleischerport-Gesellschaft wird dieses von New-York oder Philadelphia nach Liverpool und von dort in Eiswaagons bis in die englische Metropole geschickt, wo es eben so frisch und schmackhaft anlangt, wie es in Amerika aufgegeben wurde. Schon in den ersten anderthalb Jahren wurden nach diesem Verfahren nahezu 37 Millionen Pfund Fleisch aus den transatlantischen Staaten nach England gebracht. Aber auch andere Großstädte folgen schon diesem Beispiele. Von französischer Seite war am Fuße des Pont de l'Alma auf der Seine der Dampfer „Frigorifique“ zu sehen, dessen Innenräume durch Eismaschinen kühl erhalten werden und welcher auf einer Reise von Südamerika nach Rouen frisches Fleisch brachte. Abgesehen von den übrigen Versuchen sahen wir für das Verfahren der Conservirung durch Kälte eine ganze Auswahl von Apparaten, Eismaschinen, Waggons refrigerants u. s. w., welche nicht bloß für Fleisch, sondern auch für andere Lebensmittel den Großstädten greifbaren Nutzen schaffen. Jede Haushaltung kann bald, wie sie ihre Badestube besitzt, auch ihre Eiskammer für die Herstellung frischer Getränke und für die Erhaltung der Speisen einrichten. Die Maschinen zur Erzeugung von künstlichem Eis, welche vor zehn Jahren noch als eine Neuigkeit angesehen wurden und so kostspielig waren, daß von einer allgemeinen Verwendung derselben nicht die Rede sein konnte, sind auf der Pariser Ausstellung in zahlreichen Verbesserungen und in solcher Menge zu sehen gewesen, daß ihr Gebrauch im bürgerlichen Haushalte nur mehr eine Frage der Zeit ist. Wir werden in einem späteren Abschnitte darauf zurückkommen. Außerdem zeigten die überseeischen Productionsgebiete, dann einzelne Hafenplätze und viele continentale Etablissements den Umfang, zu welchem die Conserven-Industrie heute gelangt ist. Die südamerikanischen Staaten, deren Pampas einen unermesslichen Heerden-Reichtum besitzen, senden uns das werthvolle Nahrungsmittel als Conserven und Extract; die Ausstellung von Uruguay bestand vorwiegend aus Proben derselben in mannigfachster Form. Die australischen „Meat-Preserving-Companies“ legten ebenfalls Zeugniß ihres Beitrages zur Fleischversorgung der europäischen Großstädte vor. Aus England, Frankreich, Dänemark waren zahlreiche Vertreter der Conserven-Industrie zu finden. Alles wird in dieser Form für den Städter, für die Schiffsprovision und den Armeebedarf haltbar gemacht, nicht bloß sämtliche Fleischsorten, bis zum Geflügel und Wildpret, sondern auch Fische, Austern, Hummern, Gemüse, Obst, und zwar — obgleich gewiß noch große chemische Fortschritte bevorstehen — dennoch schon jetzt in einer entschieden gesunderen, schmackhafteren und das Auge mehr befriedigenden Form, als vor wenigen Jahren.

Neben dem Lebensunterhalte wird jedoch auch der Comfort, welcher dem Städtebewohner den Entgang des reinen Naturgenusses ersetzen soll, immer allgemeiner und leichter zugänglich; es ist erstaunlich, zu welcher Billigkeit es die Massenproduction der Einrichtungsgegenstände gebracht hat. Die geschmackvolle Tapete kostet heute weniger, als ehemals das einfachste Bemalen der Wände, weil sie fast ausschließlich durch Maschinen mit geringfügiger Anwendung menschlicher Arbeitskraft hergestellt wird; Paris, der eigentliche Sitz dieser Industrie

für die Versorgung Frankreichs und eines großen Theiles der europäischen Staaten, beschäftigt nicht weniger als 160 Tapetendruckmaschinen unausgesetzt, um diesen Wohnungsschmuck herzustellen. Gleiches gilt von der Erzeugung der Möbel, bei welchen es die unendlich gespaltene Arbeitstheilung und die Anwendung sinnreicher Maschinen zu einem Grade der Vollkommenheit und Billigkeit für die schablonenmäßigen Mittelsorten gebracht hat, welche früher für unmöglich galten. Eines der größten österreichischen Etablissements erzeugt täglich 1700, d. i. im Jahre circa eine halbe Million Stühle, und nebenbei täglich 400, oder jährlich 120,000 diverse Phantasiemöbel aus gebogenem Holze; ein anderes Etablissement liefert jährlich 520,000 Möbelstücke in circa 150 Gattungen. Eine Pariser Möbelfabrik, die regelmäßig 500 Arbeiter beschäftigt, hat in ihren Magazinen zunächst für eine Million Francs Möbel vorrätzig, und diese erneuern sich im Jahre vier bis fünf Mal. Das sind Beispiele, die nicht einzeln dastehen; sie machen es möglich, daß der Haushalt des Mittelstandes mit einem Comfort ausgestattet ist, der früher nur dem Reichen möglich war. So geht es auch mit Kaminen, Teppichen, Fenstern, Thüren, Jalousien, kurz mit Allem und Jedem, was die Annehmlichkeit des städtischen Lebens erhöhen kann. Es ist recht ergötzlich, welche zahlreichen Verbesserungen an diesen Dingen angebracht werden, mit welchen wir täglich zu thun haben, und auffallend, mit welcher Erfindungslust fortwährend an den kleinsten Apparaten des Haushaltes, an Heerden, Waschmaschinen, Speisenaufzügen u. dgl. Aenderungen eronnen werden, welche Zeit und Arbeit ersparen.

Wir sind hiermit bis zur Andeutung der letzten Ausläufer des Hauswesens der Großstädte gekommen. Zum Schlusse mag uns gestattet sein, wenigstens mit einigen Strichen noch jene Seite der modernen Städtebildung zu erwähnen, welche mit der räumlichen Ausbreitung über unabsehbare Flächen zusammenhängt: der Verkehrseinrichtungen. Die Entfernungen von einem Punkte der Großstadt zur anderen, die enorme Lebhaftigkeit des immerwährenden Verkehrs läßt heute nicht mehr die Verbindungsmittel genügen, welche bis vor wenigen Jahren die einzig bekannten waren. In den Städten selbst werden Schienenneze gelegt; entweder für unterirdische Eisenbahnen, wie in London, oder für Gürtelbahnen wie in Paris und anderen Großstädten. Da aber diese doch nicht geeignet wären, alle innersten Punkte mit einander in Verbindung zu setzen, ist das System der Tramway neuestens so rasch durchgeführt worden, daß wir es heute schon zu den Attributen einer echten Großstadt zählen. Nun genügt aber der immer regen Verbesserungslust auch nicht mehr die Tramway mit Pferdebespannung, sondern es wird von vielen Seiten versucht und erfunden, wie man den Locomotivbetrieb einführen könnte, ohne Gefahren oder Störungen des übrigen Straßenverkehrs zu veranlassen. Die Pariser Weltausstellung hat eine reiche Fülle von solchen Tramway-Locomotiven gebracht, über deren Einrichtung wir an jener Stelle sprechen wollen, wo wir überhaupt der technischen Fortschritte im Zusammenhange gedenken. Um diese neue Phase der Entwicklung des städtischen Lebens in ihrer Tragweite zu würdigen, genügt es hier zu sagen, daß in England ein eigenes Parlaments-Comité für diese Frage eingesetzt wurde, und daß Mitte 1878 schon achtzehn Compagnien die Bewilligung erhalten



hatten, in verschiedenen Städten oder deren Umkreis, Tramway-Linien in der Länge von 137 engl. Meilen mit Dampfkraft befahren zu dürfen; darunter befinden sich Dublin, Glasgow, Belfast, Boston u. s. w. In Paris soll nach den Prospecten, welche wir in der Ausstellung erhielten, ebenfalls schon eine Tramway-Linie (St. Denis nach Place Moncey) von Motoren nach dem System Metarski regelmäßig befahren werden.

Mit der Verbesserung der Verkehrsmittel ist abermals eine Geträhr dafür geboten, daß sich die Großstädte auch in den nächsten Decennien unablässig erweitern können, ohne durch Ueberfüllung der Wohnräume, durch Enge der Straßen hygienische Nachtheile heraufzubeschwören. So vereinigen sich also fast alle Umstände, um zur immer größeren Agglomeration der Menschen in den Metropolen und Städten hinzulenken. Ob die damit zusammenhängende Entvölkerung der ländlichen Districte durch neuen Zuwachs ausgeglichen werden kann, ist eine Frage, die sich heute schwer beantworten läßt. Gewiß aber ist das zunehmende Städteleben ein Bedürfniß der heutigen Cultur geworden und die Pariser Weltausstellung hat demselben getreuen Ausdruck geliehen.

---

# Darwinismus und Socialdemokratie.

Von  
Professor Oscar Schmidt in Straßburg.

## 1.

Es darf als allgemein bekannt vorausgesetzt werden, daß im vorigen Jahre in München von einem hervorragenden Mitgliede der Versammlung der Naturforscher und Aerzte beiläufig der Berührung zwischen der Socialdemokratie und dem Darwinismus gedacht wurde, sowie der bedenklichen und gefährlichen Folgen, welche aus dieser Fühlung entspringen könnten. Durch jene, im Tone einer gewiß gut gemeinten Warnung ausgesprochenen Worte sind alle Diejenigen in die günstigste Stimmung versetzt worden, welche an der Descendenzlehre überhaupt kein Behagen finden, und denen mithin die Degradirung des Darwinismus zum Prügelknaben für die aufregendste sociale Erscheinung unserer Zeit gerade recht war.

Es ist allerdings richtig, daß einzelne Vertreter der Socialdemokratie ihre Meinungen mit dem Darwinismus stützen zu können glauben. Sie werfen jedoch Lehren zusammen, welche sich wenig oder nichts angehen oder sich gegenseitig ausschließen.

Dieser Umstand ist denn auch einem anderen Theile der Socialdemokraten klar, welche meinen, daß das darwinistische Princip in seiner Wirkung auf das Menschengeschlecht ein von der socialistischen Idee überwundener Durchgangspunkt gewesen sein müsse, ehe die neue Gesellschaftsform verwirklicht sein und bestehen könne.

Die Socialpolitiker rechnen schon über ein Jahrhundert mit dem „Kampf um's Dasein“ in seinen Wirkungen auf das Wohl und Wehe der Menschheit. Aber erst seit Darwin's Auftreten ist die Volkswirtschaftslehre mit vollem Verständniß in diese Erörterung eingetreten. Unter welchen Formen Individuen und Gesellschaftsclassen mit einander ringen, in welcher Weise zum Heile der Menschheit der Kampf zu vereiteln sei und Ähnliches wird von allen Seiten untersucht, wovon unter Anderen A. Lange's, von hoher Gesinnung getragenes Buch „Ueber die Arbeiterfrage“ zeugt. Also nicht um diese allbekannte Berührung mit dem Darwinismus handelt es sich für uns, sondern um die specielle Verwendung angeblich darwinistischer Resultate zur Rechtfertigung und Begründung des socialdemokratischen Programmes.

## 2.

Obgleich es „Quintessenzen des Socialismus“ zu allgemeiner Belehrung gerechnet hat, müssen wir doch kurz darlegen, inwiefern die Socialdemokratie, künftighin verwirklicht, als das Schlußglied einer natürlichen Entwicklung angesehen werden will.

Als der Mensch die Zeit einer völligen Uncultur hinter sich hatte, die etwa durch das Zusammenleben in Trupps und kleinere Familiengemeinschaften unter Führung starker, männlicher Individuen gekennzeichnet werden kann, und deren Spuren in den Mammuth- und Rennthierhöhlen erhalten sind, durchmaß er die wol harmloseren Stufen des Jäger- und Nomadenlebens, wo die schon zu Stämmen entwickelten Gemeinschaften sich durch mannigfache Organisation, Theilung der Arbeit und größere geplante Unternehmungen über den Urzustand erhoben. Aber nun trat, wie man in socialdemokratischen Schriften liest, die erste eigentliche Culturperiode der Menschheit mit der Sonderung in Classen und der Herrschaft der persönlichen Sklaverei ein. In dieser Periode der Sklaverei ist der ganze Mensch Arbeitsmittel und mit allen seinen Fähigkeiten Eigenthum des ihn völlig ausnutzenden Besitzers.

In der zweiten Culturperiode, charakterisirt durch das Handwerk und den kleineren Grundbesitz, erinnert die noch viel verbreitete Frohne an die überwundene Sklaverei. In ihr gedeiht das Kleinbürgerthum mit seinen persönlich freien, aber durch das Zunftwesen in aller selbständigen Entwicklung gehemmten Mitgliedern. Sie, diese Handwerker und Bodenbearbeiter, sind Eigenthümer und Herzen ihrer Hilfswerkzeuge. Sie bringen es aber nicht zu einem wahren Genuße des Daseins, da von der Sorge für den Lebensbestand ihre ganze Zeit in mechanischer Arbeit in Anspruch genommen wird.

Der Boden-, Adels- und Geistesaristokratie gegenüber emancipirt sich der dritte Stand. Aber schon war jene Waarenerzeugung durch Theilung der Arbeit, das Manufacturwesen, im Gange, mit welchem die Arbeiter ihres bisherigen kleinen Besitzes enteignet und unter das Commando des Großbesitzes gestellt werden.

Die Manufactur verwandelt sich in die Maschinenindustrie. Die anfänglich einfachere Werkzeugmaschine mit Handbetrieb entwickelt sich in unserem Jahrhundert in die wunderbare Complication der die Bewegung erzeugenden, die Bewegung übertragenden und der als Werkzeuge arbeitenden Maschinen, welche den Arbeiter vollends an sich kettet, seine Selbständigkeit auf ein Minimum von Handgriffen herabdrückt und das physische und sittliche Elend der Arbeiterbevölkerung durch gesteigerte Heranziehung und Ausnutzung der Frauen und Kinder vollendet.

Die Maschine ist das Mittel zur Anhäufung von Capital und zwar von Capital als „unbezahlter Arbeit“.

Die Entwicklung der verschiedenen Productionsformen bis zur Gegenwart, wo das Privatcapital herrscht und die kleinen Capitalisten als Unternehmer von den großen Capitalisten todt geschlagen werden, ist von Marx mit ungemainer Schärfe schwarz in grau gezeichnet worden. Er faßt die Entwicklung

der ökonomischen Gesellschaftsformation als einen naturgeschichtlichen Proceß auf (Capital. S. 7). Der Satz, um den sich Alles dreht, der von der „unbezahlten Arbeit“, erscheint so einfach und wahr, daß auch das große Facit Vielen aus der Arbeiterklasse einleuchtet: „die Stunde des capitalistischen Privateigentums schlägt. Die Expropriateurs werden expropriirt“ (Capital. S. 793).

Hiermit ist unverhüllt als natürlicher Schluß der Entwicklung die gewaltsame Einführung des socialdemokratischen Staates in Aussicht gestellt. Mit ihm hat die Periode der Herrschaft des Privatcapitals abgewirkt, die Maschinen sind nicht mehr Privatbesitz, sondern gehen mit allen übrigen Hilfsmitteln der Production, mit Allem, was im Begriffe des Capitals enthalten, in Collectiv- oder Staatscapital über. Die Privatproduction wird durch die Collectivproduction abgelöst. Mit der Abschaffung zwar nicht jedes Privatbesitzes, aber alles Privatcapitals, soweit dasselbe als Produktionsmittel Verwendung findet, ist eine allgemeine Theilnahme am Erträgniß der Collectivproduction, an den Genußmitteln und den höheren Gütern der Menschheit gegeben.

In dieser Zukunftsentwicklungsstufe erfüllt sich die Idee des Socialismus. Wir malen den verheißenen glückseligen Zustand nicht weiter aus.

Wer sich über dieses „Phantastiebild“, wie der Socialismus harmloser Weise soeben in einem seiner Hauptorgane („Die Zukunft“. August 1878. S. 702) genannt worden ist, näher unterrichten will, findet in dem Buche von Leopold Jacoby, „Die Idee der Entwicklung“, 1874, S. 6, eine überschwängliche Schilderung; auch kann man sich dasselbe aus den jüngsten Auslassungen von Engels (Herrn Eug. Dühring's Umwälzung der Wissenschaft. 1878) zusammenstellen.

### 3.

Man wird sehr irren, wenn man meint, daß man sich im Lager der Socialdemokraten den zukünftigen Staat etwa als einen verfeinerten Abklatsch eines Vorbildes aus der Thierwelt vorstellt; im Gegentheile hält man an dem Principe der Entwicklung als Neubildung fest. Wir wollen aber dennoch, der Vollständigkeit halber, einen Blick auf die Thierwelt werfen, um zu sehen, wie sich dort Privat- und Collectivcapital, Privat- und Collectivproduction verhalten.

Die meisten Thiere arbeiten einzeln für sich. Ihre Arbeitsmittel (Privatcapital) werden durch ihre Gliedmaßen und Waffen repräsentirt; ihren Erwerb verbrauchen sie zur Fristung des Lebens. Sie sammeln nicht in die Scheunen. Nur in höheren Classen finden wir Association der Arbeit und Sorge der Eltern für die Zukunft der Nachkommen, jene Instincte, welche als besessene und vererbte Gewohnheiten sich erklären lassen, wie denn also doch alle diese Instincthandlungen sich in Arbeiten mit allmählig angesammeltem, vererbtem Privatcapital auflösen.

Bergesellschaftung höherer Thiere kann das Aussehen gemeinschaftlicher, nicht instinctiv vor sich gehender Arbeit haben, z. B. das Jagen der Wölfe behufs Nahrungserwerbes; oder ist aus dem Schutzbedürfniß entsprungen, wie das gemeinsame Weiden der Herdenthiere. Die Coloniebauten der Biber, die Massen-

nestler der Republikanerbögel sind socialistische Verbollkommnungen, welche vom Biber unter ungünstigen äußeren Verhältnissen aufgegeben werden, daher auch mit dem Scheine freiwilliger Uebereinkunft auftreten.

Dieser trügerische Schein fehlt bei den Stock- und Coloniebildungen in der niederen Thierwelt, wo durch die Fortpflanzung mittelst Knospen, welche im Verband mit dem Mutterthiere bleiben, Gesellschaften hergestellt werden. Das Einzelindividuum des Polypenstockes genießt nicht nur den Schutz der Sicherheit gegen mechanische Unbilden in dem von Allen für Alle abgeordneten Stocke, sondern es wird auch, wenn ihm seine örtliche Stellung im Stocke für die Nahrungsaufnahme nicht günstig ist, aus dem Collectiv-Nahrungschanal gespeist. In diesen fließt der Ueberfluß der Einzelproduction. Ein noch complicirteres socialistisches Verhältniß mit streng durchgeführter Theilung der Arbeit zeigen die Röhrenquallen.

Ich erinnere an diese allbekannten Dinge, um als Resultat zusammenzufassen, daß in der Thierwelt Communismus und Socialismus um so ausgeprägter ist, je niedriger die Gruppen stehen, bei denen er eingeführt ist, daß dagegen, wo in der höheren Thierwelt Einrichtungen an das socialistische Princip anklängen, bei der Vertheilung des Erträgnisses der Collectivproduction, der Egoismus des Einzelnen um so stärker sich ausprägt. Es fällt mir nicht ein, hieraus den Schluß ziehen zu wollen, daß es in der menschlichen Gesellschaft nicht anders sein könne; wir haben aber hier die Stelle berührt, wo die socialdemokratische Philosophie unter dem Gesichtspunkte der Entwicklung bei der Thierwelt eingesetzt hat.

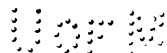
Von der Selbstlosigkeit der Polypen zum Egoismus der Wölfe hat eine Entwicklung stattgefunden. Wie dieselbe vor sich ging, und wie der Mensch in sie einbezogen werden muß, hat Darwin gelehrt, und von Leop. Jacoby erfahren wir, daß das schon früher erwähnte Evangelium der Socialdemokratie, „das Buch von Marx: ‚das Capital‘ die Fortsetzung und Ergänzung von Darwin's Entstehung der Arten und Abstammung des Menschen ist“.

Das wäre also eine Fühlung, die auch schon ein Jahr früher im „Volksstaat“ (1873, Nr. 31) geltend gemacht wurde, und deren Berechtigung zu untersuchen unsere Aufgabe ist.

#### 4.

Die einzige Stelle, wo Marx selbst von einer Ergänzung Darwin's spricht, und zwar nicht im Sinne seiner eigenen Forschung, sondern bei Gelegenheit des Bedürfnisses einer Specialgeschichte der Technologie, lautet: „Darwin hat das Interesse auf die Geschichte der natürlichen Technologie gelenkt, d. h. auf die Bildung der Pflanzen- und Thierorgane als Productionsinstrumente für das Leben der Pflanzen und Thiere. Verdient die Bildungsgeschichte der productiven Organe des Gesellschaftsmenschen, der materiellen Basis jeder besonderen Gesellschaftsorganisation nicht gleiche Aufmerksamkeit?“ (Capital. S. 385).

Dies bei Seite, so wird die naturwissenschaftliche Methode, an der Hand der Thatfachen den Zusammenhang der Erscheinungen zu prüfen, auch von



Marx geißt, und ich meine, daß er Recht hat, wenn er gegen die ihm so oft gemachte Unterstellung protestirt, daß seine dialektische Methode in der Grundlage die Hegel'sche sei. Er sammelt aber weder alle Thatfachen — wie er z. B. nur Unterdrückter und Ausfanger auf der einen, in's Glend Getriebene auf der anderen Seite kennt — noch enthält er sich der künstlichen Constructionen, deren verhängnißvollste diejenige der „unbezahlten Arbeit“ ist. Es kommt auch vor, daß ihm, weil er die Ergebnisse unserer Entwicklungslehre nicht versteht, die wirklich vorhandenen Beziehungen seiner Gesellschaftslehre zum Darwinismus verborgen bleiben. Er sagt z. B. „in der That hat jede besondere historische Produktionsweise ihre besonderen, historisch gültigen Populationsgesetze. Ein abstractes Populationsgesetz existirt nur für Pflanzen und Thiere, soweit der Mensch nicht geschichtlich eingreift“.

Eine ähnliche Behauptung ist neuestens von Engels wiederholt worden (a. a. O. S. 491); sie ist jedoch nicht richtig, wenn man den Begriff „Gesetz“ in dem einzig zulässigen Sinne der exacten Naturwissenschaft nimmt. Auch die Fortpflanzungsverhältnisse der Pflanzen und Thiere, die Resultate ihrer Vermehrung wechseln nach den Umständen, und der Mensch mit seinen Zuchtversuchen corrigirt nicht die Natur, sondern copirt sie. Es ist überhaupt unzulässig, hier von Bevölkerungsgesetzen zu sprechen; es wäre statt dessen zu sagen, daß die Bevölkerungsverhältnisse jeder Periode die Folgen besonderer, veränderlicher, einer jeden Entwicklungsstufe eigenthümlicher Ursachen sind. Fälle als Ergebnisse schwankender Zustände und Ereignisse sind keine Gesetze oder lassen nicht auf feste Gesetze schließen.

Nicht von Marx, wol aber von seinem Anhänger L. Jacoby ist der Versuch gemacht worden, die sociale Entwicklung und ihre Spitze, das socialdemokratische Ideal, mit der Entwicklung der Natur logisch in zusammenhängender Darstellung zu verknüpfen.

Er leistet in sophistischer, an Hegel'sche Dialektik erinnernder Beweisführung das Unmögliche, ein Schwärmer, über dessen specifisch-socialdemokratische Verdienste ich nicht urtheile. Er ist offenbar ein enfant terrible seiner Partei. Seine naturwissenschaftlichen Begriffe sind kümmerlichster Art. Wir müssen aber mit ihm rechnen, da er der einzige socialdemokratische Schriftsteller ist, der mit dem Schein wissenschaftlicher Methode hier, d. h. wo von der Verbindung unserer Entwicklungstheorie mit der Socialdemokratie die Rede ist, vorgeht. Welche Stellung Engels hierzu einnimmt, ist später zu berühren.

Die sociale Entwicklung wird heute von den socialdemokratischen Parteiführern als eine mit innerer Nothwendigkeit sich vollziehende Vervollkommnung nach einem bestimmten Ziele hin vorgestellt; und da sie mit Recht den Menschen nicht aus der Natur heraus lösen, so ist das Bestreben sehr begreiflich, in der socialen und in der Naturentwicklung Einheit und Continuität zu entdecken.

Revolution, lehrt die Socialdemokratie, ist Verbesserung von Verfehrtheiten oder Umgestaltung zur Vervollkommnung. Mit glücklichem Griff hat Copernikus diese Idee festgestellt, als er seinem, die astronomischen Anschauungen umkehrenden Werke den Titel „De revolutionibus“ gab. Die kleine Finte, daß dieser Titel nicht der richtige ist, sondern „De orbium celestium revolutionibus“

lautet, sowie, daß *revolutio* nicht Umkehrung, sondern Umlauf, umbrehende Bewegung bedeutet, darf uns nicht stören.

Kurz, in diesen Revolutionen, so docirt die socialdemokratische Philosophie weiter — wurde durch Kant und Laplace „ein ewig sich vervollkommendes Werden und Gestalten der Dinge im gesammten Weltall erkannt“. Es folgte Samark mit der „Lehre von der zusammenhängenden und aufeinander folgenden Entwicklung aller organischen Wesen auf der Erde“. Aber er wurde ein halbes Jahrhundert überhört, bis Darwin dieser Lehre die volle Geltung und Anerkennung verschaffte. Man verdankt also Samark und Darwin die Einsicht in das Wesen der beiden großen „Revolutionen“, deren eine im Uebergang der unorganischen in die organische Natur die Existenz von Organismen verwirklicht, während die Idee der zweiten auf die Erscheinung des Menschen gezielt hat.

Die Philosophie der Socialdemokratie nähert sich nämlich darin der platonischen, daß über der Verkörperung die Idee schwebt. Von der Idee wird Alles, was sich gestalten soll, beherrscht, zur Umgestaltung gezwungen; also ist bis zur Menschwerdung ein zwar unbewußtes, aber unaufhaltsames Drängen in der Natur.

Hier tritt nun eine neue, die dritte große Revolution ein, der allgemeine Durchbruch des Menschheitsbewußtseins, mit deren philosophischer Begründung sich Marx befaßt hat. Und so sind, wie es im „Volksstaat“ (a. a. O.) heißt, „Darwin und Marx durch tiefe geistreiche Forschung auf gänzlich verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten zu Resultaten gelangt, die, für die Menschheit von größter Wichtigkeit, zugleich einander nahe verwandt, sich gegenseitig stützen und ergänzen.“

Da die Socialdemokratie die Erfüllung ihrer Ziele als naturnothwendig hinstellt, so ist ihr, wie schon angedeutet, die Behauptung von höchster Wichtigkeit, daß alle Erscheinungen, die an der Materie vorgehen, und alle Entwicklungen aus der Materie in der Idee vorgezeichnet und vorausbestimmt sind. Der biedere Arbeiter lernt daher beispielsweise, daß eine Statue um so weniger gelingt, je weniger sich der Bildhauer der in dem Marmorblocke steckenden Idee des Schönheitswerkes bewußt war, und je mehr er sich bei seiner Arbeit von der Aussicht auf Gelderwerb und Ähnliches leiten ließ. Und so „haben wir in diesem Vorgang der Thätigkeit des Bildhauers zugleich einen directen Beweis (einen directen Beweis!) für die Wahrheit des Satzes, daß die Ideen in der unbewußten Natur enthalten sind“ (Jacoby).

##### 5.

Ich höre fragen, ob das, worüber ich eben berichtet, die Fühlung der Socialdemokratie mit dem Darwinismus sei? Ob diese abstracten, einigermaßen curiösen und confusen Sätze und Behauptungen etwa die gefährliche, nämlich staatsgefährliche Anleihe bei der Entwicklungstheorie repräsentiren?

Mit einigen weiter unten zu machenden Nachträgen — ja!

Wie verhält sich nun der Darwinismus zu diesen Leitgedanken der socialen Entwicklungslehre, welche wir aus dem Munde eines socialdemokratischen Philosophen gehört haben?

Zweien Vorstellungen sind wir begegnet, worin die Socialdemokratie mit der naturwissenschaftlichen Entwicklungslehre übereinstimmen will: Entwicklung oder Revolution ist Umkehrung, d. h. Verbesserung von Verkehrtheiten, und, jeder Entwicklung liegt eine, das zukünftige Ziel bezeichnende, die Bewegung beherrschende Idee zu Grunde. An sich sind diese Sätze offenbar sehr unschuldig; wären sie das Resultat darwinistischer Naturforschung, sie brauchte dieselben nicht hinter das Dicht zu stellen. Sie weist aber das Verdienst ab, jene und ähnliche Sätze begründet zu haben.

Was wir Entstehung oder Entwicklung der Arten nennen, ist zunächst keine Umkehrung von Verkehrtheiten. Mit solchen Wortspielen, unter Zuziehung der Revolution, haben wir uns nie eingelassen. Das darwinistische Erklärungsprincip ist die Auslese. Aus Verkehrtem pflegt man nicht auszulesen. Der Kampf, unter welchem die Auslese vor sich geht, schließt zwar, wo er mit Bewußtsein geführt wird, auch den Kampf gegen das Unrecht ein, ist aber im Allgemeinen der Kampf gegen die Umstände.

In erster Linie ist der Untergang der kämpfenden Partei in Erwägung zu ziehen. Die Natur oder, wenn man es lieber hört, das Naturgesetz, kennt dabei keinen Unterschied zwischen Recht und Unrecht; es ist eine reine Machtfrage. Derjenige wird besiegt, der über die geringeren Mittel, das kleinere Kampfcapital gebietet; mag dieses an sich oder unter anderen, als den gerade obwaltenden Umständen, noch so ausreichend und vollständig sein. An eine Subsumirung dieses Falles unter die Hegel'sche Phrase von Schlecht — Gut, Negation — Position, Verkehrtheit — Richtigtstellung u. dgl. hat wol noch kein Naturforscher gedacht.

Das Gegentheil jenes ersten Falles der Erledigung des Kampfes um's Dasein ist die Ueberwindung der Gegner und Umstände unter allmäliger Bervollkommnung. Es stellt sich dem nach Analogieen forschenden Philosophen als die praktische Vollendung der Bervollkommnungsidee dar. Aber mit diesen beiden Extremen sind die Möglichkeiten des Kampfausganges noch lange nicht erschöpft, und der von der socialdemokratischen Philosophie übersehene und doch unzählig oft eintretende Fall des Abchlusses im struggle for life ist, daß der Kämpfer sich in die Umstände schießt. Dabei muß er oft so sich hindrücken, daß er einen Theil seiner bisherigen Vollkommenheiten aufgibt und zu einer niedrigeren Stufe hinabsteigt, gleich manchem europäischen Baron, der in Amerika als Küchengehülfe Verwendung fand. Oder er prägt sich und seine Gewohnheiten in der Anbequemung an die Umstände so um, daß er zwar in keiner Weise vollkommener wird, aber doch seine bisherige Stellung für die Zukunft möglichst gesichert hat.

So hat man, um auch das mit einem Beispiel zu belegen, die Beobachtung gemacht, daß durchschnittlich die lebhaft gefärbten und ihren Feinden deshalb leichter auffallenden Vögel ihre Nester viel mehr verstecken, als die wenig auffallenden Arten. Wir erklären uns das mit der Annahme, daß die Vorfahren der bunten Arten nach und nach durch die Erfahrung gewöhnt wurden und diese durch Gewohnheit zum Instinct erstarrte Erfahrung durch Vererbung auf



die Nachkommen übertrugen. Mit der Erfahrung und Gewohnheit geht die Auslese Hand in Hand. Für diese Vögel ist die Abänderung des Nestbaues ein Fortschritt, ohne daß sie sich dabei vervollkommen haben.

Wenn uns in der geschichtlichen Entwicklung der organischen Natur bloß Fortschritt entgegen leuchtete, so läge allerdings die Verlockung nahe, auch für die sociale Entwicklung der Menschheit den Fortschritt schlechthin als allgemeines Naturgesetz auszurufen. Aber, was uns das Beispiel der bunten Vögel lehrt, vom Aufgeben schon errungener Fortschritte gar nicht zu reden, zeigt uns die gesammte niedere und niederste Thierwelt: sie ist bestehen geblieben und mußte bestehen bleiben trotz der Vervollkommnung auf vielen Linien. Der Fortbestand des Niederen und Unvollkommneren erklärt sich ganz einfach aus dem Fortbestand seiner allgemeinsten Lebensbedingungen. Milliarden niederer Arten sind nach einander untergegangen, indem sie Besserem, d. h. Stärkerem Platz machten, viele Millionen, deren wenig abweichende Vorfahren ihren Feinden und Concurrenten entwichen, haben das Erbe jener an Raum und gegenseitigen Leistungen angetreten. Ein Meer nur mit Fischen, das Land nur mit Säugethieren bevölkert, ist eine widernatürliche Vorstellung. Unvollkommenes bleibt also bestehen, das Vollkommene, Gleichartige nur auf sich angewiesen, zerstört sich selbst, wie die Neuseeländer anfangen, sich unter einander zu verspeisen, als sie mit den Riesenvögeln, dem einzigen eßbaren Wild, aufgeräumt hatten.

Kurz, der Darwinismus zeigt, daß die Entwicklung des organischen Lebens sich nicht in einige abstracte Formeln schnüren läßt; er weist auf die Thatsache hin, daß mit der langsamen Aufeinanderfolge der Arten unter Anderem auch eine langsame Vervollkommnung nach verschiedenen Richtungen verbunden ist, und sucht diesen zwar nothwendigen, aber doch nur partiellen Fortschritt durch die „Auslese der Begabteren“ bei Untergang oder Zurückbleiben der minder begünstigten Individuen und Arten zu erklären.

## 6.

Von einem Gesetz, welches diese Vervollkommnung voraus bestimmt, findet sich im ganzen Darwinismus leider keine Spur, und es ist zum Lachen, wenn man auf der einen Seite den Vorwurf erhebt, daß wir den Zufall als Weltprincip auf den Thron setzten, und dann auf der anderen die Entdeckung macht, daß die die Zukunft construirenden Zeitgedanken der Socialdemokratie die höchst bedenklichen Consequenzen der entwickelungstheoretischen Ideen sein könnten.

Die Stärke der socialdemokratischen Lehre beruht darauf, daß den im Urtheilen ungeübten Candidaten und Mitgliedern der Partei haarscharf in wenigen Zügen von einer willkürlichen Position aus bewiesen wird, es müsse mit Naturnothwendigkeit zur Verwirklichung der Idee kommen. Und nun liegt der Grundirrtum der Fühlung mit dem Darwinismus, wie wir entwickelt, in der Meinung, der Darwinismus habe auch seinerseits ähnliche, die organische Umgestaltung beherrschende Ideen an's Licht gebracht, wie sie zur Realisirung der socialen Revolutionen vorausgesetzt werden.

Die Socialdemokraten schaffen auf ihre Weise den persönlichen Gott ab,

wofür natürlich die „atheistische Naturwissenschaft“ verantwortlich gemacht wird. Nun lesen wir in dem Buche von S. Jacoby (S. 119) folgendes: „Wir nennen also die Idee die vorausgewußte Existenz des verkörperten Gesamtergebnisses einer vorwärts schreitenden Umgestaltung. Dieses Vorauswissen kann aber in keiner anderen Weise stattfinden, als dadurch, daß dasjenige Ding, dem wir die Idee zugestehen, in die vorwärtschreitende Umgestaltung selbst hinein versetzt ist, und aus dieser Erkenntniß folgt die andere Seite des Wesens der Idee, nämlich: das Beherrschtsein durch die Idee, das gezwungene Bewegtwerden durch die Idee nach einer bestimmten Richtung hin. Gestehen wir jenen ersten Organismen die Idee von dem Menschen zu, so erkennen wir auch sofort ihr Beherrschtsein von dieser Idee, das heißt, wie sie gezwungen waren, sich in solcher Weise umzugestalten, daß sie zuletzt den Menschen aus sich heraus erzeugten.“ Dieser Gedanke, seiner methodischen Verballhornung entkleidet, hat sich sehr allgemein in der Socialdemokratie festgesetzt. Sie hat sich aber damit statt des persönlichen Gottes unter der Form einer allmächtigen Idee eine Art von infaliblem Popanz eingetauscht; es ist eine mythische, supernaturalistische Umnebelung, keine naturwissenschaftliche, am wenigsten eine darwinistische Erklärung der Thatfachen.

Der Darwinismus behauptet das stricte Gegentheil, nämlich, daß die Entwicklungen nicht nach Ideen vor sich gehen. Er kennt in der Natur nur Kräfte, Gesetze, Ursachen und Wirkungen, die Ideen muß er diesmal den Philosophen überlassen, und vollends den betreffenden Lehren des socialdemokratischen Katechismus steht er völlig fremd gegenüber. Wenn also die Socialdemokratie die Verwirklichung ihres Ideals darein setzt, daß die der treibenden Ideen sich bewußten Menschen unwiderstehlich das Werk vollführen müssen, und so die Masse zum Glauben an diese Ideen mit sich fortzieht, so mag sie das für sich verantworten —, der Darwinismus gibt dazu keine Anleitung und kann denen, welche die Socialdemokratie fürchten oder hassen oder lieben, nach dieser Seite hin nur gleichgültig sein.

Es gibt aber eine Kategorie von Naturforschern, welche die Entstehung der Arten als die Entwicklung des Höheren aus dem Niedrigen anerkennen, das Darwin'sche Erklärungsprincip nicht ausreichend finden, das platte Wunder auch nicht spielen lassen möchten, und Alles, was ihnen unklar geblieben ist, mit einem Schlagwort, wie „Tendenz zur Vervollkommnung“ oder „Zielstrebigkeit“ verdecken. Ich möchte auch auf die, wie mir scheint, im Absterben begriffene „Philosophie des Unbewußten“ aufmerksam machen, welche immer, wenn sie nicht weiß, wo aus, ihr „Unbewußtes“ aufmarschiren läßt.

Mit diesen unklaren Nothhelfern haben die „die Revolutionen und die Umkehrungen der Verkehrtheiten beherrschenden Ideen“ der Socialdemokratie eine unverkennbare, wenn auch „unbewußte“ Verwandtschaft.

## 7.

Die Verührung der Socialdemokratie mit dem Darwinismus hat zwar stattgefunden, beruhte aber, so weit wir sie untersuchten, auf falschen Voraussetzungen und Unkenntniß des Wesens der Entwicklungslehre. Sie betraf bis-

her nur einige wichtige theoretische Prämissen, und von der praktischen Verwirklichung der socialistischen Idee, d. h. von der Hauptsache und von den Lehren und Anweisungen, welche etwa dafür aus dem Darwinismus gezogen werden, war noch nicht die Rede.

Die Socialdemokratie ist völlig einig im Punkte der Unzufriedenheit mit den gesellschaftlichen Zuständen der Gegenwart. Aber über die künftige specielle Organisation der Gesellschaft sind die Wortführer äußerst schweigsam. So viel soll fest stehen, daß die große Masse der Arbeiter, welche jetzt ihre ganze Kraft um den gerade zur Fristung des Lebens ausreichenden Lohn verkaufen müssen, künftig keine sogenannte „unbezahlte Arbeit“ leisten werden. Sie werden Theil haben an den höheren Genüssen, deren Vorbedingung eine höhere geistige Entwicklung ist. Diese sich zu erwerben, gibt der socialdemokratische Staat durch die bedeutende Verkürzung der Zeit der rein mechanischen Arbeit Jedem Gelegenheit in den natürlich ganz freien Schulen jeder Ordnung. Von dem „rohen leiblichen Kampfe um's Dasein“ ist nach dieser allgemeinen Durchläuterung nicht mehr die Rede. Denn da künftig jeder Mensch seine Vernunft entwickelt, und die Vernunft Verlehrtheiten und Unrecht nicht duldet, so wird Jeder für Alle und Alle für Jeden arbeiten. Ob an Stelle der jetzt herrschenden Theilung der Arbeit eine ähnliche, nach persönlicher Neigung und Befähigung („Zukunft“ 1878. S. 704) sich richtende Uebernahme von Arbeit treten soll, oder ob das System des Arbeitswechsels eingeführt wird, so daß man, wie Engels (a. a. O. S. 173) will, Vormittags Karrenschieber und Nachmittags Architekt ist; was zu geschehen habe, wenn zu gewissen Arbeiten sich keine Liebhaber, zu anderen zu viele finden sollten; ob und wie die Abstufung der Berechtigung zum Bezug der Genußmittel nach Art der Leistung oder der Anstrengung oder des Bedürfnisses des Einzelnen zu bestimmen sei: Das Alles sind offene Fragen. Ihre Schlichtung im friedlichen Sinne setzt, wie angedeutet, eine allgemeine physische und moralische Erhebung der Individuen voraus, wovon der jetzige geistige Durchschnittszustand nur ein schwacher Vorgeschmack ist.

Die Socialdemokratie erhebt also den Anspruch auf eine gerechtere allgemeine Vertheilung der Lebensgüter, auf eine Betheiligung Jedes am Lebensgenuß, und sucht die Gerechtigkeit und Natürlichkeit dieses Verlangens nachzuweisen. Uns interessiert das soweit, als eine Berufung auf den Darwinismus in dem Versuche der Begründung jenes Verlangens stattfindet.

Die im Christenthum sich vollziehende stille Revolution appellirte an die Gleichheit im Jenseits. Die Revolution von 1789 war praktisch und versocht das natürliche Recht des dritten Standes, das Recht der Gleichheit und Brüderlichkeit schon für den irdischen Schauplatz. Von wo sie die Anleitung dazu empfangen, wie sie die gepredigte Rückkehr zur Natur und Wahrheit auslegte, ist bekannt genug. Jetzt stehen wir, wie nicht bloß die Socialdemokratie vielleicht mit Recht behauptet, abermals an der Schwelle einer socialen Umwälzung. Wieder handelt es sich um die Berufung auf das dem Menschen angeborene Recht. Nächst der, die Umwälzung beherrschenden Grundidee, mit der wir uns schon beschäftigten, steift sich das socialistische Programm, wie die Programme aller, aus allgemeinen Nothständen hervorgegangenen Revolutionen, auf Her-

stellung der Gleichheit, welche dem Menschen nach seinem eigensten Wesen zukomme, aber in der Unnatur und Verkehrtheit der Verhältnisse verloren gegangen sei.

Den Socialdemokraten ist mit der Anerkennung, daß das Ziel der Menschheit Vervollkommnung (Brentano), oder daß das ideale Ziel des Fortschrittes die höchste Vollendung Aller (Held) sei, nicht gebient. Sie haben daher der Vervollkommnungsidee in der Forderung der Verminderung der Arbeit und der Erhöhung des leiblichen und geistigen Genusses gleich Hand und Fuß gegeben. Daß bei etwa verweigerter Anerkennung der Gerechtigkeit dieser Forderung Gewalt den Beweis vervollständigen würde, ist unzweideutig ausgesprochen. Allein es ist klar, wie viel den Leitern der Bewegung daran gelegen sein müßte, wenn die Biologie sich auf ihre Seite stellte, und der Darwinismus, „consequent durchgeführt“, auf ihre Fahne geschrieben werden könnte.

Wenn die socialdemokratischen Lehren einen organischen Zusammenhang mit dem anthropologischen Theile des Darwinismus hätten, so würde die Wissenschaft sich darein finden. Darüber zu barmen, würde ihr sehr übel anstehen. In der That glaubt ja die Socialdemokratie, diese Fühlung gewonnen zu haben, und man hätte von dieser vermeintlich nothwendigen Fühlung reden dürfen, wenn sie zugleich als ein gründliches Mißverständnis bezeichnet worden wäre.

Im „Volksstaat“ (a. a. O.) heißt es: „Die Darwin'sche Theorie ist eine wichtige Stütze für den Socialismus; sie ist so zu sagen unbewußt die Sanction desselben von Seite der Naturwissenschaft; denn was ist wol schließlich die Haupterrungenschaft oder die praktische Bedeutung der Darwin'schen Lehre: neben dem tiefgeistigen Einblick in das Wirken der organischen Natur überhaupt doch gewiß nur die stricte Anerkennung des Satzes von der Gleichheit aller Menschen“. „Wenn u. s. f. — gewiß wir hätten leicht Socialismus predigen, weil ja die Menschen schon wüßten, daß jeder Einzelne ein von der Natur gezeugtes Product ist und somit die gleichen Ansprüche an die Natur hat.“ „Jeder Einzelne ist ein von der Natur gezeugtes Product und hat somit die gleichen Ansprüche an die Natur.“ Es wird dann der Schluß gezogen: weil man von reactionärer Seite die Abstammung des Menschen nicht anerkennen wolle, so verhindere man möglichst die Anerkennung des Darwinismus als Stütze der Socialdemokratie und hemme seine ernste Verbreitung unter das Volk.

Wie sich die Socialdemokratie die Gleichheit aller Menschen, zuvörderst die gleiche natürliche Anlage ausmalt, finden wir bei Jacoby. „Der Mensch ist gut von Anfang an“. „Das Gehirn jedes Einzelmenschen ist eben so entwicklungsfähig, durch sich selbst Alles zu denken, wie die Hand jedes Einzelmenschen entwicklungsfähig ist, durch das Mittel der Maschine Alles zu thun“. Daß es bisher nur bei der Fähigkeit zur gleichen Entwicklung geblieben ist, factisch aber in der Entwicklung sich so große Ungleichheit zeigt, hat seinen Grund darin, daß bis jetzt nur unnatürlich Bevorzugte die Zeit zur Entwicklung ihres Bewußtseins haben. Wenn die Menschen einst im socialistischen Staate gleichmäßig richtig erzogen werden, so kommt die gleiche, dem Guten zugeneigte Entwicklung von selbst, denn „die Naturkenntniß zwingt uns, jeden einzelnen Menschen als ein von Anfang an in völlig gleichem Maße entwicklungsfähiges Wesen aufzufassen“.

Unter diesem „jeden einzelnen Menschen“ ist jedoch nur der Mann verstanden. Viele Socialdemokraten huldigen nämlich, mit Berufung auf große Autoritäten, der Ansicht, daß das Weib vermöge seiner abweichenden Gehirnbildung im künftigen Staate eine untergeordnete Rolle zu spielen, nicht zu urtheilen und zu schaffen, sondern nur zu fühlen und zu ordnen habe.

Neuere Vorgänge sprechen übrigens für das Umsichgreifen der Emancipationsidee.

## 8.

Wer nur einige, an der Quelle geschöpfte Kenntniß davon hat, was der Darwinismus über den Menschen lehrt, wird in den oben angeführten socialdemokratischen Vorstellungen kaum einen wahren, von der darwinistischen Anthropologie abzuleitenden Zug finden. Alle Sehnsucht nach Verbesserung verknüpft sich mit dem Ideal der Gleichheit aller Menschen; der Darwinismus zerstört diese Illusion von Grund aus. Das Princip der Entwicklung ist ja die Aufhebung des Principes der Gleichheit. Der Darwinismus geht in der Verneinung der Gleichheit so weit, daß er auch da, wo der Idee nach Gleichheit statt finden sollte, die Realisirung derselben für eine Unmöglichkeit erklärt. Der Darwinismus ist die wissenschaftliche Begründung der Ungleichheit, und darum braucht die Behauptung, daß die darwinistische Lehre ihre Haupterrungenschaft in der stricten Anerkennung des Satzes von der Gleichheit aller Menschen habe, von unserer Seite nicht besonders widerlegt zu werden; sie ist aus der Luft gegriffen.

Eine Anweisung zu den Axiomen, daß der Mensch von Anfang an gut sei, und die Naturerkenntniß uns zwingt, jedes Individuum als ein in völlig gleichem Maße entwicklungsfähiges Wesen aufzufassen, ist in der ganzen darwinistischen Literatur ebenfalls nicht aufzutreiben.

Wie die Darwinianer darüber denken, erlaube ich mir aus meinem Buche über „Descendenzlehre und Darwinismus“ zu citiren<sup>1)</sup>: „Die Stufe, bis wohin im Allgemeinen diese (geistige) Entwicklung steigt, ist von den vorausgegangenen Generationen abhängig. Die Seelenfähigkeiten jedes Individuums tragen den Stammestypus an sich und sind durch die Geseze der Vererbung bestimmt. Denn es ist einfach nicht wahr, daß unabhängig von Farbe und Abstammung jeder Mensch unter übrigens gleichen Bedingungen eine gleiche Höhe der geistigen Entwicklung erreichen könne.“

Es konnte uns nicht einfallen, uns mit jener auf völliger Unkenntniß beruhenden socialdemokratischen Auffassung, welche mit derjenigen der zu Selbsttäuschungen so geneigten Heidenbekehrer übereinstimmt, näher zu beschäftigen, ehe wie schon gesagt, die erstaunliche Entdeckung gemacht wurde, wir seien dafür verantwortlich.

Die Socialdemokraten stellen nach der Einführung ihres Staates eine allgemeine Befriedigung Aller, theils nach individueller Neigung, theils nach staatlicher Anordnung arbeitenden Menschen in Aussicht. Dazu braucht man

<sup>1)</sup> Dacar Schmidt, Descendenzlehre und Darwinismus. 2. Aufl. 1875. S. 276.  
Deutsche Rundschau. V. 2.

allerdings gute Menschen, von denen der „Vollstaat“ (1874, Nr. 30) ein Jahr nach Proclamirung der Gleichheit verlangt, „daß der Starke mit dem Schwachen, der Flinte mit dem Schwerfälligen, die intelligente und die physische Kraft, so weit sie menschlich sind, auch in humaner Gemeinschaft das Gewerbe betreiben und genießen.“

Hier ist nun der Ort, derjenigen Fraction der Socialdemokraten zu gedenken, welche mit Engels (a. a. O. S. 223 ff., namentlich S. 235) sich der Vorstellung hingeben, daß die aus dem thierischen Ursprunge in das Menschheitsdasein herübergekommene und nicht abzustreifende Ungleichheit durch Form und Inhalt der neuen Gesellschaft paralytirt werde. Wie wir gesehen, leiten die Einen die Ungleichheit der menschlichen Individuen aus der Unnatur der alten Gesellschaftsform her und verfechten nicht bloß eine vage Gleichheitsidee, sondern erwarten eine gleiche Entwicklung der Individuen unbeschadet des Fortbestehens von Stark und Schwach, Flint und Schwerfällig. Dagegen nennt Engels die vorausgesetzten Gleichheitsmenschen „Gespenster“, die über die Abschaffung der Classe hinausgehende Gleichheitsforderung des Proletariats seine „Absurdität“ (a. a. O. S. 84); er ist aber dabei der Zuversicht, daß der Kampf um's Dasein mit der Beseitigung der Classenunterschiede aufhören werde, um einem allgemeinen gegenseitigen Wohlgefallen Platz zu machen. Diese Richtung verlangt, daß die Individuen von der factisch bestehenden körperlichen und geistigen Ungleichheit keinen Gebrauch machen. Hier hört natürlich der Darwinismus auch auf, und wir überlassen es Anderen, gegen diese dialektische Umkehrung der auf dem Boden der Beobachtung fußenden Entwicklungslehre in eine phantastische Fiction zu polemisiren, da wir nicht von der Socialdemokratie als solcher, sondern von ihrer Stellung zum Darwinismus handeln.

Das Resultat unserer Untersuchung ist, daß die Socialdemokratie, wo sie sich auf den Darwinismus beruft, ihn nicht verstanden hat, wenn sie ihn aber verstanden hat, mit ihm nichts für sich anzufangen weiß und sein unveräußerliches Princip, die Concurrrenz, negiren muß<sup>1)</sup>.

Und so hätten wir uns mit der Socialdemokratie, deren Ernst als Symptom krankhafter, der Hilfe und Heilung bedürftiger Gesellschaftszustände wir verstehen und würdigen, auseinandergesetzt.

## 9.

Es bleibt noch übrig, zu den Ansichten einiger Freunde und Rathgeber der socialen Bewegung Stellung zu nehmen, welche, dem Darwinismus näher stehend, von der Wirkung der natürlichen Auslese nach socialer Genesung das Beste für den Fortschritt der Menschheit erwarten. Ich denke vor Allen an Albert Lange. Daß diesem ausgezeichneten Kenner des menschlichen Wesens der aus der unbewußten Thierwelt auf die Menschheit übertragene Kampf um's Dasein in seiner vollen Bedeutung einleuchtete, ist selbstverständlich. Er wußte, daß

<sup>1)</sup> In der „Zukunft“ 1878 a. a. O. ist die Concurrrenz der Zukunft zu einem „Concurrrenzkampf der natürlichen Talente“ verdünnelt.

man an ein Aufhören des „Kampfes um die bevorzugte Stellung“ zu denken nicht wagen darf; er setzte aber seine Hoffnung auf den, mit der Vernunft allmählig sich entwickelnden Gedanken der Freiheit und Gleichheit, jenen Gedanken, der die Menschen an einander bringt, trotz der Verschiedenheit der Abstammung, Anlage und Stellung; er hoffte, daß die Gesetze des bewußten Geistes in ihren Wirkungen im Laufe der Geschichte mehr und mehr das Uebergewicht erlangen. Er hoffte also eine in fernster Ferne liegende Lösung aus einer, im entwickelten menschlichen Geiste sich regenden und gegen den natürlichen Differenzierungs- und Theilungsproceß sich richtenden Strömung; er hoffte auf eine Vergeistigung des materiellen Kampfes zu einem friedlichen Ringen im Dienste der Humanität. Wenn in diesen Tagen von socialdemokratischer Seite Aehnliches ausgesprochen wird, so ist das also nichts Neues für uns.

In seinem Buche „über die Arbeiterfrage“ hat Lange Andeutungen gegeben, daß gewisse sociale Uebelstände Folge einer künstlichen Züchtung seien, die ihre Heilung durch Rückkehr zu den einfacheren natürlichen Verhältnissen finden würden. Spinnt man den Gedanken aus (wie das z. B. von Dodel<sup>1)</sup> geschehen ist), so kann man leicht sich einreden, daß bei unseren heutigen socialen Verhältnissen das Princip der natürlichen Züchtung, eine rein naturgemäße Entwicklung überhaupt „nicht oder nur in beschränktem Maße zur Geltung komme.“ Dann erscheint es als eine Verkehrung, als ein Unrecht gegen die natürliche Bestimmung, daß die in bevorzugter Stellung Geborenen so oft ohne persönliche Würdigkeit und Anlage mit ererbten Mitteln mühelos die Lust und den Genuß des Lebens einheimßen und ihren Nachkommen denselben Weg des Wohlstandes geebnet übertragen. Bilden diese, so wird gefragt, außerhalb des Kampfes um das Dasein stehenden Günstlinge des Glücks wirklich die von der Natur am besten ausgestattete Fraction der Gesellschaft? Sollen sie für die künftigen Generationen gehegt werden? soll gerade ihr Gedeihen die größte Berechtigung haben?

Aus diesen verschrobeneren Verhältnissen, in denen das heilvolle Princip der natürlichen Auslese durch die künstliche Züchtung verdrängt sei, könne man einzig dann Erlösung erwarten, „wenn es gelingt, allen den Millionen, die heute und morgen geboren werden, die gleichen Rechte zur Entwicklung einzuräumen, damit jedes von der Natur aus begünstigte Individuum, habe es seine Wiege in der Hütte oder im Palast, jedes Talent, jedes Genie Wege und Mittel vorfindet, seine natürlichen Anlagen ihrem Werthe gemäß zu entwickeln und später zum Wohle des Ganzen anzuwenden.“

Ich kann diese Deutung der natürlichen und künstlichen Auslese nicht für richtig anerkennen. Jeder hat im Verlaufe der gesellschaftlichen Entwicklung mit den Mitteln sein Dasein befestigt, die ihm zu Gebote standen, mit Vermögen, ererbter Stellung, ererbten und persönlichen, physischen und geistigen Eigenschaften. Die künstliche Züchtung hat ein bestimmtes Ziel vor Augen: sie will das Vorhandene zu einem bestimmten Zwecke umformen und dann in der neuen Form zu diesem Zwecke erhalten. Wenn sich der Abel, der Großgrundbesitz in seinem Stande erhält und einturzelt, so handelt es sich nicht um Aus-

<sup>1)</sup> Die neuere Schöpfungsgeschichte. 1875. S. 145. 147.

führung des darwinistischen Begriffs der künstlichen Auslese, welche übrigens, wie wir schon oben betont, in ihrem Verfahren nichts der Naturzüchtung Gegenfälliges enthält, sondern es ist der natürliche Verlauf der Dinge, mag man das Resultat auch das unnatürlichste nennen. Wer das nicht zugibt, muß schließlich die gesammte Erziehung der Menschheit, alle Vorkehrungen in Staat und Gesellschaft, die mit Bewußtsein und zum Zweck der Menschenbeglückung oder Machtentfaltung ausgeführt werden, für künstliche Züchtungsmittel erklären.

Eines der künstlichsten würde der Inbegriff der Staatseinrichtungen sein, welcher jeder guten Anlage eines Jeden die ungehemmte Entfaltung ermöglichte. Das wäre aber wieder die Aufhebung des Principes des Kampfes um die bevorzugte Stellung, und die sich darum drehenden Vorschläge sind nicht diejenigen eines Darwinianers, sondern, wir wiederholen es, eines unpraktischen Träumers.

Von unserem Standpunkte aus werden wir fort und fort daran erinnert, daß es eben nicht im Begriff des natürlichen Kampfes um's Dasein liegt, daß die Sieger immer die physiologisch und, in's Menschliche übertragen, die moralisch würdigen seien. Wir möchten, können aber nicht uns zu dem Ideal erheben, daß es einst so sein wird, und daß wir deshalb das Ende der Entwicklung uns als eine allgemeine Vervollkommnung vorstellen dürften. Wir sind deshalb Nichts weniger als Pessimisten; aber der vielmillionenfältige Fortschritt, den die unbelebte und die belebte Natur predigt, kann unsere Weltanschauung auch nicht zu einer rein optimistischen machen. Der Fortschritt ist eine Asymptote zum Vollkommenheitsideal, und indem wir dies erkennen, lassen wir dem Vollendungsdrange sein Recht, ohne die Vollendung mit Händen greifen zu wollen.

Mit der Sicherheit, deren der Inductionsbeweis fähig ist, behauptet die Entwicklungslehre den thierischen Ursprung des Menschen. Ob es nun richtig sei, was Puffel sagt:

Weit besser für das Heil der Welt  
Ist frommer Irrthum, der erhält,  
Als kalte Wahrheit, die zerflört —

darüber läßt sich vielleicht in bestimmten Fällen streiten. In unserem ist wol daran zu denken, daß die aus lang genährtem, wenn auch frommem Irrthum erwachenden Menschen gar oft die Brüderschaft mit den Bestien herauskehren, während die sorgfältig von Generation zu Generation überlieferte Wahrheit und zunehmende Erleuchtung die Menschen vermenschlicht.

Wüßte es gelingen, der vollen Wahrheit der darwinistischen Entwicklungslehre das allgemeinste Verständniß zu verschaffen, damit jeder nicht schon im Gegenstrom treibende urtheilsfähige Mensch wüßte, was in ihr enthalten ist und was aus ihr nicht gefolgert werden kann.



## Berliner Chronik.

### Die Berliner Kunstausstellung.

Anfang October 1878.

Es ist schwierig, nach der Pariser Weltausstellung den richtigen Maßstab für die Berliner alljährlich wiederkehrende Kunstausstellung zu finden, zumal wenn man beim ersten Eindruck das Gefühl erhält, als ob der letzteren Durchschnittsniveau sehr beträchtlich unter dem früherer Jahre zurückgeblieben wäre. Indessen ist bei aller Vorsicht und Selbstprüfung kaum noch ein Zweifel, daß in der That die diesmalige Ausstellung eine verhältnißmäßig geringe Ausbeute gewährt. Es ist von verschiedenen Seiten versucht worden — denn auch solche, deren Urtheil nicht durch eine andere Ausstellung beeinflusst worden, haben sich des nämlichen Eindrucks nicht erwehren können —, es ist versucht worden, dieses niedrigere Niveau durch eine laze Handhabung des Ausmärkegeschäftes seitens der Jury zu erklären und zu entschuldigen; indessen widerspricht dem der Umstand, daß Kunstwerke, welche von der Beurtheilung der Jury hätten müssen betroffen werden, sich in der Ausstellung thatsächlich nicht vorfinden. Freilich weiß ich wohl, daß über die Competenz der Jury selber ziemlich verschiedenartige Auffassungen herrschen, und daß bei Weitem die Meisten der Jury eine gewisse sachliche Kritik nicht nur zugestehen, sondern als Pflicht auferlegen wollen. Daß jedoch dieser Standpunkt ein durchaus unhaltbarer ist, der Jury eine unberechenbare Arbeit und Verantwortung auferlegt und sie endlosen Reclamationen aussetzt, ist leicht einzusehen. Der einzig correcte Standpunkt für eine Ausstellung wie die alljährliche Berliner akademische scheint mir nach wie vor der zu sein, daß die Jury lediglich eine Schulensur zu ertheilen hat und Alles passiren lassen muß, was nicht von Seiten des Könnens eine solche Mangelhaftigkeit zeigt, daß der Urheber der betreffenden Werke unfähig erscheint, künstlerische Ideen in angemessener Form nach seiner Absicht zur Darstellung zu bringen.

Es kann ja doch nicht übersehen werden, daß zwischen der Berliner Ausstellung und etwa einer Weltausstellung oder einer retrospectiven Kunstausstellung ein großer Unterschied ist, da bei Ausstellungen der letzteren Art stets ein beschränkterer Raum mit einer größeren Zahl von Anspruch Erhebenden in Einklang gebracht werden muß als bei der akademischen Berliner Ausstellung. In jenen Fällen, in welchen durch die ausgestellten Werke zudem ein bestimmter Zweck, wie etwa ein Ueberblick über die gesammte Kunstproduction einer relativ abgeschlossenen Zeit, erreicht werden soll, kann natürlich auch von sachlichen Beurtheilungsgründen nicht Umgang genommen werden, während von allen denkbaren sachlichen Gründen gegen die Zulassung eines Bildes zu irgend einer Ausstellung gleich der hiesigen akademischen kein anderer das Recht hat, gehört zu werden, als der auf das sittliche Gefühl gegründete Widerspruch, welcher die Aufnahme wirklich obscöner Darstellungen in einem sicherlich berechtigten allgemeinen Interesse ablehnt.

Das offenbar niedrigere Niveau der diesjährigen Ausstellung ist also nicht durch eine falsche Begrenzung nach unten hin, sondern durch eine Mangelhaftigkeit gegen die oberen Regionen hin begründet. Es fehlen eine erhebliche Anzahl von Künstlern, die zum Theil unangefochten als erste Größen am deutschen Kunsthimmel betrachtet werden, und die zum anderen Theil durch ihre Werke immer wenigstens anregend zu wirken pflegen. Aber auch selbst die Vertretenen scheinen nicht durchweg auf der

Höhe zu stehen, auf der man sie zu suchen gewohnt ist. So kommt es, daß hervorragende Werke, die sich dem Gedächtniß der Nation unverlöschlich einprägen, diesmal kaum namhaft zu machen sind, oder wenigstens nicht nachweisbar waren, als die Ausstellung eröffnet wurde; und erst fast vier Wochen nach diesem Termine ist auf eine unerklärt gebliebene und jedenfalls nicht zu billigende Weise — weil auch dem Bedeutendsten gegenüber Rechtsverletzungen unstatthaft sind — ein Bild zur Ansicht gekommen, das in der That geeignet ist, der Ausstellung von 1878 für alle Zeit ein bestimmtes Gepräge zu geben.

Das Gemälde ist bedeutend genug, um es vor jedem weiteren Eingehen auf die Ausstellung genauer in's Auge zu fassen.

Die bisherigen Besucher wurden angenehm überrascht, als sie von einem stets gern und mit Bewunderung gesehenen Künstler, von Franz Defregger (München)<sup>1)</sup>, zwei lebensgroße Studienköpfe, einen männlichen und einen weiblichen, antrafen; denn die Anmuth und Schönheit des letzteren, die wenn auch nicht ganz gebändigte Kraft des ersteren zeigte, daß der Meister auch des lebensgroßen Maßstabes, in dem er bisher noch niemals aufgetreten war, ebenso Herr ist wie des kleineren, der seine Genrebilder und seine historischen Scenen bis jetzt charakterisirte. Immerhin war es bedauerlich, keine Probe von seinem reichen Compositionstalent vorzufinden. Diese Lücke ist durch das nachträglich ausgestellte sehr umfangreiche Bild „Andreas Hofer auf dem Gange zum Tode“ in der glänzendsten Weise ausgefüllt worden, denn dasselbe gehört in jedem Betracht zu den bedeutendsten deutschen Kunstwerken, welche innerhalb der letzten Jahrzehnte hervorgetreten sind. Es vergegenwärtigt einen Moment, dessen Erinnerung nicht nur bei dem Volke der Tiroler Berge, sondern längst auch durch volksthümliche Dichtungen verherrlicht, allen Deutschen unvergänglich geworden dergestalt, daß die für wahrhaft nationale Kunstwerke unentbehrliche unmittelbare Verständlichkeit einer guten Verkörperung des Moments ihm in seltenem Grade beizwohnt. Defregger hat es verstanden, aus den letzten Augenblicken des für sein Vaterland sterbenden Helden denjenigen herauszuwählen, welcher, an sich selber nicht zu peinlich, die weitesten Perspectives nach rückwärts und vorwärts eröffnet. Hofer wird, aus seinem Gefängniß herausgetreten, bevor er seitlich auf den Wall hinaustritt, auf dem ein Peloton französischer Grenadiere unter Führung eines Officiers ihn in Empfang zu nehmen bereit steht, von seinen mit ihm gefangen genommenen Landsleuten umringt, die mit dem Ausdruck begeisterter Hingabe und leidenschaftlichsten Schmerzes von ihm Abschied nehmen. Die Composition ist trotz des großen Figurenreichtums so durchsichtig und klar, der Charakter jeder einzelnen Gestalt so durch die ganze Erscheinung hindurch zum Ausdruck gebracht, die Anordnung der Gruppen durchweg so ansprechend, daß man das Gefühl erhält, es könne gar nicht anders sein. Zeichnung und Malerei sind von vorwurfsfreier Vollendung, nirgends tritt irgend ein Uebermaß weder in den Zwecken noch in den Mitteln hervor, und auch von der häufigen tendenziösen Färbung derartiger Sujets, bei welcher zwischen Freund und Feind Lust und Bitterkeit nicht immer gerecht und unparteiisch vertheilt wird, hat sich der Künstler durchaus frei gehalten. Die Behandlung zeigt die freie Breite der Pinselführung, welche für den angenommenen großen Maßstab nothwendig ist, um Wirkung zu machen; sie ist aber so sorgfältig, daß auch nicht das leiseste Detail, welches irgend Interesse erregen könnte, in Unklarheit gelassen ist, und selbst so scheinbar gleichgültige Nebensachen, wie der Durchblick rechts durch die enge Schießscharte in die hellgraue Morgenluft hinaus, mit den über die Zinnen herüberragenden entlaubten Baumspitzen, sind mit einer Meisterschaft gemalt, daß dieselben jeder landschaftlichen Darstellung zur Zierde gereichen würden. Bewundernswerth ist dabei aber, mit welcher Sicherheit die sämmtlichen Einzelheiten so gegeneinander abgewogen und einander untergeordnet

<sup>1)</sup> Nach alter Gewohnheit gebe ich bei den nicht Berlin angehörigen Künstlern in Klammern ihre Heimat an.

sind, daß der Blick auch nicht einen Augenblick in die Versuchung geräth, von der Hauptsache abzuschweifen oder irgend eine Neugierlichkeit in dem Bilde aufzufassen und darüber das geistige Gewicht des Momentes zu verabsäumen. Wenn man sich nicht darüber klar ist, in welchem Verhältniß in dem wirklichen Kunstwerke Gehalt und Form stehen müssen, welche Rolle die künstlerischen Darstellungsmittel zu spielen berechtigt, und welche Stelle einzunehmen sie verpflichtet sind, so muß man dieses Bild studiren, in welchem ein Künstler von unzweifelhafter Virtuosität in allen äußerlichen Dingen der Kunst sich nirgend verleugnet und mit all seinem hervorragenden Können nicht im Geringsten der Versuchung ausgesetzt scheint, geschweige denn ihr unterliegt, sich selbst und seine Fertigkeit vor dem Gegenstande selbst glänzen und leuchten zu lassen. Es zeigt aber das Bild auch, welche Bedeutung der heutigen zur Mode gewordenen Nichtachtung gegenüber der wirklich große Gegenstand für ein Kunstwerk hat. Weil historische Kunstwerke von unansehbarem Werth außerordentlich selten, schwache Historienbilder aber in der That ein Kreuz für den Beschauer und jedenfalls minder werthvoll als gute Bilder kleinerer Gattungen sind, ist bei uns an die Stelle der früheren übertriebenen Hochachtung, die man für historische Gemälde und Cartons als Kenner zur Schau tragen zu müssen glaubte, bei Künstlern und Kennern das Coquettiren mit einer ebenso absichtlichen und im Grunde unwahren Nichtachtung der historischen Gattung getreten. Ein Werk dieser Gattung von dem Werthe des Defregger'schen Bildes kann gerade in der Umgebung, in welche es hier hineintritt, und in diesem Zeitpunkte, wo sich die Mehrzahl der Beschauer schon mit dem Inhalte der Ausstellung auseinandergesetzt und den Eindruck des Hervorragendsten fixirt hat, belehren, wie hoch ein in seiner Weise vollendetes Gemälde durch den erhabenen Gegenstand, den es behandelt, zu stehen vermag. Zugleich kann auch der große Maßstab darüber Aufschluß geben, daß die Abmessungen eines Kunstwerkes nichts weniger als gleichgültig sind, daß ein Genrebild von relativ nichtigem Inhalt durch lebensgroßen Maßstab wol eine Probe für das Können seines Urhebers werden, aber nicht zu höherer Bedeutung gelangen kann; daß andererseits aber ein an sich großer Gegenstand durch großen Maßstab erst das volle Gewicht erlangt, welches ihm seiner Natur nach beiwohnen kann. Freilich erfordert der große Maßstab überall eine Größe und eine Einfachheit des Sinnes, welche bei dem kleineren nicht so erfordert wird; er verzichtet auf kleine Wirkungsmittel, durch deren Fülle und Massenhaftigkeit in kleinerem Umfange Wirkung erreicht werden kann. Die beiden früheren Defregger'schen Bilder aus dem Tiroler Kriege würden für die Darstellung im lebensgroßen Maßstabe offenbar zu gedrängt und mit Nebensachen überladen gewesen sein; und leicht könnte es geschehen, daß, wenn das vorliegende Bild in kleineren Maßstab übertragen würde, es an der Größe seines Eindruckes so empfindlichen Eintrag erlitt, daß man einen größeren Reichthum an Einzelheiten als nothwendig verlangen würde. Jedenfalls muß festgestellt und in jeder Weise beachtet werden, daß in Defregger's „Andreas Hofer“ ein Kunstwerk allerhöchsten Ranges entstanden ist, welches, etwa auf der Pariser Weltausstellung zu Tage getreten, der deutschen, bezw. der österreichischen Kunst (da Defregger als geborener Tiroler dort auch mit Oesterreich ausgestellt hat) entscheidend das Uebergewicht über die Kunst aller übrigen Länder gegeben haben würde. Denn es bleiben von allen Bildern großen Stiles, welche in Paris vorhanden sind, nur verschwindend wenige übrig, die überhaupt noch neben diesem „Andreas Hofer“ zu nennen der Mühe werth wäre, und darunter ganz sicher kein einziges französisches.

Es ist eine auffällige Erscheinung und sicherlich eine bedauerliche Folge der Gewöhnung an unsere heutige, berechnete und äußerliche Kunstproduction, der gegenüber Jeder sein tieferes Empfinden hinter reservirter und kühl ablehnender Kritik zu verschansen instinctiv getrieben wird, daß auch ein solches Kunstwerk nicht im Stande ist, die kritischen Anwandlungen ganz zum Schweigen zu bringen; und wenn denn thatsächlich nichts irgend Wesentliches berechtigter Weise daran ausgesetzt werden kann, so muß das Bild wenigstens „conventionell“ sein: Da ist die nothwendige

Hauptpyramide mit dem dominirenden und dem untergeordneten Licht, da sind die verschieden großen Nebenfiguren links und rechts, da ist das obligate beleuchtete Bein seitlich im Vordergrunde — hier als ein angeschoffenes besonders piquant —, da sind die in jeder Hinsicht Perspective eröffnenden Gruppen im zweiten Plan, u. s. w. Leider wird nur mit Nichts mehr Mißbrauch getrieben als mit ästhetischen Schlagwörtern; und eben so wie das Stichwort „eklektisch“ ist besonders das andere Stichwort „conventionell“ leicht dem Mißbrauch ausgesetzt. Als Zeugis nach einer — allerdings in anderer Richtung nicht unbezeichnenden — Anekdote zu seiner Helena für die Protoniaten die fünf schönsten Jungfrauen der Stadt als Modelle auswählte, lud er für alle Zeiten den Vorwurf des „Eklekticismus“ auf sich; und doch — was that er anders, als was mehr oder minder geräuschlos jeder Künstler gethan hat, der nicht in der niedrigsten Form des Naturalismus stecken bleiben wollte? Ohne den Eklekticismus, den Zeugis nachweislich getrieben, ist keine Idealbildung möglich. Ob er Eklektiker in der vorwurfsvollen Bedeutung des Wortes gewesen, ist ohne die Anschauung seiner Werke nicht möglich zu entscheiden und folgt aus jener Anekdote noch nicht einmal vermuthungsweise. Ebenso ist es mit dem „Conventionellen“. Woher stammt die Convention? Sie ist das Allgemeine, Mustergültige, Stilgemäße, das durch Jahrhunderte und Jahrtausende künstlerischer Production gefunden und erkannt worden ist. Kann es ein Fehler sein, diese Convention zu beobachten? Fehler wäre es wol eher, sie zu verachten! Der Convention muß sich jeder Künstler beugen, der nicht der Stillosigkeit verfallen will. Wo der Künstler bei dem bloßen Recept der Convention stehen bleibt, ohne das Gerippe mit Fleisch zu bekleiden und mit Geist zu beleben, wird das „Conventionelle“ seines Wertes ihm zum Vorwurf. Und wer wollte das von Defregger behaupten? Kann man das aber nicht, so ist der Vorwurf des „Conventionellen“ wider ihn nicht von höherem Gewicht und Belang, als wenn man ihn mit Achselzucken abthun wollte, weil er in altväterischer Weise mit dem haarigen Ende des Pinsels zu malen pflegt. Drum: „naht ein Meister, Eure Lust zu mehren, so lernt auch, ihn in vollem Maß genießen, anstatt sein Thun beständig zu verneinen. Was soll der Mond denn anders thun als scheinen!“ —

Hiernach also zu der Ausstellung in ihrem eigentlichen durch den Katalog fixirten Bestande.

Im Allgemeinen ist über die Einrichtung der Ausstellung nur wenig zu sagen. Die Anordnung der Bilder annähernd nach der Reihenfolge des Kataloges, die in den vorzüglich beleuchteten Sälen, wie sie jetzt vorhanden sind, sehr wohl und ohne nennenswerthe Schwierigkeiten durchzuführen wäre, ist zwar im Allgemeinen angestrebt worden, wird aber noch zu viel durch Abweichungen unterbrochen, um die Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten für den Besucher auskommen zu lassen, welche jene Anordnungsweise bezweckt; insbesondere hat man sich wiederum nicht der leidigen, überflüssigen Bemühung entschlagen können, eine Anzahl von Werken auf die Wanderschaft zu schicken, was bei der ohnehin in dem gegenwärtigen Local mit seinen gleichförmigen schmalen Galerien etwas schwierigen Orientirung dem häufigen Besucher eine unnütze Umständlichkeit verursacht. Auch ist nicht abzusehen, wesswegen der große Mittelsaal diesmal ganz ohne Gemälde geblieben ist, da der Raum für mehr decorative große Sachen, wie sie in ziemlicher Anzahl vorhanden sind, sehr praktisch ist, und die Sculpturen sich erfahrungsgemäß vor den mit Bildern behängten Wänden effectvoller ausnehmen als vor leeren.

Noch möchte ich — unter Wiederholung anderer, bekannter Aussetzungen — bezüglich des Kataloges um Vermeidung gewisser Bezeichnungen bitten. Wenn es schon des Eigenfinnes der Dargestellten wegen nicht möglich ist, die verschiedenen „Damenbildungen“, „Porträts“ u. s. w. zu verbannen, so sollten doch wenigstens solche Bezeichnungen wie „Genrebild“, „Landschaft“ u. dgl. nicht vorkommen. Auch wäre den Künstlern zu empfehlen, sich über ihre Einsicht in das eigene Thun und Schaffen dadurch besser zu legitimiren, daß sie ihren Werken nicht wigelnde Bezeichnungen

geben, durch die man nur schwer an die Gegenstände der Bilder erinnert wird. Wenn ein Truthahn auf einer Tonne steht und ein paar Gänse um ihn her die Häufe hochrecken, so kann das ja unter Umständen ein recht hübsches Bild sein; aber warum das heißen muß „Hört! hört!“ — ist doch schwer einzusehen. Vollends nun so ganz willkürliche und irreführende Bezeichnungen, wie sie z. B. Franz Sturzkopf seinem Bilde gegeben hat, sollte die Redaction des Cataloges durchaus nicht passiren lassen. Was würde der Künstler sagen, wenn man seiner von einem Pflau begleiteten, im Waldesgrün liegenden, auf einen Hund gestützten nackten weiblichen Gestalt, die einem zweiten Hunde zu trinken darreicht, nachgesagt hätte: es sei das reine Stillleben! — und er selber nimmt keinen Anstand, das Bild so zu bezeichnen! Bei all solchen Angaben von Seiten der Künstler sollte wenigstens ein Zusatz gemacht werden, der den eigentlichen Gegenstand und die Gattung des Kunstwerkes erkennbar bezeichnet, also wie es z. B. Karl Fuß bei seinem Bilde gemacht hat: „Die unglücklichen Kinder. Thierstück.“ —

Unter den Gemälden der Ausstellung tritt das historische Fach, mit Einschluß der Kriegsmalerei, sehr zurück. An die 1870er Kriege wird kaum mehr erinnert; abgesehen von dem „Napoleon III. im Granatfeuer vor Sedan“ von Wilhelm Camphausen (Düsseldorf), der wunderbarer Weise in einem „Napoleon I. bei Waterloo“ von Georg Bleibtreu sein Pendant gefunden hat; beiden Bildern ist bedeutender Ausdruck und malerische Gestaltung nicht abzusprechen. Weniger befriedigt dagegen Camphausen's anderes Bild: „Der große Kurfürst in der Schlacht bei Fehrbellin“, wie er im Augenblick der höchsten Gefahr von seinen brandenburgischen Dragonern aus den ihn umringenden Schweden herausgehauen wird. Das ist unlebendig, sieht arrangirt und lahm aus wie auf dem Theater und hat auch nicht die Kraft der malerischen Behandlung, durch die es bildmäßig werden könnte.

Genrehaft klingt der große Krieg in zwei Bildern nach: Ein Franzose, Victor Bachereau (Paris) läßt uns einen anziehenden Blick in die galerie des glaces zu Versailles thun, wie sie während der Belagerung von Paris als Lazarethraum diente. — Bedeutender ist Louis Braun's (München) Einzug des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin in Orléans, besonders malerisch durch die glückliche Behandlung der Mondbeleuchtung auf dem beschneiten Platze mit dem Reiterstandbilde der Jeanne d'Arc. Desselben Künstlers „Ulmer Festzug“ fesselt durch die freie Leichtigkeit der feierartigen Composition und die geschmackvolle Mannigfaltigkeit der Costüme aus vier verschiedenen Jahrhunderten.

Interessant, aber weniger anziehend stellt sich das historische Gemälde dar, mit welchem Lourens Alma-Ladema (London) uns diesmal bedacht hat: „Die Morgengabe der Galeswintha“, eine Episode aus der Schaudergeschichte der Frankenkönige, deren schauerliche Perspective aber aus dem Bilde selber nicht errathen werden kann. Fredegunde, die um der Galeswintha willen verstoßene Gemahlin des Chilperich, Königs von Neustrien, sieht an einem Fenster sitzend mit ziemlich ruhigem Ausdruck der im Hintergrunde unter freiem Himmel vorgehenden Vermählungsfeierlichkeit zu. Daß der archäologische Apparat auf dem Bilde tabellos, und daß alle Einzelheiten mit vollendeter Virtuosität gemalt sind, das Ganze auch harmonisch im Ton ist, versteht sich bei Alma-Ladema von selber; aber die passenden Eigenschaften seiner meisten früheren Bilder fehlen dem diesjährigen. Um die Vorgänge im Hintergrunde mit ihren kleinen Figuren deutlich zu machen, hat er sie auffallend hell halten müssen, und dadurch ist es ihm unmöglich geworden, sie hinreichend zurückzurücken; auch fehlt in ihnen die starke Bewegung, welche man bei einer solchen Feier zu erwarten wol berechtigt ist. Insbesondere aber würde man durch den bloßen Anblick der Fredegunde nicht auf die Idee kommen, daß in ihr sich der Entschluß zu blutiger Rache vorbereitet. Modellirt ist übrigens in Kopf und Körper diese fast lebensgroße Figur bei Weitem virtuoser, als Alles, was Alma-Ladema bisher in so großem Maßstabe geliefert hat.

Friedrich der Große hat zu mehreren Bildern den Stoff hergeben müssen, unter

denen aber nur drei auf einige Bedeutung Anspruch machen können. Zuerst tritt er in einem Bilde von August Holmberg (München) als Kind auf, wie er in Begleitung seiner Schwester, der Prinzessin Wilhelmine, seinen königlichen Vater während der Sitzung des Tabakcollegiums in Königs-Wusterhausen besucht. Das Bild zeichnet sich vortheilhaft durch energische Charakteristik und Porträttreue der ziemlich zahlreichen Persönlichkeiten, durch sehr wohlgetroffenen Zeitcharakter und eine gute malerische Haltung aus, die freilich durch Schwärze der Schatten etwas düster-Schweres bekommen hat. — Sodann begegnen wir ihm auf einem Bilde von Fritz Werner in der Bibliothek von Sanssouci, deren eminent malerische Innendecoration, wie mir scheint, nicht so zur Geltung kommt, wie es wol möglich wäre; immerhin aber ist es ein feines, charaktervolles Gemälde. — Endlich führt uns Adolph Menzel mit dem großen Könige und einer Anzahl seiner Generale zu dem Sarge des großen Kurfürsten, von dessen zerfallener Leiche er sich, die Hand seines großen Vorfahren ergreifend, mit Thränen in den Augen und mit den Worten abwandte: „Messieurs, der hat viel gethan!“ Das grau in Grau gemalte Delbild ist bestimmt, photographisch vervielfältigt zu werden für die an dieser Stelle früher einmal besprochene Gustav-Freytag-Galerie (Verlag von Edwin Schömp in Leipzig). Mit dem vorliegenden und ein paar weiteren auf dieser Ausstellung hervortretenden Beiträgen zu dieser Galerie erhebt sich dieselbe allerdings auf ein höheres Niveau als dasjenige, auf welchem sie die ersten Lieferungen zeigten. Doch gehören eben, meines Erachtens, allbekannte historische Momente, an denen Freytag gar Nichts erfunden, als die Einleitung oder vielleicht auch bloß Einleitung, welche er für sie in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ gegeben hat, nicht in eine Gustav-Freytag-Galerie, und man kann ein derartiges Bild nur für sich selbst als ein historisches Gemälde betrachten und beurtheilen. Da ist nun allerdings Menzel's Kraft und Größe leicht zu erkennen; aber dennoch bietet der Moment für die malerische Behandlung Schwierigkeiten, über die selbst ein Menzel nicht ganz ungefährdet hinwegkommen kann. Ein Gegenstand, dessen Hauptpointe ein geflügeltes Wort ist, und ein Held, der die Augen voll Thränen hat, das sind zwei Dinge, die kaum eine rein erfreuliche Wirkung in der Malerei aufkommen lassen. — Beiläufig sei hier auch des Kopfes von der Adresse der Berliner Kunstakademie an den Kaiser anlässlich des Hödel'schen Attentates, von Menzel in Gouache ausgeführt, gedacht. Um die sittliche Entrüstung ist's ein wunderbar Ding, und jedenfalls hat Menzel hier ihren Ton mit den Mitteln seiner Kunst nur sehr ungefähr getroffen. Eine fast rebusartige Allegorie mit den malerisch unvereinbarsten Ingrebienzen konnte freilich erst da in freien malerischen Zug kommen, wo Nichts mehr zu bedeuten war: bei der reich verzierten Anrede der Adresse selber.

Etwas rathlos und trauernd steht die Kritik vor Joseph Brandt's (München) großer Leinwand: „Tartarenschlacht“. Voll Schrecken darüber, daß ihr ein epochemachendes Bild wie Brandt's „ukrainische Kosaken“ von der 1876er Ausstellung erst bekannt geworden, als es nicht mehr zu haben war, hat die Nationalgalerie auf diese neue Schöpfung die Hand gelegt; aber es ist ihr gegangen wie dem Teufel mit dem Studenten von Salamanca: sie hat nur den Schatten erwischt. Es ist unbedenklich zuzugeben, daß die „Tartarenschlacht“ sichtlich das Werk eines hervorragenden Künstlers ist, daß sie einen so noblen grauen Ton hat wie wenige Bilder der Ausstellung. Es ist auch wahr, daß einzelne Gruppen klar, ausdrucksvoll und interessant sind. Aber das Ganze ist ein ungeheurer Wirrwarr, in dem es an jeder Spur eines geistig oder räumlich dominirenden Mittelpunktes fehlt. Es ist ein Gedränge einander überstürzender Figuren zu Fuß und mehr noch zu Pferde, aus dem sich beim besten Willen kein Zweck und Ziel erkennen läßt. Dabei hat die starke und hastige Bewegung nur die ganz äußerlichen Mären der Heftigkeit, aber keine wahre Leidenschaft, keinen wirklich brausenden Ansturm. Man stelle einmal die Amazonsenschlacht des Rubens (in München) neben dieses Bild, und man wird einen kaum zu beschreibenden Abstand bei im Grunde recht verwandten Darstellungen wahr-

nehmen: das eine ist Leben, das andere ist galvanische Zuckung; das eine ist eine sich zur Entscheidung zusammenfassende Handlung, das andere ein in's Unendliche auseinander fließender Vorgang.

Wenn wir endlich noch die „Verhaftung Lavoifiers“ von Ludwig von Langemannantel (München) als eine lebendige, sprechende Composition von verständigem Vortrag und klarer, wohlgestimmter Farbe angeführt haben, so ist das eigentliche historische Fach erschöpft.

Außerordentlich reich aber ist die diesjährige Ausstellung an Werken der idealen Richtung, welche ihre Stoffe aus Sage und Märchen, Mythologie und Dichtung, Religion und biblischer Geschichte wählt. Einer nordischen Ballade hat Knut Ekwall das Motiv zu seinem sehr umfangreichen Gemälde „des Wiking's Brautnacht“ entlehnt. Wenn man berücksichtigt, wie kurze Zeit der Künstler sich erst dem Pinsel zugewendet hat, so verdient es alle Anerkennung, mit welcher Geschicklichkeit er sich selbst mit einer Aufgabe von solcher Größe und Schwierigkeit abzufinden gewußt hat. Indessen ist eine zu gleichmäßige Beleuchtung ohne Tiefen und ohne helle Lichter Schuld daran, daß die Composition, die in Zeichnung und Bewegung recht verdienstlich ist, keine entsprechende Wirkung macht. Vielleicht hat die Rücksicht auf den sagenhaften Charakter den Künstler mit Absicht eine solche Färbung anstreben lassen, aber das Dülster-Märchenhafte und das Dunkel-Unerkennbare sind Nichts weniger als identische Dinge. Daß er im großen Maßstabe und in klarer energischer Färbung sehr wohl erfahren ist, das zeigt das Gemälde: „Des Seefahrers Heimkehr“, in welchem offenbar ein so mächtiger Zug waltet wie in wenigen anderen Werken, dergestalt, daß selbst die mangelhafte Materialbezeichnung in dem rostigen Eisenzeug des Vordergrundes die Wirkung nicht nennenswerth beeinträchtigt. (Weiläufig sollten solche Anleihen bei früheren Bildern, wie die hübsche junge Frau mit dem Riech in der Hand unter dem Titel „Gute Nacht!“ aus dem bekannten Genrebilde von Ekwall auf der 1876er Ausstellung, ebenso wie directe Wiederholungen ausgeschlossen sein.)

Gleichfalls aus der alten Sage hat Marcus Grönvold (München) den Stoff zu seinem gewaltigen Rundbilde „Wieland der Schmied“ entlehnt. Die schöne Königstochter, welche etwas zögernd den verrätherisch ihr dargebotenen Trunk betrachtet, ist recht wohl gelungen, in dem Wieland selber aber kommt das Dämonische, Boshafte nicht genug zur Geltung; man würde ohne Kenntniß der Sage schwerlich errathen, daß er mit dem Trunkte eine Hinterlist vorhat. — Interessant ist an dem Künstler, daß er, der hier mit einfachen und großartigen Mitteln zu arbeiten verstanden hat, in einem kleinen, außerordentlich humoristischen Genrebilde „Sonntags früh“ ebenso geschickt aus einer sehr abweichenden Tonart componirt.

Auch das Nibelungenlied hat einmal den Stoff hergeben müssen, für das große Bild von Julius Schmid (Wien) „Hagen und die Donaunizen“. Es ist nicht leicht, dem Bilde einen directen Fehler nachzuweisen, vielmehr hat es sehr viel Treffendes und Treffliches, und trotz alledem läßt es kalt und wirkt im Ganzen steif; es ist, wie wenn die Modelle alle in der angegebenen Stellung eingefloßen wären, und der Künstler es nicht fertig bekommen hätte, sie wieder zu wecken.

Adolph Ehrhardt's (Dresden) „Loreley“ ist nur ein achtbarer Versuch. Dagegen hat August von Heyden in seinem „Draß“, nach dem bekannten Vorbilde von Goethe's Erlkönig, wieder einmal einen sehr glücklichen Griff in das ihm vertraute Gebiet des Geisterhaften gethan. Man hat den Nizen und Elfen auf dem Bilde wol den Vorwurf gemacht, daß sie zu materiell wären, indeß offenbar mit Unrecht; denn sie gestalten sich gewissermaßen nur so weit aus Luft und Wasser heraus, daß sie eben von dem — hier vorzüglich charakterisirten — Reiter erblickt werden können, und sie haben in hohem Grade das, was sehr wenige Künstler ihren Gestalten aus diesem Gebiete zu verleihen vermögen: das Schaurig-Schöne und Bannend-Geisterhafte, jene wunderbare Leidenschaftlichkeit, welcher nur die Grundlage einer menschlich empfindenden Seele fehlt. Auch der Ton des Bildes hat eine vornehme Feinheit, die nicht Vielen

zu Gebote steht. — Die „Nixen“ von Hugo Louis, den man nach seinem vorjährigen Bilde auf ganz anderer Fährte sucht, sehen übermüthigen badenden Mädchen so ähnlich, daß man nicht begreift, warum man sich die munteren Geschöpfchen durch solche willkürliche Benennung soll entfremden lassen. Die freundlich helle Färbung verdient Lob.

Die antike Götterwelt ist zunächst durch zwei Schöpfungen vertreten, die mehr gut gemeint und an eklektisch zusammengebrachten Einzelzügen reicher, als original und einheitlich sind: Erstlich durch das große Gemälde: „Apollo mit den Mufen und Grazien“ — und wol auch den Horen — von Otto Heyden, welches auf einem Theatervorhang, Plafond oder dergleichen mit Ehren seinen Platz ausfüllen kann. Das andere ist Ernst Haber's Bild mit Nymphen und Faunen, auf das die coloristischen Absichten herrschenden Einfluß gehabt haben; ein Umstand, dem das nicht goldige, sondern rothgelbe Haar der Hauptgestalt seinen Ursprung zu verdanken scheint. Aber als ein Versuch im Großen, der ja bei etwaiger Wiederholung zu besserem Gelingen führen kann, verdient ein solches Bild, in dem sich sehr viel tüchtiges Können und künstlerische Empfindung verräth, Aufmunterung und Anerkennung. Freilich dürfte es bedenklich sein, wenn der Künstler das Gelingen weiter auf der Bahn suchte, die er in einem anderen, „Siebeslieb“ betitelten Gemälde beschritten hat, das einen mächtigen Satyr mit der Pansflöte am Boden sitzend zeigt, wie er schwermüthig sehnsüchtigen Blickes zwei Mädchen des Weges daher kommen sieht, — ein Bild, das stark an die ungesunde Verquickung von idealen und realen Elementen im Gegenstande und in der Darstellung bei Böcklin erinnert. Es mögen sich diejenigen, welche sich dergleichen mindestens als umstritten zu bezeichnende Vorbilder auswählen wollen, zweierlei stets gegenwärtig halten: einmal, daß ein großer Irrthum, wenn er Original ist, eine gewisse Berechtigung und Anziehungskraft hat, die dem Nachfolger nie wieder beimohnen kann; und zweitens, daß die begeisterte Anerkennung solcher Vorbilder meist der Staunen erregenden und selbstbewußt das Schwierigste wagenden Technik gilt, so daß also die Richtung an sich selbst auch durch die beifälligen Urtheile keineswegs unbedingt anerkannt wird. Namentlich auf Böcklin's Pfaden dürfte für die jüngeren Künstler wenig Lorbeer zu ernten sein.

Dem troischen Sagenkreise ist in zwei Bildern ziemlich so viel Malheur passiert, wie die beiden Rahmen fassen konnten. Oskar Vegas hat das Bedürfniß gefühlt, einmal wieder ein Parisurtheil zu malen; aber selbst ein van der Werff hat sich bei derartigen Gegenständen nicht mit so vulgären Typen beholfen, und sein porzellanenes Fleisch ist ideale Schönheit und liebenswürdig wahre Natur gegen das Incarnat, dessen sich Vegas befließigt hat. Danach versteht es sich beinahe von selber, daß auch Bewegung und Ausdruck völlig unzulänglich sind. — Offenbar in dem ernstesten Bestreben, recht tief und erhaben zu werden, ist Paul Souday verunglückt, indem er versuchte die Thetis zu malen, wie sie dem Achilleus die von Hephaistos geschmiedeten Waffen bringt. Der Pelide liegt über die Leiche des Patroklos gebeugt, während Thetis in einer gewiß als ausdrucksvoll gemeinten, aber unaussprechlichen Haltung mit einer Hand auf die am Boden niedergelegten, übermäßig unscheinbaren Waffen deutet, die andere theilnahmenvoll nach dem Sohne ausstreckt. Das Licht ist unsicher, die Schatten haben das Ansehen von Schmutz, dem Ganzen fehlt es an Haltung. — Merkwürdig (und tröstlich), daß beide eben genannten Künstler im Bildnißfache Anerkennenswerthes geleistet haben, Vegas in den Brustbildern der beiden Brüder Hobrecht, Souday in dem lebensvollen und malerisch behandelten Kniestück eines Herren, dessen Motivirung zwar etwas Auffälliges hat und wol nur für einen Weinhändler schädlich ist, aber den Reiz der Originalität und einer gewissen Flottheit für sich hat. —

Von neueren Dichtern ist bei Ludwig Hoffmann-Zeig (München) Dante Quelle gewesen. Er zeigt uns Francesca da Rimini mit ihrem Geliebten Paolo Malatesta<sup>1)</sup>,

<sup>1)</sup> Es ist eigentlich unbegreiflich, wie Künstler ihre selbstgewählten Stoffe so wenig kennen können, daß z. B. der oben genannte sein Bild „Francesca und Paolo Rimini“ bezeichnet.



wie sie Dante einander umschlingend in seiner Hölle geschildert hat. Poetische Empfindung, Schönheit der Form, mystischer Duft der Färbung macht das Bild trotz seiner Kühle zu einem bemerkenswertheren seiner Art. — Ganz überflüssigertweise, weil das Bild keine Erklärung durch das Gedicht bekommt und nöthig hat, hat Alfred Elmore (London) ein Gedicht von Milton, „Sabrina“, in Bewegung gesetzt. Er zeigt eine schöne nackte, weibliche Figur mit röthlichem Haar und feinem, sinnendem Gesichtsausdruck, die bis zu den Knien im Wasser steht, von einem eigenthümlichen warmen Duft überhaucht, wie er englischen Bildern häufig eigen zu sein pflegt.

Die Spaziergänger vor dem Thore aus dem Faust haben in Alfred Seifert (München) einen neuen Interpreten gefunden, der uns von hohem Standorte aus den ganzen Spazierweg mit seinen diversen Gruppen und die Stadt im Hintergrunde übersehen läßt, eine jedenfalls originelle Anordnung, und da das Bild sein im Ueberblick und im Zusammenfassen ist, gewiß nicht unbedienstlich. — W. Knüpfer (München) hat Götz von Berlichingen vor dem Rath zu Heilbronn dargestellt. Die Bewegungen sind drastisch, die Köpfe ausdrucksvoll, die Composition geschickt, die Farbe kräftig. — Theodor Piris (München) verillustriert lustig weiter. Hier sind Wagner'sche Opern (wenn's erlaubt ist) und Fintel's Otto der Schütz sein Opfer.

Den dichterischen Sujets reihen sich auch noch zwei märchenhaft-allegorische Darstellungen an. Otto Günther (Königsberg) hat mit seinem Bilde „Jungfrau, Lucifer und Tod“ offenbar ein Gebiet betreten, das sich für ihn nicht fruchtbar erweisen wird. Von einer unverkennbaren gewissen Gruseligkeit abgesehen ist der Gegenstand unverständlich, und der entsetzte Kopf des jungen Mädchens spricht weniger zum Herzen, als die gemüthvollen Figuren seiner früheren Genrebilder. — Auffallender und bedauerlicher ist es, daß auch Gustav Spangenberg diesmal auf diesem seinem Lieblingsgebiete nur sehr bedingten Erfolg errungen hat. „Am Scheidewege“ sieht sich ein blutjunges, auf Arbeit ausgehendes Mädchen, da ihm auf schmaler Brücke zwei Gestalten lockend und schmeichelnd nahen, eine ehrbare mit dem Spinnrocken in der Hand und eine coquett aufgepuzte, die der lieben Unschuld mit einem Geschniede die Augen zu verblenden, den Sinn zu bethören sucht. Es ist richtig: derartige Entscheidungsmomente treten in jedem, auch dem bescheidensten Lebenslauf ein; die Alten erzählten die Thatsache aber nur vom Herakles. Sie würden den Kopf geschüttelt haben, wenn man von der Prüfungsstunde einer braven Bauernbirne hätte „singen und sagen“ wollen. Man vergleiche nur einmal — Herakles auch nur als Repräsentanten des edleren Mannes betrachtend — den Inhalt des „Entweder — oder“ in dem einen und in dem anderen Falle, und man wird einen Schreck über die Armseligkeit dieser modernen Abschwächung bekommen. Es kann der Kunst einer Zeit unmöglich zum Vortheil und zur Empfehlung gereichen, wenn sie mit Vorliebe dies Thema vom weiblichen „Fehltritt“ in allen möglichen Tonarten variirt, und in diesem Sinne hat der viel angefochtene und verspottete Ausspruch Kürnberger's, es sei ein Zeichen vom Verfall der Kunst, wenn das Weib als Gegenstand in die Mitte des Kunstschaffens gerückt werde, seine unerschütterliche Richtigkeit. Von dieser Flachheit des Motivs aber abgesehen erschöpft Spangenberg's Bild nicht entfernt, was das Sujet hergibt. Das Mädchen ist sehr nett, aber doch zu unbedeutend, und von einem Kampf ist bei ihr Nichts zu spüren; man möchte voraussetzen: sie wird der Versuchung unterliegen, ohne sich recht was dabei zu denken; sie sieht die verlockenden Kostbarkeiten keineswegs mit begehrliehen Blicken an, aber so, daß sie wohl sehr bald zu dem Vernunftschluß kommen wird: ne vaut pas la peine de s'en passer! — besonders wenn die andere Frauengestalt fortfahren sollte, Nichts zu thun, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen und zu fesseln. Das ist so die rechte spießbürgerliche Ehrbarkeit, deren Verdienste wesentlich negativer Natur sind, und die in der That Nichts zu ihrer eigenen Empfehlung anzuführen hat als die Unnehmlichkeit, aber die Ab-

Jedenfalls sollte die Redaction des Kataloges in Händen liegen, die dergleichen bemerken und nicht passiren lassen!

gewichenen, schmählen zu dürfen, — auch wenn sie selbst vielleicht nur aus Mangel an Gelegenheit nicht abgewichen ist: *casta est, quam nemo rogavit*. Auf der anderen Seite ist auch die Verfälscherin zu kleinlich aufdringlich, zu wenig nobel und gehalten. Das Schlimmste aber ist die geradezu schlechte malerische Qualität des Bildes. Wenn man es nicht auf der Ausstellung antrüfe, würde man in Versuchung kommen, es für unvollendet zu halten. Was ist das für eine Stoffbezeichnung, besonders in dem rothen Gewande der Verfälscherin! Wie soll man diese Beleuchtung verstehen bei tief im Hintergrunde stehender (eben aufgegangener?) Sonne! Was ist das für eine trockene, kalte, tonlose, unharmonische Farbengebung! Diese Glätte, Frische und Neuheit überall! Und dabei diese Unfertigkeit! — Es ist sehr traurig, dergleichen dem Urheber des „Lodeszuges“ sagen zu müssen; aber wenn man den großen Künstlern gegenüber nicht aufrichtig sein sollte, welche Aufgabe bliebe der Kritik den kleinen gegenüber? Und offenbar ist es wichtiger, eine sachgemäße Erklärung für die offenbare Theilnahmslosigkeit des Publicums — trotz der günstigsten Voreingenommenheit desselben für den Meister — zu geben, als mit Redensarten den Thatbestand zu verdunkeln und nur Schaden statt des möglichen Nutzens zu stiften.

Das Fach der Kubitäten ist sehr spärlich und überwiegend in kleinem Maßstabe vertreten. Das Liebenswürdigste und malerisch Feinste ist Joseph Scheurenberg's (Düsseldorf) „In Waldes Schatten“, während sein Genrebild „Besuch bei der Freundin“ seiner früheren „interessanten Lectüre“, aus der es einen Kopf auffällig, aber in milder geistreicher Weise wiederholt, nur allenfalls in den Neußerlichkeiten der Maché ebenbürtig ist. — Die schon im Vorübergehen erwähnte Nymphe von Franz Sturzklopj (Weimar) zeigt, daß Geringschätzen leichter ist als Machen, und daß, was diese Richtung hochhält, eher zu erreichen ist, als was sie sich die Miene gibt, zu verachten. — Anton Weber's „Badendes Mädchen“, lebensgroß, ist in seiner Fehlerlosigkeit unglaublich langweilig; viel anziehender die kleine halbnackte Figur von Eduard Hübler „Am Strand“, unter dessen sehr ungleichen Bildern indessen die im Waldesdunkel „In Gedanken“ sitzende blau gekleidete junge Dame das ansprechendste und befriedigendste sein dürfte. Das hat poetische und malerische Stimmung, ohne irgendwo aus der Haltung herauszufallen oder hinter der Aufgabe zurückzubleiben.

Nichts weniger als unerheblich ist endlich in dieser Reihe auch die religiöse Malerei vertreten. Als Verstorbener, der uns wol zum letzten Male an dieser Stelle begegnet, darf Alexander Lechner (Dresden) voransehen. In einem großen halbrunden Bilde zeigt er unter dem Kreuze Maria mit dem Leichnam Christi im Schoße, zu beiden Seiten von knienden Engeln verehrt. Es ist ein streng componirtes, solide gezeichnetes und von wirklicher religiöser Stimmung durchdrungenes Werk. — Ernst und feierlich stellt sich auch der Christus Invitator von Joseph Heydeck (Königsberg) dar, während von den ihn umgebenden Personen wol nur der jugendlich lebenswürdige Johannes besonderen Beifall verdient. — Durch seine eigenthümliche Anordnung überrascht die „Auferweckung des Lazarus“ von Franz Wahrendorff. Den Vordergrund bildet die Grabeshöhle, in welcher der Verstorbene soeben zum Leben wieder erwachend sich zu erheben im Begriff ist, während nach hinten zu vor dem Ausgange Christus mit den beiden Schwestern sichtbar wird. — Etwas weich ist Otto Knigge's Bild: „Joseph von Arimathia überbringt der Maria die Dornenkrone Christi“; doch verräth das in lebensgroßen Halbfiguren componirte Bild ein erfolgreiches Studium der Venezianer. Dagegen ist Louis Koliß (Düsseldorf) mit einem Versuche zur Nachahmung Giorgione's in seinem „Gleichniß vom verlorenen Sohne“ vollständig verunglückt. Die großeleinwand macht den Eindruck eines furchtbar verputzten und à la Stübbe übermalten alten Bildes. Die tüchtigen Eigenschaften des Künstlers erkennt man indessen in seinem „Hochwasser vom Niederrhein“.

Schließlich hat auch die Heiligenlegende zu zwei malerisch bedeutenden Werken den Stoff hergegeben, einer „Versuchung“ nach Art derjenigen des heiligen Antonius von Hermann Philips (München) und einer „heiligen Katharina“ von Baron Hugo

von **Habermann** (München), die ein tüchtiges Verständniß der deutschen Renaissance-meister bekundet.

Reicher wird die Ausbeute auf den anderen Gebieten, zunächst auf dem des Porträts, wo, wie gewöhnlich, **Gustav Richter** in erster Linie steht. Er hat das Brustbild des deutschen Kaisers ausgestellt, welches den Herrscher ansprechender als das vorjährige anspruchsvolle Bildniß in ganzer Figur zeigt; ferner ein kleines Brustbild eines Knaben, welches die geniale Leichtigkeit der Pinselbehandlung zeigt, in welcher Richter sich auf der Grenze zwischen Skizze und Ausführung meisterhaft und mit immer durchschlagendem Erfolge zu bewegen weiß. Endlich ist von ihm das Kniestück der Gräfin **Karolhi**, unbedingt und ohne Einschränkung das schönste Porträt und bis zum Eintritt von **Defregger's „Hofer“** wol überhaupt das vollendetste Gemälde der Ausstellung. Man ist in Versuchung, es selbst über das in Aller Erinnerung fortlebende, gegenwärtig in Paris Ruhm erntende Bildniß der Fürstin **Carolath** zu stellen, dem es auch in der Einfachheit des Arrangements und der Wirkungsmittel überlegen ist. Doch thut man Unrecht, bei zwei so ganz vollendeten Werken sich auf Vergleichen einzulassen. Die Anmuth der Haltung, die Liebenswürdigkeit des Gesichtsausdrucks, der etwas coquette, aber tadellose Geschmack im Costüm, die Leichtigkeit und doch Gebiagenheit der Vortragsweise, die glänzende Harmonie des Colorits sind einander ebenbürtig; es ist ein Bild, aus dessen Zauberkreis man sich nur sehr schwer loszureißen vermag.

Am dieser Stelle sei denn auch beiläufig bemerkt, daß der bisher nur als Landschaftsmaler bekannte zweite **Gustav Richter** in Berlin diesmal auch als Porträtmaler aufgetreten ist und ein großes weibliches Bildniß ausgestellt hat, auf dem vielleicht Mancher mit Befremden den Namen „**Gustav Richter**“ gelesen hat, weil es für den großen Bildnißmaler in der That kein ganz würdiges Werk wäre, während es für einen in diesem Fach erst so zu sagen Debutirenden eine achtbare Arbeit ist.

Von den übrigen Bildnissen kann in Kürze die nöthige Rechenenschaft gegeben werden. **Gottlieb Biermann** wird nicht nöthig haben, daß es ihm gesagt wird, wie weit er diesmal von jener Anmuth und Virtuosität entfernt geblieben ist, durch die er sich zu einem unserer ersten Bildnißmaler zu machen verstanden hat. — **Abalbert Begas**, von dem auch sonst mit Genugthuung zu constatiren, daß er seine früheren besseren Wege wiedergefunden, ist auch in seinen beiden Brustbildern zwar nicht hervorragend, aber gesund und tüchtig. — Als treffliche Damendarstellungen sind das schöne weibliche Porträt von **Helene Büchmann**, eine üppige hochblonde Erscheinung in dunkelblauem Sammetkleide, und die reizvolle zarte Gestalt im rothen Kleide von **Elisabeth Strempel** (aus Kostock, z. B. Paris) hervorzuheben, nicht minder aber auch das kleine Brustbild des Fräulein **Sophie Jerichau** von der Hand ihrer Mutter **Elisabeth Jerichau-Baumann** (Kopenhagen). Diese, die in den letzten Jahren manchmal bedenkliche Schwankungen gezeigt hat, ist diesmal mit einer Kraft und Großartigkeit aufgetreten, daß sie den Männern Etwas zu rathen aufgibt; drei umfangreiche Genrebilder mit lebensgroßen Figuren hat sie noch ausgestellt: zwei italienische Mädchen mit der Bezeichnung: „**Er kommt sicher!**“ und vier italienische Mädchen unter der Bezeichnung: „**Er ist's!**“ und dann das bei Weitem bedeutendste: „**Eine Fischfelle bei Terracina**“, das Hintertheil einer großen Fischerbarte, in dem die Prachtgestalt des Mannes am Steuer und vier ausgezeichnet lebendige, meisterhaft bewegte männliche Gestalten in verschiedenen Situationen mit ungeheurer Energie gemalt sind. Das Bild ist auch in der Farbe von einer seltenen Kraft.

Unter den Porträts ist dann noch besonders ein Kinderporträt von **Georg Hom**, ein kleines Mädchen im weißen Kleide, das aus einem Vorhang hervortritt, seiner originellen Anordnung und frischen Lebendigkeit wegen rühmend hervorzuheben. — Zwei ausgezeichnete Porträts älterer Damen haben **Pauline Monje** (Düsseldorf) und **Alexander Struys** (Weimar) ausgestellt. Die erstere Künstlerin zeigt sich auch sehr tüchtig in der Darstellung einer lachenden Alten in lebensgroßem Maßstabe, die sich ihren Kaffee einschenkt, während das Bildniß einer Frau im — fälschlich —

„sogenannten altdeutschen Costüm“ etwas Steifes und Lebloses hat. — Auch Fritz Paulsen ist wiederum mit Erfolg auf dem Gebiete der Frauenbildnisse thätig gewesen; dagegen sind die beiden weiblichen Bildnisse von Ernst Preyer (Düsseldorf), das eine im Costüm gesucht und in den hervorquellenden Augen übertrieben, das andere, angeblich dieselbe Dame mit einem Kinde, zu weich und verschwommen in der Modellirung. — Bernhard Blochhorst's Porträts kommen wegen einer gewissen unbezeichnenden Manier für die Stoffbehandlung, die namentlich dem Fleisch etwas sehr Unnatürliches und Kraftloses gibt, nicht zu voller Geltung. Meisterhaft sind dagegen insbesondere die weiblichen Porträts von Gustav Gräy und geradezu entzückend seine beiden weiblichen Studienköpfe von der Insel Capri, gleich anziehend durch die Schönheit der Gestalten wie durch die Meisterschaft der Behandlung. Auch das schlichte Porträt eines Herrn von Gräy's Hand imponirt wol vor allen sonst noch vorhandenen auf der Ausstellung durch Vollendung in seiner Art. — In den beiden ovalen weiblichen Brustbildern von Hugo Crola (Düsseldorf) streiten die coloristische Schönheit und die anmuthige Charakteristik um den Vorzug, während Ernst Lepper in dem Kniestück der Frau Claar-Delia selbst für eine Theaterdame die Farben etwas dick aufgetragen hat. — Norbert Schrödl befindet sich augenscheinlich noch im Zustande der Gärung seines Talentes. Sein Können juckt ihm in den Fingerspitzen, und vor lauter specifisch malerischen Ideen bringt er gelegentlich seine Stoffe um. Wenn man sein lebensgroßes Kniestück der Frau C. . . ff in dem wunderlichen antikisirenden Negligécostüm vor der unenträthselbaren Hintergrundarchitektur rein als Gemälde, besser als malerisches Phantasiestück betrachtet und es als Studie auffaßt, so hat es außerordentliche Qualitäten: eine breite Formbehandlung, eine plastische Modellirung im Licht, eine kühne Farbengebung, die ihres Gleichen suchen. Aber es bleibt auch bei den verschiedenen glänzenden Seiten der Technik, bei den Bravourstücken und malerischen Aperçus. Die Figur ist leblos, flach, in den Schatten stellenweise grob, sie dominirt nicht im Bilde, sondern repräsentirt nur ein paar Farbflecke in der ganzen Farbensymphonie. Auch an seinen drei kleineren Bildern kann man nur Freude haben, wenn man ihre vereinzelt malerischen Pointen herausgefunden hat und sich an diesen genügen läßt. Kein erfreulich als abgerundete Kunstwerke sind nur seine „Ciocearentinder“ und seine Gedendblätter der Venusexpedition, insbesondere „Tschifu“ und „Jspahan“. Hier aber sieht man auch mit staunendem Vergnügen, aus was für Kernholz diese Künstlernatur geschnitten ist. —

Auch einige gute Reiterbilder hat die Ausstellung aufzuweisen, unter ihnen besonders das des Feldmarschalls von Manteuffel von Karl Steffeck und trotz seiner etwas langweiligen Steifheit das des Grafen Lehndorff von Konrad Freyberg. Der Letztere hat auch nächst dem Richter'schen das beste Porträt des deutschen Kaisers ausgestellt, der überhaupt in seinen Porträts diesmal leidlich davon gekommen ist, während alle Versuche zur Porträtirung des deutschen Kronprinzen als gescheitert zu betrachten sind. Am Wenigsten genügt das überlebensgroße Reiterporträt des Kronprinzen von Otto von Faber du Faur (München), an dessen Fuchs vielleicht mancher Cavalerie-Officier seine Freude haben kann, dessen Gestalt aber, insbesondere der Kopf mit seiner bis zur Unkenntlichkeit gehenden Entstellung, weit unter aller Kritik gelitten ist. Der Künstler scheint sich leider seit seinem Erfolge mit der Uebergabe der französischen Cavalerie bei Sedan in absteigender Linie zu bewegen; ein Beweis für viele, daß die sogenannten malerischen Qualitäten, wo sie isolirt gepflegt werden, Schiffbruch leiden, je größer und ernster und für Ausreben unzugänglicher die Vorwürfe werden. Bei einem Gewühle kopfhängerischer Soldaten und Pferde kann ein geschicktes Spiel mit Farbenwerthen und Lichtmassen einen gewissen Stimmungseindruck hervorbringen; bei einem überlebensgroßen Porträt versagen diese Receptkunststücke nicht, wenn sie nicht von einer sichereren Formauffassung und einer sehr soliden Zeichnung unterstüzt und getragen werden.

Schließlich seien noch ein paar Porträtgruppen erwähnt, eine von Konrad Freyberg, eine Anzahl von Garde du Corps-Officieren um ihren Commandeur ver-

einigt (zumeist zu Pferde), und ein großes Familienbild von Rudolph Schick, zu dessen Würdigung man freilich Einiges wissen muß, was aus dem Bilde selber nicht hervorgeht, über das Verhältniß der Personen zu einander und den Inhalt des Auftrages.

Auch ein paar Bilder mit je mehreren Kindern verdienen noch Beachtung, eins von Adolph Treidler, ein anderes von Theobald Ziegler. Beide Maler sind auch außerdem je durch ein gutes männliches und ein weibliches Brustbild vertreten; das Brustbild des Feldmarschalls von Manteuffel von Ziegler ist sogar ganz vorzüglich.

Ziemlich breiten Raum nimmt, wie gewöhnlich, die Genremalerei ein, in welcher Benjamin Vautier's (Düsseldorf) „Lanzpause bei einer elsässischen Hochzeit“ wol den hervorragenden Rang behauptet. Es wird von vielen Seiten, auch von sonst gern anerkennenden und billig urtheilenden Künstlern behauptet, daß Vautier's Bilder in malerischer Beziehung schlecht gebaut seien, und bestreiten wird es sich nicht lassen, daß seiner Färbung im Ganzen wie im Einzelnen der jezt aller Orten oft bis zum Uebermaß cultivirte „Ton“ mangelt. Aber ich bin trotz aller Anerkennung für diese Seite der künstlerischen Gestaltung und trotz der Empfänglichkeit für ihre Schönheiten nicht im Stande, sie in Vautier's Bildern sonderlich zu vermissen, oder in ihrer Abwesenheit eine irgend fühlbare Beeinträchtigung des Verdienstes derselben zu erkennen. Vautier's Färbung ist durchweg wahr und charakteristisch, sie ist im Einzelnen tüchtig und im Ganzen stets fein und harmonisch, und selbst ein gewisser Lustton, der die verschiedenen Gruppen und Gründe einheitlich zusammenhält, ist seinen Bildern immer eigen. Dieser Ton dürfte manchmal ein wärmeres Grau zeigen als das dem Künstler geläufige, und vielfältig würden manche Theile seiner Bilder an Reiz gewinnen, wenn sie von einem solchen Lustton weicher umspielt würden. Aber Alles in Allem sind das Aussetzungen und Erwägungen, die keinem Vorurtheilslosen durch die Bilder selber veranlaßt werden, sondern auf Derartiges kommt man nur durch Einwendungen, welche von einem — wie man nicht bestreiten kann — etwas einseitigen Standpunkte aus erhoben werden. Wer Vautier's Bilder und insbesondere diese „Lanzpause“ ruhig auf sich wirken läßt, der muß von dem natürlichen Reichthum seiner Vorwürfe, von der Fülle seiner Einzelmotive, von dem glücklichen Grundgedanken, von der liebenswürdigen Schönheit aller charakteristischen Details, von dem warm pulsirenden Leben in den Gestalten, von der Feinfühligkeit in der Wiedergabe ihrer Beziehungen und Empfindungen so angezogen und befriedigt werden, daß er nur mit wahren Entzücken sich immer und immer wieder in diese Bilder versenkt, sie im Ganzen und im Einzelnen durchstudirt, um die Empfindungsscala, welche durch dieselben hindurchtönt, in seiner Seele widertönen zu lassen. Man darf dreist Jedem Troß bieten, ein Pendant nachzuweisen zu diesen neun, in Temperament und äußerer Erscheinung grundverschiedenen und in ihrer passenden Wahrheit wie längst Bekannte uns entgegentretenden dörflichen Schönen, welche an der Wand des Dorfwirthshauses entlang stehend in der verschiedensten Weise ihre Aufregung zu erkennen geben und zu beschwichtigen versuchen und dabei sich so außerordentlich bezeichnend geben, daß man das reine Leben selber vor sich zu sehen glaubt. Wie sie theils mit geschlossenem, theils mit halb offenem Munde athmen, wie sie die Arme verschränken oder in die Seite stemmen, wie sie den Schweiß von der Stirn wischen oder die etwas in Unordnung gerathene Kleidung wieder zurechtichten, das ist mit einer geradezu unvergleichlichen Meisterschaft beobachtet, mit einer solchen absoluten Sicherheit ergriffen und bis in die allerkleinsten Nebendinge wiedergegeben, daß man sich der vielfältigen Feinheiten, welche zusammengebracht werden mußten, um einen solchen Eindruck, wie ihn jede dieser Gestalten hervorbringt, zu constituiren, erst bei der begrifflichen nüchtern vorgenommenen Analyse bewußt wird, während der unmittelbare Eindruck der eines ganz einfachen Zuges ist, den zu sehen und bezw. wiederzugeben eine einfache That zu sein scheint. Wenn wir durch unseren modernen Realismus, der ja unzweifelhaft das bestimmende und schwerlich je wieder los zu werdende Princip unserer Kunst ist, etwas Anderes erreichen

wollen als — um den Goethe'schen Ausdruck zu gebrauchen — „Bewunderung von Kindern und Affen“, so muß die Wahrheit der Erscheinung doch etwas Anderes als nur sich selber zum Zweck haben, und nicht die bloße Wahrheit, die einfache, nackte, unumstößliche, unwidersprechliche Wahrheit kann ein Anrecht auf irgend welche Bewunderung in der Kunstproduction haben, sondern nur diejenige Wahrheit, welche uns hinter der äußeren Erscheinung etwas der Bemühung werthes Inneres, Geistiges, Menschenwürdiges erkennen läßt. Mit dem bloßen Betonen der exacten Wahrheit im Kunstwerk ist ja doch ein für allemal nichts zu schaffen, und man kommt am letzten Ende einzig auf den Gedanken hinaus, mit welchem der auf der diesmaligen Ausstellung auch als bildender Künstler auftretende Dichter Arthur Fitger (Bremen) in einem Epigramm die Bemerkung eines modernen Realisten: „Die Schönheit ist eben die Wahrheit!“ beantwortet: „Zweimal zwei macht vier! Welch' ein entzückend Gedicht!“ Ober wie vor Kurzem eine unserer geistvollsten und bestschreibenden Schriftstellerinnen durchaus zutreffend bemerkte: „Wenn diese nackte äußere sogenannte Wahrheit das höchste Ziel in der Kunst sein sollte, so würde, sobald ein jedenfalls nachkommender Nachfolger Daguerre's außer der Form auch die natürliche Farbe der Gegenstände mit dem photographischen Kasten zu fixiren die Kunst gelehrt hätte, der Photograph der höchste und unübertroffene Künstler sein.“ Das sind zwei Schlußfolgerungen, gegen deren Bündigkeit kein Vertheidiger des modernen Realismus in seiner trodenen, langweiligen äußerlichen Nichtigkeit etwas Stichhaltiges einwenden kann. Vautier ist noch nicht ein einziges Mal auch nur in einem untergeordneten Theil eines Bildes dem Grundsatz ungetreu geworden, die Dinge so zu schildern, daß man sie als unbedingt wahr und richtig empfindet, nur daß man meist auf das Bedauern geräth, daß die wirkliche Natur nur allzu selten und sparsam so aussieht, wie er sie in seinen Bildern schildert. Wenn wir in einer vollkommeneren Welt als die bestehende lebten, so könnte Alles, ohne die heutige Natur zu verändern, so aussehen, wie Vautier es uns zeigt. Diese erquickende und erhebende Kunst wollen wir uns nicht mit Erörterungen über mögliche Qualitäten verleiden lassen. Eine Fülle von Schönheit, Liebenswürdigkeit, Coquetterie unter Umständen, anmuthigen Beziehungen zeichnet sie immer aus, so daß die Bilder mit vollstem Recht sich unwiderstehlich aller Herzen bemächtigt haben. Das sind Thatsachen, denen gegenüber keine von irgend einem einseitigen künstlerischen Standpunkt ausgehende Bemängelungen einer Nebenbeziehung der künstlerischen Technik irgend welche Bedeutung und Berechtigung haben; sondern ein Künstler von dem Holze wie Vautier muß eben genommen werden, wie er ist, und der Eindruck, dessen seine Werke fähig sind, und der ein durchaus kunstvollendeter ist, muß umso mehr rein erhalten werden, je mehr sich in unserer heutigen Kunst das gerade Gegentheil von all diesem, mit der Prätension einer besonderen Bevorrechtung, gewissermaßen der eigentlichen Legitimation zum Künstlerberufe breit macht.

Es liegt ja auf der diesmaligen Ausstellung die Anregung, sich in die Kunst zu flüchten, die von der Empfindung ausgeht und ihre Werte aus dem Innern hervorbringt, leider noch näher als in den vorangehenden — oder darf man lieber sagen: glücklicherweise? — Die Jury hat, meines Erachtens in vollkommen richtiger Würdigung ihrer Befugniß, zwei Bilder durchschlüpfen lassen, die so zu sagen unter das neue Socialistengesetz fallen. Eine größere Roheit der Empfindung und der äußeren Gestaltung als in den beiden lebensgroßen Genrebildern von Otto Goldmann: „Schuldbewußt“ oder „Der verhängnißvolle Brief“ und „O du mein Waldemar“ ist geradezu undenkbar. Es verdient, bemerkt zu werden, weil es nicht allgemein bekannt und zur Vermeidung unrichtiger Schlüsse von Wichtigkeit ist, daß Goldmann nur insofern ein Schüler des diesmal ganz unvertretenen Karl Gussow genannt werden darf, als er in der allgemeinen Malclasse der Akademie das Handwerk bei ihm gelernt hat, keineswegs aber auf dem Wege zu künstlerischer Selbständigkeit Gussow's persönlicher oder Atelier Schüler gewesen ist, also jedenfalls nur die nicht abzuleugnende Tüchtigkeit der Hand auf Gussow's Rechnung gesetzt werden

kann, nicht aber der Grundton der künstlerischen Empfindung und Anschauung. — Man nehme Alles zusammen, was in den Werken eines Caravaggio und eines Jordans an Widerwärtigkeiten und Stelthastigkeiten vorkommt, und rechne hinzu alles das, was bei den holländischen Genremalern des XVII. Jahrhunderts an Unerträglichkeiten herauskommen würde, wenn sie ihre Bilder lebensgroß gemalt hätten, und man wird noch nicht den zehnten Theil von derjenigen Caricatur der menschlichen Erscheinung und des menschlichen Empfindungslebens und äußeren Gebahrens zusammenbekommen, die in diesen beiden Bildern zusammengedrängt ist. Daß ich nichts weniger als zu den unbedingten Bewunderern Guffow's gehöre, darf ich als bekannt voraussetzen, da ich seit vier Jahren an dieser Stelle bei gleicher Gelegenheit Veranlassung gehabt habe, meine Ansicht nach dieser Richtung ausführlich zu entwickeln; aber mit Goldmann verglichen sind die schreiendsten naturalistischen Sünden, die man Guffow vorwerfen kann, von einer Feinheit, man möchte beinahe sagen, von einem Adel, der unsträflich erscheint, sodaß diejenigen, welche, um Guffow wehe zu thun, diese Bilder mit Lust haben in die Ausstellung eintreten sehen, kaum Etwas hätten erfinden können, womit sie Guffow einen größeren Gefallen gethan hätten. Beim Vergleich mit diesen Bildern muß ja selbst dem ungeübtesten Auge klar werden, daß der Guffow'schen Wahrheit eine, wenn auch einseitige, doch bewußte und klare und immer noch künstlerische Anschauung zu Grunde liegt, und daß er, von dieser ausgehend, seinen Gestalten malerische Eigenschaften zu verleihen sucht und versteht, durch welche sie auf anderem Wege, aber in ungefähre ähnlicher Weise künstlerisch werden, wie die Werke der vorhin angeführten älteren Meister und ihrer Genossen; während bei Goldmann nichts Werthvolles mit der bodenlosen Gemeinheit seiner Richtung veröhnt.

Ein Anderer aber steht ihm leider nahe: Max Liebermann. Was jener mit grell bunten Farben prästirt, das ermöglicht dieser mit „Ton“. Seine „Geschwister“ sind die Apotheose des Schmutzes, seine „Familie des Holzhackers“ eine überflüssige Ehrenrettung Rembrandt's, um auch dem Blödesten begreiflich zu machen, welcher Zauber und welche Feinheit in dessen gleich benanntem Casseler-Bilde liegt. In seinem kleinen, „Intérieur“ benannten Bilde, einen Gelehrten in seinem Arbeitszimmer vorstellend, scheint der bescheidene Maßstab veredelnd oder wenigstens beschönigend gewirkt zu haben. —

Aus dem noch übrigen Reichthum an Genrebildern muß eine kleine Auswahl an dieser Stelle genügen.

Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung der letzteren Zeit, daß die Künstler ihrem eigenen Treiben eine gewisse Wichtigkeit beilegen und sich gern in ihrer Kunst selbst bespiegeln. Nachdem schon eine Reihe derartiger Werke auf den letzten Ausstellungen hervorgetreten — hat doch selbst ein Alma-Tadema uns schon zweimal in Künstlerwerkstätten geführt —, sind sie auf der diesmaligen in merkwürdiger Fülle zu finden. Von Künstlerselbstporträts ganz abgesehen, haben das Leben in den Ateliers zum Vorwurf genommen: Max Weese (Biegenitz) und Ernst Fischer-Cörlin, in deren Bildern der Künstler bei Arbeit und Studium erscheint, Hermann Behmer und Marie Spieler (Breslau), die uns mit ausruhenden oder beschäftigten italienischen Modellen bekannt machen, Wilhelm Großmann (Königsberg), der uns eine „Frohe Stunde“ in einem gemeinamen Atelier junger Musensöhne, wie es scheint in Rom, schildert; und wenigstens gewissermaßen, freilich als das in jeder Beziehung weitaus Bedeutendste in dieser ganzen Gruppe, gehört hierher auch das vortreffliche Bild von Margarethe Löwe (Düsseldorf): „Des Meisters Töchterlein“. In der Tracht des XVI. Jahrhunderts sehen wir die liebliche Erscheinung dem Gesellen des Vaters bei der Arbeit das Frühstück zutragen und diesen den günstigen Moment ergreifen, um ihr seine innigsten Gefühle mitzutheilen; sie aber blickt sich schüchtern um, ob auch nicht der mit einem Fremden über Kunstgegenstände plaudernde gestrenge Herr Papa von der flüchtigen Vertraulichkeit eine Ahnung bekommt.

Unter den Urhebern dieser kleinen Gruppe von dem Stoffe nach verwandten

Kunstwerken treten mit einigem Gewicht zwei Damen hervor, was Veranlassung bieten mag, auf das erstaunlich reiche und der Qualität nach überraschend gute Contingent hinzuweisen, welches das weibliche Geschlecht zu der diesmaligen Ausstellung beigefeuert hat. Ueber sechzig Künstlerinnen haben die Ausstellung beschildet, gewiß eine noch nie erreichte Zahl; und wie gut sind sie im Durchschnitt vertreten! Der hervorragenden Arbeiten der Frau Jerichau und einiger Porträtmalerinnen ist schon Erwähnung geschehen; Bertha Wegmann (München) bezeichnet als „Ibylle“ eine lebensgroße Porträtgruppe, Mutter mit zwei Kindern, im Walde ruhend und spielend, ein kräftig und glänzend gemaltes, hübsch arrangirtes Bild; Margarethe Frize (München) fährt uns in etwas allgemeinen Formen nach der Weise ihrer Schule, aber mit viel coloristischem Geschick einen lebensgroßen Savoyarden „In der Fremde“ vor; ein anderes, freilich geringeres italienisches Lebensbild sind: „Die römischen Kinder zur Zeit des Carnevals“ von Ernestine Friedrichsen (Düsseldorf); auch Agnes Brjesson (Stockholm) hat zwei gute italienische Genrestudien mitgetheilt; das Bildchen „Am Krankenbett“ von Blanca von Hagen gefällt allgemein wegen der piquanten Pointe, über der indessen die unsichere Raumbehandlung (wo sitzt das kranke Kind? und wie breit ist dessen Bett zu denken?) und die mangelnde Luftperspective in der glatten Malerei nicht ganz übersehen werden sollte; anmuthig, schalkhaft und malerisch hat Agathe Koestel (München) ihre „Badenden Kinder“ gestaltet; Elisabeth von Suchobolska (Dresden) malt recht tüchtig unter dem Titel „Archäologische Studien“ eine lebensgroße junge Mohrin, die antike Bronzen betrachtet; Helene Richter (aus Düsseldorf, z. B. Rom) macht mit ihrem lebenswürdigen „Petruccio“ selbst an dem gefährlichen Plage, den sie erhalten, gute Wirkung; Hedwig Greve (Düsseldorf) gibt ein etwas zartes, aber geschmackvolles und sicher gemaltes Kniestück einer Rumänierin, wie auch noch mehrere Damen außer den schon genannten, so Adele Tobias, Clara Denicke, Adelheid de Palacios (aus Madrid, z. B. Berlin) und Andere das Porträtfach mehr oder weniger glücklich vertreten. Die Zahl der Landschaftserinnen ist sehr erheblich, und viele davon haben einen bekannten und anerkannten Namen, wie Antonie Biel, Lina von Perbandt u. s. w.; Louise Vegas-Parmentier liefert drei ausgezeichnete, zum Theil dem Orient entlehnte architektonisch-landschaftliche Motive und ein vortreffliches Stillleben; Andere scheinen erst einer neueren Generation anzugehören, unter denen des feinen Duftes ihrer Bilder wegen die Marinemalerin Marie von Parmentier (Wien) hervorgehoben werden mag, schon um einer Verwechslung mit der vorerwähnten gleichnamigen Künstlerin vorzubeugen.

Geradezu außerordentlich sind dann die Damen auf dem Gebiete des Stilllebens. Bekannt sind die kleinen zierlichen Bildchen dieser Art von Camilla Friedländer (Wien); Emilie Preyer (Düsseldorf) scheint den Ruhm ihres Namens in diesem Fache wieder ausleben lassen zu wollen, wenigstens wenn man einige an anderen Orten gesehene Bilder dem hier befindlichen „Blumenstück mit landschaftlichem Hintergrunde“ hinzurechnet; Anna Peters (Stuttgart) bleibt nur durch eine, ihren Bildern eigenthümliche nicht mehr „malerische“ Unordnung der Composition unter der besten Wirkung; darin ist ihr Mathilde Kopp (Karlsruhe), deren „Frühlingsblumen in blauem Krüge“ auch sehr tüchtig gemalt sind, weit überlegen: sie ordnet geschickt an. Jener in den Klopfer eines mächtigen Thores gesteckte Rosenstrauß von Clara Lohedan, als dessen Bezeichnung sie im Gegensatz zu der Geschmacklosigkeit vieler Katalogbezeichnungen die Verse hinzugefügt hat: „Der Strauß, den ich gepflücket, grüß' Dich viel tausendmal!“ — braucht nicht leicht eine Concurrrenz zu fürchten; doch steht ihr Helene Stromeyer (Karlsruhe) mit einem Rosenbouquet, das auf das Weihwasserbeden unter einem Muttergottesbilde gelegt ist, durch malerische Anordnung und Virtuosität des Farbenvortrags ebenbürtig zur Seite. Ein achtbares kleines Stillleben hat Auguste Scheyb (Karlsruhe) geliefert, und daneben ein humoristisches, charakteristisches und mit Verve gemaltes Genrebild: „Die alte Mamsell“; und die vor einiger Zeit bei ihrem ersten Auftreten in Berlin mit rauschendem Bei-



fall begründete Hermine von Preuschen (Karlsruhe) hat drei, durch geistvolle Composition, Breite des Vortrages und außerordentliche Macht der Färbung hervorragende große Stillleben zu einer spanischen Wand vereinigt.

Die pflichtschuldige rühmende Erwähnung von vier Karlsruher Malerinnen legte es nahe, hier der verhältnißmäßig oder vielmehr unverhältnißmäßig glänzenden Vertretung der Karlsruher Künstlergemeinde überhaupt zu gedenken: außer den genannten Damen haben dreizehn Künstler Porträts, Genrebilder, Landschaften, Thierstücke und Stillleben ausgestellt, lauter mindestens achtbare, größtentheils viel höher hinauf zu classificirende Arbeiten, wie z. B. — um nur ein Bild von allgemeinstem Interesse anzuführen: Edmund Kanoldt's „Odysseus auf der Ziegenjagd“, der aus der vorjährigen Weimaraner Goetheconcurrentz für historische Landschaft als Sieger hervorgegangen ist. Ich nehme jedoch aus naheliegenden Gründen von einer näheren Würdigung dieser Arbeiten Abstand, halte es aber für um so angemessener, an diese Karlsruher Besichtigung der Berliner Ausstellung eine allgemeine Bemerkung anzuknüpfen, der ich eine ganz besondere Beherzigung seitens aller Beteiligten wünsche. Karlsruhe ist von allen deutschen Kunststädten die von Berlin entfernteste. Es ist als Kunststadt unter den fünf bedeutendsten — Berlin, Düsseldorf, München, Weimar, Karlsruhe — die kleinste. Welches Gesicht müßte die Berliner Ausstellung zeigen, wenn alle Kunstorte Deutschlands es für eine Ehrenpflicht hielten, etwa in dem Verhältniß wie diesmal Karlsruhe alljährlich in Berlin vertreten zu sein? Es sind dies Jahr — kleine Irthümer vorbehalten! — auf der Ausstellung 531 Delmaler, Aquarellisten und Zeichner durch ihre Werke repräsentirt; davon entfallen auf Düsseldorf 105, auf München 54, auf Weimar 29, auf Karlsruhe 17. Es ist klar, daß hier höchstens Weimar verhältnißmäßig eben so stark wie Karlsruhe besetzt ist; und noch ungünstiger würde sich für die drei erstgenannten Städte das Verhältniß herausstellen, wenn man nicht bloß die Zahl der Künstler, sondern auch die Zahl und nun vollends die Qualität der einzelnen Werke mit in Betracht ziehen wollte.

Die Berliner akademische Ausstellung ist thatsächlich die einzige seit sehr langer Zeit bestehende, regelmäßig periodisch wiederkehrende, unter höheren Auspicien stehende, von Publicum und Presse mit auszeichnender Theilnahme behandelte in Deutschland. Welchen Grund könnte die deutsche Kunst irgend welcher Provenienz haben, sich von diesem natürlichen Centralisationspunkte fern zu halten? Die Transportkosten? Diese sind bei den gewährten Erleichterungen zu unerheblich. Die durch Verkauf verlorene Disposition über die Bilder? Die Ausstellungsbesugniß wird meist vorbehalten werden können, und das sammelnde Publicum sich leicht an diese Pflicht gewöhnen: auf dem Pariser Salon erscheinen verhältnißmäßig mehr schon in festem Besiz befindliche Bilder als bei uns, von England gar nicht zu reden. Der schwache Absatz auf dem Berliner Kunstmarkt selber? Wie schwach auch immer, ist er doch jedenfalls eine Chance, der man nicht ohne Weiteres vorübergeht. Es bleibt also nichts Anderes übrig, als daß die Berliner Ausstellung für die Künstler als solche zu wenig Anziehung bietet, und ist dies der Fall, so hat man in Berlin alle Veranlassung, darüber nachzudenken, wie man ihre Anziehungskraft mit erlaubten Mitteln steigern kann. Der frühere zweijährige Turnus hat sich endgültig als zu schwerfällig für den heutigen Verkehr herausgestellt; es erscheinen ja auch jetzt jährlich fast eben so viele Kunstwerke, wie früher alle zwei Jahre. Dennoch fürchtet man in den leitenden und nächststehenden Kreisen von einem Jahre zum anderen ein Mißlingen; insbesondere war diesmal die Besorgniß groß, vorgeblich im Hinblick auf die Pariser Weltausstellung. Doch welchen Einfluß sollte wol der schüchterne Versuch einer retrospectiven deutschen Ausstellung in Paris auf die akademische haben? Trotzdem ist thatsächlich das Besürchtete in unliebsamem Grade eingetroffen: quantitativ<sup>1)</sup> und qualitativ steht die Ausstellung unter ihren Vorgängern. Sollte da nicht für die Zukunft zu helfen sein?

<sup>1)</sup> Es sind freilich der Zahl nach mehr Gemälde und Aquarellen u. ausgestellt als im vorigen Jahre (836 + 128 gegen 801 + 110); aber die mangelhafte Bedeckung der Wände

Man muß eine Art von Prämie auf die Beschickung der Berliner Ausstellung sehen; es muß auf derselben unter allen Umständen eine gewisse Legitimation zu erwerben sein. Die bisherigen Prämierungen mit kleinen und großen goldenen Medaillen können dafür nicht gelten. Erstlich geben die Medaillen dem Prämirten kein anderes Recht, als daß er sich ihres Besizes rühmen darf, und daß seit 1876 bei den Ausstellenden im Kataloge davon Notiz genommen wird. Sodann aber ist die Zahl der vertheilten Medaillen so gering, daß dadurch vielleicht die Auszeichnung größer wird, die ganze Sache aber ohne System und Princip, ohne Hintergrund und Perspective bleiben muß. Anlässlich der drei letzten Ausstellungen sind 3+3+0 (!) große und 11+10+9 kleine Medaillen zuerkannt worden. Wie ungenügend diese Quantitäten sind, um nur die notorisch bedeutenden Künstler zur rechten Zeit zu bedenken, mag daraus klar werden, daß erst 1874 eine kleine Medaille für Gustav Gräf und Anton von Werner, 1876 für Rudolph Siemering, 1877 für Wilhelm Amberg erlöhrt werden konnte! Warum hier nicht wenigstens A. v. Werner für seine Kaiserproclamation die große Medaille zuerkannt erhielt, bleibt unverständlich.

Das muß durchgreifend geändert werden! Auf einer solchen Ausstellung wie die Berliner müssen jedesmal mindestens 50 bis 60 Auszeichnungen disponibel sein; und wenn im Deutschen Reich nicht alljährlich so viel goldene Medaillen im Metallwerthe von 10 bis 20 Mark aufgebracht werden können, so thun es — da es ja wol bei einer solchen Auszeichnung nicht auf den materiellen Werth des Zeichens ankommt — wenigstens bei Erstlingsprämierungen auch silberne Medaillen im Werthe von 2 Mark. Mein Vorschlag wäre der: jeder Künstler, der sich nach dem Urtheil einer besonderen Commission — nicht des seiner Natur nach dazu nur ganz bedingungsweise competenten und dadurch vielfach in Verlegenheiten gebrachten Senates der Berliner Akademie — auf der Ausstellung bemerkenswerth hervorgethan, erhält eine Auszeichnung, und zwar das erste Mal eine silberne, das zweite Mal eine kleine, das dritte Mal eine große goldene Medaille (wenn große Sparsamkeit nöthig ist, das zweite Mal eine größere silberne und schließlich eine kleine goldene Medaille). An einen bereits Ausgezeichneten würde bei der zweiten und dritten Auszeichnung ein entsprechend strengerer Maßstab anzulegen sein. Wer die drei Medaillen erworben hat, kann nur noch eine ehrende Erwähnung in dem Commissionsberichte (der natürlich amtlich zu publiciren wäre) erfahren, oder im Falle ganz außerordentlich hervorragender, die ganze Ausstellung überstrahlender und positiv in jeder Hinsicht vorzüglicher Leistungen — wie übrigens auch jeder andere noch nicht Prämirte — zu einer ganz besonderen Auszeichnung vorgeschlagen werden, über deren Natur hier einstweilen ein bestimmter Vorschlag unterbleiben mag. Sie würde am Passendsten vielleicht eine individuell verschiedene sein.

Diese auf der Berliner Ausstellung erworbenen Auszeichnungen müßten aber auch positive und werthvolle Rechte gewähren. Zunächst müßte jeder einmal Ausgezeichnete der Schulcensur der Zulassungsjury für immer entnommen sein, und seinen Werken der Zugang zur Ausstellung ohne Weiteres offen stehen. Auch müßte der Umstand, daß er zu den bereits für mündig Erklärten gehört, an seinen später ausgestellten Werken durch eine officielle Bezeichnung den Beschauern insinuirt werden. Wenn es ferner gelänge, die Geschäfte der Zulassungs- und Preisjury den Händen der akademischen Körperschaften zu entwenden, so müßten die Prämirten, sofern sie wieder ausstellten, einen bestimmten Einfluß auf die Zusammensetzung der beiden Jurys haben; so lange aber die Jurybefugnisse von der Akademie gelbt werden, müßte mit der Zuerkennung einer Auszeichnung selbstverständlich die Ernennung zum Mitgliede der Akademie verbunden sein.

Aber schon das bloße Erscheinen auf der Berliner Ausstellung sollte, wenn auch nicht Rechte gewähren, so doch einen gewissen Nimbus geben. Dem Kataloge müßte

beweist, was auch der Augenschein lehrt, daß die kleinen und selbst sehr kleinen Formate überwiegen: gewiß auch eine „Quantität“, die stark in Rechnung fällt.

alljährlich ein alphabetisches Verzeichniß der deutschen und der ausländischen Künstler — am besten nach den Künften getrennt — vorgegedruckt werden, welche schon in Berlin ausgestellt haben, und zwar müßte dies Verzeichniß bei jedem Namen sämtliche Jahre aufführen, in denen der Betreffende ausgestellt hat, mit Erwähnung der etwa gewonnenen Auszeichnungen. Bei allen noch Lebenden müßte dasselbe auf alle früheren Ausstellungen zurückgreifen, und am Schluß demselben jedesmal ein sehr sorgfältig redigirtes Verzeichniß der seit Jahresfrist gestorbenen und also in dem Hauptverzeichniß gelöschten Aussteller angefügt werden.

Mit einem Worte: Die Ausstellung müßte zum Range einer selbständigen Institution erhoben und mit allen Merkmalen ihrer anerkannten Bedeutung im nationalen Leben umgeben werden. Es müßte ihr eine große Wichtigkeit beigelegt und demgemäß auch Aufmerksamkeit, Sorgfalt und Rücksicht gewidmet werden. Dann würde sie auch von Außen so angesehen werden, wie es sich geziemt. — Und nun noch in Kürze zu der heurigen Jurta!

Eine kleine Gruppe beschäftigt sich mit dem Cultus der katholischen Kirche, zum Theil nicht sonderlich respectvoll; so vor Allen Wilhelm Zimmer (Weimar) in seinem sehr gewandt vorgetragenen „Schutzengelst auf der Milzburg in der Rhön“. Ohne sich auf Extravaganzen einzulassen, lehrt Ferdinand Brütt (Düsseldorf) in seinen „Wallfahrern an der Mosel“ mit seiner Charakteristik und sicherem Pinsel die innere, so zu sagen angeborene Komik des Wallfahrerschwindels heraus. Gustav Kunz (Rom) und Bernhard Wolpert (Düsseldorf) geben zwei schöne Darstellungen von Beichtenden, jener einen etwas wüst aussehenden Campagnolen in unmotivirtem Ungeßüm der Bewegung, dieser eine hochelegante Dame in entsprechender Malerei. Das Leben der Mönche hat Max Volkhart (Düsseldorf) und Vincenz Stephan Lerche zu zwei malerischen Bildern angeregt: „Mönerliches Stilleben“ (mit leider grellbunten gemalten Fenstern) und „Unsehbare Worte“. — Ein „Schlafendes Mädchen“ von Matthias Schmid (München), wundervoll im Ton und von liebenswürdigster Wahrheit, nähert sich diesem Kreise durch das Local (mit einer Pieta im Hintergrund), obgleich man sonst die Situation nicht recht versteht. Von gleich meisterlichem Ton und dazu von gleicher Natürlichkeit der Anordnung und Bewegung stellen sich drei Genrebilder von Alois Gabl (München) dar: „Temperaments-Mandl“ (cartesianisches Teufelchen), „die erste Nähmaschine“ (auf dem Dorfe), „Staatsabrichter“ (besonders lebensvoll!). Anderes Volksthümliche findet sich von Wilhelm Strykowski (Danzig) — glänzend malerischer „Herbsttag auf einem Judenfriedhof in Galizien“ und „Aleinussisches Jdyll“ —, von Adolph Seel (Düsseldorf) — „ägyptisches Harem“, von malerischer Composition und leuchtender Schönheit der Farbe —, von Bengt Nordenberg (Düsseldorf) — „Heimkehr von der Taufe“, norwegisch, gemäthvoll und von schöner Lichtwirkung —, von Karl Breitbach — „Dorfparade“, Spreewälderinnen, von den Burchen des Dorfes, unter ihnen ein Dragoner auf Urlaub, in kritischen Augenschein genommen, so humorvoll und malerisch abgerundet, wie der Künstler vielleicht noch Nichts gemalt hat —, von Paul Meyerheim — „Kohlenmeiler im bairischen Gebirge“, zugleich von einer Lebenswahrheit und von einer malerischen Stimmung, daß dadurch unwiderstehlich Interesse für den Gegenstand erweckt wird, und das Bild ein Anrecht hat, zu den absolut vollendeten Kunstwerken gezählt zu werden, — und von Hermann Kreyßmar — „Sountag-Morgen im Schwarzwalde“ und „Ausverkauf“, beide höchst liebenswürdig und anmuthig, trotz der hellen bunten Färbung und des allzu glatten Vortrages. Auch Wilhelm Simmler's (Düsseldorf) ergreifendes und virtuos gemaltes Bild „Wilddiebe“, von solcher geistigen Bedeutung, wie noch nichts von ihm bekannt geworden, gehört in diese Reihe; nicht minder vielleicht das vielfach irriger Weise tendenziös aufgefaßte und unpassend „Die Enttäuschung“ benannte lebensgroße Bild von Alexander Struys (Weimar): Ein kleines Mädchen vor der Auslage eines Schlächters von nagendem Hunger begehrlieh gestimmt, und eine gebeugte Alte, welche die wenigen und leider wol unzureichenden Münzen zusammenzählt, um der Entlein Befriedigung zu verschaffen. Es ist her-

zerreißend, aber es ist etwas Liebenswürdiges darin, ein Ton wie: „Armuth ist ein ehrlich Ding, wer mit umgehen kann“. Meisterhaft ist die Charakteristik in beiden Gestalten, und meisterhaft ist die dunkle Figur der Alten gegen die helle Wand abgesetzt. Was ist das für ein künstlerischer Fortschritt nach innen wie nach außen über die bloß ekelhaften „Kaubögel“ der 1876er Ausstellung hinaus! — Hieran kann sich die rühmende Erwähnung des sehr gelungenen „Gänsemarttes“ (auf dem Schillerplatz zu Berlin) von Albert Conrad anschließen.

Auf dem Boden des Alterthums bewegen sich zwei Bilder von Louis Blanc (Düsseldorf), die zwar unharmonisch bunt, sonst aber nicht ohne Verdienst sind. Insbesondere der Kopf seiner Aspasia ist keine üble Lösung des Problems, große sinnlich reizende Schönheit mit sprühendem Geist und wirklicher natürlicher Liebenswürdigkeit zu vereinigen. Leider zeigt das Bild auch, wie nöthig und wie fremd den Künstlern die Kunstgeschichte ist: es gehört viel Toleranz dazu, im Zimmer der Aspasia die spätömische Gruppe von Amor und Psyche, einander küßend, zu vertragen! — Costüm der deutschen Renaissance bringen: Albert Schwarz — „Am Grabe Albrecht Dürer's“; fast noch anmutiger in seinem (modernen) „Mutterglück“ — J. Koppers (Düsseldorf) — „Unter der Linde“, ein sehr bezeichnendes Gegenstück zu Hubner's „In Gedanken“, von erstaunlicher Feinheit der fahlen Färbung — und Hermann Prell — „Die letzte Jagd“, ein Jäger zu Pferde, im Begriff, seinen zwei Hunden und dem gehegten Hirsch trotz der gewaltigen Parade in den steilen Abgrund des Vordergrundes nachzustürzen, mit großer Verbe und vielem Farbengefühl gemalt, leider in den Formen des Pferdes vierströtig plump. — Das XVII. Jahrhundert vertritt in gewohnter Mächtigkeit der nun verstorbene Gustav Stever (Barmen); wie gewöhnlich aber mit einem Hauptbilde der Ausstellung: „Des Sohnes letzter Gruß“, Karl Hoff (Düsseldorf, jetzt Karlsruhe). Schade, daß der jugendliche Trauerbote gar so jugenhaft und unbedeutend erscheint; bei den übrigen Persönlichkeiten weiß man nicht, was man zuerst und zumeist bewundern soll, die Schönheit, oder den Ausdruck, oder die Haltung, oder — die Kleidung; denn die Stoffe sind von einer unübertrefflichen Vollendung; herrlicherer Atlas als der weiße in dem Gewande des jungen Mädchens ist kaum je gemalt worden! — Wird nun aber der Meister nicht auch einmal wieder freundlichere Töne anschlagen? Er versteht sich freilich so meisterlich auf den Schmerz, daß er dem Beschauer durch ihn zum Genuß werden kann. Aber trotzdem! — Im Kococo erringt Otto Erdmann (Düsseldorf) den Preis. Seine „Einführung der Braut“ hat alle Vorzüge, Klarheit des Grundgedankens, Geschmack in der Composition, treffende Charakteristik, ansprechende Erscheinungen, meisterhaften Vortrag, schönen Ton und eine frappant echte Zeitsfärbung. — In der Marie-Antoinette-Tracht stehen in John Calceott Horsley's (London) Gemälde „critics on costume“ zwei Damen vor uns, welche verwundernde und spöttische Bemerkungen über die spanische Reifrocktracht des XVII. Jahrhunderts in einem am Boden stehenden Bilde austauschen. Es ist leider nicht gleichmäßig genug durchgebildet, um den hübschen Gedanken zu der ganzen ihm möglichen Wirkung zu bringen. — Endlich seien noch ein paar moderne Lebensbilder nicht übergangen. Georg Knorr (Königsberg i. Pr.) schildert „Junge Leiden“: Zwei Kinder, über ihrer Aufgabe seufzend, während der Lehrer, ein junger Weltgeistlicher, die Zeitung liest. Falls das nicht etwa eine „Arbeitsstunde“ ist, würde ich den Herrn Lehrer fortjagen, wenn ich einen solchen Moment während der „Stunde“ überraschte. Das Bild ist aber ansprechend und hübsch gemalt. — Von Franz Starbina (dessen „Lebensabend“ — Friedrich der Große mit zwei Hunden im Park spazierend — süglich auf sich beruhen kann!) ist in einem Delgemälde „Erfolgloses Suchen“ — junge Dame in einem Commobentasten kramend — und mehr noch in einem höchst charaktervollen Bouache-Bilde, „Schlechte Laune“ — eine alte Dame, aus einem Fenster erschütlich „Gezanktes“ (wie man in Thüringen sagt) herunter leitend, — ganz in seinem Elemente und scheint nach genügender Abklärung immer mehr halten zu wollen, was seine Erstlinge versprochen: er nähert sich seinem großen Vorbilde Adolph Menzel.

Der „Ragenjammer“ von Gustav Michl (Weimar) schildert in einer nur malerisch zu anziehenden Weise den fürchterlichen Zustand desjenigen, der Paul Klaette's „Bekanntmachung“ genauer angesehen hat. Eine ekelhaftere Entartung der species „homo sapiens“, als sie diese drei Gecken darstellen, ist nicht wohl denkbar! Aber die Sicherheit des Blickes und der Hand nöthigt trotzdem zu widerwilliger Anerkennung. Da lobe ich mir die gesunde, frische kleine Gesellschaft, welche in dem Bild von J. G. Meyer von Bremen dem Beschauer ihr fröhliches „Willkommen!“ zuzurufen scheint. Der Künstler ist noch ganz der alte. — Zu guter Letzt ein paar humoristische Bildchen. — Jacob Leisner (Düsseldorf), dessen umfangreicher „Wochenbesuch bei der Gutsherrschaft“ viel Gutes, aber zu stattlichen Apparat hat, fährt mit köstlichem Humor einen Bruder Studio vor, der sich eben noch in seine weißen Stulpen stürzt, um vor der Angebeteten tabellos zu erscheinen. Sie aber scheint ihn „abfallen“ lassen zu wollen, denn sie birgt sich spöttisch, schallhaft lächelnd im Gebüsch, so daß er wol eine „Verfehlte Aufwartung“ machen wird. Das Bildchen ist vollkommen aus einem Guß. — Karl Ziermann (Berka bei Weimar) schildert zwei Jungen „Auf dem Vogelfange“ vom Förster erwischt; doch nur auf den einen ergießt sich der Zorn, während der andere aus dem rechtzeitig gewonnenen Schlupfwinkel der Execution des Genossen zuschaut. Harmloser, aber fast noch lustiger ist sein zweites Bild „Schwierigkeiten im Beruf“, einen älteren Herrn beim Botanisiren darstellend, wie er mit der Krücke seines Stodes vom Bachrande her, nicht ohne Gefahr des Hineinfallens, einige Wasserpflanzen zu gewinnen sucht. Die Situation ist in ihrer schlichten Natürlichkeit und dem geschickten Vortrage von bannender Komik.

Die Landschaft betreffend, kann ich nur eine ganz cursorische Uebersicht des Bedeutendsten geben. Das Fach ist wie gewöhnlich reich und gut besetzt. Die historische Landschaft hat neben dem schon erwähnten Kanoldt in Friedrich Preller, dem Sohne, (Dresden) und Karl Freiherrn von Hafften ihre Vertretung. In der Landschaft mit bedeutender Architektur zeichnen sich aus: Edmund Berninger (München), Albert Flamm (Düsseldorf), Paul Flidcl — Villa d'Este —, A. Lutteroth (Hamburg), August Leu (Düsseldorf) und Ernst Körner, dessen großer Säulensaal zu Karnak ein reines Architekturstück von großem Verdienst ist. So mögen sich ihnen die Architekturmaler par excellence anschließen: Karl Gräß, der Vater und Paul Gräß, der Sohn, Christian Wilberg und der vor Jahresfrist verstorbene Friedrich Eibner (München). Das Hochgebirge hat diesmal Unglück: Otto von Ramcke hat nur in seinem „Rhone-Gletscher“ befriedigende Bildwirkung; daneben ist Karl Ludwig's (Stuttgart) St. Gotthardspaß rühmend hervorzuheben. Das großartigste in Seeflächen ist das Rettungsboot bei fliegendem Sturm, Motiv von Stagen, von Karl Locher (Copenhagen). Doch sind auch Andreas und — weniger — Oswald Achenbach (Düsseldorf), Eugen Dücker (Düsseldorf) — ganz hervorragend! —, Hermann Eschke, Albert Hertel — der noch vorzüglicher in seinen Stillleben erscheint —, Karl Salzhmann, Max Schmidt (Königsberg i. Pr.), Gustav Schöndleber (München) und Friß Sturm in diesem Fache ausgezeichnet. Unter den Wald- und Parklandschaften steht des Barons von Gleichen-Rußwurm (Weimar) „Verödet“, Motiv aus dem Schloßgarten in Weitschöckheim, durch tiefe Poeffe und Größe der Naturanschauung voran. Außerdem seien genannt Valentin Raths (Hamburg) und Karl Frießel, Beide zum Theil in einer von ihrer gewöhnlichen abweichenden Manier. Die Flachlandschaft am Flusse und in der Heide hat in Karl Bennewitz von Loesen, Franz Bertram (Königsberg i. Pr.), Johannes Hermes, Eduard Ritter von Lichtenfels (Wien), Karl Malchin (Weimar) und Karl Scherres ihre bewährten Vertreter. Berglandschaften verschiedenen Charakters haben Gustav Engelhardt, Alfred Meßener (Düsseldorf), Eduard Pape und Karl Gustav Rodde (Westend bei Charlottenburg) — sehr großartig und mit effectvoll schöner Beleuchtung! — beigezeichnet. Die schlichte Bedute gibt — in etwas dicker Farbe — Julius Jacob und Adelfranz Norman (Düsseldorf). Im Mondschein — aber auch abendlicher Beleuchtung — glänzt wie

immer Louis Douzette. Winterlandschaften finden sich von Axel Nordgreen (Düsseldorf) und Paul Lübbecke (Weimar). Romantisch angehauchte Landschaften, in denen es auf einen bestimmten, oft durch charakteristische Staffage verstärkten Stimmungston abgesehen ist, sind die Domäne von Georg Flugradt, F. Schnee und Werner Schuch (Hannover). Ein vereinzelter Adept der speciell sogenannten Stimmungslandschaft, des eigentlichen paysage intime, tritt uns in Franz Böniß entgegen. Es ist merkwürdig, wie sehr diese fein getönten Bilder an Corot erinnern, von dem der jugendliche Künstler doch wol schwerlich je Etwas gesehen hat.

Als eine Curiosität im Gebiete des Stillebens darf das „norwegische Schneehuhn“ von Friedrich Heimerdinger (Hamburg) nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Der Kistendeckel, an dem das Huhn befestigt, ist so täuschend gemalt mit allen Zufälligkeiten, daß trotz der angehängten Versicherung, er sei gemalt, und der Bitte, Nichts anzufassen, doch alle Augenblicke Jemand der Versuchung unterliegt, sich durch das Gefühl von der Wirklichkeit einer so vollkommenen Augentäuschung zu überzeugen. Das ist immerhin auch eine Leistung. Aber die sollte einem Künstler allein nicht genügen!

Als eine erfreuliche Thatsache verdient es bemerkt zu werden, daß die Originalradirung diesmal eine ganze Reihe von Vertretern gefunden hat; sehr bedauerlich dagegen und in dem Umfange nicht durch die jährliche Wiederkehr der Ausstellungen erklärbar ist der rapide Rückgang in der Betheiligung der Plastik. Man weiß ja doch, wie viel in den Ateliers unserer Bildhauer gearbeitet wird. Wenn davon so wenig durch die Ausstellungen paßirt, so muß das an diesen selber und ihren Einrichtungen liegen. Etwas würden auch hier wol die übrigen — ja selbstverständlich für alle Künste geltenden — Vorschläge helfen. Vielleicht aber müssen der Sculptur, der Schwerefalligkeit ihrer Werke wegen, noch besondere Erleichterungen gewährt werden. — Der bei Weitem größte Theil der 91 Sculpturen (gegen 97 im Vorjahre) sind Porträts in Büsten- und Reliefform, und Hervorragendes ist in diesem Fache nicht hervorgetreten. Das Interessanteste daran sind die verschiedenen Versuche zur Neugestaltung der Büstenform, womit ja auch die französische Plastik viel experimentirt. Die Erfolge sind nicht ermutigend; die alten einfachen „conventionellen“ Formen sind und bleiben das Befriedigendste. Es gibt eben Erfindungen, die nicht zu verbessern und zu überbieten sind. — Es gibt wenig einzelne Werke, von denen es an dieser Stelle lohnte, Notiz zu nehmen. Die italienische Sculptur, deren Fernbleiben in der Einleitung des Kataloges ganz ohne Grund mit einem gewissen Bedauern constatirt wird, ist hauptsächlich durch ein Exemplar der längst bekannten „Phryne vor den Richtern“ von Francesco Barzaghi (Mailand) vertreten. Wenn die berühmte Hetäre bei dem Effectcoup ihres Vertheidigers Hyperides so vor den Heliaften gestanden hätte, so würde die Wirkung wol gleich Null gewesen sein: die Richter hätten den Eindruck einer verabredeten Poffe erhalten und wären durch die freche Speculation in der Haltung der Buhlerin beleidigt worden. Aber weil der Körper — bis auf wenige Einzelheiten — schön und verständnißvoll modellirt ist, macht das Werk Glück. Ich möchte wol in Erfahrung bringen können, wie viele Beschauer wissen, was diese Phryne für ein Gesicht hat, und daß die Haare in der gewöhnlichen italienischen Bohrmanier verjüngt sind. — E. Cauer's (Creuznach) „Brunhild“, die mit dem Schwert tief in der Brust kräftig und gesund aufrecht steht, macht dadurch beinahe einen komischen Eindruck, der durch die kolossale Größe noch gesteigert wird. Seine „Psyche“, die dem davonfliegenden Amor nachblickt, ist dagegen ausdrucksvoll und hübsch motivirt, doch ist der Körper gar zu dürftig. — Robert Cauer (Creuznach) hat in seiner „trauernden Muse“ ein recht würdiges Grabdenkmal geliefert. — Ernst Curfess (aus Stuttgart, z. Z. Rom) — trinkender Knabe — und Karl Schlüter (Dresden) — römischer Hirtenjunge — eifern Adolph Hildebrand nach, was ihnen selbst bei nur annäherndem Gelingen zum Lobe gereicht. — Das Brunnenstandbild — die Industrie — von Robert Henze (Dresden) ist eine mächtige und wirksame allegorische Figur. — In sehr wunderlicher Weise hat Max Klein einen „Germanen im römischen Circus“ dargestellt. Wol Jeder wird

diese am Boden sich mit einem Äwien balgende Hünengefalt für einen Herakles mit dem nemaischen Äwien gehalten haben, und mit mir darüber einverstanden sein, daß das berühmte Erwürgen des Äwien nur etwa in dieser Weise allenfalls vorstellbar ist, daß aber ein solches Gipsgebirge nicht füglich für ein Kunstwerk gehalten werden kann. — Den Glanzpunkt der plastischen Ausstellung bilden — wie gewöhnlich — die Arbeiten von Eduard Müller (aus Coburg, z. B. Rom). Es sind ihrer drei. Die wenigst bedeutende, gleichwol von köstlichem Humor und trefflich durchgebildet, ist der neapolitanische Fischer mit seinem Kinde, dem er einen Lachsenkrebs zeigt. Sehr geist- und lebensvoll ist die Bronzestatue einer römischen Frau „ecco il moccioso!“, d. h. eine Gestalt aus dem tollen Kerzenspiel des letzten römischen Carnevaltages, an dem Niemand ohne ein brennendes Licht sich zeigen darf, und Jeder sich bemüht, das Licht seines Nachbarn auszulöschen, das eigene aber brennend zu erhalten. Die hoch in der Hand gehaltenen Wachslerzchen sind mit einer Gasleitung versehen, so daß die Figur als Candelaber dienen soll und dann erst in ihrem ganz ausgeprägten Motive erscheint. Die Bewegung ist eben so lebhaft wie anmuthig, und die ganze Gestalt erscheint vom Scheitel bis in die Fußspitzen von einem Gedanken befeelt. Nebenbei verdient auch die Bronzeausführung (von Nelli in Rom) Lob, insbesondere wegen der geschickten und discreten Stoffbezeichnenden Eiselerung. Müller's hervorragendste Arbeit aber ist „Eva mit ihren beiden Kindern“. Das ist wirklich der Anfang einer Tragödie. Die völligen und doch edlen Formen der Eva lassen die Mutter der Lebendigen erkennen. Liebreich umfängt sie beide auf ihrem Schoße sitzende Söhne; aber während Abel sich freundlich, brüderlich zu dem älteren Cain wendet, lehrt sich dieser zurückweisend und böse Gefinnung mühsam in sich verschließend ab; trauernd und Schlimmes ahnend ruht der Blick der Mutter auf dem Vorgange. Das Merkwürdige und Bewundernswerthe, Ungewöhnliche und hervorragend künstlerische ist hierbei, daß in die kindliche Natur durchaus nichts Unmögliches, Ueberreifes, Allkluges hineingetragen ist, daß tiefer Ausdruck sich mit großer Schönheit verbindet, und lebhafteste Handlung sich im Banne der nobelsten Linien der Composition vollzieht. Diese Gruppe ist auf dem Gebiete der Plastik kaum minder bedeutend als Defregger's Hofer auf dem der Malerei, aber freilich vom Standpunkt unserer Naturalisten ebenso „conventionell“. — Richard Ohmann's „Scene aus der Sündfluth“ hat gute Bewegung und treffenden Ausdruck; minder gelungen, etwas unruhig erscheint die Linienführung. — An dem „Mercur“ von Moriz Schulz ist das für Plastik heikle, aber glücklich behandelte Motiv — fliegendes oder wenigstens schwebendes Schreiten — verdienstlich, auch die Formengebung entsprechend. — Das „Dornröschen“ von Louis Sukmann-Hellborn ist gründlich stillos und verblüfft den Laien durch die Häufung dessen, was unkünstlerisch ist. Für den verständnißvollen Kunstfreund geht dadurch das vorhandene Gute — der hübsche, friedliche Kopf und die feinen Hände — verloren.

Von der Architektur ist leider — wie von der Plastik — ein Rückgang in der Bethelligung zu constatiren. Es finden sich nur 42 Entwürfe gegen 59 im Vorjahre. Unter jenen befindet sich aber diesmal ein großes Modell, von Martin Gropius und H. Schmieden, über welches hier eine kurze kritische Bemerkung gestattet sei. Es stellt die Hauptansicht des im Bau begriffenen Deutschen Gewerbemuseums in Berlin dar. Vortrefflich sind die Raumverhältnisse und Gliederungen zu beiden Seiten des Mittelbaues, ebenso die plastischen Verzierungen des Baues selber. Aber die in Glasmosaik auszuführenden Bilder zwischen den Fenstern des obersten Stockwerkes fallen noch viel mehr als bei dem „bunten Hause“ in der Wilhelmstraße aus der Harmonie heraus, und unglücklich stecht der Mittelbau in der Fassade: die Frieße unterhalb des Obergeschosses laufen sich an dem Gebälk des den Mittelbau an dieser Stelle krönenden Giebels todt, dieser Giebel überschneidet unruhig und viel zu mächtig die Linien des obersten Stockwerkes, und die ohnehin zu wenig wuchtige Bekrönung des Ganzen mit dem zarten (wenn auch zuletzt weit vorragenden) Hauptgesimse erscheint darüber gar schwächlich, wie unfertig.

Bruno Meyer.

## Politische Briefe.

Von  
S. E. Köbner.

### Zwischen Reichstag und Landtag.

Berlin, 21. October.

Das Socialistengesetz, um das seit Monaten beinahe alle politische Erörterung in Deutschland sich bewegte, ist beschlossen; wenn diese Blätter die Presse verlassen, wird seine Ausführung bereits begonnen haben. Welcher Art wird die Wirkung sein? Eine Stufenleiter düsterer Prophezeiungen ist als Antwort auf diese Frage bereits vorhanden: von der Versicherung, daß die völlige Fruchtlosigkeit des Gesetzes nicht zweifelhaft sei, bis zur Vorherverkündigung einer daraus erwachsenden, neuen gewaltigen Ausbreitung socialdemokratischer Bestrebungen, und der Behauptung, daß die Gesetzgebung, auf einer verhängnißvollen Bahn weiterschreitend, zu immer neuen Unterdrückungsmaßregeln werde greifen müssen. Jede solche Prophezeiung pflegt sich auf Analogien aus der Geschichte zu berufen, an die letztere zu appelliren mit der Versicherung, daß sie die Weissagung rechtfertigen werde. Die Proceffe vor diesem Gerichtshof nehmen nur häufig einen eigenthümlichen Gang: bis zum Termine der Entscheidung hat das Publicum, wie lebhaft es sich auch ursprünglich für den Streit interessiren mochte, denselben längst vergessen, und so wird es dem Appellanten, der damals seine Berufung an die Geschichte so laut anmeldete, leicht genug, sich still und unbemerkt hinwegzuschleichen, wenn jener Gerichtshof gegen ihn erkannt hat. Wie viele derartige Proceffe sind seit dem Jahre 1866 so verlaufen! Wir wollen nicht in den alten Actenbündeln blättern, nur auf sie hindeuten als auf eine Warnung zur Vorsicht. Die Weltgeschichte hat eine reichhaltigere Auswahl von Präjudicial-Aussprüchen, als das vielseitigste Obertribunal: auf den einen beruft man sich, und auf Grund eines ganz andern wird man abgewiesen. Es ist wahr, gegen manche Bewegung der Geister sind die Waffen der Staatsgewalt vergeblich gerichtet worden, sie sind daran zerbrochen; und wenn an dieses Schicksal einstiger bundestäglicher Edicte wider das „junge Deutschland“ im Parlamente erinnert ward von dem Sohne eines der Männer, denen zuletzt der Sieg über die Frankfurter Gesandten-Conferenz geblieben — wie hätte das eine gewisse Wirkung auf Hörer und Leser verfehlen können! Der Vergleich des „jungen Deutschland“ mit einer Erscheinung wie das aus „Agitatorenschulen“ genährte deutsche socialdemokratische Treiben dürfte trotzdem in allen Punkten unzutreffend sein; um nur einen zu streifen: das Respublicum der Guklow, Laube, Kühne, Wienborg, suchte die verbotene Waare, kam den Campe, Wigand und wie die buchhändlerischen Schmuggler sonst hießen, in der Mitte ihrer Schleichändlerwege begierig entgegen — während jede Erörterung der socialdemo-



kratischen Führer und Zeitungen über Fragen der Parteitaktik von jeher sich sorgenvoll um das Auffinden von Mitteln drehte, durch welche Anhänger zu gewinnen und festzuhalten seien. Es fehlt im Uebrigen durchaus nicht an historischen Beispielen dafür, daß eine revolutionäre Bewegung durch rechtzeitigen Eingriff zum Stehen gebracht und in ungefährliche Bahnen gewiesen worden. Hat doch ein Mirabeau sich zugetraut, sogar den größten und folgenreichsten politischen Ausbruch dieser Art, jene französische Revolution, für die der Gattungsbegriff zum Eigennamen geworden, durch entschlossenes Zugreifen mit der starken Hand der Macht abzuschließen! Und wer mag sagen, wie dieses ganze Zeitalter, das auf den Schultern der „Revolution“ steht, sich im Guten und Bösen anders entwickelt hätte, wenn der große Redner, der zugleich ein großer Staatsmann war, zur Ausführung seines Planes gelangt wäre, die Nationalversammlung durch Fortverlegung von Paris dem Einflusse der revolutionären Massen zu entziehen und alsdann die letzteren, die nur durch jene Einwirkung Frankreich beherrschten, zu Paaren zu treiben! Sechzig Jahre später ist bei uns der Gedanke Mirabeau's durch den Grafen Brandenburg verwirklicht worden; freilich wußte eine unwürdige Reaction sich, nicht ohne Schuld des Bürgerthums, das in seiner Mehrtheit das politische Kampffeld räumte, desselben zu bemächtigen und es für ein Jahrzehnt zum Tummelplaz romantischer, aber recht gewaltthätiger Gespenster zu machen; doch dem Ministerium Brandenburg bleibt das Verdienst, durch eine staatsmännische That, welche in Wahrheit — wohlfeiler Spott mag dawider sagen, was ihm beliebt — eine „rettende“ war, die Grundlage geschaffen zu haben, auf welcher sich später ein freies öffentliches Leben möglich erwies. Das Publicum, welches ein halbes Jahr lang geistig von der demokratischen Agitation gelebt hatte, behalf sich, als diese Speise ihm durch Verschuß der revolutionären Küche entzogen war, mit anderer, und die Küche selbst . . . Manches Mitglied einer provisorischen Regierung von 1848 ist heute national-liberal, und wie erstaunte der preussische Zeitungsleser, als Waldeck und Schulze-Delitzsch zur Zeit der neuen Aera nach zehnjährigem Schweigen wieder auf der Tribüne erschienen, selbst sie so anders, als ein Decennium vorher! Wir sind sehr weit entfernt davon, mit diesen Männern Herrn Liebknecht oder Herrn Hasselmann auf eine Stufe zu stellen; doch selbst die Hoffnung, in zehn Jahren den einen und den andern aus dem heutigen leitenden Kreise der Socialdemokratie als praktischen Vorkämpfer berechtigter Forderungen der Arbeiter wiederzufinden, ist nicht ausgeschlossen, und worauf es bei unserem Vergleich vornehmlich ankommt: daß die weitere Schürung der Agitation durch energisches Einschreiten verhindert wird, ist nach geschichtlicher Erfahrung wahrscheinlicher als das Gegentheil. Freilich, wer möchte leugnen, daß solche Maßregeln gefahrvolle Consequenzen auf anderen, als dem zunächst davon berührten Gebiete nach sich ziehen können. Es ist gefährlich, dem Reden Gewalt im Staatsleben eine Erprobung seiner Stärke zu gestatten; er fählt sich dann leicht versucht, nach neuer Gelegenheit dazu auszuschauen. An der Nation ist es, diesen ihren reißigen Knecht zu bewachen, damit ihn nicht gelüste, ihr Herr zu werden. Wenn sie politisch ihre Pflicht thut, wird diese Gefahr sich nicht verwirklichen. Die jetzt bei uns momentan durchbrochene Gleichheit des Rechtes zur Bethätigung für alle politischen Bestrebungen ist allerdings eine von den Schutzwehren der Freiheit; aber daraus folgt nicht, daß die letztere ohne sie nicht bestehen könnte. „Die Freiheit,“ lautet ein treffendes Wort Dahlmann's, „ist an keine allgemeingültige Form gebunden, obwohl es freiheitstützende Einrichtungen gibt.“

Zwei Fälle sind denkbar, in denen das Socialistengesetz der bestimmende Ausgangspunkt einer Periode neuer Kämpfe werden müßte, welche von den parlamentarischen „Fragen“ der letzten Jahre völlig verschieden wären: wenn das Gesetz sich als unwirksam erwies, so daß die Staatsgewalt in der That auf dem damit beschrittenen Wege weiter vorgehen müßte — oder wenn die Regierung die ihr anvertrauten Waffen zur Unterdrückung anderer Bestrebungen erproben wollte, als der in dem Gesetze bezeichneten; in beiden Fällen würde Alles, wodurch unsere Parlamente, die Wähler, die Presse bis zu den Attentaten politisch beschäftigt worden: Verwaltungs-

reform, Unterrichtsgesetz, Steuerfragen, Handelspolitik völlig in den Hintergrund treten vor näheren Sorgen. Aber so lange keiner jener beiden Fälle als wahrscheinlich zu gelten braucht, darf man die Kämpfe um das Socialistengesetz als ein Zwischenspiel betrachten, nach dessen vorläufigem Abschluß durch die Publication und die beginnende Ausführung des Gesetzes die politische Lage, wie sie sich bis zum Mai d. J. gestaltet hatte, wieder in ihr Recht tritt. Weder die Bündnisse noch die Gegensätze, welche unfer zerriffenes Parteiwesen bei der Bekämpfung der socialdemokratischen Gefahr aufwies, dürften in der bevorstehenden Landtags- und in der demnächstigen Reichstagsession sich beständig wiederholen. Doch nicht die Conjunctionen der Fraktionspolitik beschäftigen uns hier; sondern für uns fragt sich allein, welche Aussichten für die Förderung der großen, ungelöst aus den letzten Jahren überkommenen Aufgaben der inneren Politik vorhanden sind. Wenn man sich nicht in trügerischer Selbsttäuschung wiegen will, muß man sich eingestehen: die ungünstigsten. Die dringlichen Bedürfnisse des Tages werden vermöge der unbefangenen Unterstützung, welche die conservative Regierung auch von den Liberalen in solchen Dingen zu erwarten hat, befriedigt werden; aber fast hoffnungslos ist die Lage der beiden großen Probleme, welche seit Jahren aufgeworfen sind: des Abschlusses der in Preußen begonnenen Umwandlung der Verwaltung, und der Reform unseres Finanzwesens im Sinne der Begründung eines von den Bundesstaaten unabhängigen Einnahmehudgets des Reiches und der Beschaffung der Mittel für die Befriedigung wichtiger Kulturbedürfnisse der Einzelstaaten. Unter parlamentarischen Verhältnissen, welche der Lösung günstiger waren, als die heutigen, ist sie mißlungen — mit welchen Erwartungen könnte man nun darangehen nach einem Wahlkampfe, welcher nur eine Anzahl von Minoritäten in den Reichstag geführt, nach einem Ministerwechsel, welcher in Preußen das frühere, ohnehin nur schwache, intermittirende Verständniß zwischen der Mehrheit und der Regierung noch weiter gelockert hat!

Die preußische Verwaltungsreform ist ein Unternehmen, das nach Kühnheit und Großartigkeit schwerlich in einem anderen Lande ein Seitenstück findet. In deutschen Kleinstaaten vom Umfang einer preußischen Provinz, mit wesentlich gleichartigen Bevölkerungs- und Kulturverhältnissen hat man wol die Uebertragung des in der Gemeinde und in der communalen Vermögensverwaltung auch größerer Bezirke erprobten Selbstgovernment auf die gesammte politische Verwaltung unternommen; die vollständige Umwandlung einer großstaatlichen, in Menschenaltern herausgebildeten Administration hat vor uns nur das Frankreich der ersten Revolution versucht, aber nur in mechanischer Weise, vermittelt des auf die Landkarte gelegten Zollstocks und der statistischen Bevölkerungstabelle, mit denen man aus den Provinzen des abgeschafften Königthums Departements machte und danach aus Gouverneuren und Intendanten Präfecten. Der Versuch, durch einen Act der Gesetzgebung in einem Großstaate mit den verschiedensten Wohlstands-, Wirthschafts-, Bildungs-Verhältnissen im ausgedehntesten Maße Vertrauensmänner der Bevölkerung zur vielfach maßgebenden Theilnahme an der Verwaltung zu berufen, ward in Preußen begonnen unter mannigfachen, vereinigt wirkenden Antrieben: der Nothwendigkeit, die alten und die neuen Provinzen in Zukunft nach irgend einem übereinstimmenden System zu verwalten; der liberalen, noch früher von dem conservativen Freiherrn vom Stein erhobenen Forderung nach Mitwirkung der Bürger an den Regierungsgeschäften; der Unhaltbarkeit der Einrichtungen in den östlichen Provinzen; der staatsrechtlichen Darstellung fremder Verwaltungsmethoden; nicht am wenigsten des Umstandes, daß die Bureaukratie Angesichts großartiger Umwandlungsprocesse des modernen Lebens das Selbstvertrauen, die rechte, feste Ueberzeugung, noch den Aufgaben der Verwaltung allein gewachsen zu sein, verloren hatte. Zu positiven Reformgedanken aber waren diese Motive nur von einem kleinen Kreise liberaler und einem freiconservativen Politiker — dem jetzigen Minister Dr. Friedenthal — gestaltet worden; mit einem Minister des Innern, welcher der Aufgabe ursprünglich ganz fremd gegenüberstand, mit abgeneigten conservativen Elementen, welche zur Bildung einer Majorität unentbehrlich waren, mit den Vertretern besorgter

Specialinteressen — so der städtischen im Herrenhause — wurden jene Reformideen auf einem Leidenswege von Zugeständnissen an alle diese Helfer, vorläufig zur Probe nur für fünf von elf Provinzen und auch für diese ohne Abschluß der neuen Einrichtungen, ohne organischen Anschluß derselben an alte, fortbestehende, durchgeführte. Kein kompetenter Beurtheiler bezweifelt heute, daß auf diese Art neben vortrefflichen Institutionen — wie die meisten der Kreisordnung — andere geschaffen worden, welche den Grundsatz der Selbstverwaltung in den Augen der Bevölkerung und des Beamtenthums zu compromittiren geeignet sind; dies bezieht sich in erster Reihe auf die Complicirtheit der neuen Provinzialverwaltung. Man hatte, um den Widerspruch aller der Factoren, deren Zustimmung man brauchte, zu überwinden, jedem eine Behörde nach seinem Geschmac zugesprochen: den staatsrechtlichen Theoretikern Bezirksverwaltungsgerichte; den Anhängern der bisherigen Regierungsbezirke Bezirksauschüsse neben dem Provinzialauschuß; den Bürgermeistern als besondere Berufungsinstanz für die Städte Bezirks- und Provinzialräthe neben den ursprünglichen Bezirks- und Provinzialauschüssen u. s. w. Diese Fülle von Instanzen bedingte dann ein sogenanntes Competenzgesetz, welches ihnen ihre Befugnisse einzeln zuzählte und, wie die Hegel'sche Philosophie, nur von Einem, von dem bekannten ersten Commentator des Gesetzes, verstanden und von diesem nach der Behauptung Anderer mißverstanden worden. Mag von den Klagen, welche über diese gesetzgeberischen Schöpfungen ertönen, Vieles auf die Schwierigkeit jedes Ueberganges, Anderes auf tendenziöse Voreingenommenheit zurückzuführen sein — sicher ist, daß es hier so, wie in allen Fällen, in denen viele Köpfe um den Herd stehen, gegangen ist. Sie zuzulassen, war ein taktischer Fehler der national-liberalen Partei, welcher die Leitung der Reformarbeit zugesallen war, an der aber auch Fortschrittmänner, Freiconservative und vor Allem conservative Minister verantwortlichen Antheil hatten. Ohne Zweifel muß bei einem Werke, wie diese Reorganisation der Verwaltung, auch von dem kühnsten Reformen nach Möglichkeit das Neue an das Alte angeknüpft, mit diesem zu fester Gemeinschaft verankert werden; Compromisse in dieser Richtung waren nicht vom Uebel. Aber ein solches Unternehmen muß, unbeschadet schonender Berücksichtigung des Bestehenden, nach festem Plane einheitlich und entschlossen, in rascher Folge von einer Regierung, welche einig mit der parlamentarischen Mehrheit ist, vermittelst eines Beamtenthums, dessen Spitzen wenigstens dem Werke geneigt und förderlich sind, durchgeführt werden. Hätte man bei uns so verfahren können, dann wäre zu den meisten der begangenen Fehler überhaupt gar keine Versuchung vorhanden gewesen, andere hätten sich schon im Verlaufe der Arbeit abstellen lassen — vor Allem: nach energischer Durchführung und raschem Abschluß der gesammten Reorganisation wären neben Mängeln auch die Vorzüge stark, und wahrscheinlich überwiegend, hervorgetreten. Es war ein Irrthum der Liberalen, zu glauben, daß durch Verständigung von Fall zu Fall, durch Compromisse über einzelne Paragraphen eine solche organische Schöpfung sich durchführen lasse, während wir der gleichen Taktik ja in anderen Beziehungen wichtige gesetzgeberische Fortschritte der letzten zehn Jahre verdanken. Eine Folge jenes unrichtigen Verfahrens ist, daß der Begriff staatsmännischer Verantwortlichkeit bei uns verloren zu gehen droht; jeder schiebt die Schuld für unvollkommen oder schädlich wirkende Einrichtungen einem Andern zu, der ihn genöthigt habe, denselben zuzustimmen oder es gleichfalls gethan — während im politischen Leben nur Sicherheit über die den Parteien und den einzelnen leitenden Personen zufallende Verantwortlichkeit eine Schutzwehr gegen unzureichend überlegtes Handeln ist; welche verwirrende, ja vergiftende Wirkung Unklarheit über diesen Punkt in die politischen Erörterungen trägt, zeigen die vielfachen, auf die Verwaltungsreform bezüglichen Recriminationen in der Presse und im Parlament. Daß man auf liberaler Seite aus den so begangenen Fehlern gelernt, beweist der aussichtslose Stand der anderen großen Aufgabe unserer inneren Politik, der finanziellen im Reich und Staat: alle Verhandlungen über den Eintritt von Liberalen in die Regierung, alle Forderungen „constitutioneller Garantien“ beruhten am letzten Ende auf der Ueberzeugung, daß man nicht zum zweiten Mal

eine sich über Jahre erstreckende, je nach der Art der Lösung zu günstiger oder verhängnißvoller Wirkung auf die verschiedensten öffentlichen und privaten Verhältnisse berufene Aufgabe übernehmen könne, ohne Sicherheit für ihre ungeförde, planvolle, einheitliche Durchführung. Doch hier wie dort, mit der Enthaltfamkeit wie durch die Folgen des allzu eifrigen „Mitwirkens“, befinden wir uns vor der Gefahr erzwungenen Stillstandes.

Inmitten einer unerquidlichen, verfahrenen Lage, Angesichts begonnener Umgestaltungen, welche zu keinem Abschluß kommen, aufgeworfener Probleme, auf deren baldige Lösung weder in der einen, noch in der anderen Richtung Hoffnung ist, scheint es uns an der Zeit für den gemäßigten Liberalismus, der, unabhängig von wechselnden äußeren Formen, immer ein maßgebender Factor unseres öffentlichen Lebens bleiben wird, einen festen Ausgangspunkt für sein ferneres Verhalten zu bestimmen. Nicht etwa in einem wohlformulirten, sogenannten Programm; wo so Vieles unerledigt und unvollendet ist, wie gegenwärtig im preußischen Staate und im deutschen Reiche, thut wahrlich die Proclamirung neuer Aufgaben nicht noth; die sachlichen Zielpunkte des Liberalismus sind gegeben in dem, was unter seinem Einfluß begonnen, unter seiner Zustimmung für nothwendig erklärt worden: der Reorganisation der Verwaltung und des Unterrichtswezens in Preußen, der Regelung des Finanzwezens im Reiche. Was zu revidiren ist, das ist die politische Taktik. Wenn wir uns gegenwärtig in einer Sackgasse befinden, in der man nicht vorwärts kann und nicht rückwärts will, so trägt die Schuld daran vor Allem ein Grundfehler der liberalen Taktik in den ersten Jahren des Decenniums von 1867—1877, den in der Zukunft vermeiden zu wollen man offen, unbekümmert um mögliche Mißdeutung, erklären sollte. Um es sofort rund heraus zu sagen: die Liberalen in unseren Parlamenten haben sich in die heutige unerfreuliche Lage dadurch gebracht, daß sie nicht zur rechten Zeit, d. h. als ihr Einfluß maßgebend für den Gang unserer inneren Politik zu werden begann, eine Vertretung in der Regierung verlangten; und dieser Fehler darf in ähnlicher Situation, die ja für den gemäßigten Liberalismus wieder einmal eintreten wird — sei es halb, sei es nach den nächsten oder den übernächsten Wahlen — nicht wiederholt werden, wenn nicht vermöge der unverhätbaren Folgen die öffentliche Meinung, welche dieselben nicht der Taktik, sondern irrthümlicher Weise den Absichten und Principien zuschreibt, am Liberalismus für längere Zeit irre werden soll. Der Ausfall der Neuwahlen zum Reichstage schützt uns vor dem Verdachte, als ob wir einer Wiederanknüpfung der sog. Warginer Verhandlung das Wort reden wollten: eine Partei, welche im Parlamente kaum über ein Viertel der Stimmen verfügt, hat selbst in Staaten mit „parlamentarischer Regierung“ nicht den Anspruch auf Theilnahme am Ministerium, um wieviel weniger bei uns, wo, wie auch wir früher nachdrücklich anerkannt haben<sup>1)</sup>, weder ein verfassungsmäßiges, noch ein in der Structur der Gesellschaft begründetes Recht der jeweiligen Majorität auf den Besitz der Regierungsgewalt besteht. Nicht um die Geltendmachung eines in der Gegenwart zu erhebenden Anspruches, sondern um die offene Anmeldung desselben für die Zukunft handelt es sich nach unserer Auffassung, und in der Gegenwart darum, nicht als Minoritätspartei Aufgaben und damit Verantwortlichkeiten zu übernehmen, denen nur eine der Regierungsgewalt sich ere Mehrheit — oder die Mehrheit beherrschende Partei — gewachsen ist. Und die Anmeldung jenes Anspruches für die Zukunft ergibt sich für uns nicht aus irgend einer Doctrin, nicht weil es selbstverständlich wäre, daß aus der Existenz einer Volksvertretung nothwendig unter allen staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen die Bildung der Regierung aus der Mitte der jedesmaligen Mehrheit folgte — sondern auf Grund der positiven Erfahrungen und der dabei zu Tage getretenen Bedürfnisse unseres öffentlichen Lebens. Der so motivirten Forderung ist nicht mit dem Einwande zu begegnen, daß die „parlamentarische Regierung“ bei uns nicht zu Recht bestehe, denn das ist

<sup>1)</sup> S. den Aufsatz „Die Ranzlerkrisis“, Deutsche Rundschau, Februar 1878.

schon vorher ohne Weiteres zugegeben; außerdem ist, was uns unerläßlich scheint und nach unserer Ansicht von dem gemäßigten Liberalismus offen als seine Forderung für die Zukunft proclamirt werden sollte, auch nicht gerade genau die „parlamentarische Regierung“, sei es nach englischer, belgischer oder rumänischer Form.

Das Grundübel unseres öffentlichen Lebens, unter welchem der ehrliche Conservatismus ebenso leidet, wie der Liberalismus, die Verwaltung und die Rechtsprechung nicht weniger als die Gesetzgebung, ist: daß bei uns der Gesetzgeber niemals der Verwaltung sicher ist — unter „Verwaltung“ auch die Initiative zu umfassenden Schöpfungen, auch die Durchführung derselben verstanden. An den Beispielen der Verwaltungs- und der Finanzreform — einem Exempel positiver und einem negativer Art — ward gezeigt, daß hier die Quelle politischen Unheils liegt. Sie zu verstopfen, dazu können die Liberalen, so viel an ihnen ist, nur wirken, indem sie sich fortan zur Regel machen, an der organischen Gesetzgebung positiven verantwortungsvollen Antheil — im Gegensatz zu der Periode von 1867—77 — nur dann zu nehmen, wenn sie der administrativen ersten Durchführung des Beschlossenen, welche für die Wirkungen eines Gesetzes oft so entscheidend ist, wie der Wortlaut, und wenn sie des Abschlusses weitaussehender Arbeiten im Sinne des Anfangs sicher sind, d. h. maßgebenden Antheil an der Regierung haben.

Weder auf die Befriedigung der alltäglichen Staatsbedürfnisse durch die Gesetzgebung kann die soeben empfohlene Taktik Anwendung finden, noch auf die Lösung einer außerordentlichen, auf eine vereinzelte Maßregel beschränkten Aufgabe, wie das Socialistengesetz sie stellte. Dennoch — hat nicht auch der Verlauf der Verhandlungen über dieses bewiesen, welche Schwierigkeiten aus dem Mangel an innerer Gemeinschaft zwischen Gesetzgebung und Verwaltung unserem öffentlichen Leben erwachsen? An der Feststellung des Socialistengesetzes mühte der Reichstag, obgleich sie durchaus kein organisatorisches Problem, sondern nur die Formulirung einer vorübergehenden Vollmacht für die Regierung war, sich länger als einen Monat in der Commission und im Plenum ab; doch nur ein sehr geringer Theil der aufgewendeten Zeit und Arbeit war erforderlich zur Auseinandersetzung zwischen den Verteidigern und den Gegnern des Vorgehens wider die Socialdemokratie auf dem Wege der Specialgesetzgebung; wieder, wie bei so vielen anderen Anlässen seit 1867, ward der Hauptkampf von den Freunden der in Frage stehenden Maßregel unter einander geführt; nicht mit dem Centrum und der Fortschrittspartei stritten die Nationalliberalen, die Conservativen und die Regierung um die Definition der Bestrebungen, gegen welche das Gesetz gerichtet werden sollte, um die Recursbehörde, um den Instanzenzug einzelner Beschwerden, um die Dauer der Geltung; sondern die Majorität, welche schließlich das Ganze annahm, führte diesen Kampf in ihrer Mitte und mit der Regierung; abwechselnd discreditirten dadurch die Einen und die Anderen die einzelnen Bestimmungen, denen sie als einer Gesamtheit zuletzt zustimmten. Aber so verkehrt dieses Verfahren nothwendig jeder Beurtheilung erscheinen muß, welche von der Verursachung der besonderen Bedingungen deutscher gesetzgeberischer Arbeiten absehen wollte, so unvermeidlich ist es fortwährend unter den speciellen Voraussetzungen, unter denen unsere Parlamente wirken. Eine Volkvertretung, welche sicher ist, daß die Verwaltung nur den Willen der Gesetzgebung und ganz diesen ausführt, wäre mit dem Socialistengesetz in zwei Tagen fertig gewesen; sie hätte ohne Umschweife und Verclafulirungen die dictatorischen Vollmachten ausgesprochen, auf welche ein solches Gesetz immer hinauskommen wird; die Liberalen wären des ängstlichen Suchens nach Cautelen gegen Mißbrauch, die Conservativen der Sorge überhoben gewesen, die Wirkungsfähigkeit des Gesetzes könnte beeinträchtigt werden. Aber nur der äußerste Leichtsinns vermöchte zu behaupten, daß Angefichts unserer politischen Vergangenheit — ja einer sehr nahen! — jener Kampf um die Einzelheiten vermeidbar gewesen. Die Thatfache vielfacher Uebertretung, Entstellung, mißbräuchlicher Anwendung von Gesetzen durch die Verwaltung ist nicht aus dem Gedächtniß einer Generation, welche das Alles mit erlebt hat, hinwegzuweisen. Fürst Bismarck

und Graf Eulenburg gaben das feierliche und förmliche Versprechen, daß man des loyalsten Gebrauches der erteilten Vollmachten versichert sein könne; wenn alle Behörden dieses verständete Wort der Regierung einlösen, so wird für die Zukunft viel gewonnen sein: bei einem wichtigen und verhänglichen Anlaß wenigstens wird sich dann gezeigt haben, daß das Mißtrauen wider die Verwaltung, welches bei uns die einfachsten gesetzgeberischen Aufgaben complicirt, nicht unbedingt begründet ist. Es würde trotzdem nicht mit Einem Schläge, für alle Zeit verschwinden; keinesfalls aber konnte sich desselben durch eine solche Verheißung die Volksvertretung überhoben erachten, welche soeben aus der Wahlbewegung vom Juni und Juli 1878 hervorgegangen war. Mißbräuche sind überall mit Wahlen — und am meisten mit einer auf Grund des allgemeinen gleichen Stimmrechts — unvermeidlich verbunden; sie sind am größten in Ländern, welche man zu den freiesten zählt. Aber wenn in England die Parteien einander gegenseitig, selbst durch die Mittel der Bestechung und der Einschüchterung, die Wähler abzufragen suchen, so geht das nur die spätere Wahlprüfung und unter Umständen den Strafrichter an, denn die Regierung bleibt neutral; bei uns werden die Mißbräuche von Organen des Gesetzes geübt, das letztere wird durch willkürliche Anwendung zur Waffe der einen Partei — natürlich der zur Regierung stehenden — gegen die anderen gemacht, während es alle gleichmäßig schützen soll. Uns scheint, die Verstärkung des parlamentarischen Mißtrauens gegen die Verwaltung, die aus einer Wahlbewegung, wie die jüngste, allemal erwächst, müßte jeder Regierung als eine, nimmermehr durch den Gewinn einiger Mandate aufzuwiegende Erschwerung ihrer Wirksamkeit erscheinen; uns dünkt, jede Regierung in Deutschland, welche über ihre nächsten, unmittelbarsten Zielpunkte hinauszuschauen vermag — und am meisten eine conservative — müßte es als ihre erste, dringendste Aufgabe betrachten, ein Ende zu machen jenem im Volke ebenso wie in der Volksvertretung tief wurzelnden Argwohn, daß man alle Zeit wider die Absichten der Regierenden auf der Hut zu sein habe. Bei der zweiten Lesung des Socialistengesetzes beklagte auch der Reichskanzler diesen Argwohn lebhaft; aber vor wenigen Monaten erst hat die Regierung, deren Haupt er ist, am Tage nur dem Tage lebend, höher als die Bekämpfung jenes steten Hindernisses unbefangenen politischen Wirkens, die Eroberung einiger Wahlkreise geschäft. Was aus vielen, beim Reichstage eingegangenen Wahlacten bekannt geworden, konnte recht wol einen Veteranen aus der preussischen Landrathskammer citiren lassen:

„Ja, mein Freund, es sind die Klänge  
Aus der längst verschollenen Traumzeit,  
Nur daß oft moderne Triller  
Gauteln durch den alten Grundton.“

So mußte die Thatsache, daß die Gesetzgebung bei uns der Verwaltung nicht sicher ist, auch auf's höchste eine Aufgabe erschweren, welche andernfalls leicht und einfach gewesen wäre, ja deren Vorhandensein eigentlich zu einem großen Theile auf jene Thatsache zurückzuführen ist. Oder war unsere allgemeine Straf-, Preß- und Vereins-Gesetzgebung nicht wesentlich darum der socialdemokratischen Agitation gegenüber unzureichend und der Ergänzung durch das Socialistengesetz bedürftig, weil ihre Formulirung allezeit durch die Besorgniß vor Mißbrauch beeinflusst wurde? Die letztere hat in die gesammte gesetzgeberische Thätigkeit in Deutschland einen ungesunden Zug, eine schiefe Richtung gebracht; nicht durch welche Wortfassung der gewollte, sachliche Zweck eines Gesetzes am vollständigsten erreicht wird, untersuchten von jeher unsere Parlamente ausschließlich, sondern mindestens ebenso eifrig, wenn nicht eifriger: welche Ausdrucksweise am sichersten jede Möglichkeit des Mißbrauchs verhinere. Der alte, durch das deutsche Strafgesetzbuch beseitigte preussische „Haß- und Verachtungs-Paragraph“ war ein Muster von Präcision und Unzweideutigkeit im Vergleich mit englischen strafgesetzlichen Bestimmungen, deren weite Wortfassung bei uns selbst einem Altconservativen bedenklich sein würde. Dennoch gerieth er bei

uns in den Ruf unerträglicher Unbestimmtheit — durch den Mißbrauch, welcher mit ihm so viele Jahre hindurch, zu Zeitungs-Beschlagnahmen und zur Erhebung von Anklagen, getrieben worden, und 1870 erfolgte seine Ersetzung durch eine Bestimmung, welche sich alsbald socialdemokratischen Preß-Ausschreitungen gegenüber als unzureichend erwiesen hat. Im Preßgesetz ferner haben wir die polizeiliche Beschlagnahme auf ein paar, selten vorkommende Fälle beschränkt und, soweit es irgend möglich war, alle Haftbarkeit auf den „verantwortlichen Redacteur“ concentrirt; es konnte nicht anders kommen nach tausend Beispielen willkürlicher, nicht selten frivoler Confiscation, durch die man Zeitungen zu ruiniren versucht hatte, weil sie die Politik der jeweiligen Regierung bekämpften, und nach den bekannten Leistungen kleinlicher Schicane zum Zwecke der Ermittlung des Ursprungs irgend einer gleichgültigen Reporternotiz; immerhin ist hauptsächlich durch jene neuen preßgesetzlichen Bestimmungen das Treiben der socialdemokratischen Zeitungen möglich geworden, gegen das man nun auf dem Wege der besonderen Gesetzgebung vorgehen mußte. Das preussische Vereinsgesetz endlich ist, obwol es unter dem Ministerium Manteuffel-Westfalen entstanden, ein freisinniges; wieso es ein solches, trotz der Namen, welche es gegenzeichnet haben, sein konnte, ist historisch unschwer zu erklären, doch würde das hier zu weit führen; wir halten aber die Behauptung für berechtigt, daß nur polizeilicher Mißbrauch seiner Bestimmungen über die Auflösung von Versammlungen es in den Ruf eines „reactionären“ Gesetzes gebracht hat, dessen Abänderung im Sinne verstärkter Garantie gegen Ausschreitungen man kaum als denkbar bezeichnen kann, ohne selber für einen „Reactionär“ zu gelten. Mit einem Worte: hätten nicht im constitutionellen Deutschland, wo man so stolz darauf ist, die „Partei-Regierung“ nicht zu kennen, parteiische Regierungen so häufig die Verwaltung und zuweilen auch die Rechtsprechung in Mißcredit gebracht, so enthielte unsere Gesetzgebung viel wirksamere Waffen gegen Bedrohungen der Staats- und Gesellschaftsordnung, denn es würde nicht die Meinung aufgekommen sein, daß die bürgerliche Freiheit nur gesichert werden könne durch die möglichste Beschränkung der Staatsgewalt in ihrer Actionsfähigkeit. Die Nothwendigkeit, das Socialistengesetz zu erlassen, hat die Verderblichkeit dieser gesetzgeberischen Maxime wiederum an den Tag gebracht, und die Schwierigkeiten, welche bei seiner Vereinbarung zu überwinden waren, haben gleichzeitig von Neuem bewiesen, daß der verderbliche Grundsatz auch jetzt noch wirkt, wie es nach allerneuesten Erfahrungen eben nicht anders sein konnte. Als in England die Charlisten-Bewegung das Versammlungsrecht vorübergehend zu einer Gefahr machte, holte die Regierung aus dem Vorrath ihrer Machtmittel eine Verordnung — Karls II., also aus dem 17. Jahrhundert hervor und verbot auf Grund derselben durch königl. Proclamation die bedrohlichen Vereinigungen. Kein Zweifel, daß bei uns sogar Herr v. Kleist-Regow es undenkbar finden würde, einem Ministerium Kaiser Wilhelms über das Vereinigungsrecht die Gewalt zu gestatten, welche der große Kurfürst ausgeübt. Aber keine Vollmacht der Verwaltung ist da sehr gefährlich, wo die auf dem Boden der Staatsordnung stehenden Parteien zu dem unverbrüchlichen Uebereinkommen gelangt sind, nicht zu Parteizwecken gegen einander Waffen zu lehren, welche zum Schutze der öffentlichen Ordnung und des bürgerlichen Friedens da sind.

Ein solches Verhältniß der Gleichberechtigung und der Rechtsicherheit unter den Parteien zu begründen — die Voraussetzung ebenso einer unbefangenen, ohne Scrupel auf das Ziel hinstrebenden Gesetzgebung, wie eines in Freiheit geführten öffentlichen Lebens — haben die Conservativen bei uns sich unfähig erwiesen in dreißig Jahren, während deren sie nach der allgemeinen Einführung constitutioneller Verfassungen in Deutschland die Regierungsgewalt mit kurzer Unterbrechung in Händen hatten. Die Aufgabe wird bei uns — zu dieser Behauptung ist man nach solcher dreißigjährigen Erfahrung befugt — nur gelöst werden durch eine liberale Regierung, die keineswegs eine ausschließlich aus liberalen Parlamentsmännern bestehende zu sein braucht. Unser Berufsbeamtenthum wird in aller, heute absehbaren Zeit eine so bedeutsame Stellung neben der Volksvertretung einnehmen, wie weder

das englische, noch dasjenige eines anderen constitutionellen Staates des Continents sie vermöge seiner Leistungen beanspruchen kann; jede Regierung, welche nicht auf die Mithilfe dieses geschichtlichen Factors unseres Staatslebens verzichten, ihn nicht vielleicht gar im Stillen ihren Zwecken wollte entgegenarbeiten sehen, wird ihm eine Vertretung in ihrer Mitte zugestehen müssen; schon darum, wie andererseits wegen der selbständigen Bedeutung unseres Königthums, ist das Verlangen nach ausschließlich parlamentarischen Partei-Ministerien ein verfehltcs. Aber der Entschluß, loyal, doch fest und ohne Rücksicht auf die Möglichkeit der Mißdeutung, durch das Verhalten im Parlament darauf hinzuwirken, daß der Dualismus zwischen der Gesetzgebung und der Verwaltung bei uns aufhöre, ergibt sich, wie uns scheint, mit Nothwendigkeit ebenso aus dem Rückblick auf die jüngste außerordentliche Session des Reichstages, wie durch den Ausblick auf die bevorstehenden Sitzungsperioden unserer beiden Parlamente. Nicht „mehr Freiheit“, nicht noch irgend eine große, grundsätzliche Umwandlung zu denen hinzu, deren Durchführung oder deren Einleitung das letzte Jahrzehnt uns gebracht hat, brauchen wir; sondern mehr Sicherheit, mehr Stetigkeit der Entwicklung, weniger Reibung zwischen den einzelnen Theilen der Staatsmaschine. Die Erreichung dieses Zieles in einer nahen Zukunft wäre keineswegs zu theuer erkauft, wenn man darum auf jeden — unseres Erachtens ohnehin aussichtslosen — Versuch verzichtete, unter den bisherigen wirren und hinderlichen Verhältnissen jetzt principielle Aufgaben zu lösen.

## Literarische Rundschau.

### Gottfried Keller's Züricher Novellen.

Züricher Novellen von Gottfried Keller. Zwei Bände. Stuttgart, Göschen. 1878.

Der erste Band enthält, was die Leser der Deutschen Rundschau bereits kennen: den Hablaub, den Narren auf Manegg und den Landvogt von Greifensee. Diese drei Geschichten bilden für sich einen Cyclus. Die Novelle als Kunstgattung wird darin gewissermaßen auf ihren ersten Ursprung zurückgeführt. Die indischen Udbhisten faßten Reihen von Erzählungen zu didaktischen Zwecken zusammen und schalteten sie in eine Haupterzählung ein, welche so gleichsam den Rahmen bildet, der das Ganze umschließt. Die mittelalterlichen Novellisten und manche neuere machten es geradeso: das illustre Beispiel ist Boccaccio's Decamerone, nur daß der didaktische Zweck etwas zweifelhafter Natur wird. Bei Keller aber ist derselbe vollkommen rein gewahrt, ohne daß die selbständige Schönheit der einzelnen Historien darunter im mindesten litte.

Keller hat in den „Leuten von Seldwyla“ einen Kaufmann vorgeführt, der sich mit Gewalt zum Literaten und seine hübsche liebenswürdige Frau zu seiner „Muse“ machen will, darüber aber elendiglich zu Grunde geht und das anmuthige Weiblein verliert. Das talentlose Treiben und Scheinewollen ist nie mit so unbarmherzigem Spotte gegeißelt worden. Der erste Band der Züricher Novellen verfolgt nun dieselbe Absicht. Keller stellt uns in der Rahmenerzählung einen jungen Züricher vor, der eines schönen Morgens den Beschluß faßt, ein Original zu werden. Glücklicherweise aber ist ein verständiger Pathe zur Hand, welcher das Originalitätsübel recht-



zeitig zu bannen weiß. Das Mittel, dessen er sich dabei bedient, sind die erwähnten drei Geschichten. „Ein gutes Original — sagt der Pathe — ist nur, wer Nachahmung verdient! Nachgeahmt zu werden ist aber nur würdig, wer das, was er unternimmt, recht betreibt und immer an seinem Ort etwas Tüchtiges leistet, und wenn dieses auch nichts Unerhörtes und Erzurprüngliches ist.“ Als Typus solcher Tüchtigkeit stellt er das Züricher Geschlecht der Manesse hin, das er vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts bis in's fünfzehnte verfolgt, wo er die letzten traurigen Ausläufer abschilbert: Herrn Ital Manesse, der durch Sorglosigkeit und Unstetigkeit sein Glück verscherzt, und einen unechten Sprößling des Hauses, Buz Falätscher, den Narren auf Manegg, der über dem Laster, immer etwas Anderes vorstellen und sein zu wollen, als man ist, verrückt wird und schließlich in der brennenden alten Stammburg vor Schrecken stirbt. Nachdem diese Erzählungen ihre Wirkung auf den halbwüchsigsten Originalstreber gethan haben, macht ihn der Pathe mit den Liebesbegebenheiten Salomon Landolt's, des Vogtes von Greifensee, bekannt, um ihm zu zeigen, wie viel dazu gehört, um einen wirklichen originellen Kauz zu Stande zu bringen; wenn zu der Besonderheit des Wesens sich allgemeine Tüchtigkeit, Liebenswürdigkeit und „ein mit dem Herzschlag gehender innerlicher Wit“ gesellen, so üben solche Menschen auf ihre Umgebung und oft über den nächsten Kreis hinaus eine erhellende und erwärmende Wirkung, die manchen eigentlichen Geniemenschen ver sagt ist. Aber die Besonderheit des Wesens pflegt dann mit einer Besonderheit der Erlebnisse verbunden zu sein, welche nach der allgemeinen Auffassung als Unannehmlichkeiten bezeichnet werden müssen, und welche doch zu dem ganzen Eindrücke der Persönlichkeit notwendig mit gehören. Salomon Landolt z. B. ist ein alter Junggeselle geblieben in Folge von fünf erhaltenen Körben, die ihn doch auf keine Weise dem Spott aussetzen.

Nach Absolvirung dieser letzten Geschichte darf der Originalitätspatient als geheilt entlassen werden; aber sein Wesen behält einen kleinen Stich in's Komische; der Dichter kann es nicht lassen, sich über ihn weiter lustig zu machen und uns zum Schlusse zu erzählen, wie er einmal als Kunstprotector tüchtig hereinfällt und gute Miene zum bösen Spiel machen muß.

Ist durch die erste Geschichte des Pathen das mittelalterliche Zürich behandelt, so führt uns Salomon Landolt in's achtzehnte Jahrhundert, in die Epoche der Bodmer und Gessner. Geht dort die deutsche ritterliche Poesie in der schweizerischen Stadt zu Ende, indem sie eine Art Nachblüthe erlebt, so blicken wir hier in die bescheidenen Anfänge unserer großen modernen Dichtung. Beide Mal aber ruht ein gewisser literarischer Glanz auf den Zeiten, für welche unsere Aufmerksamkeit gewonnen wird; und es kommt auch dadurch Einheit in den kleinen Cyclus. Nimmt man hinzu, was der zweite Band darbietet, so wird für Zürich in kleineren Dimensionen etwas Aehnliches geleistet, wie es Freitag's „Ahnen“ für das allgemeine Deutschland herstellen. „Ursula“ spielt im sechzehnten Jahrhundert zur Zeit der Reformation; und „das Fähnlein der sieben Aufrechten“ gehört der Gegenwart an. Doch liegt kaum eine bestimmte Absicht culturhistorisch-erschöpfender Novellen vor; sondern die Geschichten haben sich mehr zufällig zu einer Totalität zusammengefunden.

Hadlaub ist ein altdeutscher Dyriler, der in seinen Gedichten etwas mehr Erlebnisse, und darunter recht anmuthige, erwähnt, als es sonst in der altdeutschen Minnepoesie üblich ist. Diese gegebenen Andeutungen hat Keller zu dem kleinen Romane ausgesponnen, mit welchem die Heilung von der Originalitätssucht eröffnet wird. Die eigenthümliche Verbindung von Zartheit und Roheit, welche die Lieder Hadlaub's aufweisen, konnte es nahe legen, eine Charakterstudie daraus zu machen, wie sie Keller sonst liebt. Er hat das nicht gethan, und mir will scheinen, daß er sich mit jener Zwiespältigkeit etwas zu leicht abfindet. Die Novelle erinnert mich weniger an den specifischen Hadlaub, als an das allgemeine Wesen des Minnesanges und an die Scenen höfischer Geselligkeit, wie sie in den illustrierten Handschriften der altdeutschen Dyriler abgebildet werden. Die Menschen

sehen sich alle ein wenig ähnlich und die Lieder sehen sich alle ein wenig ähnlich. Sie haben selten etwas zur Bewunderung Zwingendes: schlichte Gefühle, die ziemlich auf der Hand liegen, Gefühle nicht von bedeutenden, aber von naiven Menschen. Die Naivetät, das unschuldige arglose Spiel mit dem Leben und mit der Liebe steigert sich bis zur Tollheit; aber fast nirgends ahnen wir ungeheurere Herzensschicksale, die einen Menschen zerschmettern. So ist der Durchschnitt und er fällt zuerst in die Augen; da sind Größe und Originalität von vornherein ausgeschlossen. Ich muß das auch von Keller's „Hadlaub“ sagen, in welchem die Charakteristik fast keine Rolle spielt. Dafür erhalten wir allerdings graziose Kinder-scenen, feine Conversationen und eine Reihe hübscher Begegnungen zwischen dem Liebenden und seiner Geliebten. Das Ganze zart und zahn, mehr als nöthig und vermutlich mehr als richtig. Keller scheint sich diesen Gestalten mit einer gewissen Schüchternheit zu nähern, er sieht sie von unten, aus der Ferne; er hat nicht unter ihnen gewandelt und ihnen ihre Mienen abgucken, wenn sie aufgeregt oder gelangweilt, kreuzfidel oder kreuzunglücklich waren. Daß man auch Menschen einer längstvergangenen Zeit so nahe auf den Leib rücken kann, daß es eine Kraft der Phantasie und Vergegenwärtigung gibt, durch welche ein fast schauerliches Gefühl auferstehenden Lebens und geisterhafter Berührung entsteht, das wird der Dichter nicht leugnen, wenn es selbst ein Forscher erfahren kann.

Wie meisterhaft ist dagegen der junge Held der Rahmen erzählung geschildert, mit welchem sicheren Griff wird der Bursche eingefangen, mit welcher beängstigten Eleganz der Messerführung secirt. Dabei erfährt er eine bagatellmäßige, beinahe verächtliche Behandlung, die bei geringerer Kunst dem Interesse gefährlich werden könnte, hier nur den Reiz erhöht.

Eben so glänzend sind mit wenigen Zügen Ital Manesse und der Narr auf Manegg skizziert. Auf der dünnen Figur des Narren sitzt ein Gesicht, aus dem man nicht klug werden kann, ob er alt oder jung sei; „doch gab es viele kleine Flächen darin, die immerwährend zitterten, wie ein von der Luft bewegter Wassertümpel.“ Er gibt sich erst als Geistlicher, dann als Soldat, sucht allen Leuten zu imponiren, sie haben aber ihren Spaß mit ihm. In einem italienischen Feldzug zeigt er sich als barer lächerlicher Feigling, und, offen blamirt, entläuft er über die Berge nach Hause. „Als er das Reußthal hinunter wanderte, waren die Felswände mit Wolken behangen und es regnete so verdrießlich, daß ihm das Wasser oben in den Nacken und unten aus den Schuhen lief. Da weinte er bitterlich über die Verkennung und schlechte Behandlung, die ihm überall zu Theil wurde; je stärker es regnete, desto heftiger greinte und schluchzte der mißliche Kriegsmann“ . . . Welches groteske Bild!

Die Geschichte vom Landvogt von Greifensee ist dann überaus liebenswürdig: der Held, wie die fünf Damen, die ihn bekorbten, stellen sich als rechte Gewächse einer windstillen Zeit dar, in der jede kleine Eigenthümlichkeit gedeihen und ihren Besitzer schmücken oder doch auszeichnen kann. Figura leu ist eine Gestalt von unwiderstehlichem Zauber. Aber wie dürfte ich Einzelheiten aufzählen; man geräth aus einem Staunen in das andere und fragt sich: wie ist es nur möglich, daß einem Menschen das Alles einfällt? Eine Frage, die man nicht vielen unserer lebenden Dichter gegenüber zu thun in die Lage kommt.

Keller's Erzählungen und die darin auftretenden Personen enthalten zwei verschiedene Elemente. Zum Theile sind sie im edelsten Sinne symbolisch, d. h. sie geben in typischer Ausprägung Charakterformen und Schicksale, die uns an Reihen von ähnlichen erinnern; zum Theile sind sie ganz singulär, und da treten die wunderlichen Künze auf, deren gleichen wir nie gesehen haben und an die wir doch glauben oder auch nicht glauben, aber auch ungläubig uns daran erfreuen. Die beiden Elemente lösen sich ab, begegnen sich, ja durchdringen sich, so daß das wunderbar Individuelle doch ein Symbolisches wird; und nach den verschiedenen Mischungsverhältnissen dieser Elemente bestimmt sich der besondere Charakter der einzelnen Novellen. Im Wiggi Störteler, jenem Kaufmann-Literaten, im Narren von Manegg

überwiegt das Symbolische; im Landvogt von Greifensee das Singuläre. Unter den Historien des zweiten vorliegenden Bandes gehört „Ursula“ zur ersten, das „Fähnlein der sieben Aufrechten“ zur anderen Reihe.

Ursula ist eine melancholische Geschichte, die aber doch friedlich ausklingt. Wie im „Verlorenen Lachen“ (dem vierten Bande der „Leute von Sedwyla“ angehörig) hat es Keller hier mit den Austerformen oder, wie er sagt, den Surrogaten der Religion zu thun. Religion, als öffentliche Einrichtung gedacht, braucht ein Unererschütterliches; sie muß ein Stab und eine Stütze sein, die nie wankt. Einfache Gemüther, denen er genommen wird, verlieren sich selbst und fallen unter Umständen in die Arme des Wahns. So begegnet es der Heldin dieser Erzählung. Ihr Vater hält es mit den Winkelpropheten und wiedertäuferischen Schwarmgeistern, unter deren Treiben sich Egoismus, Faulheit und gemeine Sinnlichkeit verbirgt. Ihre wirren, bilderreichen und albernen Reden werden mit grimmigem Spott und erschreckender Treue wiedergegeben und eine Gruppe solcher eillen reformatorischen Communisten bis zu ihrer gänzlichen Heruntergekommenheit verfolgt. Nicht bloß nach der religiösen Seite hin sind die Vorgänge symbolisch, sondern auch nach der socialpolitischen: wir blicken in die grauenhafte Nacht des Unsinn, aus welcher verbrecherische Umsturzpläne und herostratische Attentate entstehen. Daneben erscheint der stille Wahnsinn, welcher Ursula's Geist umhüllt, fast wie eine wohlthätige himmlische Leuchte, welche das gute Geschöpf unangefochten durch all' den thörichten Jammer hindurchführt und sie ihrem geliebten Hansli Ghr, den sie eine Zeit lang für den Engel Gabriel hält, treu und rein bewahrt. Er ist ein schweizerischer Kriegsmann, ein braver Kerl, der, aus Italien zurückkommend, die Jugendbraut zu seinem bitterm Schmerz in der bösen Verwandlung vorfindet und dem wahnwitzigen Treiben nicht zu entreißen vermag. Er selber hat sich an Zwingli angeschlossen und steht ihm an seinem Orte thätig zur Seite. In der unglücklichen Kappeler Schlacht wird er durch einen Sturz bewußtlos und erwacht in Ursula's Armen, die ihm, wie es scheint, durch Aufregung und Angst um den Geliebten genesen, während des ganzen Marsches heimlich gefolgt ist und ihn unter den Gefallenen auf dem Schlachtfeld aufgefunden hat. Ihr Vater ist unterdessen gestorben, und sie ziehen als Mann und Frau auf ihren heimatlichen Hof. Das Glück, das Ursula empfindet, hilft der Abgehärmten bald wieder zu blühenden Wangen; „denn sie war wie ein gesegnetes Fleckchen Erde, das alsobald wieder ergrünt, sobald nur ein Sonnenblick und ein Thau darauf fällt“. Von den drei Cardinaltugenden hat sie ganz entschieden die Liebe; die bleibt ihr in alle Wege getreu; und darum kommen zuletzt auch die beiden erhabenen Schwestern wieder und stellen sich hilfreich und schützend um sie.

Ich kann mich nicht enthalten, aus der Geschichte noch einige Einzelheiten anzuführen, um den Leser von vornherein darauf hinzuweisen, damit er sich freue wie ein Tourist auf schöne Aussichtspunkte, von denen er lange gehört. Denn im Zusammenhange lesen und die Schönheiten in ihrer Umgebung genießen mit dem, was dazu leitet und dem, worauf sie nachwirken, das ist gegenüber dem Lesen excerptirter Stellen gerade wie Selbstschau gegenüber dem Sagenhören.

Die Ursula beschreibt uns Keller aus den Gedanken des heimkehrenden Hansli heraus: „Ihr stilles, schlichtes Wesen, ohne allen Schein, weder schön noch häßlich, gut, wie das tägliche Brot, frisch wie das Quellwasser und rein wie die Luft vom Berge, besiegte vor seinen Sinnen jeden fremden und gewaltsamen Glanz, und das Zusammenwohnen mit ihr dünkte ihn so unentbehrlich wie die Heimatherde selbst, welche den Menschen mit ihren treuen Maßliebbaugen anschaut“. Und wie er sie begrüßt, nennt er sie groß und schön. „Wollte Gott, ich wäre schön!“ erwidert sie, „ich möchte es dir herzlich gönnen!“ Sie bereitet ihm einen etwas sonderbaren Empfang allein in seinem eigenen Hause, als wenn sie schon keine Frau wäre. Sie deckte den Tisch „und trug das Essen auf, das sie bereitet hatte, worauf sie sich neben ihn setzte auf die Bank am Fenster, wie wol junge Geleute thun, ehe sich ein Hausgefinde gesammelt und Mann und Frau mehr auseinander gerückt hat“.

Unter den Winkelpropheten befindet sich einer, der Schneef von Agaful, mit tropig vorgestreckter breiter Unterlippe im schwärzlichen Gesicht. Von dieser Unterlippe hat ein feindlicher Priester gesagt, sie sehe aus wie des Teufels Ruhehäuflein, von welchem der gefallene Engel die haarigen Beine herunter baumeln und sich schaukeln lasse, wenn der Schneef rede.

Jedesmal, wenn Ulrich Zwingli auftritt, ist es als ob die Sonne zu leuchten beginnt. „Die bewegliche Sprache Meister Ulrich's war die Blüthe des frischen und unbefangenen Wesens des Gebirgskindes, das, hoch unter Felsenhäuptern und Firnen geboren, mit gelenter Kraft ins Leben hernieder gesprungen ist und überall den Glanz der Heimath im Auge zu tragen und die wehende Vergnust auf den Wangen zu fühlen scheint.“ Eine köstliche Scene, echt Kellerisch, ist, wie Zwingli im Wirthshaus unter die Kriegerleute tritt und Alles sich um ihn sammelt, und ein widerwärtiger Schwarmgeist, der sie für seine Zwecke zu bearbeiten suchte, und ein römischer Mönch, der dasselbe beabsichtigte, ganz zufällig durch die Menge zusammengebrückt und aneinander gepreßt werden, so daß sie sich nicht mehr bewegen können zwischen den starken und breiten Gefellen und „dabei alle Mühe bloß darauf verwenden müssen, ihre feindlichen Gesichter von einander abzutehren“.

Ueber das Wesen der Religion fällt nebenbei manches tiefe Wort, und ich freue mich, daß Keller zuweilen wohlgemuth in eigener Person eintritt, um solche Reflexionen vorzutragen. Es ist gegen die modernste Technik der Erzählung, aber es ist schön und ein altgeheiligttes Vorrecht des Epikers.

Aber Keller liebt nicht die unbedingten Ideale; er hält sich fein menschlich und weiß, daß wir allesammt schwach sind. Daß die Züricher kurz vor der Rappeler Katastrophe gar zu gescheit geworden waren, verhehlt er durchaus nicht; und auch Zwingli bekommt sein Theil, der lediglich das Evangelium in der Hand führt und nicht weiß, „daß ein Volk aus dem gleichen Grunde eine Religions- oder Staatsänderung abweisen kann, aus welchem eine Weibsperson ein- für allemal einen Freier verwirft“. Selbst die Wirkung auf treueinfältige Anhänger bleibt nicht rein: Hansli Gyr wird ein Jugendheld, der anfängt, sich selbst gern beten zu hören, ein feierliches Wesen annimmt und ganz leise auf pharisäische Wege gelangt: zur Strafe läßt ihn der Dichter in eine Versuchung kommen, aus der er nur eben noch mit heiler Haut entrinnt.

So wie es dann aber zum großen Schlagen geht, sind sie alle wenigstens moralisch vortrefflich; und Zwingli's Tod wird wunderschön beschrieben: „Die sinkende Sonne glänzte ihm in das noch feste und friedliche Antlitz; sie schien ihm zu bezeugen, daß er schließlich nun doch Recht gethan und sein Amt als ein Feld verwaltet habe. Wie die große goldene Welthostie des gereinigten Abendmahles schwebte das Gestirn einen letzten Augenblick über der Erde und lockte das Auge des darnieder liegenden Mannes an den Himmel hinüber. Vom Rigiberge bis zum Pilatus hin und von dort bis in die fernab dämmernden Jurazüge lagerte eine graue Wolkenbank mit purpurnem Rande gleich einem unabsehbaren Götterfuge. Auf derselben aber schwebten aufrecht leichte Wolkengebilde in rosigem Scheine, wie ein Geisterzug, der eine Weile innehält. Das waren wol die Seligen, die den Helden in ihre Mitte riefen, und zwar, wie er einst an König Franz I. geschrieben, nicht nur die Heiligen des alten und neuen Testaments und des Christenthumes, sondern auch die rechtschaffenen Heiden: Hercules, Theseus, Sokrates, Aristides, Antigonus, Ruma, Camillus, die Catonen und die Scipionen. Und auch Pindaros war da mit schimmernder Athara, dem der Sterbende einst eine begeisterte Vorrede geschrieben.“ . . .

Nach diesen erhabenen Vorstellungen, die uns auf einen der Gipfel schweizerischer Geschichte geführt haben, mag ich nicht mehr durch die Ebene schweifen und das „Fähnlein der sieben Aufrechten“ unseren Lesern des Näheren bekannt machen. Mögen sie meiner Versicherung glauben, daß sie darin ihre Kenntniß heutigen schweizerischen Wesens bereichern können und höchst amüsante, ja hinreichend komische Sachen finden werden. Die Erzählung ist gewissermaßen ein Gegenstück zu

der berühmten „Romeo und Julie auf dem Dorfe“. Dort gehen die Kinder an der Feindschaft der Väter zu Grunde; hier sind die Väter die besten Freunde, wollen aber ihre Kinder nicht zusammenkommen lassen, weil der eine arm ist und der andere reich; natürlich setzen die jungen Leute ihren Willen schließlich durch. Von den Nebenfiguren empfehle ich die beiden Sennen aus dem Entlibuch der allgemeinen Beachtung: ihr Auftreten gehört zu dem Lächerlichsten, was mir je vorgekommen. —

Indem Gottfried Keller zu Eingang der „Züricher Novellen“ wahre und falsche Originale unterscheidet, gibt er, ohne es zu wollen, eine Charakteristik seiner selbst. Dieses Buch und jedes andere von Keller ist durch und durch originell; aber es ist keine Spur von abichtlichem Originellthum darum und daran. Kein Verblüffen des Lesers; kein Bumbum und Trara. Alles fängt so schlicht und sachlich an, als wenn es gar nichts Besonderes wäre. In behaglichem Tempo geht es vorwärts, und Alles, was wir auf dem Wege sehen, kommt uns erst so bekannt vor, so alltäglich — Landstraße, Felder, Wiesen, Wälder, Bäche — und es ist doch wieder so gar nicht gewöhnlich, die Natur ist gleichsam so blank geschauert, es liegt nirgends Staub darauf — und je näher wir hinschauen, desto mehr wird es funkelnde Pracht und glänzt uns so entgegen, wie sich die Welt armen Erdenkinder nur an den wenigen Lebensfeiertagen zeigt, welche dem Einzelnen zu Theil werden, sofern er nicht zu den ganz Unglücklichen gehört, die überhaupt keine Feiertage kennen. Aber man muß herantreten und ordentlich schauen: die Keller'schen Sachen wollen betrachtet sein, sie drängen sich nie auf. Die Eigenthümlichkeit sitzt in den Erfindungen und in den Bildern, aber auch in jedem einzelnen Wort. Ich kenne wenig deutsche Schriftsteller, welche die Sprache so zu handhaben wissen; es kommt das Allergewöhnlichste neu heraus, bloß durch kluge Wahl eines Ausdrucks, durch die Art, wie er steht und in eine besondere Umgebung tritt. Die Sprache macht bei Keller ganz einfache Toilette; aber sie ist wie ein Mädchen, das mit bescheidensten Mitteln, durch eine Schleife, durch eine Blume täglich zu überraschen und ohne alle Kofetterie aus unschuldiger Freude am Schmutz manchem Vorübergehenden Freude zu machen weiß, ohne daß er recht sagen könnte, weshalb ihm so wohl geschieht. Aber den Reiz des bescheidenen Putzes empfindet nur der feinere Sinn. Keller's Poesie ist nicht für Jedermann aus dem Volke. Denn wenn Jedermann was Gedichtetes liest, so wünscht er nicht auf der Landstraße zu fahren, sondern er will dem Pegasus auf dem Rücken sitzen und in die Lüfte aufsteigen. Ob der Pegasus vielleicht nur ein hölzernes Carousselhottotz ist und es eigentlich im Kreise herumgeht und dabei eine Drehorgel mit Pauken ertönt, statt der gesuchten Sphärenmusik, darauf kommt es ihm weniger an: wenn er nur tüchtig schwindlig wird und ihm gehörig die Sinne vergehen. Das ist für Jedermann die Hauptsache, und wenn es fein muß, läßt er sich auch etwas See-krankheit gefallen; er weiß dann doch, was er hat für sein Geld. . . . Gleichwol nimmt die Zahl Derer, die an Gottfried Keller Freude finden, stetig zu, und ich habe das immer für ein sehr gutes Zeichen wachsender ästhetischer Bildung gehalten. Möge es sich an den Züricher Novellen bewähren, wie an den Leuten von Selbwyla. Es kommt dann wol noch manches Fäßlein edlen Weins zu Tage, süß und schwer mit starker Blume; — die Schnapshuden aber werden leer.

Wilhelm Scherer.

### Rangabe's Geschichte der Neugriechischen Literatur.

Précis d'une histoire de la littérature néohellénique par A. R. Rangabé. Deux volumes. Berlin, Calvary. 1877.

Die Kenner und Freunde der neugriechischen Literatur bilden in Deutschland wol nur eine kleine Schaar. Die Gründe davon sind nicht schwer zu errathen.

Man unterschätzt allgemein den Werth der modernen griechischen Schriftwerke, weil man unwillkürlich geneigt ist, sie in Parallele mit den Geistesproducten des hellenischen Alterthums zu stellen; es rächt sich an den heutigen Griechen, daß sie Nachkommen größerer Väter sind. Man vergißt, daß ein Adler, der lange Zeit mit beschneitenen Flügeln an der Kette gelegen hat, nicht gleich seinen Flug nach der Sonne richten kann. Gewiß ist in den Anfängen der neugriechischen Literatur nach den Freiheitskämpfen mehr unsicheres Umbertasten in Form und Inhalt, mehr Anlehnen an fremde, keineswegs immer empfehlenswerthe Vorbilder gewesen, als gut war; aber ebenso sicher ist, daß eine echt nationale Richtung in der Poesie jetzt in Griechenland im Werden begriffen ist, die Vieles hervorgebracht hat, was anmuthig, fein empfunden, formvollendet, Manches, was originell, vortreflich und bedeutend ist. Es ist nur zu bedauern, daß dem deutschen Publicum, das Turgéniew und Maurus Jolai in Uebersetzungen liest, die Werke eines Suços, Zalakostas, Rangabé so gut wie ganz unbekannt sind. Zudem sollten für Jemand, der im Stande ist, einen altgriechischen Schriftsteller im Original zu lesen, Uebersetzungen gar nicht nothwendig sein; denn die neugriechische Schriftsprache hat sich der altgriechischen wieder soweit genähert, daß sie zu verstehen einen des Altgriechischen Kundigen nicht mehr Mühe kostet, als ein in hochdeutscher Mundart Aufgewachsener aufwenden mag, um Friß Reuter zu lesen.

Es kommt noch Eins hinzu. Trotzdem daß in Griechenland unendlich viel gedruckt wird, sind die buchhändlerischen Verhältnisse des Landes noch sehr primitiv; Athen ist weit, Kleinasien noch weiter, und da eine regelmäßige buchhändlerische Verbindung mit dem Westen so gut wie gar nicht besteht, und der treffliche Wilberg in Athen doch nicht Alles verlegen kann, so erhält man von sehr vielem dort Erscheinenden gar keine Kunde; nur epigraphische und archäologische Arbeiten kommen einigermaßen vollständig zu unserer Kenntniß.

Wer trotz alledem Interesse genug an den heutigen Griechen nahm, um sich darum zu kümmern, was seit der Abschüttelung des türkischen Joches an den Ufern des Ilissos, auf den Eilanden des ionischen und ägäischen Meeres gedacht und gedichtet worden, der mußte schmerzlich einen zuverlässigen Führer in dem Gebiete der neugriechischen Literatur vermissen. In neuester Zeit sind zwei Bücher veröffentlicht worden, die bestimmt sind, diesem Mangel abzuhefen. Das eine ist die „Geschichte der neugriechischen Literatur“ von Rudolf Nicolai. Dies ist eine fleißig gearbeitete, wenn auch vielfach flüchtige und ungenaue Sammlung von Material. Man lernt daraus unendlich viele Titel von Büchern, die der Verfasser zum großen Theile gewiß selbst nicht gesehen, geschweige denn gelesen hat; aber man verliert über der Fülle von Einzelheiten den Ueberblick über das Ganze, nirgends hat man scharfe Umrisse literarischer Persönlichkeiten, nirgends heben sich die leitenden Führer einer Epoche, einer Literaturgattung bestimmt von ihrer Umgebung, ihren Nachfolgern ab, man vermißt Klarheit des Urtheils und Sauberkeit der Darstellung. So ist das Buch in Ermangelung eines besseren und bei vorsichtiger Benutzung für den Gelehrten ein brauchbares Hilfsmittel; für den gebildeten Laien ist es ungenießbar.

Anders das Buch von Rangabé, das ich den Lesern dieser Zeitschrift mit wenigen Worten warm empfehlen möchte. Alexandros Rhifos Rangabé<sup>1)</sup> (griechisch Rhanganwis) ist einer der bedeutendsten Männer des modernen Griechenland und einer der vielseitigsten Menschen unserer Zeit. Er hat seine Laufbahn als Artillerieofficier begonnen und ist jetzt griechischer Gesandter beim deutschen Reiche; er hat als Professor der Archäologie an der Universität Athen gewirkt und thätigen Antheil genommen an der Herausgabe eines französischen Wörterbuchs; er verschmähte es nicht, Schulbücher für sein Volk zu bearbeiten, während der Dichterlorbeer bereits seine

<sup>1)</sup> Man vergl. den Aufsatz „Ueber die linguistische Stellung des modernen Griechisch“, von Gustav Meyer, Deutsche Rundschau, Band XI, p. 481.

Stirne schmückte. Durch seinen Geschmac, umfassende wissenschaftliche Bildung und begeisterte Vaterlandsliebe ist er ein würdiger Nachkomme jener großen Männer aus Hellas' schöneren Tagen. Schon durch seinen Vater, den geschmackvollen Uebersetzer von Racine's Phaedra, den bis zu seinem letzten Athemzuge für die geistige Wiedergeburt seines Vaterlandes thätigen Gelehrten, war er mitten hinein gestellt in die Bestrebungen, dem frei gewordenen Volke auch geistige Selbständigkeit zu geben, ihm eine nationale Literatur zu schaffen, seine Schriftsprache zu reinigen und zu glätten, das alte Griechenland gleichsam wieder zu erobern für das neue und diesem in der Reihe der modernen Culturvölker einen ebenbürtigen Platz zu sichern. Unermüdllich hat er bis auf den heutigen Tag in Vers und Prosa, als Gelehrter und Dichter, als Minister und als Professor für diesen Zweck gearbeitet und gekämpft, unterstützt von einer nicht kleinen Zahl gleich gesinnter und gleich strebender Männer. So war wol kaum ein Anderer mehr als er berufen, außer Stehenden die Vergangenheit dieser jungen Literatur, die Bedingungen, auf denen sie ruht, das Streben und Ringen um ihre Begründung, ihren jetzigen Zustand zu schildern. Man könnte vielleicht fürchten, daß ihm, dem so eng mit allen diesen Verhältnissen Verknüpften, die nöthige Objectivität der Anschauung und des Urtheils fehle. Das ist keineswegs der Fall. Freilich fühlt man durch die ganze Darstellung den warmen Pulsschlag des lebhaftesten Patriotismus; aber Rangabé ist weit davon entfernt, sich darüber Illusionen zu machen, daß die neugriechische Literatur bereits einen Vergleich mit der althellenischen oder mit der anderer moderner Nationen aushalten könne. Und was das Urtheil über die eigenen Leistungen betrifft, so genügt es, die wohlthuende Bescheidenheit auf sich wirken zu lassen, die aus den einleitenden Zeilen desjenigen Capitels im zweiten Bande spricht, das seiner eigenen literarischen Thätigkeit gewidmet ist.

Der Stoff ist in zwei ungleichen Theilen behandelt. Der erste umfaßt die literarischen Bestrebungen Griechenlands in dem Zeitraume von der Eroberung Constantinopels bis zur Befreiung des griechischen Bodens; der zweite größere die Literatur des freien Hellas. Offenbar ist der erste nicht mit dem gleich liebevollen Eingehen, auch nicht durchweg mit der gleichen Sachkenntniß behandelt, wie der zweite. Es ist leicht zu errathen, warum. Was Griechenland hervorgebracht hat während der Zeit seiner Abhängigkeit von fremder Herrschaft, trägt auch fast durchweg den Stempel geistiger Unfreiheit an der Stirn. Quantitativ ist es recht viel, aber es ist auch meistens recht schlecht. Die Schreiblust gebildeter Männer, denen ein anderes Feld zur Bethätigung ihrer geistigen Anlagen fehlte, war noch das Beste, worauf die Producte dieses Zeitraumes ihren Anspruch auf Existenzberechtigung stützen konnten; die Fähigkeit, ordentlich zu schreiben, hielt leider damit nicht immer gleichen Schritt, und so wimmelt es hier von unfertigen, ja rohen Erzeugnissen, in einer Sprache, die fortwährend hin- und herschwankt zwischen dem in der griechischen Kirche mumificirten Altgriechisch der Byzantiner und der von italienischem Einflusse stark verdorbenen Volkssprache. Erst am Ende der Epoche, als sich allenthalben, wo griechische Zunge gesprochen wurde, ein neuer Geist zu regen begann, zeigen sich einige wohlthuende literarische Erscheinungen auf diesem dunklen Hintergrunde, von dem sich die Gestalt des großen Philologen und Patrioten Korais am meisten abhebt. Die Behandlung dieses ersten Zeitraums läßt auch in der Darstellung den Einfluß der eben gedrängt von mir skizzirten Verhältnisse nicht verkennen; neben der trefflichen Schilderung der Aephtenpoesie, der unparteiischen Würdigung der Einflüsse des Phanars, der warmen Beurtheilung von Korais finden wir Partien, die nur mit Namensverzeichnissen angefüllt sind. Weniger wäre hier vielleicht manchmal mehr gewesen.

Ein freundlicheres Gebiet betritt der Literaturhistoriker mit dem zweiten Theile. Hier, besonders in dem die Poesie behandelnden zweiten Bande, verräth sich die Freude des Schriftstellers an seinem Gegenstande auch in dem Stil, der einfach und schmucklos ist, aber von edler Begeisterung durchwärmt und klar und durchsichtig bis an's Ende. Hier schöpft auch Rangabé ganz aus dem Vollen. Persönliche Sym-

pathien und Antipathien haben in der Darstellung keinen Platz. Wo noch Lebende oder dem Verfasser nahe stehende Persönlichkeiten besprochen werden müssen, da begibt er sich seines Rechtes der Kritik und läßt Proben aus ihren Werken für sich selbst sprechen. Diese Proben, auch sonst reichlich mitgetheilt, sind eine werthvolle Zugabe des Buches; wenn auch nur Uebersetzungen in ungebundener Rede, werden sie doch hoffentlich Manchen zu genauerer Bekanntschaft mit einem und dem anderen Dichter reizen. Die Kritik ist durchgängig eine milde, selbst da, wo principiell verschiedene Richtungen in Frage kommen, wie bei den meisten Dichtern, die ihren Heimathsdialekt für ihre Gedichte verwendeten; nur den jüngeren Sußos haben wir mit einer gewissen Schärfe behandelt gefunden.

Es ist Recensentengewohnheit, wenn man ein Buch noch so sehr gelobt hat, doch am Schlusse noch Eins und das Andere auszusagen, vielleicht um damit die Selbständigkeit und Unbestechlichkeit seines Urtheils zu documentiren. Ich will mich diesem frommen Brauche nicht entziehen. Zwar fällt es mir nicht ein, dem Verfasser einige Ungenauigkeiten und Versehen in einzelnen Angaben, besonders des ersten Theiles, vorzuhalten, sondern ich will nur zwei Punkte von principieller Wichtigkeit berühren. Der eine betrifft die erste Periode. Rangabé läßt diese mit dem Jahre 1453, dem Jahre der Einnahme von Constantinopel durch die Türken, beginnen; was diesem Jahre vorher geht, ist von der Darstellung ausgeschlossen. Mir scheint das nicht richtig zu sein. Meinestwegen mag man die neugriechische Literatur als solche mit diesem Jahre anfangen lassen; aber die Sache liegt doch nicht so, daß mit demselben etwas vollständig Neues, vollständig von dem Bisherigen Verschiedenes anhöbe. Alles, was die Griechen nach diesem Jahre zunächst geschaffen haben, hängt in Stoffen wie in der Darstellung auf's Engste zusammen mit den Producten der byzantinischen Zeit; bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat sich die griechische Literatur in Prosa und Poesie in den alten Gleisen fortbewegt, welche die Poeten, Theologen, Historiker und Grammatiker des jämmerlichen Hofes von Byzanz genugsam ausgefahren hatten. Dieses Verhältniß, sollte ich meinen, hätte im Eingange des Buches klar gelegt werden müssen. Der zweite Punkt betrifft die griechische Volkspoesie. Man könnte sagen, daß eine Behandlung derselben in einer Geschichte des neugriechischen Schriftthums keinen Platz hatte. Aber Rangabé selbst hat es nicht verschmäht, in dem ersten Capitel des ersten Bandes eine ansprechende Skizze von den Liedern der Aephten zu geben, die in den verschiedenen Phasen der griechischen Freiheitskämpfe entstanden sind und zum Theil in alte Zeit zurückreichen; um so weniger hätte er es versäumen sollen, den Leser auch mit der übrigen sehr großen und mannigfaltigen Menge der Volkslieder bekannt zu machen. Die neugriechische Volkspoesie ist die reichste, vielseitigste, originellste, die es gibt; in ihr werden die verschiedensten Töne des Seelenlebens mit der gleichen Frische und Ursprünglichkeit der Empfindung angeschlagen. Und als Wilhelm Müller die Fauriel'sche Sammlung von Volksliedern verdeutschte, trug das nicht wenig dazu bei, die philhellenische Begeisterung in den verschiedensten Gesellschaftskreisen bei uns zu wecken. Seitdem sind aus allen Gegenden Griechenlands immer mehr neue Lieder oder neue Versionen von alten bekannt geworden; eben hat Bernhard Schmidt wieder eine Sammlung von den ionischen Inseln veröffentlicht. Vielleicht entschließt sich der Verfasser in einer zweiten Auflage wenigstens zu einem kurzen Eingehen auf diese liebenswürdigen Erzeugnisse des griechischen Volksgeistes.

Graz.

Gustav Meher.



## „Marianne von Willemer.“

Mit Bezug auf den oben genannten Artikel erhalten wir folgende Zuschrift:

Verehrliche Redaction!

Ich thue wol keine Fehlbilte, wenn ich Sie ersuche, mein Recht auf das Gedicht „Spaß und Späkin“ kräftiger zu wahren, als dies in Heft 12, p. 424, von Hermann Hüfner in seinem Aufsatz über „Marianne von Willemer“ geschehen ist, wo es heißt, das Gedicht „scheine einem wenig bekannten Dichter Mayer anzugehören“. „Spaß und Späkin“ wurde von mir im J. 1840 gedichtet und erschien in dem 3. Jahrgang von Robbe's „Humoristischen Blättern“ (Olbenburg bei Schulze, 1840), zu deren Mitarbeitern ich, damals in Olbenburg wohnend, neben Ab. Stahr gehörte. Ich kann den Band Jedermann, der noch zweifelt, vorlegen. Das Poem erwarb sich in Norddeutschland viele Freunde, namentlich bei den Frauen, die darin eine Waffe gegen den Egoismus der Männer sahen, und verbreitete sich schnell durch Abschriften und Wiederabdruck, so daß mich wundert, wie es Marianne von Willemer zugeschrieben werden konnte, zumal es auch in seinem Charakter weit abliegt von den Dichtungen der trefflichen Frau. Freilich fand es sich in ihren Papieren, aber in ungenauer Abschrift. Creizenach sprach in einem Briefe an mich die Vermuthung aus, daß ein Freund in Frankfurt, der die „Humoristischen Blätter“ hielt, der Vermittler gewesen sei. Auch dieser Brief, der Creizenach's Irthum offen bekennt, kann vorgelegt werden. Leider sind meine Gedichte noch nicht gesammelt: sonst würden auch sie Zeugniß für mich ablegen.

Daß ich übrigens kein ganz unbekannter Mann bin, dafür mögen die auf meinen Namen lautenden Artikel in Meyer's „Conversationslexikon“ (neueste Aufl.), und in Brümmer's „Dichterlexikon“ zeugen. Ich leide ein wenig unter dem Schicksal meines Namens. Meine in verschiedenen Blättern erschienenen Gedichte sind häufig meinem Namensvetter Karl Friedrich Mayer zugeschrieben worden, und Gutzkow hat mich einst als den Schwaben dieses Namens recensirt.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Karlstraße in Baden, September 1878.

Director Karl August Mayer.

## „Briefe von Ludwig Feuerbach.“

Auf unsern Wunsch (S. 156 des Aprilheftes 1878 unserer Zeitschrift) über den Lebensgang des, in dem Feuerbach'schen Briefe vom 27. Januar 1825 erwähnten Studiosus Kahl Näheres zu erfahren, hat der Herr Oberlehrer August Enderlein in Ansbach unterm 5. August 1878 die Güte gehabt, uns folgende Einzelheiten einzusenden:

Wilhelm Kahl, geb. 18. Mai 1801 zu Ansbach, wurde 1827 als Pfarramt's-Candidat aufgenommen, 1831 Lateinlehrer in Ansbach, 1832 Subrector und Pfarradjunct in Weisenburg a. S., kam 1843 in gleicher Eigenschaft nach Schwabach und von da 1850 als Pfarrer nach Dambach, Decanats Wassertrüdingen, welche Stelle er bis zu seinem Tode inne hatte. Er starb am 18. October 1864 in der Heilanstalt Sanct Gilgenberg bei Bayreuth mit Hinterlassung von drei Söhnen. Der Herr Einsender hat sowol Kahl als Feuerbach persönlich gekannt.

**2. Handbuch der Musikgeschichte.** Von den ersten Anfängen bis zum Tode Beethoven's. In gemeinschaftlicher Darstellung von Arrey von Dommer. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, F. W. Grunow. 1878.

Ein trauriges Zeichen für unsere musikalische Gründlichkeit, daß ein so verdienstvolles Werk 10 Jahre bedurfte, ehe es die zweite Auflage erlebte. Und zwar ein Werk, welches die schöne Mitte hält zwischen den gelehrten Arbeiten, von denen Ambros uns die letzte geliefert, und den feichten Compendien im Stile Brendel's. Der Verfasser hat seine über 600 Seiten umfassende Geschichte bescheiden nur als „Handbuch“ bezeichnet. Angesichts der so viel breiter angelegten und unvollendeten Arbeit von Ambros mag es denn so heißen. So weit es aber möglich war, den ganzen Inhalt der Longgeschichte in gedrängter und doch ausreichender Uebersicht dem Wissbegierigen vorzuführen, ist es hier geleistet. Die Geschichte einer nicht nur in ihren Anfängen, sondern noch in ihrer mittelalterlichen Entwicklung vielfach unaufgeklärten Kunst zu schreiben, bedarf nicht nur großer Kenntnisse und eines besondern Geschicks im Restauriren, sondern häufig sogar der schöpferischen Phantasie, welche im Erhaltenen das verlorene Gegangene, oft aus wenigen zerstreuten Knochen ein ganzes Skelett zu konstruiren weiß. Es gibt in der Geschichte der Musik so manche Epochen, die nur durch wenige bedeutende Menschen vertreten werden, von denen sich oft nur wenig Bedeutendes vorfindet. Die Chronik erweist sich lückenhaft, handschriftliche Partituren liegen entweder in unzureichender oder unbeglaubigter Abschriften vor. Um nur ein Beispiel aus einer historisch nicht so dunkeln Zeit, aus dem XVII. Jahrhundert anzuführen, — wie wenige Werke kennen wir im Grunde von Carissimi, Astorga, Allessandro Scarlatti!

Herr von Dommer hat sein Handbuch in neunzehn Capitel getheilt, denen ein alphabetisches Namen- und Sachregister folgt. Im ersten, welches von der Musik der vorchristlichen Zeit handelt, hat er sich mit Recht auf die hellenische Kunst concentrirt und die Musik der anderen Völker cursorisch behandelt. Die anderen Capitel umfassen den Ambrosianischen und Gregorianischen Gesang, Hucbald und Guido von Arezzo nebst Entstehung der Mensuralmusik, das Zeitalter der Niederländer, Troubadours, Minne- und Meisterlieder, Palestrina und die Römer (mit Einschluß von Orlando Lasso und den englischen Madrigalisten), die protestantischen Kirchen-tonsetzer des XVI. Jahrhunderts, Instrumente und Instrumentalcompositionen im XVI. und XVII. Jahrhundert, Mysterien, Passion und Oratorium, sowie die weltlichen Schauspiele mit Musik bis 1600, Entstehung des ariosen Stils und der Oper, Monteverde, Carissimi, A. Scarlatti, sowie die Entwicklung der Oper in Deutschland, Frankreich und England, Heinrich Schütz und den deutschen Kirchengesang im XVII. Jahrhundert, die Neapolitaner nebst einem Ueberblick über Rom, Venedig, Bologna und die italienische Oper in Deutschland, die Oper in Frankreich und England (Cussy, Rameau, Henry Purcell), die Hamburger Oper, den italienischen Kunstgesang, Virtuosen, Theoretiker und Schriftsteller bis 1800, Bach

und Händel, die deutsche Operette, Gluck und Mozart, endlich die Epoche der Wiener Meister. Das Buch ist durchweg gut und solid geschrieben. Der Verfasser vermeidet absichtlich jeden oratorischen Schmuck. Daher er für Männer wie A. B. Mara eine so auffällige Geringschätzung zeigt. Mara war in allem Thatsächlichen allerdings sehr schwach, und es wäre nichts dagegen zu sagen gewesen, wenn er in einem ganz der Geschichte und ihren Thatsachen geweihten Buche unberücksichtigt geblieben wäre. Ein bloßer „pathetischer Phrasologe“ war er darum doch nicht, denn er war ein geistreicher und anregender Kopf. Sein großer Fehler war, daß er sich zu Arbeiten wie die über „Gluck“ und „Beethoven“ hat hinreißen lassen, obwohl er gar keinen Beruf für sie hatte. Aber er hat manches gute Wort gesprochen, und der historische Forscher sollte nicht vergessen, daß neben ihm der Aesthetiker auch seine kleine Berechtigung hat.

**11. Vogel-Märchen.** Von Dr. A. C. E. Baldamus. Dresden, G. Schönfeld's Verlagshandlung. 1876.

Als Referent Baldamus' Vogelmärchen mit dem äußersten Interesse gelesen hatte, freute er sich darauf, dies Buch besprochen zu sehen von irgend einem Geistesverwandten des Verfassers, einem poetisch gestimmten und poetisch begabten Ornithologen. Seitdem ist es in der That in der Zeitschrift „Die Natur“ von Karl Müller und im „Ornithologischen Centralblatt“ von E. A. Drehm angezeigt worden. „Ich las,“ schreibt Drehm, „aber nicht lange. Dann rief ich Weib und Kind herbei, gab der Hausmutter das Buch in die Hand und bat sie weiter zu lesen, laut vorzulesen. Heiterkeit und Freude leuchtete auf den Gesichtern der großen und kleinen Kinder; wie Frühlingssluft umwehte es die Erwachsenen: denn das Märchen redete zu allen in gleich anmuthender Weise. Das Märchen aber hielt Stand auch vor dem fortwährenden Fachgenossen. Welche Fülle der Beobachtungen und in welcher anziehendem Gewande! so lautete mein Urtheil. Welch' fesselnde Darstellung! so gestaltete sich das meiner Gattin. Was für entzückende Märchen! so jubelten die Kinder.“ Demnach scheint der Wunsch gerechtfertigt, auch das außerhalb dieses Fachblattes stehende Publicum auf eine so eigenartige Gabe wie Baldamus' „Vogelmärchen“ aufmerksam zu machen.

Sie stehen dem Volksmärchen sehr fern; sie sind keineswegs populär, d. h. für das Volk oder für Kinder geschrieben, sondern wollen von Erwachsenen, die ihren Geschmack an den besten Erzeugnissen der Literatur und Kunst ausgebildet haben, die aber durchaus nicht Ornithologen zu sein brauchen, gelesen und genossen werden. Aber auch mit der ganzen Gattung des Märchens überhaupt haben die Vogelmärchen sehr wenig gemein, eigentlich nichts, als daß Thiere reden und sich wie Menschen benehmen, Menschen im Vogelgewande, aber nicht, wie bei Aristophanes, mit dem Stifte des politischen, sondern des ornithologischen Dichters gezeichnet. Sonst findet sich darin nichts Märchenhaftes, nichts, was wir nicht alltäglich in Wald und Flur — und im Menschenherzen sehen können. Ja, die Märchen sind sogar theilweise mit launigem Humor datirt, was aller Märchentheorie zu wider-

sprechen scheint. So spielt das erste 1874 (S. 24); im zweiten treten Personen auf, die noch leben (S. 128); das dritte fällt zwei Schwalbengenerationen nach 1854 (S. 86); das vierte spielt 1875 am Spibvestertage (S. 99).

Ueberhaupt geht es unter den Vögeln ganz her wie bei uns: da gibt es politische Versammlungen, einen bachstelologischen Antifutulsverein, dessen Statuten S. 22 ff. mitgeteilt werden, politische und gesellige Reden und Toaste, Gesellschaftsspiele — wie wir „Kämmerchen vermietthen“ spielen, so spielen die Distelfinken und Stieglitze S. 63 f. „Zweiglein vermietthen“, wobei jeder Leser sich sofort erinnert, daß er diesem Spiele schon oft zugeesehen hat, aber das treffende Wort dafür dürfte nur Wenigen eingefallen sein. Durch eine gelbe Postkarte — wie muß sich Stephan freuen, wenn er das liest! — werden S. 90 f. Wasserchwägers, Jaunschlüpfers und andre Familien zu Kränitzens zur Kindtaufe eingeladen u. s. w. Auch all die kleinen Schwächen der „ungefederten Bipoden“ finden wir bei den gesiederten wieder, poetisch beleuchtet von dem liebevollen Humor des Dichters. Er kennt das menschliche Herz sehr genau und weiß dasselbe an seinen Vögeln meisterhaft zu schildern, wie er denn überhaupt sein Charakterist. Natürlich gründen sich die denselben beigelegten Charaktereigentümlichkeiten auf Beobachtung: „Dafür darf ich aufkommen, daß ich keinem meiner Vogel Worte in den Schnabel gelegt habe, die er nicht gesprochen haben könnte; oder ihn für Gedanken, Worte und Thaten verantwortlich gemacht, die nicht ihm, sondern einem beliebigen andern Vogel zuzumuthlich wären“, sagt der Verf. Borr. S. XI. und ebenda S. X: „Habe ich sie doch mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch gar fleißig studirt, die Vogelsprache!“ Wir lernen in angenehmiester Form tausend interessante Dinge über die Vögel; und doch ist es gar nicht die Absicht des Verfassers zu belehren; er will lediglich ästhetisch wirken.

e. **Lettres écrites à la cour par M. d'Angervilliers.** Intendant d'Alsace de 1716 à 1724. Publiées par l'Archiviste du district de la Basse-Alsace. Strasbourg. R. Schultz & Cie. (Successeur de Berger-Levrault.) 1878.

Herr Professor Ludwig Spach, der verdienstvolle Archivar des Unter-Elsaß, welchen wir als seinen Essayisten und geschmackvollen Dichter in der „Rundschau“ zu würdigen mehrfach Gelegenheit hatten, silt der Localgeschichte des Elsaß durch Herausgabe des vorliegenden Bandes eine wichtige Bereicherung hinzu. M. d'Angervilliers war ein ausgezeichnete Administrator seiner Epoche, und die Correspondenz, welche er als Intendant des Elsaß in den Jahren von 1716 bis 1724 mit den hohen Würdenträgern in Versailles gewechselt, wird hier zum ersten Mal mitgeteilt. Diese Correspondenz, zusammen mit einer Reihe von Denkschriften über das Elsaß, welche sich diesen officiellen Berichten angeschlossen, sind in sieben Manuscript-Foliosbänden erhalten, welche, nachdem sie mehrmals den Besitz gewechselt hatten, im Jahre 1866 von der französischen Regierung erworben wurden. Drei Jahre später copirte Herr Professor Spach die für die

Geschichte und Verwaltung des Elsaß höchst ergiebige Correspondenz, begleitete den Text mit zahlreichen historischen Notizen, und das französische Unterrichtsministerium beschloß im Januar 1870 den Druck. Es ist nicht nötig, hier an die traurigen Ereignisse zu erinnern, welche denselben verbinderten. Aber die Publication, wenn auch unter veränderten Verhältnissen erfolgt, wird uns darum nicht minder werth sein; sie macht uns mit den Zuständen, namentlich den wirtschaftlichen, des Landes bekannt, in einer Epoche, wo das Unificationswerk der französischen Verwaltung eben erst begonnen hatte.

e. **Das Wochenblatt.** Eine Chronik für's Haus. Verantwortlicher Redacteur Fritz Mautzner. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1878.

Das Wochenblatt, dessen beide ersten Nummern uns vorliegen, will, seiner Ankündigung gemäß, „anregende Belehrung durch moderne Gelehrte mit edler Unterhaltung durch die besten Dichter und ruhiger Aufklärung durch im Leben bewährte Praktiker verbinden“ und zu einem so mäßigen Preise erscheinen, „daß damit die allgemeinste Verbreitung als Familienblatt gewährleistet sei.“ Wir können nur aufrichtig wünschen, daß es gelingen möge, dieses Programm nach allen Seiten hin zu erfüllen; denn jeder Versuch, Front zu machen gegen die banale Richtung in unserer Unterhaltungsliteratur, welche sich einerseits auf das Sensationsbedürfnis der Massen, andererseits auf die Ausbeutung eines leichtfertigen Popularisierungsstriebes stützt, ist uns von vornherein willkommen. Niemand kann aufrichtiger wünschen, als wir, daß die Wissenschaft nicht verschmähe, mit der periodischen Presse in immer regere Wechselbeziehungen zu treten; aber wir wünschen nicht, daß ihr Name mißbraucht werde, um Bestrebungen zu decken, die weder vom wissenschaftlichen, noch auch vom rein literarischen Standpunkte gebilligt werden können. Hier also ist ein reiches und ergiebiges Feld für „das Wochenblatt“; die Sympathie des großen gebildeten Publicums wird der neuen Zeitschrift nicht fehlen, wenn sie ihre Aufgabe gewissenhaft nimmt. Es ist nicht möglich, ein periodisches Unternehmen nach seinen beiden ersten Nummern zu beurtheilen; aber der Plan des Ganzen, die Mannigfaltigkeit des Gebotenen, sowie die Namen der Verlagsbuchhandlung und des Herausgebers erwecken Vertrauen. Die Grote'sche Verlagsbuchhandlung hat sich durch ihre rastlose, von den schönsten Erfolgen begleitete Thätigkeit auf dem Gebiete der schönwissenschaftlichen Literatur einen Ruf erworben, den ein großartiges, eben beginnendes Unternehmen, die „Allgemeine Geschichte in Einzelbarstellungen“, nur noch erhöhen kann; und Herr Fritz Mautzner ist ein Schriftsteller von nicht gewöhnlicher Begabung, ein guter Stilist und ein Kritiker von großer Unabhängigkeit. Wir dürfen daher von seiner Leitung erwarten, daß „das Wochenblatt“ das Vulgäre mit Entschiedenheit ausschließen und dadurch an seinem Theile mit dazu beitragen werde, den Geschmack zu klären und jenen Ernst der Gesinnung zu verbreiten, der auch die leichtere Gattung der Literatur zu einem nationalen Bildungsmittel macht.

r. **Deux Nouvelles** par Caroline Gravière.

Bruxelles. 1877.

Die erste Novelle „une Parisienne à Bruxelles“ zeichnet uns den Anfang einer aus Liebe geschlossenen Ehe zwischen einer jungen Pariserin und einem belgischen Ingenieur. Nachdem das Paar in der Einsamkeit der Ardennen glückliche Flitterwochen verlebt hat, bringt der Mann, dessen Stellung öfteren Wechsel des Aufenthalts mit sich führt, die Frau auf einige Monate nach Brüssel in das Haus seiner Mutter. Diese im Verein mit ihren zwei älteren Töchtern kränkt und quält die junge Frau auf alle erdenkliche Weise, so daß dieselbe zuletzt im Begriffe steht, das Haus zu verlassen, und an Scheidung denkt, um so mehr als sie von ihrem Gatten, der, von seinen Geschäften in Anspruch genommen, sie trotz ihrer Bitten verlassen hat, sich zurückgesetzt glaubt und obenein fürchtet, daß ein zu längerem Besuch gekommener, ihr sympathischer Vetter der Familie auch seinerseits zärtlichere Empfindungen für sie hegen möchte. Zum Glück kehrt der Mann im letzten Augenblicke zurück und führt die Frau aus diesem Kreise wieder nach den Ardennen. Der ganzen Erzählung, die etwas ungeschickt mit allen detaillirten Beschreibungen und Betrachtungen in Form eines sehr lang gerathenen Briefes der Frau an ihre Mutter abgefaßt ist, liegt eine bestimmte Tendenz zu Grunde. Die Schriftstellerin will offenbar den Gegensatz zeichnen zwischen der wirklich gebildeten großstädtisch erzogenen Frau, die mit vielfachen Talenten ausgestattet, deren Gesichtskreis ein weiter ist, die natürlich auch für Herz und Geist mancherlei Bedürfnisse hat, und zwischen der uncultivirten Schwiegermutter, die nur von dem Gedanken befeelt ist, ihre beiden älteren Töchter zu verheirathen, sowie diesen beiden alten Jungfern selbst, die, auf steter Jagd nach einem Manne, Alles hassen, was anders, schöner, gebildeter ist als sie und doch immer grade das Alles nachzuahmen suchen. Wir empfinden die ganze Leere und Beschränktheit dieser auf Respectabilität haltenden Frauen der kleinen Bourgeoisie, deren Leben jedes geistigen Schmuckes, jeder künstlerischen Würze entbehrt und deren neiderfüllte Zungen mehr Gift gegen den bevorzugten Nächsten aussprechen, als das gehässigste Pamphlet. Die Verfasserin zielt mit dieser Schilderung auf die mangelhafte Erziehung der jungen Mädchen in Belgien, und als Heilmittel dieser moralischen und geistigen Misere empfiehlt sich dann von selbst Arbeit und wirkliche Bildung.

Auch die zweite Erzählung, „Mi la sol,“ in ähnlicher Weise in Form von Aufzeichnungen der männlichen Hauptperson selbst abgefaßt, ent-

hält eine gut motivirte, ernste Anklage gegen die sittlichen Ideen und Urtheile einer Gesellschaft, die jede Liebe verdammt, mag sie noch so wahr und uneigennützig sein, sobald sie, um sich ganz und voll zu geben, nicht erst deren Erlaubniß und Sanction abgewartet hat. Auf ein geknicktes Menschenherz mehr oder weniger kommt es dabei nicht an, wenn nur Nichts verstimmt gegen die hergebrachten Ansichten über Sittlichkeit und Anstand. Die Verfasserin hat mit großer Wärme und mit einer Fülle schöner Einzelheiten ihren Grundgedanken durch die Erzählung selbst zur Anschauung gebracht. Die Schuld und Härte des jungen Künstlers gegen das bis zuletzt treu liebende, seiner durchaus würdige, der späteren Braut mindestens ebenbürtige Mädchen, das allmähliche Erlalten seiner Neigung wird mit psychologischer Feinheit erklärt durch die Macht der Verhältnisse, der öffentlichen Meinung und die Liebe zu seiner Mutter, die eine treffliche, feinfühlende, ihren Sohn zärtlich liebende Frau ist, für die Geliebte desselben aber nur Verachtung fühlt und es für sein größtes Glück und volles Recht hält, das Mädchen zu verstoßen, statt es durch die Ehe zu rehabilitiren.

Beide, auch durch gewandte Darstellung und fließenden Stil sich auszeichnende Novellen gehören, trotz mancher Unwahrscheinlichkeiten und Compositionsfehler, durchaus zu den gehaltvolleren ihrer Gattung.

q. **Am Meer.** Seaside-Skizzen und Nordsee-Bilder von Johannes Proelß. Leipzig, Hermann Folsz. 1878.

Ein frischer, liebenswürdiger Ton und jener Enthusiasmus, welcher das beneidenswerthe Vorrecht der Jugend ist, machen dies Blicklein zu einer angenehmen Lectüre. Was der Verf. sieht und schildert, haben Andere vor ihm gesehen und geschildert. Aber wie Thackeray sagt, der hier gebürt zu werden ein vorzugsweises Recht hat: „Wir sehen die Welt mit unseren eigenen Augen, ein Jeder von uns; und wir machen uns von Innen heraus die Welt, die wir sehen.“ Weber haben die Bilder, die Proelß uns zeigt, einen besonders weiten Hintergrund, noch sind die Studien, z. B. über die Londoner Theater oder des Verfassers Pilgerfahrt zum Schreine des heil. Thomas von Canterbury sonderlich vertieft. Aber über Allem schwebt eine gewisse Grazie, der Sonnenschein fröhlicher Wanderlust; und da Proelß sich unter den Engländern (und Engländerinnen) viel umgesehen, so gibt sein anspruchloses Bändchen uns einen viel lebendigeren Einblick in wirkliches englisches Leben, als mancher anspruchsvolle Band, welcher über England geschrieben worden ist.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. October zugegangen, verzeichnen wir näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

**Alfieri.** — Saul. Tragödie in fünf Acten von Vittorio Alfieri da Asti. Deutsch von Dr. Carl Schäfer. M. Gladbach, Verlag von C. Schellmann. 1878.

**Assicuranz-Blatt, Schweizerisches.** Organ für Versicherer und Versicherte. 1878. No. 1. 2. Zürich, Verlag von R. Dancker.

**Auerbach.** — Landolin von Reutershöfen. Erzählung von Verthold Auerbach. Berlin, Verlag von Gebriüder Paetel. 1878.

**Aus dem neuen Reich.** 1871—1878. Epigramme eines Malcontenten. Heft 1. 2. München, Carl Merhoff's Verlag. 1878.

**Bergkristalle.** Novellen und Erzählungen aus der Schweiz. Bd. 9. 10. Bern, Verlag von S. F. Haller. 1878.

**Berichte, Literarische,** aus Ungarn. Herausgegeben von Paul Hunfalvy. II. Band, 2. Heft. Budapest, Carl Knoll. 1878.

**Biblioteca Moderna Italiana.** Für den Unterricht im Italienischen, herausgegeben von C. M. Sauer. I/III. Leipzig, Verlag von Veit & Comp. 1878.

**Böttiger.** — Sabina oder Morgenscenen im Putzzimmer einer reichen Römerin von C. A. Böttiger. In dritter Ausgabe bearbeitet von Karl Fischer. Mit 3 Tafeln. M. Gladbach, Verl. von E. Schellmann. 1878.

**Büchner.** — Die Frau. Hinterlassene Aufsätze, Abhandlungen und Berichte zur Frauenfrage von Luise Büchner. Halle, Verlag von F. Giefenius. 1878.

**Doornkaat Koolman.** — Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. Von J. ten Doornkaat Koolman. Heft 5. Norden, Verlag von H. Braams. 1878.

**Duboc.** — Neben und Ranken. Studienblätter von Julius Duboc, Dr. phil. Halle, Verlag von F. Giefenius. 1879.

**Düna.** — Erbt und Erworben. Roman aus dem baltischen Leben von Wener von der Düna. 3 Bände. Stuttgart, Verlag von Richter & Kappler. 1878.

**Ebers.** — Aegypten in Bild und Wort. Dargestellt von unseren ersten Künstlern. Beschrieben von Georg Ebers. Lfg. 10/12. Stuttgart, Verl. von Ed. Hallberger. 1878.

**Entstehung, Die, der Welt.** Blicke in die Urwelt und die Geschichte des Lebens an der Erdoberfläche. 2. Ausgabe. Neuwied, Verlag der Heuser'schen Buchhdlg. 1878.

**Erholungsstunden.** Neue deutsche Romanzeitung. 1879. Nr. 1. Breslau, Verlag von S. Schottlaender.

**Erzählungen des deutschen Hausfreunds.** Heft 1. Schatzkästlein von J. P. Hebel. Leipzig, Verlag von C. Kempe. 1878.

**Frieze.** — Am Stammtisch. Soldaten-Geschichten aus Kriegszeit. Novellen von Eugen Frieze. Leipzig, Verlag von F. Wolff. 1878.

**Gewerbehalle.** Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie, unter Mitwirkung bewährter Fachmänner redigirt von Adolf Schill, Architect. 16. Jahrg. 1878. Lfg. 8. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn.

**Glafer.** — Eine Magdalene ohne Glorienchein. Roman in zwei Bänden von Adolf Glafer. Berlin, F. W. Müller. 1878.

**Grove.** — A dictionary of Music and Musicians. (A. D. 1540—1875.) By eminent writers, english and foreign. With illustrations and woodcuts. Edited by George Grove, D. C. L. In two volumes. Vol. I. Part. II. London, Macmillan & Co. 1878.

**Gubernatis.** — Gli Scritti del padre Marco della Tomba. Missionario nelle indie orientali. Raccolti ordinati ed illustrati sopra gli autografi del museo borganio da Angelo de Gubernatis. Firenze. 1878.

**Handzeichnungen deutscher Meister.** Eine Sammlung von Bildern aus Italien und der Schweiz. In unveränderlichem Lichtdruck reproducirt von Schober & Bäckmann. Lfg. 9. 10. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn. 1878.

**Hildebrandt-Strehlen.** — Die Kinder des Communisten. Eine Erzählung von Hildebrandt-Strehlen. Wesel, Verlag von W. Düms. 1878.

**Irmin.** — Knospen und Büttchen. Gedichte von Irmin. Zweite, bedeutend vermehrte Auflage, mit einem Anhang: „Die Mythen im Bewußtstie". Leipzig, Verlag von D. Metz. 1878.

**Italien.** Eine Wanderung von den Alpen bis zum Aetna. In Schilderungen von Karl Stieler, Eduard Paulus, Wolfemar Kaden, mit Bildern von S. Bauerstein, German Bohn, Arthur Calame u. f. w. Holzschnitte von Adolf Closs in Stuttgart. 2. Aufl. 1. Lfg. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn. 1878.

**Kalender, Illustrierte,** für 1879. Jahrbuch der Ereignisse, Bestrebungen und Fortschritte im Völkerverleben und im Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. XXXIV. Jahrg. Leipzig, Verlag von J. F. Weber. 1878.

**Klende.** — Illustriertes Lexikon der Verfälschungen. Von Dr. Hermann Klende. 2. vermehrte und umgearbeitete Auflage. Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen. Lfg. 6. Leipzig, J. F. Weber. 1878.

**Kriegs-Chronik, Illustrierte.** Gedenkbuch an den Orientalischen Krieg. 1876/77. Lfg. 17/19. Leipzig, Verlag von J. F. Weber.

**Kunsthode, De Vlaamsche.** — Maandelijksch Tijdschrift onder Hoofredactie van A. J. Cosyn. 1878. No. 7/9. Antwerpen.

**Landwirthschafts-Kalender.** 1879. XIII. Jahrg. Neue Folge. Herausgegeben von A. Graf zur Lippe-Weigensfeld. Leipzig, Jugo Voigt.

**Leizner.** — Novellen von Otto von Leizner. Berlin, Verlag von F. W. Müller. 1878.

**Lenz.** — Skizzen aus Westafrika. Selbsterlebnisse von Dr. Oskar Lenz. Mit einer Karte von Westafrika. Berlin, Verlag von A. Hofmann & Co. 1878.

**Lothar.** — Marine-Novellen. Von B. Lothar. Leipzig, Verlag von C. Waldmuß. 1878.

**Magazine, Illustrated.** Founded by Ferdinand Freilgrath in the year 1875. Conducted by Blanche Willy Howard. 1878. No. 19. 20. Stuttgart, Verlag von Ed. Hallberger.

- Mahlte.** — Anna Grossi. Novelle von Karl Mahlte. Jena, Verlag von Costenoble. 1878.
- Mollère's Werke.** Mit deutschem Commentar, Einleitungen und Excursen. Herausgegeben von Dr. Adolf Laun. XI. Leipzig, Verlag von O. Leiner. 1878.
- Naturkräfte, Die.** Eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek XXVIII. Band. Das Blut. Eine physiologische Skizze von Johannes Ranke, Professor an der Universität München. Mit 58 Holzschnitten. München, Verlag von R. Oldenbourg. 1878.
- Neison.** — Der Mond und die Beschaffenheit und Gestaltung seiner Oberfläche von Edmund Neison. Autorisirte Deutsche Original-Ausgabe. Nebst einem Anhang: „Ueber ewige neue Veränderungen auf der Mondoberfläche“ von Dr. Hermann J. Klein. Nebst einem Atlas von 26 Karten und 5 Tafeln in Farbendruck. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn. 1878.
- Nuntius, Der, kommt.** Essai von einem Dilettanten. Wien, Verlag von C. Rosner. 1878.
- Bestimmten-Dreier.** Von einem Geweihten. Berlin, Verlag von Th. Grieben. 1879.
- Putzli.** — Croquet. Roman von Gustav zu Putzli. 2 Bde. Berlin, Verlag von Gebr. Paetel. 1878.
- Querner.** — Die piemontesische Herrschaft auf Sicilien. Von Dr. Carl Querner. Bern, Verlag von B. F. Haller. 1879.
- Rohloff.** — Nothstände. Eine Zeitstudie von Chr. Fr. Rohloff. 2. Aufl. Halle, Verlag von J. Friede. 1878.
- Rubinstein.** — Psychologisch-ästhetische Essays. Von Dr. Susanna Rubinstein. Heidelberg, Carl Winter's Univ.-Buchhlg. 1878.
- Rundschau, Deutsche,** für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Carl Arendts in München. I. Jahrgang. Heft 1. Wien, A. Hartleben's Berl. 1878.
- Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,** herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtendorff. XIII. Serie. Heft 303/4. Berlin, E. Sabel. 1878.
- Sayce.** — Babylonische Literatur. Vorträge gehalten in der Royal Institution London von Rev. A. H. Sayce, M. A. Mit Genehmigung des Verfassers in's Deutsche übertragen von Karl Friederici. Leipzig, Otto Schulze. 1878.
- Scherr.** — Germania. Zwei Jahrtausende deutschen Lebens. Culturgeschichtlich geschildert von Johannes Scherr. Heft 32. 33. Stuttgart, Verlag von W. Spemann. 1878.
- Scheuren.** — Vom deutschen Rhein. Mit landschaftlichen und architektonischen Ansichten nebst Illustrationen zu rheinischen Dichtungen in 25 Blättern von Caspar Scheuren. Hg. 1. Düsseldorf, L. Baumann & Co. 1878.
- Schneider.** — Der klimatische Curort Algier. Schilderungen nach dreijähriger Beobachtung in Stadt und Provinz, zugleich ein Rathgeber für Reise und Aufenthalt von Otto Schneider. III. Bd. Von Algier nach Oran und Tlemcen. Dresden, G. Schönfeld's Verlagsbuchhdlg. 1878.
- Schneidewin.** — Die homerische Raibetät. Eine ästhetisch-culturgegeschichtliche Studie von Dr. Max Schneidewin. Hameln, Verlag von A. Brecht. 1878.
- Senffert.** — Wieland's Abderiten. Vortrag von Dr. Bernhard Senffert. Berlin, Weidmann'sche Buchhlg. 1878.
- Siegmund.** — Durch die Sternenwelt oder die Wunder des Himmelstraumes. Eine gemeinschaftliche Darstellung der Astronomie für Leser aller Stände. Bearbeitet von Ferdinand Siegmund. Hg. 1. 2. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1878.
- Skarzynski.** — Adam Smith als Moralphilosoph und Schöpfer der Nationalökonomie. Ein Beitrag zur Geschichte der Nationalökonomie von Dr. Witold von Skarzynski. Berlin, Th. Grieben. 1878.
- Stiefeler.** — Um Sunnawend'. Neue Gedichte in oberbairischer Mundart von Karl Stieler. Stuttgart, Meyer & Zeller's Verlag. 1878.
- Thomassen.** — Das älteste Menschengeschlecht. Die Ergebnisse der neuesten wissenschaftlichen Forschungen über die Ur- und Entwicklungsgeschichte der Menschheit in allgemein verständlicher Darstellung von Dr. Thomassen. Neuwied, Verlag der Henzer'schen Buchhandlg. 1878.
- Universal-Bibliothek.** Nr. 1046. Einquartierung. Lustspiel in einem Aufzuge von Henri Herz. Deutsch von Wilhelm Lange. Leipzig, Verlag von W. Reclam jun. 1878.
- Volksbote.** — Ein gemeinnütziger Volks-Kalender auf das Jahr 1879. Mit einem Notizkalender und Oldenb.-Residenz-Kalender als Gratis-Zugabe. 42. Jahrgang. Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchhandlung.
- Wanderbilder, Illustrirte.** No. 8. Das Oberengadin von Dr. J. Pernisch aus Scans. Mit 21 Illustrationen und 1 Karte. Zürich, Verlag von Orell Füssli & Co. 1878.
- Weltgeschichte, Illustrirte.** Für das deutsche Volk. Unter besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte auf Grund des von ihm mitverfaßten größeren Werkes neubearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von Otto von Corvin, sowie in neuer, zweiter Auflage mit-herausgegeben von E. F. Dieffenbach. Pracht-Ausgabe. Band I. Hg. 1. Leipzig, Verlag von D. Spamer. 1878.
- Zeitung, Illustrirte,** für kleine Leute. Band VIII. Heft 23. Leipzig, Verlag von W. Drey. 1878.
- Zeller.** — Katechismus des deutschen Reiches. Ein Unterrichtsbuch in den Grundsätzen des Deutschen Staatsrechts, der Verfassung und Gesetzgebung des Deutschen Reiches. Von Dr. Wilhelm Zeller. Leipzig, Verlag von J. J. Weber. 1878.

# Und sie kommt doch!

Erzählung aus einem Alpenkloster.

~~~~~  
Von

Wilhelmine von Hillern.

~~~~~  
Zweites Buch.

M a r t y r i u m.

Erstes Capitel.

Freude über allen Gefilden! 's ist Erntefest! Auf allen Geländen bergauf und bergab, drunten im Thale und droben auf der Höhe halmen sie die letzten Garben auf, ertönt das letzte Rodnerinnenlocken. So nennen sie den altheiligen Ruf, mit dem der Mahtknecht die seligen Fräulein lockt, daß sie kommen und ihm roden helfen. Er streicht dreimal mit dem Wekstein über die Sense, daß es weithin schallt über Berg und Thal, darauf hören die Seligen und eilen hülfreich herbei aus ihren Klüften, mit den Schnittern zu mähen, daß sie die Ernte noch bei trockenem Wetter einbringen. Denn sie sind gar mildthätig und dem Bauern wohlgestinnt, der friedlich sein Feld bestellt und es leben viele alte Leute, die sie noch mit eigenen Augen gesehen, wie sie es nicht verschmähten, selbst in Bauertracht unter den Fleißigen mitzuarbeiten. Aber seit ein roher Knecht eines der guten Weiblein einsing und es mit Gewalt klappte, zeigen sie sich nicht mehr dem sterblichen Auge, nur ihr Walten spürt man noch. Je fleißiger man ist, desto mehr helfen sie mit — denn sie kommen überhaupt nur zu den Fleißigen — die Trägen rufen ihnen vergebens! Diesmal aber müssen ihrer ganz besonders Viele dagewesen sein; denn es ist eine herrliche Ernte und es ist rascher gegangen, als je. Singang und Jubel schallt von allen Gefilden und endlos sind die Rüge der schweren Fruchtwagen mit dem unlenksam gewaltigen Ochsenge spann. Zwischen den duftigen Heuhaufen auf den Wiesen balgen sich die Kinder herum und oben auf den weichen hochgethürmten Bündeln liegen sie, die müden Glieder behaglich ausgestreckt, Buben und Dirnen, sich neckend und schäkernnd in ausgelassener Lustigkeit. —

Doben am Fenster des östlichen Thurms von Marienberg schauen zwei große schwermüthige Augen sehnsüchtig auf die lachende, prangende Welt herab. Es sind zwei wundersame Augen! Tief dunkel und doch leuchtend, wie von einem inneren Feuer durchglüht, daß selbst das Weiße darin röthlich schimmert, wie wenn man einen Opal gegen das Licht hält. Regungslos starren sie hinaus, in einem einzigen langen Blick austrinkend die ganze Herrlichkeit!

Das fröhliche gefellige Menschengetrieb, das stille allmächtige Gestirn, das in Mittagshöhe über Allem schwebt und mit seinen Strahlen den weiten Raum erhellt, daß sich jedes Dach und jedes Thürmlein der dreizehn Ortschaften, die hier in der Runde zerstreut liegen, deutlich heraushebt bis an den Rand der schneeglänzenden Ferner hin, der einzigen Grenze, die dem schweifenden Blick gesteckt ist, die weite grüne Ebene, einem Garten gleich, mit sanftschwellenden Hügeln, buschigen Wäldern und durchzogen von dem Silberstreifen der rauschenden Etsch, — Alles, Alles spiegelt sich in den durstigen, träumerischen, weitblickenden Augen. Und sie folgen dem Laufe des wilden, schnellwandernden Flüsschens, das sich so ungeduldig in jähem Gefäll herabstürzt aus den stillen einsamen Bergseen der Heide — hinab dem Meere zu, dem Alles verschlingenden. — Und sie senden eine Frage hinaus in den blauen Himmel, in die lachende Ebene, von den majestätischen Häuptern der Ortleskette überragt, — eine stumme, brennende Frage!

Aber ihr kommt nicht Antwort zurück; vom Winde verweht entschwebt sie, wie zerrissene Sommerfäden.

Die zwei Augen aber, die heißblütig fragenden, gehören einem Jüngling, so wohlgestaltet, so anmuthumflößen, als hätte ihn die Natur geschaffen für eine Welt, in der ewiger Sonntag ist, nicht für eine Welt der Mühsal, der Arbeit und der Pflicht, der grausamen Zerstörerin des Schönen!

„O Du holdselig Menschenbild! Hier sitzt Du gefangen und vertrauert zwischen Klostermauern und bleichen Zerrbildern der Abtödtung! Verzeih' mir, Gott, so es Sünde ist zu trauern, daß das Schöne, verstoßen von unbarmherziger Ascese, unverstanden und ungenossen, durch dies rauhe Jahrhundert irrt, um zu verdorren als Kreuzesblume oder unterzugehen im Pfuhl der Verdammniß!“

Stumm steht Pater Eusebius hinter dem Stuhle des Jünglings und sein Auge ruht wehmüthig sinnend auf dem schönen Haupte mit dem dicken Kranz dunkler Locken, die unaufhaltsam um die vorchriftsgemäße tonsur herumwuchern. — Eusebius ist alt geworden und gebrechlich, er ist jetzt dreiundneunzig Jahre alt. Sein Haar ist wie Schnee, sein Körper hinfällig und gebückt, aber der Geist in ihm ist ewig jung, und der Blick seines klaren Auges übt noch dieselbe Macht. Da wendet der Jüngling den Kopf: „O Pater Eusebius,“ ruft er erstaunt, „Du bist da? Ich hörte Dich nicht eintreten! Was führt Deine müden Füße hier herauf?“

„Ich wußte, daß Du wieder hier oben sitzen und träumen würdest.“

„Bist Du unzufrieden mit mir?“ fragt der Jüngling und ein bittendes



Nächeln verklärt sein Gesicht so lieblich, wie wenn aus krystheller Fluth ein Widerschein der Sonne zurückblitz.

„Wer könnte mit Dir unzufrieden sein?“ sagt Eusebius und seine alten Augen hängen an dem holden Gesicht mit unberhohlenem Entzücken. „Ich fürchte nur, die Brüder könnten Dir's übel vermerken, wenn Du Dich in den Re-creationes von ihnen absonderst!“

„Ach, ehrwürdiger Bruder,“ spricht der Jüngling, „Du weißt es nicht, wie glücklich ich hier oben bin. Hier kann ich hinaussehen in die weite Welt über Berg und Thal! Hier fand ich die erste Heimathstätte, hier stand meine Wiege, sang mich eine liebende Stimme in Schlummer, aus diesem Nestlein oben an der Dachfirst hört' ich den ersten Vogel zwitschern. Ach, ich kann Dir's nicht sagen, wie wohl mir hier wird! Mir ist, als müßt' ich mich einst, wenn meine Stunde kommt, aus diesem Fenster hinausfliegen in die Ewigkeit, meiner kleinen verklärten Milchschwester nach, als führe kein anderer Weg zum Himmel!“

Eusebius legt ihm die Hand auf die Schulter: „Ich verstehe Dich, mein Sohn! Wohl Dir, wenn es so wäre und Du nur hier hinauszuliegen brauchtest zur ewigen Seligkeit! Aber ein langer mühe- und dornenvoller Pfad liegt noch vor Dir, den Du wandeln mußt mit wunden Füßen, und manch schweres Kreuz harret Deiner, das Du tragen mußt mit brechender Schulter, ehe Du ruhen darfst in Gott!“

„O mein Bruder! Warum darf ich nicht gleich sterben? Warum darf ich nicht gleich eingehen an das Herz des Vaters, nach dem meine Seele dürstet?“

„Weil wir leben sollen — leben und wirken, mein Sohn; wirken für unsere Nächsten und für die kommenden Geschlechter. So nur reißt die Menschheit zur Vollkommenheit, daß Jeder seine Pflicht thut in seiner Weise, durch Wort und Beispiel und Keiner darf sich dieser Arbeit entziehen.“

„Warum müssen wir erst Menschen werden, so wir doch von Gott sind und Gottes Kinder?“ fragt der Jüngling seufzend.

„Wir kommen nicht von Gott — wir sollen erst zu Gott eingehen. Aus Staub sind wir geboren und aus dem Staube sollen wir geläutert werden durch den Geist — zum Geist!“ —

Der Jüngling stützt den Kopf in die Hand und blickt hinaus: „Durch Geist zum Geist! Wol — wol — wir müssen sie abstreifen diese Materie, mit all' ihren Wünschen und Schwächen! Und doch — ach Eusebius, es ist so schwer! Leichter, ihn von sich werfen den ganzen armseligen Leib und auf einmal sterben, als langsam abtödten dieses pochende, sehnennde Herz! Eusebius — manchmal da wandelt's mich an, daß ich meine, ich müsse die Arme ausbreiten und die wesenlose Luft umspannen — ich müsse mich in's Gras legen und das Haupt im Schoß der Erde betten, — als müsse mir aus der Erde — aus der warmen Sommerluft, irgendwoher ein Herz entgegen schlagen, an das ich mich werfen und meinen Schmerz ausweinen könnte. Ach Eusebius, wol liebt Ihr mich Alle — und ich Euch — wol lieb' ich meinen Gott und meine

Himmelsmutter über Alles und immer ist's noch nicht genug und immer noch dürftet meine Seele nach einer Liebe, nach einem Etwas, das mein sei — ganz mein! „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei,“ spricht doch selbst der Herr — und ich — ich bin so allein — so ganz allein!“

Und der Jüngling heftet seine brennenden Augen so inbrünstig flehend auf Eusebius, daß es diesem in's alte Herz schneidet! Dann faßt er leidenschaftlich des Greises Hand: „Eusebius, Du bist weiser, als sie Alle. Warum muß das so sein? Warum dürfen wir Nichts lieben, als Gott? Warum ist für uns Sünde, was doch der ganzen Menschheit erlaubt ist?“

Eusebius erschrickt fast ob der unerwarteten Frage. Er hat sich die Lösung einst mit seinem Herzblut erkauft und die Wunden sind vernarbt. Wird auch hier heilen, was ihn geheilet hat? Wird er auch dies Feuer dämpfen, der weltbezwingende Gedanke? Eusebius blickt sinnend vor sich hin. Eine Weile ist es, als suche er das rechte Wort. Dann spricht er:

„Die große Masse ringt sich allmählig empor schaffend, wirkend und erzeugend, von Stufe zu Stufe zu Gottes Thron — und die Stufen sie sind Jahrhunderte und nach Jahrtausenden erst winkt ihr das Ziel. — Der Einzelne aber, den es mächtiger aufwärts treibt, als die Anderen, kann sich aussondern von ihrer Gemeinschaft und durch große Thaten der Entfagung in sich allein vollbringen, wozu die Gesamtheit Jahrtausende braucht. Er kann auf dem geraden Weg zu Gott gehen — aber auf diesem Weg muß er allein gehen, — denn er ist ausgeschieden aus dem Verband mit der Natur, sobald er ihn einschlägt. Er gehört nicht mehr der wirkenden, zeugenden und sich immer aus sich selbst gebärenden Masse an — sein Leben ist ein langes Sterben! Das höchste Heldenthum, die höchste Kraft erfordert es, denn ein Rückwärtschauen, ein Straucheln auf dem einsamen Todespfad — und die allgewaltige Natur ergreift ihn wieder und zieht den Gefallenen zurück in ihr blindlings arbeitendes Räderwerk. Gott aber wird solch' Vermessenen, der sich unterfangen, was er nicht durchführen mochte, am Tage des jüngsten Gerichts, da die siegende Menschheit am Ziele anlangt, strenger richten, als alle Anderen und sprechen: „Warum wolltest Du mehr und Besseres als Jene, so Du doch der Kraft ermangelst, es zu vollbringen?“ Deshalb, mein Sohn, leben wir so abgeschieden von der Welt hinter schirmenden Klostermauern, daß Nichts uns ablockt von dem Wege der Heiligung, den wir uns erwählt!“

Eusebius hält inne und beobachtet Donatus, der mit schwerathmender Brust am Fenster lehnt: „Eusebius,“ ruft er inbrünstig und faßt des Greises Hand: „Gott wird mir gnädig sein, daß ich durchführe, was ich begonnen — nicht wahr?“

„Wer kann das sagen? Was wir selbst erwählen, das müssen wir auch selbst durchführen! Drum prüfe Dich wohl, mein Sohn, ehe Du das große Gelübde ablegst. Du hast es selbst gewünscht, es ist Dein Wille, Priester zu werden — Du hast's erreicht, in wenigen Tagen wirst Du geweiht. Wenn Du solch irdisch Sehnen im Busen trägst, wirst Du stark genug sein zu dem heiligen Beruf? Wo nicht, — so verzichte lieber, als daß Du einst ein doppeltes Gelübde brichst und doppelt sündigst. Besser, besser, Du flüchtetest in die weite Welt,

als daß Du Dir und Uns erzwungene Treue läßt und tiefer fällst vor Gott, denn Jene, die nie mehr gewollt, als Menschen sein mit Menschen!

„Ich entfliehen, ich nicht Priester werden?“ ruft der Jüngling leidenschaftlich: „Nein, mein Bruder! Du hast mich nur versuchen wollen — das kann Dein Ernst nicht sein? Sprach ich solche Dinge, die Dich an meiner Treue zweifeln machten, so verzeih' mir's! Nie, nie kam solcher Gedanke in meine Seele! Was sollte ich wol in der Welt anfangen? Jage einen Vogel, der in der Gefangenschaft geboren, hinaus in die Freiheit — er wird verhungern mitten in des Segens reichster Fülle! So ich! Nur manchmal, da will's mich wunderbar fassen, als wäre das Kloster mir zu eng, als solltet Ihr mich nicht halten wie einen Gefangenen! Blick' da hinauf! Ist das nicht göttlich — darf mich's nicht da hinaus verlangen in die blaue Ferne? Darf mich's nicht dahinab ziehen in das saftige Grün, das aller Wesen Nahrung und Labung? Darf mich's nicht dahinauf ziehen zu jenen einsamen Höhen in den ewigen Schnee, so nahe dem Himmel? Oder hinüber, dem Bette des silbernen Flüsschens nach, auf die Heide, wo ich geboren? Ist Gott nicht überall — nicht dort, wie da? Und ist nicht er es, den ich suchen würde unten im Thal wie oben auf den eisstarrenden Firnen. Ihr Alle, Ihr gehet doch ein und aus, Ihr holt Euch Stärkung und Erquickung in Wald und Feld, warum darf nur ich nicht diese Mauern verlassen — warum muß ich, so lange ich lebe, der stummen regungslosen Pflanze gleich festgebannt sein in den engen Mauern des Klostergärtleins?“

„Mein Sohn — ich habe es längst erwartet, daß Du einmal so fragen wirst! Ich will es auf mich nehmen, Dir den Grund zu sagen, warum die Väter Dich so hänglich hüten, gegen meinen Rath — denn ging's nach mir, wärest Du nicht Mönch und empfiengest jeso nicht die Priesterweihen! Ich habe viel in Büchern gelesen, in alten heidnischen, wie in christlichen Chroniken und Historien und stets gefunden, daß all' Menschenlist und Menschenwitz zu Schanden wird, wenn Etwas sein soll — und soll es sein, so wirst Du uns entrisßen und legten wir Dich hinter siebenfache Schlösser! Wisse denn — es ruhet ein Fluch verbotener Liebe auf Dir, — darum vermachte Dich Deine sterbende Mutter dem Kloster, und darum halten sie Dich so strenge, auf daß der Todten Vermächtniß treu erfüllet werde! Sie zittern, die Väter, daß jeder Schritt hinaus Dir des Fluches Erfüllung bringen könnte — ja Correntian schlug vor, daß man Dich blende, da Du als Säugling zu uns kamst, um Dich für allezeit zu sichern vor Versuchung!“

„Der Furchtbare!“ sagt der Jüngling schauernd. „Doch Eins noch bitt' ich Dich — löse mir das Räthsel meiner Geburt! Warum gebar mich meine Mutter auf der Heide — wer war sie und was verbrach sie, daß mein Vater sie verstiess?“

„Wir alle schwuren einen heiligen Eid in unseres damaligen Abtes Conrad des Ersten Hände, weder Dir noch sonst Einem je den Namen Deiner Erzeuger zu nennen, auf daß ein jedes Band zwischen Dir und der Welt zerrissen sei. Deine Mutter starb als eine Heilige und heilig sollst auch Du leben und sterben, meinte sie! Du bist das Kind der Kirche, nach anderen Eltern frage nicht, so

sollen wir Dir antworten, wenn Du fragst — und so antworte ich Dir, meiner Pflicht gemäß!“

„O, jetzt versteh' ich Alles!“ sagt Donatus und seine Stimme bebte vor innerer Bewegung. „Weh mir — ein Fluch auf meinem schuldblosen Haupt, noch eh' ich das Licht der Welt erblickt? Ja, es ist wahr; die Mutter hab' ich gemordet, da ich geboren ward — die Amme, die mich tränkte, hab' ich elend gemacht, sie hat den Mann, das Kind verloren um meinetwillen. Zum Unglück geboren, wird Unglück mit mir sein, wohin ich gehe. Ja, Ihr habt Recht — für mich gibt's keinen Weg, als den zu Gott, für mich ist keine Hoffnung, als der Himmel! Und dreifach will ich auf mich achten, nun ich dieses weiß! Vändigen will ich das ungestüme Herz und müßt' es drüber brechen. Ich will nicht mehr hier oben träumen, nicht mehr das sanfte Wehen der Morgenwinde mich umschmeicheln lassen, nicht mehr den würz'gen Duft der Vinde unter diesem Fenster trinken, noch den müßigen Blick hinschweifen lassen in die lodende Ferne — das Alles weckt die Sehnsucht! Und auch die Sehnsucht soll sterben, die mich hinausziehen will von den Stufen des Mars hinweg, dem ich geweiht. Euch gehöre ich mit Leib und Seele — und keinen Gedanken dieser Seele soll Euch die Welt mehr rauben!“

„Woll' es der Herr!“ sagt Eusebius und sein Auge ruht traurig auf dem verklärten Gesicht seines Jüngers — es ist, als schüttle er leise den Kopf, — doch nein, es war nur eine aufgeschreckte Motte, die er abgewehrt. Und Donatus erhebt sich: „So laß uns denn hinabsteigen und dies berückende Plätzlein verlassen, das mir schon allzusehr den Sinn bethört! Denn ich fühle, ich habe geredet, was ich nicht sollte — und es war nicht Gott, der mir solche Worte eingegeben!“

So sprechend schließt er das kleine Fenster mit den verstaubten erblindeten Scheiben und dem vom Holzwurm zernagten Rahmen. In diesem Augenblick ertönt lustiger Hörnerklang von ferne. „O sieh,“ ruft Donatus, „ein Zug von Reitern den Berg herauf!“ Eusebius tritt an das Fenster. „Wahrhaftig! Ein Reisezug, sie kommen zu uns! Da müssen wir schnell hinunter, dem Abte Meldung zu thun, komm!“

Es ist die elfte Stunde, wo die Brüder zur Erholung im Gärtlein lustwandeln. Abt Conrad der Kamäßer, denn dieser trägt jetzt die Inful, spazieret soeben einen schattigen Laubgang hinunter und bespricht sich mit einem der Brüder wegen der Vorbereitungen zu Donatus' Priesterweihe. Denn mit allem Pomp, den das Stift zu entfalten vermag, soll das Fest seines Lieblings gefeiert werden. Mittägliche Ruhe lagert über dem friedlichen Gärtchen. Den Aprikosen und Birnen an der Mauer schwellen die Wangen roth unter dem Kuß der heißen Julistrahlen und behaglich rasten die Brüder, im Schatten der stillen Lauben und Büsche ausgestreckt. Auf dem Dach girren die Tauben und zu Füßen des Crucifixes, wo die Sonne am heißesten brennt, liegt die alte faule Klosterkaze und drückt schläfrig die grünen Augen zu.

Da erschallt plötzlich ein wüster Lärm vor der Pforte, Pferdegewieher und Hundegebell, Hörnerblasen und Durcheinanderrufen. Erschreckt fahren die Brüder auf. Schon eilen Donatus und Eusebius herbei: „Um Gotteswillen, frommer

Abt, vor dem Pförtchen hält ein glänzender Reizeug und begehrt Einlaß," rufen sie, „was sollen wir thun?"

„Was wir nicht lassen können — gewähren, was sie fordern!"

„O, o," jammert der alte dicke Wyso, den der Schrecken auch herbeigetrieben und der vor Alter und geschwollenen Füßen fast nicht mehr gehen kann: „O, o, sie werden uns ausfressen, wie die ägyptischen Heuschrecken — laßt sie nicht ein — fragt zuerst, wer sie sind. Wir sind Keinem pflichtig, als den Bögten, und die essen uns schon arm!"

„Guter Bruder Wyso," sagt der Abt lächelnd, „wenn es Gott gefiele, eine Heuschreckenschar bei uns einfallen zu lassen, müßten wir's auch haben! Ergib Dich drein und übe freundlich mit uns das Gastrecht."

Unter solchen Worten haben sie die Pforte erreicht und der Abt selbst öffnet sie und tritt dem ungedulbigen Troß mit geziemendem Anstand entgegen.

Hoch zu Roß halten da viel Edle mit zahlreichem Gefolge. Die bunten Gewänder von Seide und Sammet, mit köstlichem Pelzwerk verbrämet, leuchten gar prächtig in der Sonne. Menschen und Thiere triefen von dem heißen Ritt den steilen Berg herauf. „Deo gratias, edle Herren!" spricht der Abt: „Wenn Ihr mit dem vorliebnehmen wollt, was ein arm' weltfern Bergkloster zu bieten vermag, so tretet ein und seid uns in Christi Namen willkommen."

„Also herein, was Platz hat," befiehlt lachend der Vorderste und zwingt sein bäumend Pferd durch die enge Klosterpforte: „Grüß Gott, Herr Abt! Ich denke, bei Euch verhungert man nicht?" fügt er mit einem lustigen Blick auf Wyso hinzu, der händeringend seine dicken Füße vor den andringenden Pferdehufen in Sicherheit zu bringen sucht.

Der Ritter treibt sein Pferd unter einen schattigen Hofschuppen, um abzusitzen. — Die Anderen folgen ihm, soviel ihrer unterkommen; der stille Klosterhof wird zum wimmelnden Lager, so drängt sich Kopf an Kopf die Masse der Pferde und Mannen herein in dichtem Gewühl. Die eingezwängten Rosse schlagen nach allen Seiten aus; die hintersten drängen nach, die vordersten können nicht weiter in dem engen Raum. Das ist ein Zerren und Schreien, ein Bäumen und Stampfen, daß Wyso sich schimpfend in's Haus rettet, und auch den anderen Mönchen aus ihrem stillen Leben heraus angst und bange wird bei dem rohen Andrängen der gewaltthätigen Schar.

„O Heuschrecken, Heuschrecken — welch lieblich Geflügel wäret ihr gegen diese Unholde!" jammert Wyso am Fenster. Endlich sind die Pferde untergebracht theils in den Viehställen, theils stehen sie in Reih und Glied ringsum an der Mauer angebunden und zwar — wie es auch den Brüdern in's Herz schneidet — an den schönen, hoffnungsvollen Obstgeländen. Vieler Jahre Müß' und Sorgfalt ist nun mit einem Rucke zerstört. Und die Brüder sehen es mit Schmerz, wie die plumpen Pferdemauler schon mit leckeren Zungen und schnüffelnden Rüstern darin herumfahren und einstweilen abfressen, was ihnen gefällt, bis Besseres kommt.

„Was ist da zu machen? Man muß es über sich ergehen lassen!" sagt der Abt leise zu den Brüdern: „und das ist freundliche Einkehr — nun denkt, wie erst ein Feindeseinfall wäre — Gott bewahre uns!"

Indessen machen sich die Troßknechte ohne Weiteres über die Scheunen her und holen ihren Pferden Futter, das sie aber zur Erleichterung des Fressens mit Heugabeln in die Obflgitter hineinstopfen, weil keine Fuhrmannskrippen im Kloster zu haben sind. Die Meute der Hunde stürmt losgelassen in das Gärtlein und jagt mit wildem Gehäul über Beete und Blumen hinweg der Klosterlage nach, die sich des' nicht versehen.

„Nun, Herr Abt,“ herrscht der Erste von den Rittern den Genannten gutmüthig, aber barsch genug an: „Wo sind Eure Kellermeister? Die sollten schon lange da sein, uns den Humpen zu credenzen! Rechte Gastfreundschaft wartet nicht, bis der Reiter den Fuß aus dem Bügel hat!“

„Ihr sollt sogleich bedient sein, edle Herren!“ sagt der Abt. „Ihr müßt den Willen nicht mit der That messen, denn unerfahren sind wir und ungewohnt des Empfangs so vieler Gäste!“

„Nun, bin ich recht berichtet, so beherberget ihr doch zu Zeiten auch Eure Bögte, die Grafen von Matsch oder Amatia, wie sie sich lieber nennen, mit ihrem Jagdgesolge?“

„Den Grafen von Matsch ist unser Kloster pflichtig, weil es eine alte Rechtsame unserer Bögten ist, alljährlich bei uns einzulehren,“ berichtet der Abt.

„Nun denn, was Ihr Euren Bögten gebet, das werdet Ihr Eurem Landesherrn auch nicht weigern —“ sagt der Ritter. „Ich bin Meinhard der Zweite von Görz und Tyrol, und sogleich kommt die Herzogin nach!“

Der Abt neigt sich in freudigem Schreck tief zur Erde: „Gepriesen sei der Tag, der uns vergönnt, Euer Herrscherantlitz zu schauen! Heil Herzog Meinhard!“ „Heil Herzog Meinhard, unserem mächtigen Schutzherrn, Heil!“ tönt es laut von Aller Lippen und selbst Whyso kommt wieder leuchend und schwitzend herausgehumpelt und windet sich mit absonderlichem Muthe zwischen den Pferden durch, um dem mächtigen Herzog seine Ehrfurcht zu bezeugen.

„Nun mögen in Gottes Namen die herzoglichen Rosse alle Aprikosen und Birnen fressen und die Hunde die Gemüsebeete zertreten — nun ist Alles anders!“ —

„Platz! macht Platz für die Herzogin und ihr Gefolge“ — erschallet jetzt der Ruf des Marschalls von der Pforte her und Alles bildet Gasse für die Sänfte der Herzogin und ihrer Frauen.

„O, o, Weiber im Kloster! Und wir können sie nicht hinauswerfen, weil unsere weise Regel Fürstinnen den Eintritt gestattet. Was sagst Du dazu, Correntian?“ klagt Whyso schalkhaft und blinzelt mit heimlichem Vergnügen zu Correntian auf, der neben ihm steht.

Der Herzog und der Abt gehen dem Zuge entgegen, die hohe Frau zu empfangen. Voran reitet auf einem frommen Thiere der Reifemarschall, dann folgen leuchend und schweißbedeckt die Pferde, welche die Sänfte der Herzogin tragen, je eines zwischen zwei Deichseln gehend, die ihnen in starken Gurten vom Rücken herabhängen, — das eine davor, das andere dahinter, jedes von einem Führer mit großem Peitschengetalle angetrieben. Zwischen innen schwankt der hochragende Palankin mit lustig rauschenden, vom heißen Südwind geblähten Umhängen aus rother Seide, und darin liegt müde ausgestreckt auf schwellenden

golddurchwirkten Purpurrißsen eine bleiche, zarte Frauengestalt, tief verschleiert und schlicht gekleidet, daß man auf den ersten Blick sieht, ihr Sinn stehe nicht nach der königlichen Pracht, mit der ihr stolzer Gemahl sie umgibt. Desto hoffärtiger aber sitzen die Damen des Gefolges zu Ross. Sichernd und plaudernd reiten sie durch die Reihen der Mönche der Sänfte nach, sorglos die schlanken Hüften auf ihren breitrückigen Paßgängern wiegend und unter ihren schattigen Pfauenhüten neugierig herabschielend auf die geschorenen Köpfe. Plötzlich hält Eine davon die reichgestickten Zügel an und flüstert der Anderen zu: „Seht, der ist schön!“ Und Alle folgen der Richtung ihres Auges, wo Donatus steht mit gesenkter Wimper, ernst und still.

„Vorwärts!“ ruft der Marschall, denn ein Trupp Reiter folget noch als Nachhut der Frauen.

Der Abt hat dem vorderen Sänsteführer die Zügel abgenommen und leitet das Pferd selbst an der Hand durch den Hof bis zur inneren Pforte. Hier hält er an und tritt zu der Dame: „Will es Euch gefallen, hohe Frau, so steigt aus und nehmet fürlieb unter unserem bescheidenen Dache.“

Der Marschall winkt, die Knappen und Troßknechte springen herzu. In einem Augenblicke sind die Pferde ausgeschirrt, die Sänfte zur Erde niedergelassen, die Damen vom Sattel gehoben und Sänfte und Pferde auf die Seite gebracht. Die Herzogin, eine Frau in mittleren Jahren und augenscheinlich von einem schweren Siechthume heimgesucht, neigt demüthig das Haupt vor dem Abt. „Gebt mir die Benediction, frommer Vater,“ spricht sie leise.

Der Abt segnet sie und führt sie mit den Frauen in das kühle Refectorium. „Wollet Euch zuvörderst hier ein wenig ausruhen und erfrischen, edle Frauen,“ spricht er, „indefß ich für das Weitere sorge.“

Die Männer aber führt er in den großen Speisesaal, den er selbst angebaut und der eben erst vollendet ward. Hier hat einstweilen der Bruder Kellermeister die großen Humpen, die von ihrem kalten Inhalt außen ganz beschlagen sind, aufgestellt. Das ist ein Trunk nach solcher Hitze! Man meint, die durstigen Rippen ließen nicht mehr ab, bis der letzte Tropfen geleert sei! Auch fetter Käse und duftig Kleienbrod stehen da zum Morgenimbiß, bis das Mittagsmahl bereit. Denn der Abt will thun, was das Haus vermag, und das Haus vermag viel; es hat ja lange gute Zeit gehabt und der Mönche Fleiß und Bodenbau war gesegnet. Den Frauen sendet er frische Milch und was eben an kleinen Waizenküchlein vorrätzig, mit goldflüssigem Honig, wie es näschtige Frauenlippen gern mögen.

So sorget er väterlich und liebevoll und freuet sich des Behagens, mit dem sich Alle gütlich thun. Auch dem Troß wird Brod und Meth in schweren Lasten in den Hof geschleppt und bald ist's ein Lärm und Jubiliren, als wären sie im Lande Kanaan. Ja, selbst der Hunde hat der umsichtige Wirth gedacht; sie stehen in der Runde um einen großen Kübel kühler Buttermilch und lecken die heißen Zungen. Durch die Gitter des Erdgeschosses aber dringt mächtiger Dampf und Qualm von Gebratenem und Gesottenem heraus. Auserlesenes Geflügel und fette Keulen schnell geschlachteter Hammel prasseln an den selten benützten Spießsen, denn nur für Fremde wird solch' leckere Mahlzeit bereitet

und der ungewohnte Duff des Fleisches steigt Bruder Wylso gar lieblich in die Nase. Er läßt auch die Gelegenheit nicht vorübergehen, Correntian bößhaft zu fragen: „Nun, wie riecht das?“

„Nach Teufelsbraten!“ sagt Correntian in ausbrechendem Zorn, denn das ganze Ereigniß ist ihm ein Greuel und kaum bemeistert er seine Entrüstung. Reife murmelt er die Worte des Propheten Jesaias, Cap. 22: „Et ecce gaudium et laetitia, occidere vitulos et jugulare arietes, comedere carnes et bibere vinum, — sie schlachten Kälber, sie stechen Widder ab, sie essen Fleisch und trinken Wein. Comedamus et bibamus, cras enim moriemur — laffet uns essen und trinken, denn morgen müssen wir doch sterben.“

„Nun, nun!“ spottet Wylso, „so schlimm wird's nicht sein, morgen werden wir nicht schon sterben müssen — es sei denn, daß wir heute des Guten allzuviel thun und uns ein Schläglein antrinken und essen.“

„Et revelata est in auribus meis vox Domini: si dimittetur iniquitas haec vobis, donec moriamini — aber in meinen Ohren ist die Stimme des Herrn Zebaoth: Wahrlich, diese Sünde wird Euch nicht verzeihen, bis Ihr sterbt!“ fährt Correntian fort, doch Wylso läßt sich nicht irre machen:

„Wenn der fromme Abt uns Dispens ertheilet, wird auch Gott uns die Sünde verzeihen! Nicht was zum Munde ingehet, verunreiniget den Menschen, sondern was zum Munde ausgehet! Verstehst Du? Nun, was stierst Du mich so an mit dem Martergeficht?“ fährt er Donatus gutmüthig scheltend an. „Als ich so alt war wie Du, hab' ich mir auch den hungrigen Magen mit eisernem Cilicium zusammengeschnürt, damit ich desto leichter gen Himmel fahren könnt'! Du lieber Gott — jetzt müßten sie mich freilich an Seilen hinaufwinden, wenn wir all unseren Erdenballast mit auf den Weg nehmen sollten! Weil wir aber der Erde lassen, was der Erde ist, d'rum ist's auch ganz einerlei, womit wir uns vollstopfen! So sag' ich!“

Indessen haben die Herren oben an der Tafel den ersten Durst und Hunger gestillt und Herzog Meinhard hat dem Abte den Grund seines Kommens kund gethan. Seine Gemahlin Elisabeth von Baiern fühlt sich schon lange so schwach und krank, daß sie noch vor ihrem Ende eine gute That für ihr Seelenheil thun wollte und zu diesem Zwecke das Gotteshaus zu Stams im Ober-Innthal gestiftet hat. Da nun der Bau wacker fortschreitet, hat sie sich zu einer Reise entschlossen, um die fürnehmsten Gotteshäuser im Lande in Augenschein zu nehmen und sich also zu belehren, welche Bauart, Einrichtung und Vorkehrungen dem zu errichtenden Gotteshaus am erspriesslichsten sein dürften. Wenn die hohe Frau ausgeruht, sei es ihr Wunsch, der Abt möge sie im Kloster umherführen lassen, damit sie allda ihre Wahrnehmungen machen könne.

Der Abt erklärt sich zu solch' christlichem Werke mit Freuden bereit und als seinen Liebling und frömmsten Jünger erklärt er Donatus zu der hohen Ehre, die Frau Herzogin zu geleiten, da der Herzog ihn selbst zu andertweitigen Besprechungen über Gegend und Sitten der Bevölkerung im Bintschgau, über kirchliche und weltliche Dinge nach Männerart in Beschlag nimmt.

Donatus erröthet erschrocken, da der Abt ihm sein Glück verkündet, ein



bittender Blick möchte fast einem Widerspruch nahe kommen. Doch dergleichen ist unmöglich; für einen Ordensbruder gibt es kein Nein!

Neben dem Herzog sitzt ein breitschulteriger finsterner Mann in stillem verdrossenem Briten. Sein Haar ist früh ergraut, seine Stirn unwirsch gerunzelt, in der Mitte von einer dicken Zornesader durchschnitten. Er nimmt an keinem Gespräch Theil. Seit er da ist, hasten seine Augen unverwandt am unteren Ende der Tafel, wo Donatus sitzt.

„Nun, Graf, Ihr starret ja immer auf einen Punkt?“ flößt ihn der Herzog an und trinkt ihm zu. „Mahnt Euch der da drunten an Eure eigne Jugend?“

„'s ist seltsam, findet Ihr nicht, daß der Bursch mir gleicht?“ murmelte der Gefragte.

„Fürwahr, er gleicht Euch auf ein Haar! Hättet Ihr einen Sohn, so könnt' man meinen, er wär's! Nur seid Ihr wol nie so sanftmüthig und hold gewesen, wie dieser da, — meint Ihr nicht auch, Graf Reichenberg.“

„Graf Reichenberg!“ — ein Erblichen fliegt über alle Gesichter bei Nennung dieses Namens. Nur Donatus bleibt unbefangen, denn er weiß ja nicht, wer und was Graf Reichenberg ihm ist.

„Mein' Seel,“ ruft ein Dritter von den Herren. „So viel als jung und alt und zart und rauh einander gleichen können, gleicht Euch dieser!“

Graf Reichenberg springt auf: „Herr Abt, ein Wort mit Euch!“

Der Abt erblickt noch mehr als zuvor; einen einzigen flüchtigen Blick wechselt er mit den Brüdern — doch sie haben ihn Alle verstanden! Er erhebt sich und folgt dem Grafen in eine der tiefen Fensternischen.

„Herr Abt — ich bin ein Verwandter von Euch, kennt Ihr mich nicht?“ spricht der Ritter ohne Weiteres.

„Ich sah Euch nie,“ antwortete der Abt, „denn seit meinem sechzehnten Jahre leb' ich fern der Welt als Mönch. So Ihr aber der Mann seid, der meine Schwester gefreiet und verstoßen hat, so nennet Euch nicht meinen Verwandten, denn nimmer kann Freundschaft sein zwischen diesem und mir!“

„Ich bin der Mann,“ spricht der Reichenberger trotzig: „Und ich frage Euch, woher habt Ihr den Buben?“ Er deutete mit erhitztem Gesicht auf Donatus.

„Er ist ein Vermächtniß!“ sagt der Abt ruhig.

„Von wem?“

Der Abt mißt den Reichenberger von Oben herab mit einem strengen Blick: „Das ist Beichtgeheimniß!“

„Ich will's Euch lohnen,“ flüstert der Graf ihm in's Ohr: „Eurem Kloster soll's zu gut kommen. Ich verschreib' Euch einen Hof und eine Alp ob Laufers mit Wun und Weid' und allen Rechten — nennt mir nur den Namen der Eltern des Knaben.“

„Nicht ein Wort, Herr Graf; habt Ihr je gehört, daß ein Benedictiner sich das Beichtgeheimniß ablaufen ließ?“ Der Graf stampft mit dem Fuß: „So werd' ich Mittel finden, Euch mit Gewalt reden zu machen — bei gelegenerer Zeit!“ Der Abt sieht ihn ruhig und stolz an: „Ihr könnt mich tödten, aber reden machen könnt Ihr mich nicht!“

„So wird's Einen unter Eurer Schar geben, der minder stark ist, als Ihr!“  
 „Für meine Brüder steh' ich — Mann für Mann —“ sagt der Abt würdevoll.  
 Der Graf hebt drohend den Finger: „Weh' Euch, wenn ich entdecke, was mir ahnt —“

„Hoho, Herr Reichenberg, was macht Ihr für ein Geschrei?“ tritt jetzt plötzlich der Herzog dazwischen. „Was soll ich von Euch denken, daß Ihr so den Frieden dieser Stunde brecht?“

„Ich will's Euch nachher sagen, Herr Herzog. Jetzt gestattet mir noch ein Wort an den jungen Mönch dort!“

Er winkt Donatus herbei. Dieser erhebt sich von der Tafel und nähert sich schüchtern.

„Willst Du mir sagen, wer Du bist?“

„Ich bin ein Mönch!“ spricht Donatus kurz und fest.

„Das seh' ich! Aber wer Du sonst bist — wer Deine Eltern waren?“

Donatus sieht ihn ruhig an: „Das weiß ich nicht!“ —

Der Graf wirft dem Abt einen Blick voll Haß zu: „O Pfaffen, Pfaffen, wer hinter Eure Kniffe küm'!“

„Gebt Euch zur Ruh', Graf Reichenberg!“ sagt der Herzog begütigend, „ich bin nicht hierhergekommen, um friedfertige Mönchlein zu ängstigen, die uns gastlich beherbergen. — Nehmt's nicht so schwer, Herr Abt und Ihr frommen Brüder!“ — Er winkt einem Diener, der bei einer großen Truhe in der Ecke harret. „Seht her — ich hab Etwas, Euch zu zerstreuen.“ Er öffnet die Truhe, die der Mann mühsam geschleppt bringt, und nimmt einen prachtvollen Abendmahlstisch heraus, von eitel Gold, mit Granaten eingelegt und künstlichem Gepräg aus der Leidensgeschichte Christi, ein Werk so schön und kostbar, wie die Mönche noch keines sahen. „Schauet her, das ist Ulmer Arbeit, vom Meister Berthold, dem Goldschmied gefertigt,“ spricht der Herzog.

Auch ein goldenes Saugröhrlein mit einer Mundspitze von Bernstein steckt er hinein, wie sie heuer in Gebrauch kommen sind, damit bei Darreichung des Kelches ungeschickte Leute nicht so viel von dem theuern Weine verschütten. Und weiter langt er eine schwere goldene Patena heraus. Die ist am Rande gleichfalls mit Granaten eingefast, mit zwei schön geschweiften Henkeln versehen und auf dem Boden der Schüssel ist ein Kreuz eingegraben. — Diese stellt er zu dem Kelch auf den Tisch, daß sich die Brüder allesammt an dem Anblick ergötzen mögen. Zuletzt bringt er noch ein Duzend blanker silberner Nessel zum Vorschein, von künstlicher durchbrochener Arbeit, Galefactorien genannt. Das sind Handwärmer für die Mönche. Darein thut man eine glühende Kohle und nimmt sie in die Hand, daß Einem die Finger nicht erstarren beim winterlichen Morgengottesdienst.

„Nun, wie gefällt Euch das?“ fragt der hohe Herr, wohlgelaunt ob der staunenden Bewunderung, mit der die Mönche den kostbaren Schatz betrachten. „Glaubet Ihr wol, daß damit Euer Mittagsmahl bezahlt sei?“

Der Abt sieht ihn fragend an: „Ich versteh' Euch nicht, gnädiger Herr!“

„Nun, 's ist ja meine Gegengab' für Eure Herberg'. Ihr sollet des Tages freudig gedenken, da Euer Herzog unter Eurem Dach gefastet hat!“

Die Brüder, ausgenommen Correntian und Donatus, springen auf mit einem Ausruf des freudigen Schrecks: „Das kann nicht sein!“ „Das ist zu viel!“ rufen sie durcheinander. Der Abt aber spricht feuchten Auges: „Groß seid Ihr, Herr, in Eurer Gnade und Gott lohne Euch, was wir armen Mönche Euch nie lohnen können, es sei denn mit Segnung und Gebet!“

„Das ist Alles, was ich verlange,“ lacht Herzog Meinhard, „betet nur recht für mich — ich werd's brauchen, denn ich denke noch gar viel zu sündigen, darob mir frommer Leute Fürsprach bei den Heiligen Noth thun wird!“ Er wirft die Kostbarkeiten wieder in die schwere Truhe und schlägt den Deckel zu: „So, nun laßt die sieben Sachen in Eure Schatzkammer bringen und macht, daß die Mahlzeit bald aufgetragen wird — denn wir wollen heut noch gen Münster, um dort zu nächtigen. Die Herzogin will eine Zeit im Frauenstift zu St. Gertruden verweilen, indeß wir Männer zu Markte ziehen und in der Gegend pirschen.“

„Wenn's Euch gefiele, noch zu warten, bis wir der hohen Frau, Eurem edeln Gemahl, willfahret und ihr des Klosters Räumlichkeit und Einrichtung gezeigt, wie sie es wünschte?“ bat der Abt. „Ja, thut das, hoher Herr,“ ergänzt Wylso sehr besorgt, „es wird Euren Zähnen nicht zum Nachtheil gereichen, wenn Ihr die masten Hämmel, die vor einer Stunde noch herumsprangen, ein wenig länger am Spieße schwoizen läßt!“

Der Reichenberg faßt den feisten Mönch mit den schmagenden Lippen und dem lästernen Grinsen scharf in's Auge. „Du bist mir nicht der Mann, für ein Gelübde zu sterben,“ denkt er bei sich. „Wenn Du vollgetrunken, wirfst Du beichten.“

„Gut denn,“ sagt der Herzog, „so warten wir noch — zwar weniger meinen Zähnen zu lieb, als den Euren — alter Herr — so Ihr deren überhaupt noch habt! Nicht wahr, Herr Abt, Ihr gebet heute uns zu Ehren Dispens?“

„So thue ich, hoher Herr!“ lächelt der Abt, „sie mögen sich göttlich thun nach Herzenslust! Und also Donatus, mein Sohn — komm' nun, daß ich Dich der Frau Herzogin bringe, ob sie Dich mag zum Führer nehmen?“

Donatus erhebt sich mit edlem Anstand und folgt dem Abte. Die beiden Herren, Meinhard und Reichenberg, sehen ihm schweigend nach.

„Nun saget mir, Graf, was hat's für eine Bewandtniß mit dem Jüngling, daß Ihr darob so sehr ergrimmet?“ fragt der Herzog und rückt ein wenig vom Tische ab, daß ihn die Anderen nicht verstehen. „'S ist eine Grille, wenn Ihr wollt!“ sagt Reichenberg leise. „Des Burschen Aehnlichkeit mit mir hat mich gar wunderbarlich betroffen. — Ich — ich könnt' ein Kind haben, das wär' just in seinem Alter — und wär's ein Sohn, so gerade könnt' er aussehen — denn der Bursche da gleichet nicht mir allein, er hat auch die Augen und die sanfte Sprache meiner Frau!“

„Eurer Frau?“ wiederholte Meinhard kopfsüttelnd.

„Meiner ersten Frau,“ berichtet Reichenberg: „die ich verstieß just, da sie mir ein Kind gebären sollte. Ihr waret damals noch ein Knabe und nicht an Albrecht's, Eures Großvaters, Hof. — Sie war eine Kamliß und kaum vermählt, da nahm die listige Schlange, die Gräfin Eppan, mein Ohr und Herz gefangen.

Erst vor einem Jahr gestand mir die Sünderin auf ihrem Todtenbett, an das sie mich rufen ließ, in ihrer letzten Angst, daß sie mein Weib fälschlich beschuldigt habe, um sich an ihre Stelle zu setzen. Der Name und die Güter Reichenberg's stachen ihr gar wohl in die Augen, denn sie war arm und voll Hochmuths. Ihr wißt, die Reichenburg gehörte vor Zeiten den Eppanern. Die wollt' sie wieder an sich bringen, durch eine Heirath mit mir — ihr Herz war mir nimmer zugethan, wie ich nachher gar wohl ersah! Seit einem Jahr nun irr' ich vergebens in der Welt umher, eine Spur zu suchen der Verstoßenen. Gott im Himmel mag wissen, wo sie Beide verborben sind, Mutter und Kind! Mein Stamm erlischt mit mir — und ich hab mir selbst den Erben, den mir Gott vielleicht bestimmt, hinausgetrieben in den Tod! Da hat mich des Knaben schwermüthig Auge getroffen wie ein Blitz. Gerade so sah mein Weib mich an, da ich sie verstieß! Herzog — wenn er's wäre — —!“ Der Mann schweigt, die Lippen zittern ihm.

„Was hülff's Euch — es wäre doch zu spät — er hat das Gelübde gethan, Ihr könntet 's nicht brechen!“

Der Graf blickt brütend vor sich hin und erwidert Nichts. Endlich bricht Meinhard das Schweigen: „Eure zweite Frau ist aber ihres Verraths nimmer froh worden, — Ihr verstießt auch sie, so 'ich mich recht erinnere?“

„Ja, als nach zweien Jahren der Papst mir die Erlaubniß gab, mein erstes Gemahl für todt zu verkünden und neu zu freien, da hatte sich schon mein Sinn von der Eppan abgewendet, aber ich mußte mein Wort erfüllen — sie hielt mich schlau daran — und so ward sie mein Weib. Mich aber trieb's fort in die Weite, in Kampf und Gefahr, denn die Welt war mir verborben und die Lust an der Falschen auch. Als ich nach vier Jahren von meinem Zuge in's gelobte Land zurückkehrte, fand' ich sie in Buhlschaft mit Meister Friedrich von Sunburc, dem Minnesänger und Schriftkundigen von Eures Vaters Hof! Ja noch mehr; eine treue Rose meiner ersten Frau, die ihre einstmalige Herrin nie verschmerzen konnte, entdeckte mir, daß die Schändliche vor Kurzem heimlich eines Mägdeleins genesen und das Kind bei einer fremden Bettlerin, die sich Beeren und Heißig sammelnd im Walde umgetrieben, verborgen habe. Seit die Kunde meiner Rückkehr erklungen, sei das Weib mit dem Kinde spurlos verschwunden. Wie ich sie gestraft, wie der Minnesänger von Meinhard des Ersten Hof verjagt worden, und wie sie einsam, in Reue vergehend, auf ihrem zerfallenen Schloßlein gestorben, das wißt Ihr!“

„Sie war ein ränkesüchtig buhlerisches Weib,“ sagt der Herzog kopfnickend, „und berückte alle Männer mit ihren goldschimmernden Gulenaugen und ihren rothen Lippen. Sie hatte was Trudenhaftes, und fast möcht' ich glauben, daß sie eine war, denn Ihr wißt, daß im Volk die Sage geht, man kenne die Truden außer an den Füßen auch noch daran, daß ihnen die Augenbrauen über der Nase zusammengewachsen seien. Sie hatte solche Brauen, erinnert Ihr Euch?“

„Ich glaube nicht an dergleichen!“ sagt Reichenberg finster.

„Ich auch nicht,“ lacht der Herzog, „aber es war doch nicht recht geheuer mit ihr, man mag darüber denken, wie man will!“

Indessen führt der Abt Donatus zur Herzogin.

„Gefällt es Euch, hohe Frau,“ spricht er, „so wird dieser, mein Lieblings-schüler, Euch das Geleit geben beim Rundgang durch das Kloster.“

Die Herzogin blickt Donatus wohlwollend an, die Hoffräulein werfen einander bedeutungsvolle Blicke zu: „Das ist der von vorhin!“ Donatus steht mit niedergeschlagenen Augen an der Thür.

„So kommt,“ sagt die Herzogin aufstehend. „Zwei von Euch begleiten mich, Ihr, Emerita, und Ihr, Gräfin Hildegard.“

Die Gerufenen springen vergnügt auf; die eine davon, Hildegard, ist die Schöne, die vorher ihr Pferd anhielt aus Bewunderung für Donatus' Wohlgestalt. Sie trägt ein lichtblaues Obergewand, die Cappa, von feinsten, fast durchsichtiger Wolle und ein Unterkleid von schwerer gelber Seide, reich mit Gold und weißem Pelz verbrämt. Der große überschattende Pfauenhut ist jetzt abgelegt und das hellblonde Gelock gekrönt von goldenem Schapel mit frischen Alpenrosen, die sie unterwegs gepflückt. In weichen Falten hängen die reichen Gewänder an der schlanken Gestalt herab, um die Hüften gehalten von rothem goldgesticktem Sammetgürtel. — Herrlich ist sie zu schauen, die Stolze! Ihre Stirn ist weiß wie Marmor und die Röthe ihrer Wangen noch erhöht durch einen Anhauch der feinsten florentinischen Schminke. Ihr blickendes Auge scheint zu fragen „wo ist eine Schönerer als ich?“ Aber bei den einfältigen gottseligen Mönchen in den Klöstern, die sie nun so lange mit der Herzogin bereisen muß, ist Nichts zu holen, als mißbilligende Blicke für solch weltliche Hoffart, und wenn sie nicht bald irgend einen kleinen Unfug anstellen kann, stirbt sie vor Langeweile.

Die andere, Emerita, der Herzogin Liebling, ist nicht minder kostbar, doch weniger gefallsüchtig angethan. Das Haar ist züchtig von einem engen Netz aus Silberfäden mit weißem Gebände und schwarzer, perlengestickter Sammetmütze gehalten. Die Gewänder aus weicher weißer Seide und Wolle sind mit dunklem Rauchwerk verbrämt und hängen glatt und schwer an ihr herab.

Die Herzogin aber selbst ist die schlichteste von Allen, nach Matronenart tief verschleiert, und von den zarten Schultern herab wallt in weiten Falten ein braunseidener Mantel, nur von einer einzigen goldenen Spange über der Brust gehalten; sonst ist sie ganz in graue Wolle gekleidet. —

So ziehen die drei verschiedenen Gestalten dem führenden Mönche nach, durch die feuchtkalten dumpfigen Gänge des großen Gebäudes.

Zunächst führt er sie in die Bücherei. Hier findet die Herzogin gar reiche Ernte für ihre fromme Wißbegier; denn heilige Bücher und Pergamente unermeßlichen Reichthums und Werthes sind hier aufgehäuft und mit Begierde versenkt sie sich in diese Schätze. Hildegard verzweifelt beinahe. Bücherstaub und Schminke — das paßt nicht zusammen! Und dazu noch der spröde Heilige mit dem Kopf eines heidnischen Götterbildes, wie sie deren kein schöneres in Rom gesehen, lebend, athmend und doch wie von Marmor! Ein geheimer Groll und Haß keimt in ihr auf. Die Langeweile gebiert ja alle Laster. — Da, zum Glück für sie, fällt es dem Herzog ein, sich dem Rundgang der Herzogin anzuschließen und, vom Abte geführt, tritt auch er jetzt in die Bücherei.

„Nun, Gräfin Hildegard, wie gefällt's Euch hier?“ lacht der Herzog und droht ihr mit dem Finger. „So schön! Ei, ei, bezaubert mir das arme Mönchlein nicht mit Euren Reizen!“

„Habt keine Sorge, gnädiger Herr,“ spottet Hildegard, „er hat uns noch keines Blicks gewürdigt, ich glaube die Augen sind ihm am Boden festgewachsen!“

Der Herzog sieht sie lächelnd an: „Das verdrießt Euch, nicht wahr, Hildegard? Ist's auch nur ein Mönch, er soll Euch doch bewundern!“

Hildegard erröthet und schweigt.

Doch der Herzog, freundlich den Scherz fortsetzend, fragt Donatus: „Sagt mir, frommer Bruder, warum heftet ihr die Blicke so unverwandt auf den Boden; sind unsere schönen Hoffräuleins nicht werth, daß man sie ansieht?“

Donatus steht so eben vor der Herzogin, ihr einen schweren Folianten haltend, in dem sie blättert: „Es ist einem Gottgeweihten nicht wohl anständig, etwas Anderes zu schauen als die Erde, die sein Grab wird, und den Himmel, der seine Hoffnung ist!“ spricht er mit edlem Ernst.

Die Herzogin blickt sinnend in sein schuldloses Gesicht und ein tiefes Mitleid erfaßt sie, sie weiß selbst nicht, warum. Sie könnte diesen Jüngling lieben wie einen Sohn! „Ihr thuet recht daran, mein Kind, und Gott gebe Euch die Kraft, Eure Grundsätze zu halten!“ sagt sie wohlwollend.

„Seht Ihr,“ neckt der Herzog Hildegard leise: „an dem ist Eure Kunst verloren, schöne Gräfin! Da ist endlich einmal Einer, der euch widersteht!“

„Was meint Ihr, Herr Herzog? Ich bring' ihn heute noch dazu, mich anzusehen — oder ich gehe ein Jahr in Sack und Asche und zertrümmere jeden Spiegel!“ flüstert Hildegard lächelnd und zeigt den begehrliehen Augen des Herzogs zwei Reihen blendender Zähne.

„Ja, ja,“ scherzt dieser, „das wär' so ein Stücklein für Euch! Fürsten und Herzöge habt Ihr am Bändel — nun soll auch noch so eine arme Mönchsseele um Euch im ewigen Feuer brennen!“

Der Abt mahnt zum Weitergehen. Der Herzog gibt seiner Gemahlin den Arm, der Abt schreitet voran, Emerita folgt, Hildegard bleibt ein wenig mit Donatus zurück: „Ihr nehmt's gar streng mit Eurem Gelübde, das ist auch recht! Aber mir scheint, Herr Bruder, Ihr setzet wenig Vertrauen in Eure Kraft, daß Ihr so ängstlich Eure Blicke hütet. Fürchtet Ihr, daß Euch ein einziger Blick schon in's Verderben bringe. Dann, — verzeiht, daß ich's sagen muß, — dann steht's wol schlimm um Eure Tugend!“ also neckt und flackelt die Schlaue den schweigsamen Donatus neben ihr.

„Ob ich stark, ob schwach bin — ich weiß es nicht. Aber es steht geschrieben in der zweiten Epistel Pauli an Timotheum: Ein Weib soll sich schmücken mit Scham und Zucht, nicht mit Zöpfen, Gold und Perlen oder köstlichem Gewand, sondern mit Gottseligkeit und guten Werken. So Ihr aber angethan wider das Gebot, — so seid Ihr ein Aergerniß in des Herrn Auge — und das Auge der Menschen soll Euch meiden!“

„Fuß — wie schauerlich klingt das! Solch' rauhe Rede stünde besser einem Bußprediger an, als Eurer Jugend — doch klingt auch rauhe Rede in Eurem

Munde lieblich, und will ich Euch lieber gehorsamen, als so einem alten Fastenprediger!" Und sie nimmt ohne Besinnen ihr goldenes Schapel ab mit den Perlen und künstlichen Kleeblättern, auch die breite goldene Spange, die das Gewand über der hochgewölbten Brust zusammenhält, daß der weißeste Schwanenhals frei wird, — und legt Beides in des Jünglings Hand. „Da, nehmt dies hin für Euere Armen; ich opfere es gern, und was ich sonst noch von verbotenem Geschmeide an mir trage, wenn Ihr mich dafür ein einzig Mal freundlich ansehen wollt!"

Da steht der unerfahrene Knabe sprachlos. Ist das ihr Ernst? Ist's wahr, ist sie so gehorsam seinem Wort, so opferwillig, so bereit zur Buße? Und unwillkürlich schlägt er seine Augen auf und schaut sie an, groß, fragend, verwundert! Sie aber faßt den Blick mit magischer Gewalt und spinnt ihn fest in ein Netz von Liebesstrahlen aus ihren eigenen Augen.

„O," sagt sie leise und ihr Flüstern schleicht ihm in's Ohr, wie das leise Krauschen der Linde unter dem östlichen Thurmsfenster. „Seht Ihr wol, daß Ihr auch lächeln könnt. Glaubt mir, solch ein Lächeln von Euren Lippen vermag mehr, als eine ganze Epistel Pauli!"

Da senkt Donatus erschrocken die Bider: „Das wolle Gott verhüten! Ihr scherzet und ich dachte, es sei Euch Ernst! Hier nehmt Euer gülden Geschmeid' zurück, es brennt mir in der Hand, als wär's an unreinem Feuer geschmiedet.“

Sie aber weist die Sachen von sich und sagt mit lieblichem Ernst: „Nein! Ihr thut mir Unrecht! Wenn ich die Sprache der Welt spreche, so belehrt mich eines Besseren! Seht mich an, Euer Blick hat eine reinigende Kraft, seht her, seht mir in's Antlitz, ob ich lügen kann?"

Und wieder sieht er sie an und trinkt staunend das süße Gift solch nie geahnter Schöne.

„Ei, ei," erschallt die Stimme des Herzogs, „mein spröder Bruder! Ihr seid ja ganz versunken in den Anblick unseres Hoffräuleins? Mir scheint, sie hat Euch eher belehret, als Ihr sie?"

Donatus erwacht wie aus einem Traume. Tief erröthend schlägt er die Augen nieder und wendet sich zum Abt, ihm das Geschmeide, das er noch in der Hand hält, zu übergeben. Erstaunt dankt der Abt und segnet die großmüthige Geberin.

Die Herzogin aber bleibt stehen und ruft Hildegard zu sich.

„Was stört Ihr uns auch gleich!" raunt Hildegard zornig im Vorbeigehen dem Herzog in's Ohr. Ihr Athem fliegt, ihre Wangen glühen röthler als die Schminke darauf. „Ihr seid ein Teufelsweib, Hildegard," flüstert der Herzog ihr zu.

„Ich bin unzufrieden mit Euch, Gräfin," sagt die Herzogin, „was habt Ihr mit dem unschuldigen, jungen Mönch? Erprobt Eure Künste, wo Ihr wollt, aber nicht hier an diesen heiligen Männern und brechet nicht den Frieden dieser Seelen! Ich fürchte, wir taugen nicht zusammen, Hildegard!" Hildegard beißt die Zähne zusammen: „Wol, Frau Herzogin! Sind wir in Münster angelangt, so werd' ich Euch um Geleit bitten, mich zurückzuführen

zur väterlichen Burg, sofern Euch meine Dienste nicht mehr anstehen!“ „Dies wird das Beste sein für Euch und mich,“ spricht die Herzogin ruhig und tritt in eine Thür, die der Abt soeben aufschließt und die zur Treppe in die unterirdische Halle führt.

„In wenig Tagen,“ spricht der Abt, der Nichts von alledem bemerkt, „feiern wir hier das Todtenamt für unseres edeln Stifters Hausfrauen, die im gelobten Lande starb. Da wird unser Jünger Donatus seine erste Predigt halten, denn Tags vorher erhält er die priesterlichen Weihen.“ So sprechend steigen sie die schlüpfrig feuchte Treppe hinab und die Heiligkeit des Ortes legt ihnen Allen unwillkürlich Schweigen auf.

Im Speisesaale wartet indeß in dumpfem Brüten der Reichenberger, und die hungrigen Mönche, denen längst die gewohnte Eckstunde verstrichen, stehen mit wässerndem Munde herum und horchen, ob noch keine Tritte der hohen Gäste nahen. Endlich läutet der Bruder Küchenmeister die Tischglocke und zugleich tritt auch die Herzogin mit Donatus und der Herzog mit dem Abt in den Speisesaal. Die Herzogin ist in tiefem Gespräch mit Donatus. Dann, an den Abt sich wendend, sagt sie freundlich: „Ich danke Euch, Herr Abt! Viel hab' ich gesehen, was mich hoch erfreuet und belehret hat. Fürnehmlich in der Bücherei, da möcht' ich ganzer Stunden weilen, denn Schätze unermesslichen Werthes habt Ihr dort bewahrt an alten Handschriften frommer und gelehrter Gottesmänner. Aber mehr als Alles, daß ich's ehrlich künde, ja mehr als aller Bücher hohe Weisheit, hat mich dies Kind erbauet und erhoben. Wahrlich, Herr Abt, in Eurer Garten wachsen Himmelsblumen und diese Erde wär' ein Paradies, hätt' unser Herrgott viele solcher Gärtner!“

„Seht, seht, die Herzogin verjüngt sich schier!“ lächelt der Herzog und droht mit dem Finger: „Ei, ei, Herr Abt, was zieht Ihr mir für Mönche, die alte wie junge Frauen so in Flammen setzen?“

„Schmerzet nicht, mein Gemahl,“ sagt die Herzogin ernst: „Wahrlich, ich sag' es Euch, des Greises Weisheit und des Kindes Anschuld vereinen sich in diesem Jüngling! Hätt' ich früher gewußt, Herr Abt, welche Schüler Ihr zieht, ich hätte aus Eurer Mitte die Mönche für mein neues Stift erwählt und sehr beklag ich's, daß ich schon mit Morimond, der Cisterzienser-Abtei, den Pact geschlossen, denn jene können nicht höhere Tugend tragen als Ihr! Das aber bitt' ich Euch, gebt mir diesen da zu meinem Schloßcaplan. Ihr sagt mir, daß er zum Priester gesalbet wird. Laßt ihn sein heilig Amt bei mir ausüben, und Gott im Himmel wird Euch die Wohlthat lohnen, die Ihr einer armen, fieschen Frau erweist!“

Der Abt schweigt einen Augenblick überrascht und sieht Donatus an: „Du glücklich Kind, welch' große Ehren häufen sich auf Dein Haupt! Soll ich den Wunsch der gnadenreichen Frau erfüllen und Dich ihr geben? Rede frei!“

„Nein, mein Vater!“ ruft Donatus in tödtlichem Schreck, „Du wirfst mich nicht verstoßen!“

„Ihr verzeihet ihm, Frau Herzogin, wir haben ihn gelehrt, nur Wahrheit zu sagen!“ lächelt der Abt. „Ihr seht, es ist nicht Zwang, was ihn hier hält, und nicht wider seinen Willen geschieht es, wenn ich Euer Gesuch ab-



schlagen muß! Der Knabe darf das Kloster nicht verlassen, ein heiliges Gelübde bindet uns und ihn!"

„Nun, da sei Gott vor, daß ich Euch zwänge, es zu brechen. Ist dem so, verzicht' ich, wenn auch betrübten Herzens, auf diesen Wunsch! Das aber sag' ich Euch und merkt es wohl: So je Euch Noth bedrängt, ein Feind bedroht oder was Urfachs immer Ihr eine Bitte an mich habt, schickt mir Diesen — und bei meinem Frauwort, Euch soll gewährt sein, was Ihr fordert. Mein edler Eheherr wird mir helfen, dies Versprechen zu erfüllen.“

„Ja,“ ruft der Herzog lachend, „bei Gott, ich will Alles, was Ihr wollt, Elisabeth — aber nun haltet mir das Essen nicht länger auf, denn ich sterbe fast vor Hunger!“

Da tritt Donatus bescheiden zum Abte: „Mein Vater, Du hast uns heute Dispens ertheilet — doch ich bitte Dich, gestatte, daß ich mich des Fleisches und des Weins enthalte!“

„Thu', wie Du denkst — so dich's nicht nach Fleisch gelüstet, is' keines!“

„Doch es gelüstet mich danach, mein Vater, — und deshalb eben will ich mir's versagen!“ spricht Donatus leise.

„Du thuest recht, mein Sohn!“ sagt der Abt, und sein Auge ruht mit unbefschreiblicher Liebe auf der reinen Stirn des Jüngers.

Der dienende Bruder trägt die erste Rucht auf. Die Herzogin winkt den Abt an ihre Seite.

„Wo bleiben Eure Frauen, gnädige Herzogin?“ frägt der Abt.

„Ich habe sie nicht mit zum Mahle genommen, denn sie sind jung und eiteln Sinnes und könnten den Ernst Eurer Jünger stören. So es Euch gefällt, schickt ihnen von den Richten Etlliches hinüber!“

„Ich dank' Euch, hohe Frau, für solche Rücksicht,“ spricht der Abt. „Ihr habet dadurch unseren Brüdern manch' Vergerniß erspart! Und also laffet uns das Tischgebet sprechen!“

Das Gebet ist gesprochen. Die Mahlzeit nimmt ihren Verlauf. Kaum zu schleppen vermögen die dienenden Brüder die Last der schweren kupfernen Schüsseln mit ihrem dufenden Inhalt. Alle thun sich heute gütlich mit Ausnahme Correntian's und Donatus', die wieder am fernsten Ende der Tafel sitzen und Nichts von all' den leckeren Dingen berühren. — Als die Mahlzeit beendet ist, zieht sich die Herzogin zu ihren verbannten Frauen zurück; der Herzog hebt die Tafel auf und gehet ein wenig in des Abtes Zelle zu ruhen. Die Brüder und die Ritter suchen den Schatten der kühlen Lauben im Freien auf. Niemand ist mehr im Saale als Wyso und der Reichenberger. Wyso hat das rothe Gesicht vom Uebermaß der genossenen Gottesgaben trunken auf den Tisch gelegt und schnarcht laut. Da wird er unsanft aufgeschüttelt. Er sieht blinzelnd in die Höhe, und neben ihm steht der Graf, Donatus' Vater.

„Was ist's, was soll's?“ frägt Wyso lallend und erhebt sich mühsam.

„O, o — was ist der Mensch? O psui, was issest Du?!“

„Könnt Ihr noch ein Wort verstehen in Eurem Rausch?“ frägt der Reichenberger barsch.

Wyso schnauft und trocknet sich mit dem Ärmel die Stirn: „Ach, eine

schöne Gottesgabe ist Essen und Trinken," jammert er in kläglichem Tone. „Aber ist doch alleweil ein klein Teufelein dabei, das heißt Zuviel! und verdirbt Einem die Freude.“

„Der Reichenberger schüttelt ihn nochmals: „Ihr habt zu viel Wiß, um ganz berauscht zu sein — Ihr könnt und müßt mich hören!“

Aus Wyso's Kleinen, vom Trinken verquollenen Augen schießt ein Blick, so voll Schalkhaftigkeit über den Grafen hin, daß dieser ihn derb bei der Schulter packt. „Ich glaube, Ihr haltet mich zum Narren?“

„Ich glaube, Ihr habt einen Narren an mir gefressen, Herr, so scheint's, daß Ihr mir nicht von der Seite geht. Seid doch guten Muthes, Herr! War's nicht eine köstliche Mahlzeit?!"

„Ihr sollt von nun an noch bessere Mahlzeiten halten, als hier. Ihr sollt mit mir nach Reichenberg. Ich geb' Euch meine Pfarre, 's ist keine fettere im Land! Da könnt Ihr alle Tage essen, was Euer Herz begehrt und für den Keller sorg' ich. Sagt mir nur ein einzig Wort!“

Wyso blinzelt den Reichenberger pfiffig von der Seite an: „Ihr thut weise Herr — daß Ihr nicht am Speck spart, wenn Ihr Mäuse fangen wollt!“

„Nun ich meine, solch' altem ausgepickten Schlemmer, wie Ihr, wird gebratener Speck lieblicher duften, als der Weihrauch, den sie an Eurem Sarge verbrennen werden, wenn Ihr hier in Fasten und Beten Euer armselig Leben beschloffen habt.“

Wyso drückt ein Auge zu: „So! Meint Ihr?“

„Sagt mir, welcher Leute Kind der junge Mönch ist, den Ihr Donatus nennt?“

Wyso läßt plötzlich wieder den Kopf auf die Brust hängen und beginnt zu schnarchen.

„Thut nicht, als ob Ihr schläft — ich glaub's Euch doch nicht. Ihr seid ein schlauer Kumpen. Ist Euch denn die Pfarre noch nicht genug? Ich gebe Euch noch einen Zelter und Schlitten — schöner als der des Bischofs von Chur, Bockshäute zu Schuhen und weiche Lammfelle — was soll ich Euch denn noch mehr versprechen? Sagt doch, was Ihr wollt und Ihr sollt's haben!“

Wyso sieht ihn schlau an: „Ihr seid ein kluger Herr — aber uns kennt Ihr doch nicht! Meint Ihr, weil ich nicht die Augen verdrehe, den Namen Gottes näsele und krache, wenn man mich anrührt, wie ein ausgehungertes Maikäfer, vor lauter Fasten und Rasteien, ich sei ein verschlemmter Lump, dem sein Gewissen im Gaumen sitzt und der alle Eide, alle Ehre und alle Treue für die Kirche, der er lebenslang diente, mit einem ungewohnten Trunk hinunter gespült hätte? Nein, mein kluger Herr, soweit sind wir denn doch nicht — mit Speck fängt man Mäuse — aber keinen Benedictiner, versteht Ihr?“ Und er bekommt vor lauter Lachen den Husten, daß ihm alle Adern blau anschwellen und er sich mit dem Zipfel des Tischtuches abwischen muß.

„Heimtückischer Pfaff Du! So treibst Du Deinen Spott mit mir? Ich will doch sehen, ob ich Dich nicht reden mache“ — und er greift unwillkürlich an das Messer in seinem Gürtel, das Blut köcht ihm über vor Zorn, er weiß nicht mehr, was er thut.

„Was wollt Ihr, Herr?“ sagt Wyso vergnüglich: „Wollt Ihr mir den Leib aufschlitzn? Das würde Euch Nichts helfen — ich hab' das Geheimniß nicht auf Pergament verschluckt!“

Reichenberg steht einen Augenblick sprachlos vor Verwunderung — dann läßt er wie ernüchtert den Arm sinken. Die Besinnung kommt ihm zurück und er begreift, daß selbst an diesem halbtrunkenen Snyker seine Macht verloren ist. „Weiß der Teufel, woran sie Euch halten, Ihr Pfaffen!“ murrte er und steckt sein Messer wieder in die elfenbeinerne Scheide.

„Macht ein Schläfchen, Herr Reichenberg,“ lächelt Wyso schadenfroh, „wenn die Kinder nicht geschlafen haben, sind sie immer übel gelaunt! Gott segne Euch die Mahlzeit — sie kostet uns mindestens zwanzig Gulden, wenn man Alles rechnet!“

Der Reichenberger wendet sich ab und tritt brütend an's Fenster.

„Geht jetzt, Herr, geht und wenn Ihr mir nicht den Garaus machen wollt, so stört mir ferner nicht mein Mittagschläfchen, sagt Wyso, legt die Arme auf den Tisch, das rothe Gesicht darauf und thut wieder, als schlief er. — „Herr Reichenberg!“ lacht der Herzog, als der Graf sporenkirrend in den Hof tritt: „Habt ihr noch mehr Nachkommenschaft hierlands? Sagt mir's lieber vorher, denn Eure Laune wär' im Stande, uns das Reisetwetter zu verderben!“

„Ich hab's abgethan, Herr Herzog, und hatte besserer Zeit, um's wieder aufzunehmen!“ erwidert Reichenberg kurz.

Jetzt tritt auch die Herzogin heraus, reisefertig, zwischen dem Abt und Donatus gehend.

Verdrossen folgen ihr die Hoffräulein, die sich über alle Maßen gelangweilt haben, voran die Gräfin Hildegard, den geschweiften Hut mit den nickenden Pfauenfedern statt des Schapels auf dem schönen Kopf. Sie heftet die verlangenden Augen unverwandt auf Donatus. Er aber wagt keinen Blick mehr zu ihr zu erheben und die feine florentinische Schminke entfällt den erbleichenden Wangen vor Verdruß! —

Die Sonnenuhr zeigt die vierte Nachmittagsstunde. Der Herzog hat satteln lassen. Der Vortrab ist schon hinaus. Die Sänfte wird herbeigebracht, die Herzogin steigt ein. „Lebt wohl, Herr Abt,“ ruft sie nochmal, „lebt wohl, Donatus! Seid eingedenk des Wortes, das ich heute gab, und säumet nicht, mich zu rufen, wenn Euch Hilfe noth thut!“ Noch ein Händeschütteln zwischen Herzog und Abt. Die Damen setzen die goldgestickten Schuhe auf das Hebeisen und schwingen sich verdrießlich in den Sattel — und unter Peitschengeknall und Rüdengebüll zieht der Troß wieder ab, wie er kam, lärmend, stampfend und schreiend, daß man ihn noch hört, als er schon lange dem Auge entschwunden.

Die Brüder athmen auf und gehen an ihr Lagerwerk zurück, die Klostersknechte fegen den Hof mit großen Besen rein. Die verschlechte Klosterlake kommt mißtrauisch über das Scheunendach herabgeschlichen und Alles ist wieder still und friedlich wie zuvor. Nur in der Seele des Abtes ist ein Schatten zurückgeblieben, eine heimliche Sorge, die ihn nicht mehr so frei athmen läßt

wie diesen Morgen, ein dumpfes Gefühl, als sei doch nicht mehr Alles, wie es war!

### Zweites Capitel.

Die Woche ist um, der Sonnabend gekommen, der Vorabend der Priesterweihe. Die fleißigen Hände ruhen. Die Ernte ist eingeheimst, die Thore der gefüllten Scheunen haben sich geschlossen. Auch die Kirche hält Ernte! Die Saat des Glaubens, die vor zwanzig Jahren die frommen Mönche in das Herz des kleinen Findlings zu säen begonnen, ist in vollen Halmen schön und machtvoll aufgegangen. Donatus hat soeben vor dem versammelten Convent seine Probepredigt gehalten. Mit hochklopfendem Herzen spricht er das Amen, seine Augen flammen in heiliger Begeisterung. Seine Rede ist über die Häupter der Zuhörer dahingerauscht wie der Flügelschlag des heiligen Geistes. Ja, jetzt noch, nachdem er geendet, ist es, als klänge sein Wort nach und sie lauschten ihm andächtig fort, bis der letzte Schall verhallt. Der Abt aber steht auf und zieht den Jüngling an sein Herz: „Wunderbares Kind!“ spricht er, „Du bist zu uns kommen, ein Frembling — und vermeinten wir, es sei uns kund, von wannen Du kommst, und glaubten, daß wir Dir möchten geben von unserem Ueberfluß und Dich möchten lehren von unserem Wissen. Jezo aber gibst Du uns von Deinem Ueberfluß und lehrest uns von Deinem Wissen, daß wir schier fragen möchten: Von wannen bist Du? Denn nicht im Schnee der Malser Heide, wo sie dich aufgelesen, noch in unseren schlichten Klostermauern schöpftest Du solch' göttliche Offenbarung!“

Da küßt Donatus des Ohm's Hand. „O, mein Vater,“ flüstert er leise, „ich küsse in Ehrfurcht Deine treue Vaterhand, denn sie ist es, die mich geleitet an jenen heiligen Born, daraus ich schöpfte zu Eurer Erquickung! Nichts ist mein, von Euch hab' ich Alles und Euch geb' ich Alles und was ich bin, bin ich durch Euch! Ich danke Dir, mein Vater, ich danke Euch, meine Brüder! Ach, heute am Vorabend des heiligen Tages, des Tages meiner Wiedergeburt im Herrn, laßt mich den Dank eines ganzen Lebens zusammenfassen in dies eine Wort!“

Und die Brüder alle, mit Ausnahme des Einen, ewig unverdöhllichen, scharen sich um ihn und schütteln ihm liebevoll die Hände. Ja, es ist eine reiche volle Gottesernte, die sie heute halten, und sie sind stolz darauf, daß sie den Knaben so wohl erzogen, daß sie Alles so weise und gut mit ihm gemacht! Dann führt der Abt Donatus zur Capelle, daß er ihm dort die letzte Beichte ablege, vor Anbruch des hohen Festes.

Lange, lange kniet Donatus im Beichtstuhl und nekt mit Thränen das eiserne Sprechgitter, an das er die heiße Stirn gelehnt hat. Denn eine geheime Schuld ist's, die ihn drückt seit dreien Tagen: „O Vater, Vater!“ spricht er gepreßten Herzens: „Dein Sohn erscheinet nicht mehr so rein vor Dir, wie ehedem, wie noch vor wenig Tagen! Vater, ich hebe, Dir's zu sagen. Mein Auge hat getrunken von dem Gift der Frauenschöne und es schleicht durch meine Adern wie ein heimlich Feuer. Immer, immer seh' ich das blondgelockte Haar, die rothigen Wangen, den weißen Hals, wie ihn das Gewand freigab, da sie die Spange löste, das ganze holdselige Frauenbild! Augustinus

rebet wahr, wenn er jaget: „die Augen werfen uns täglich in all' Sünd' und Laster, was ist schalkhafter geschaffen, denn die Augen?“ Mein Herz war rein, es barg Nichts als Gott, aber diese Augen, die schalkhaften, sie warfen mich in Anfechtung, sie brachen den Frieden meiner Seele, denn selbst jetzt noch malen sie mir immer und immer wieder das sündhafte Bild vor. Sie malen es mir an den blauen Himmel, an die Säulen der Kirche, in mein Betbüchlein, ja auf das Altartuch; überall muß ich es sehen, drängt es sich zwischen mich und mein Gebet. O, mein Vater, darf ich mit solcher Anfechtung im Innern das heilige Del auf meinem Scheitel empfangen, wird es nicht aufzischen und sprühen, als tropfe es auf heißes Eisen?“ „Beruhige Dich, mein Sohn!“ sagt der Abt. „Ohne Anfechtung keine Tugend. Die Versuchung ist noch nicht die That, und ich weiß, daß Du Dich seit dreien Tagen schwer lasteiet und gezeißelt hast und seit dreien Nächten Dein Lager nicht gesucht, sondern hier auf dem Steinboden der Capelle gekniet hast. Wo solche Buße für geringen Fehl, da ist auch Gnade und Vergebung! Wol ist es wahr: Alle Sünde kommt aus schalkhaftigen Augen und das Evangelium Matthäi spricht im sechsten Capitel: 'Ist Dein Auge dunkel, so ist Dein ganzer Mensch licht, ist aber Dein Auge ein Schalk, so wird Deine Seele finster.' Drum hüte Dein Auge von nun an, mein Sohn, daß es einfältig bleibe und nicht erschäue verbotene Dinge und Du wirst keusch sein und rein vor Gott und Menschen!“

„Ja, mein Vater!“ ruft Donatus und hebt die Hand zum Schwur auf: „Hier schwör' ich's im Angesicht aller Heiligen, ich will thun nach Deinem Gebot! Nie soll mein Auge auf eines Weibes Wohlgestalt mehr haften, nie sich erheben über den Saum ihres Gewandes, wo er die Erde streift, nie ein Wunsch, eine Begierde mich beschleichen, oder Gottes Gnade soll mich verlassen und er soll mich hinabstürzen in die tiefste Verdammniß!“

„Halt ein, rasender Knabe, das ist ein Fluch, kein Schwur!“ ruft der Abt entsezt. „Gottes Gnade ist größer, als Dein kranker Muth sich träumen läßt, sie erbarmt sich auch des Sünders und mißt ihn mit dem Maße seiner Kraft — nicht seiner Schuld! Willst Du Gott vorgreifen und Dich verdammen, wo er Dir in seiner ewigen Vaterhuld vielleicht vergeben würde? Wohin reißt Dich Dein jugendlich Ungeköm? Nicht im blinden selbstzerstörenden Eifer, — im treuen demüthigen Gehorsam, in stiller Pflichterfüllung und stetigem Ringen läutert sich der Mensch. Das beherzige, Kind meiner Seele! Und der Herr verzeih' Dir Deinen Abertöw; denn noch manchmal wirst Du fehlen und noch manchmal bedarfst Du seiner Gnade!“ — — —

Es ist Nacht geworden. Die Beichte ist beendet, die Thür der Capelle schließt sich hinter dem Abt. Der Jüngere bleibt allein zurück, auf den Stufen des Altars betend. —

Erd' und Himmel sind stille, kein Windhauch in den Büsten, kein Geräusch im Thal. Alles ruht nach gethaner Arbeit dem Sonntag entgegen, dem Tag der Freude. Denn all' diese Menschen da unten im Thal, sie gehören ja der Kirche mit Leib und Seele, und wenn diese sich freut, so freuen sie sich mit. Ein Kirchensfest ist ihr Fest, sie kennen kein anderes. Und Jeder legt sich am Vorabend solchen Tages mit frommen Gedanken schlafen, damit nicht sündliche

Träume die Engel verscheuchen, die in der Nacht herabkommen, die Seelen der Schläfer vorzubereiten für das Heil des kommenden Tages. Still geschäftig ziehen und schweben diese herauf, herunter, von Berg zu Thal, die ganze Nacht, bis die Sonne aufgeht und ihre ersten Strahlen durch die kleinen Lücken der Hütten hereinwirft auf die geschlossenen Lieder, daß sie sich öffnen dem Licht. Dann reiben sich die Erwachenden die Augen mit einem wunderbaren Wohlgefühl. In ihrer Seele fertig liegt das Heil, noch verborgen, noch unverständlich, aber in wenig Stunden wird ihm der geweihte Mund der Kirche das erlösende Wort sprechen und glorreich wird es in's Bewußtsein treten als himmlische Offenbarung. —

Aber der junge Novize, dem die Feier vorbereitet wird, liegt noch vor seinem Betschemmel auf dem Angesicht, wie den Abend zuvor, da der Abt ihn verlassen. Die ganze Nacht hat er so gelegen und gebetet, ohne sich zu rühren, der Bräutigam des Himmels. Er hat obgesiegt in heißem Gebet und abgethan Alles, was irdisch. Er hat sich gereinigt in Andachtsgluthen und die Seele flammt und lobet ihr entgegen, ganz und ungetheilt, der himmlischen Braut! Die Augen sind eingesunken, die Wangen blaß vom Wachen und Beten. Denn welches Gebet wäre wol stark, heiß, inbrünstig genug, um sie zu verdienen die Gnade, deren kein Sterblicher werth ist, geschweige denn er — er, der schwache, sündige Novize, der noch kaum die erste Stufe der Vollkommenheit erklimmen hat!

Die Morgen Sonne beleuchtet strahlend die Thürme und Kuppeln von Marienberg, sie wirft goldene Tellerchen durch die runden Scheiben auf den Boden der stillen Capelle herein. Der Büßende sieht es nicht, noch ist es Nacht vor seinen Augen, noch liegt er, das Antlitz fest in die gefalteten Hände versteckt. —

Da läutet es zur Frühmette! Aus dem Thale herauf eilen die Engel, den Bräutigam zu wecken und er fühlt ihrer Palmen Wehen über seinem Haupte. Jetzt rafft er sich auf aus seiner Zerknirschung und eilt in den Schlaßaal, um sich zu kleiden, im festlichen Gewand die Braut zu empfangen, die unsichtbare, der sein Herz entgegenschlägt.

Indeß wird's lebendig unten in der Tiefe. Auch hier sind die Seelen gereinigt von sündigen Gedanken, und Wasser aus den sprudelnden Gebirgsquellen befreit den Körper vom Staub der Arbeit. Unter den geschäftigen Händen der Mutter tauchen aus dem frischen Naß rosige Kindergesichter auf, wie Blumen nach dem Regen, mit heller leuchtenden Augen, die nun ungetrübt in die Welt schauen. Und manche tiefe Falte der Sorge und Mühe auf der Stirn der Alten wäscht es weg, das reine wunderkräftige Fernerwasser! Der alltägliche Frieskittel wird vertauscht gegen das saubere Sonntagskleid von Roden, Kamelot oder gar Bogram. Die Mägdelein kleiden sich mit frohem Ehrfürchtsschauer in das Gewand der Unschuld, weißes Linnen, denn sie dürfen als Brautführerinnen den Bräutigam der Kirche geleiten, wenn er den Umgang hält. — Dann gehen sie in's sommerlich prangende Gärtlein, fürsichtig auf den schmalen Wegen die weißen Gewänder zusammenhaltend, daß sie nirgend anstreifen an die thauigen Beete und pflücken den altheiligen Hollunder, der bei Freuden- wie bei Trauerfesten nicht fehlen darf, auch ein paar Zweiglein vom Haselstrauch, unter dem einst die himmlische Jungfrau im Untwetter Schutz gefunden und den

sie dieserhalb fürnehmlich mit Wunderkräften gesegnet hat, dann den Wachholder mit seinen schwarzen Kranewittbeeren, aus denen der wohlthätige Wachholdergeist gegen die bösen Frühnebel gebrannt wird, die hochgeschossenen Lilien und die kleinen Marienblümlein, unter den Thränen der Maria erblüht, als sie nach Aegypten fliehen mußte — Majoran, Raute und Thymian, sicher gegen jeden Teufelspuf, den Rosmarin, Himmelbrand und Gundelrebe — lauter geweihte Blumen und Kräuter unter guten Sternen stehend. — Von diesen binden die Mägdelein, nach ihrer Bedeutung sorgfältig wählend, den Feststrauß. Zuletzt aber klettern sie noch hinauf, die Rosa pomifera zu brechen, die, aus dem unschuldig vergossenen Blut einer reinen Jungfrau entsprossen, sich üppig an der Mauer hinaufrankt, und wo sie ein allzu zähes Zweiglein vom Strauche reißen, schüttet dieser einen funkelnden Sprühregen von Frühthau auf sie nieder, daß sie eilends wie vor einem neckischen Gesellen unter Richern und Schelten Reißaus nehmen. — Da stört Pferdegetrappel von der Richtung gen Mals her die morgendliche Stille. Eines der Mägdelein im entlegensten Gärtchen vor dem Dorf lugt neugierig über die Mauer nach den Nahenden. Verhängten Zügels kommt eine Dame daher gesprengt, gefolgt von zweien Dienerinnen zu Pferde und etlichen Troßknechten. Ihr zur Seite reitet ein stattlicher Ritter als ihr Geleitsmann und Beschützer. Dicht unter der Mauer hält die Dame an und winkt dem erstaunten Mägdelein zu. „Selt, heut wird da droben im Stift ein Mönch zum Priester geweiht?“ ruft sie hinauf.

„Ja — es wird gleich läuten,“ ist die Antwort.

Die Dame wirft ihrem Ritter die Zügel zu und springt vom Pferde, schneller als ein Knecht ihr zu helfen kommen kann. „Willst Du mir Dein linnen Röcklein geben?“ ruft sie hinauf, „ich will es Dir bezahlen, als wär's ein Fürstenmantel!“

Das Mägdelein lacht, es hält's für Spaß. „Komm' herab und laß' mich ein zu Dir!“ befiehlt die Fremde.

„Ich bitt' Euch, gnädige Gräfin, was kommt Euch in den Sinn?!“ flüstert der Ritter.

„Ich will zur Priesterweihe hinauf,“ lacht die Gräfin. „Aber ich will unerkannt bleiben und mich unter die Bauerndirnen mischen, versteht Ihr das?“

„Aber ich bitte Euch, wie mag sich Solches für Euch schicken!“ fleht der Ritter.

„Was sich schickt und nicht schickt, weiß ich am besten. Ihr Andern reitet auf Umwegen dort hinauf, wo die Trümmer der alten Weste Kastellaz Euch Schutz vor Sonne oder Regen geben. Dort haltet Euch verborgen bis zur Weiterreise.“

„Könnten wir denn nicht im Stifte selbst ein Unterkommen finden,“ meint der Ritter, „wie jüngst mit der Herzogin?“

Die Gräfin lacht. „Glaubt Ihr, die strengen Herren werden ein weggejagtes Hoffräulein aufnehmen, und noch dazu am Tage einer Priesterweihe? Da kennt Ihr sie schlecht! Thut, wie ich Euch sage, Herr Ritter, und Euer Gehorsam soll belohnt werden,“ fügt sie verheißungsvoll hinzu, daß dem Ritter vor Freude das Blut in die Wangen schießt.

„O der schöne Strauß!“ sagt sie im Eintreten zu dem harrenden Mägdelein, „den mußt Du mir auch geben!“ Rasch verschwindet ihre lange Schleppe um die Mauer, und das Pfortlein schließt sich hinter ihr. Dem Ritter mit seinem Troß bleibt Nichts übrig, als zu thun nach ihrem Geheiß und langsam weiter zu reiten. „Was hat sie nur da oben?“ murmelt der Getreue kopfschüttelnd vor sich hin und führt ihr leeres Pferd sorgfältig am Zügel mit sich. Das möchte es ihm verrathen, wenn es sprechen könnte — es trug sie ja auf seinem Rücken, da sie in den Klosterhof einritt und den jungen Mönch zum ersten Male sah! — Aber wie es auch schnaubt und die Nüstern bläht, es kann's eben doch nicht sagen, und stumm zieht der kleine Zug hinter dem Dorfe hin durch's thaufeuchte Waldesgrün dem einsamen Hügel von Kastellaß zu.

Da tönt auch schon die große Glocke vom Marienberg herunter, das Wunder der ganzen Gegend, und ihren mächtigen Klang hört man über Berg und Thal. Die Dorfsbuben sind schon längst hinauf, den Strang zu ziehen, denn das Läuten bringet absonderlich Heil und ist noch eine schöne Kurzweil — so an dem Stränge hinauf und hinunter zu schnellen! Die Mägdelein aber gehen mit den großen Buschen in der Hand fein fittig neben den Eltern her, und das Herz schlägt ihnen in dem jungen Busen, vor hoher, heiliger Festfreude. So ziehen sie in andächtigem Schweigen den Berg hinan. Oben aber vor der Kirchthüre stehen die Engel geschaart mit Seraphsflügeln, die Sonne überstrahlend, und laden die feiertäglich geschmückten Züge, die daher wallen von nah und fern, freundlich ein in das gastlich bereitete Haus des Vaters, wo Weihrauch und Myrrhen ihnen entgegenduften und grünes Gewind.

Der Boden der Kirche zittert unter den Tritten der hereinstömenden Menge und was nicht drinnen Platz hat, das kniet draußen nieder. Weit, weit im Umkreis staut sich die Fluth der Andächtigen, blickt das Auge nur über knieende Gestalten hin. Aber weil die Massen nicht in die Kirche hinein können, kommt die Kirche zu ihnen heraus. Wie der Strom im Frühling über seine Ufer schwillt, wie das übervolle Herz im Augenblick der Freude überfließt, so auch tritt die Kirche im Augenblick der höchsten Freude aus ihren steinernen Mauern heraus und ergießt ihre Segnungen über die ausgeschlossene Menge. Nach Beendigung der Weih-Ceremonie und des Amtes beginnt der feierliche Umzug unter freiem Himmel. „Sie kommen, sie kommen,“ jauchzt es und unter dem Geläut der Glocken, unter dem Brausen der Orgel und dem Jubiliren der Flöten, Harfen, Psalterien und Cymbeln wallen sie heraus mit fliegenden Fahnen in weißen Meßgewändern, voran die Musiker, dann die Chorknaben, die Rauchfässer schwingend, zu beiden Seiten die Mägdelein Gasse bildend und Blumen streuend. Dann der Fahnenträger mit der Marienfahne, die Frau Uta dem Kloster gestickt, die Diacone mit brennenden Kerzen in der Hand als Geleite des Abtes, der das hochwürdige Gut trägt und den Segen ertheilt und endlich die Schar der Priester, den Neugeweihten in ihrer Mitte, unter dem Schutze der heiligen Banner schreitend, die fromme Hände dem Kloster verehrten. Ehrfürchtig rücken die Knieenden zu beiden Seiten auseinander, daß der Zug hindurch kann, das Heil auszuströmen nach allen Seiten. Ein kaum unterdrückter Ruf des Entzückens schwebt auf Aller Rippen, als der junge Priester



erscheint. Im langen, weißen Chorgewand, der Alba, um die schlanken Hüften mit goldenem Singulum gegürtet, auf der Brust die reichgestickte Stola gekreuzt und von den Schultern das schwarze Pluviale niederwallend, auf dem Haupte aber zum Zeichen der Unschuld und Keinheit das festliche Schapel mit dem Kranz von weißen Rosen, — so schreitet er daher, demuthsvoll das Haupt geneigt, als drückten ihn die Ehren dieses Tages zu Boden.

Die Mägdelein bestreuen seinen Weg mit den heilbringenden Kräutern und Blumen, die sie am Morgen gepflückt, sein Fuß schreitet weich darauf, so dicht gesäet ist der grüne Teppich. Doch plötzlich zuckt er zusammen, als sei er auf einen Dorn getreten! Es war nur ein Wort, das ihn getroffen, und mit dem Wort ein Blick. „Wie schade!“ hatte eine der Dirnen vor sich hingefagt, und als er unwillkürlich aufsieht, begegnet sein Auge einem so begehrliehen, so beweglichen Blick aus dem lieblichsten Angesicht, und dies Angesicht ist ihm so bekannt! Und doch, wie kann das sein? Ein Bauernmägdelein — und jenes stolze Hoffräulein — wie können sie sich gleichen? Aber die Aehnlichkeit ist so wunderbar, daß er, in's Innerste davon getroffen, wie geblendet stehen bleibt, — nur eine Secunde, nicht länger, als man braucht, um tief Athem zu holen oder im Vorbeigehen eine Blume zu pflücken, — doch sein Fuß strauchelt im Weiterschreiten, als habe er in allzugroßer Hast eine lange Veräumniß einbringen wollen. Und weiter geht es in drei immer größeren Kreisen um den Berg herum, bis auch dem Letzten der gläubigen Scharen das Heil gebracht ist, auf das er harrt.

Da, am äußersten Ende, fast am Abgrund, kniet ein armes blaßes Weib mit ergrauten Haaren, dürftig in Lumpen gehüllt — das sieht dem Jüngling so sehnsüchtig entgegen, wie der ewigen Seligkeit. Neben ihm kauert, gleichfalls in Lumpen, ein fremdartiges Geschöpf — halb Kind, halb Jungfrau, mit üppigem rothbraunem Haar und großen, runden goldschimmernden Augen unter dunkeln, dicht zusammengewachsenen Brauen, so verträumt in die Welt hineinschauend, als schliefe die Seele am hellen Tage und es bewege sich nur im Schlaf, wie eine aufgestörte Golddeule wol auch ihr prächtiges Gefieder in der Sonne spielen läßt, während es vor ihren geblendeten Augen Nacht ist. Jetzt fährt das seltsame Geschöpf auf, als wäre es eben erwacht, und faßt wie erschrocken den Arm der Frau. „Du, ist das ein Engel?“ fragt es und zeigt auf die lichte Gestalt des nahenden Donatus. Jetzt ist er ganz dicht bei ihnen, das Kind verkriecht sich zitternd, wie vor einer übermächtigen Erscheinung, hinter der Begleiterin, diese aber streckt heimlich die magere Hand nach ihm aus und faßt die Falten seines Gewandes, sie an die Lippen zu drücken: „Donatus, mein Sohn, kennst Du mich nicht mehr?“ Der also Gerufene sieht sie fragend an. Da zeigt sie ihm ein kleines, rohes Kreuz von zwei übereinander gelegten Hölzlein genagelt — und wie mit einem Zauberschlage sind die langen Jahre vor ihm versunken und er sieht wieder die herbliche Laube, in der er eines Abends gespielt zu Füßen seiner „Mutter“, wie er sie immer genannt, und er sieht das kleine Grab und das Kreuzlein drauf, das er selbst gemacht, und sie reißen ihn vom Schoß der Mutter, — der böse schwarze Mann will ihn mit sich nehmen, er sieht sie weinen und klammert sich an ihre Knie — und das Heimweh nach

der verschwundenen, nach der warmen Mutterbrust, das jahrelange bittere Heimweh ist wieder erwacht — und — vorbei rauscht der Zug der Unnahbaren — und er mit ihnen! Noch ein unbemerktes Umschauen — einen einzigen raschen Blick — er sieht, wie sie die Arme ausstreckt ihm nach und dann auf ihr Antlitz niederfällt. Er hat sie nicht einmal das Nächste fragen können — Mutter, wie lebst Du, und wo find' ich Dich? Er hat gesehen, daß sie darbt, und er kann ihr nicht einmal ein Stück Brot bringen — ihr, die ihn genährt, daß er zum großen starken Manne erwachsen, die ihr Herzblut für ihn hergegeben! Und zwei bittere Thränen lösen sich zitternd von seinen Wimpern ab und fallen nieder auf die Marienblümlein, die aus den Thränen der Gottesmutter entsprossen, als sie heimatlos flüchten mußte, — und die kleinen Blumen schauen ihn mit verständigen Augen an und fragen: „Um welche Mutter weinst Du?“ Da senkt er beschämt die Bider vor dem fragenden Blick der unschuldigen Blüthen, über die sein Fuß hinschreitet. Das Weh, das unaussprechliche der Gottesgebärerin offenbart sich ihm zum ersten Male in seiner ganzen Größe in dem Schmerz um die verstoßene Amme; was muß sie gelitten haben, die den Gott, den sie geboren, hinopfern sehen mußte wie ein Lamm? Und er konnte weinen um den Schmerz der Amme, die ihn nicht geboren, die ihn nicht sterben sehen muß, wie Maria den göttlichen Sohn, von rohen Händen an's Kreuz genagelt? — „Maria, ewige Mutter, vergib, vergib, daß ich Dein vergessen konnte um des irdischen Weibes willen! Dir gehören meine Thränen — und ich habe sie einer Anderen geteint — vergib!“ So betet er und hebt die Augen reuig zu der wallenden Marienfahne auf, die vor ihm herzieht, vom frischen Bergwind prangend entfaltet. — Das war der Segen der Marienblümchen, und er danket der Hand, die sie für ihn gebrochen! Ob es nicht die Hand des Mägdeleins war, des rofigen, mit den minnigen Augen, das vorhin seinen Fuß straucheln machte vor Staunen ob seiner Aehnlichkeit mit jener Frau, die ihm die Ruhe geraubt? War es nicht in seinem einfachen Sinnenhemd noch viel schöner als das stolze Hoffräulein in seinem sündhaften Puß? Und doch gleich es ihm so sehr, so zum Verwechseln, daß man hätte glauben können, es sei das Fräulein selbst! O himmlische Barmherzigkeit, schon wieder irdische Gedanken! An seinem Ehrentag, an seinem Hochzeitstag! Zum ersten Male tritt er aus dem Bann der schützenden Klostermauern heraus — und schon wieder fühlt er, wie die Welt ihre Arme nach ihm ausstrecken will — Zittern und Bangen befallt ihn. Inmitten dieser Gnadenfülle kann der Arm der Welt ihn erreichen? Wehe ihm! Je größer die Gnade, desto furchtbarer die Strafe, wenn sie nicht verdient worden, je höher die Erhebung, desto tiefer der Sturz. „Wahre Dein“, wahre Dein,“ ruft er sich selbst zu und der Angstschweiß perlt auf seinem geschorenen Scheitel unter dem weißen Rosenkranz. —

Der Rundgang ist beendet und es ist Zeit! Er fühlt, daß er dem Zusammenbrechen nahe; die in Gebet und Geißelung durchwachten Nächte, die Inbrunst, die im heißen Brand sein Blut getrunken, machen ihr Recht geltend, er ist erschöpft zum Tode. Der Zug kehrt zur Kirche zurück, die weißgekleideten Dirnen bilden abermals die Gasse. Da steht sie wieder unter ihnen, die Reine, die Fromme, die gewiß nicht ahnt, wie auch das Werk des Segens zum Unheil

werden kann in unheilvoller Brust! Noch ein Blick auf dies Angeficht mit den blauen Augen müßte Seligkeit sein, aber er widersteht. Mit klopfendem Herzen und festgeschlossenen Lidern geht er vorüber und athmet erst auf, da ihn die kühlen schützenden Mauern der Kirche wieder umfassen.

Die Ceremonie ist beendet, die Menge verläuft sich, es wird still um ihn her. Er liegt allein vor dem Altar auf den Knien und verrichtet noch sein Gebet. Aber die Burgeiser Mägdelein haben auch noch gebetet — die Alten gehen langsam, sie holen sie schon noch ein. Es läßt sie nicht fort, so lange der junge Geistliche noch da ist. Jetzt erhebt er sich und sie drängen sich zu ihm hin, wie zu einem Heiland, sie wollten die letzten Blumen, die sie noch übrig haben, vor ihm auf die Stufen des Altars niederlegen und die Erste, die ihn streift, auf die sein Blick fällt, ohne es zu wissen, ist die Gefürchtete und doch so Ersehnte! Wie eine Braut steht sie neben ihm in ihrem weißen Gewand, bekränzt mit festlicher Blüthenkrone, halb verschämt, halb zuthunlich, das Auge voll berauschernder Minne. Wie muß es wol dem Manne sein, in dessen Hände sie mit solchem Blick ihre jungfräuliche Krone niederlegt, wie jetzt den Strauß zu seinen Füßen? Und ohne es zu wissen und zu wollen, spricht sein Mund ihr Wort von vorhin nach: „Wie schade!“ Aber wie es der Lippe entflohen, wächst der leise Flüsterhauch lawinenhaft in seinen Ohren an und wird zum Donner, der auf ihn selbst zerfchmetternd niederrollt! Das konnte er sagen — heute — heute! — Und sein Schwur von gestern?! Was ist noch heilig, was ist noch sicher? Die Mauern der Kirche wanken, die Flammen der Candelaber tanzen in wirren Kreisen vor seinen Blicken — ihm schwindelt, — ringsum nichts als begehrlüche Mädchenaugen, glühende Wangen und nackte Arme, die sich nach ihm ausstrecken — nein, er darf nicht umsinken, sonst haben sie ihn, neigen sich über ihn, treiben mit ihm ihr Minnespiel! Nur jetzt noch aufrecht bis zur Thür der Sacristei, wenn er die noch erreicht, dann ist er gerettet! — Aber der Weg ist so weit, viel zu weit — er hält sich nicht mehr — er fällt — da, da sind sie — sie stürzen zu ihm hin, er fühlt weiche Arme unter seinem Kopf, — noch ein Blick in zwei feuchtblaue Augen dicht über ihm — er ist verloren, das Bewußtsein geht unter in einem blauen Meer!

# Die Anfänge des Socialismus in Frankreich.

(1830—1848.)

~~~~~  
Von  
Karl Hillebrand.  
~~~~~

Wie die religiöse Umwälzung, deren Anfänge in's erste Viertel des Jahrhunderts hinaufreichen, während ihre Ergebnisse sich erst vor den Augen der Enkel entfaltet haben, im Beginne der Regierungszeit Louis Philipp's ihren lauten Eintritt in die Weltgeschichte hielt, so traten auch die ersten auffallenden Erscheinungen der socialistischen Krankheit in jenen Jahren allgemeiner Aufregung zu Tage, um nach zeitweiligem Zurücktreten den ganzen Körper der Nation auf's Heftigste zu erschüttern, bis derselbe auch diesen Fieberanfall überwand und kräftiger, gesünder daraus hervorging. Die Befreiung des Handels und des Gewerbes, der Arbeit und des Credits im siebenten Jahrzehnt des Jahrhunderts war in der That nur die späte Frucht einer Entwicklung, deren erste Ansätze ebenfalls in den schönen Tagen zu suchen sind, wo sich alle Keime des neuen Frankreich in vielversprechendem Frühlingsdrange regten: in den Tagen der Restauration (1815—1830).

## I.

Die ganze Arbeit des 18. Jahrhunderts war eine kriegerische und auflösende gewesen; ihr Ziel ein negatives: die Befreiung des Einzelnen. Unter gewaltigen Erschütterungen hatte es dies Ziel erreicht; mit noch gewaltigeren Anstrengungen seine Errungenschaft der Welt mitgetheilt. Ein tiefes Bedürfniß der Ruhe nach solchen Mühen bemächtigte sich der französischen Gesellschaft; allein es sollte keine unfruchtbare Ruhe sein; ausfüllen wollte man sie durch die friedliche Arbeit des Geistes und des Gewerbefleißes. Diese Arbeit nun konnte nur eine zusammensetzende, ihr Ziel nur ein positives sein: die Aufrichtung einer neuen Autorität, welche der befreite Einzelne anerkennen vermöchte, an Stelle der alten, die von jenen gewaltthätigen Bewegungen hatte zerstört werden müssen, um Raum zu gewinnen für den Neubau. Unbewußt freilich war dies Ziel den

Meisten, die darauf hinarbeiteten, wie ja auch jene Schanzgräber des vorigen Jahrhunderts sich oft selber nicht klar waren, in welcher Absicht sie die Minen gruben, das Pulver herbeischleppten, welches endlich das ganze alte Gebäude mit einem Schläge in die Luft sprengen sollte. Die Wenigen, welche die Aufgabe des 19. Jahrhunderts mit sicherem Blick erkannten und diese ihre Erkenntniß mitzutheilen suchten, waren Schwärmer, die, wie alle Schwärmer, die Stufen überspringen zu können meinten, welche die Menschheit alle nacheinander mühsam erklimmen muß, um der Höhe näher zu kommen. Zum Glück sagt ihr meist ein richtiger Instinct, daß die besten Führer auf dem steilen Wege die sind, welche nur die nächstliegenden Stufen vor- und rückwärts in's Auge fassen, nicht Diejenigen; deren Blick nur an der Stelle haftet, auf der sie stehen, noch Die, welche nur die entfernten Ausgangs- und Zielpunkte zu sehen vermögen.

Der einflußreichste jener Schwärmer, Saint-Simon, war während der Restauration (1825) fast in Dunkelheit gestorben. Seine Werke haben ihn kaum überlebt; denn es fehlte ihnen so ziemlich Alles, was Geisteswerke vor frühem Tode schützt: eine einfache und sichere Form, genaues und tiefes Wissen, strenge und allseitige Durchführung eines Grundgedankens. Allein hier und da leuchteten strahlende Seherblicke durch das wirre Dunkel und erhellten ganze Strecken des Weges, den die Menschheit wandelt, ohne zu wissen woher, noch wohin. Kein Wunder, wenn Tausende hoffnungsvoller Jünglinge schon den Tag angebrochen glaubten und, blind für die nahe Wirklichkeit, die sie umgab, in ihrem voraussetzungslosen Eifer vorwärts strebten nach jenen Lichtungen! Saint-Simon errieth — denn er wußte recht eigentlich Nichts —, daß die kritische Thätigkeit des vorigen Jahrhunderts in unserem Jahrhunderte einer schöpferischen Thätigkeit Platz machen müsse; er errieth, daß es die Aufgabe dieser Thätigkeit sei, nicht den Einzelnen moralisch zu retten, wie das Christenthum es gesucht, noch ihn politisch zu befreien, wie's das 18. Jahrhundert und die Revolution gethan; sondern die Gesammtheit als Gesammtheit innerlich und äußerlich zu verjüngen, weil nur so die vom Christenthum und der Revolution angestrebte Gleichheit, Brüderlichkeit und Glückseligkeit Aller erreicht werden könne. Saint-Simon begriff aber auch, wie wenig die Umgestaltung einiger Staatseinrichtungen zur Erlangung dieser Güter beitrage, und erhob sich deshalb gleichertweise gegen den Baboeuf'schen Communismus, der die letzten Folgerungen aus Rousseau's und der Jacobiner Ideen zu ziehen gesucht hatte, wie gegen die constitutionelle Schule, welche meinte, das Werk der großen Revolution ohne Ausschreiten im Handeln und ohne Uebertreibung im Gedanken weiterführen zu müssen, und er erhob sich gegen beide Richtungen, weil Beide mit Verstandesbegriffen das nationale Leben zu regeln und zu beherrschen unternahmen. Er aber sah und sagte, daß die größten Genien gerade mit dem Gegentheil, d. h. durch Religion die Menschheit civilisirt hätten; er sah und sagte, daß das Gesetzgeben kein Zweck, sondern nur ein Mittel sei, daß die negative Freiheit, welche im Wegräumen der Hindernisse bestehe, nur eine Vorbedingung der wahren Freiheit sei, als welche das Mehr-, ja Allesvermögen Aller und Jedes sei; daß folglich auf die Entwicklung und Stärkung dieses Vermögens hinzutwirken sei; denn man verbände sich nicht im Staate, um frei zu sein im negativen Sinne, sondern um die größte Summe

von Kraft und Genuß zu erzielen. Indes wandte er sich darum nicht minder gegen die kirchliche Schule, der er doch so viel näher stand, denn sie hielt er für die Vertheidigerin der Vergangenheit, und er gab sich ja als den Vorbereiter der Zukunft.

Man sieht, Saint-Simon stand durchaus unter dem Einflusse der historischen Strömung, welche in jenen Tagen alle bedeutenderen Köpfe Europa's fortriff. Auch er half mit an der großen Reaction gegen das 18. Jahrhundert, sowol indem er die Gesammtheit dem Einzelnen, die Synthese der Analyse entgegensetzte, als indem er der organischen Entwicklung gegenüber dem mechanischen Machen das Wort rebete. Ja, man kann in gewissem Sinne sagen, daß er von der Philosophie der Geschichte ausging, denn er machte zur Grundlage seines ganzen Systems die zuerst von Condorcet ganz heiläufig ausgesprochene speciöse Idee: daß die Menschheit sich nach denselben Gesetzen wie der Einzelne entwickle, da ja die Entwicklung der Menschheit nichts Anderes sei, als die Entwicklung einer großen Anzahl Einzelner. Damit war der Fortschritt der Menschheit als ein stetiger, ununterbrochener, gesetzmäßiger hingestellt im Gegensatz zur Anschauung von Voltaire's Zeitgenossen, für die er nur eine Folge des Einflusses von Erfindungen, Entdeckungen, großen Männern war, welcher Einfluß auch nicht, oder doch früher oder später, hätte ausgeübt, nöthigenfalls auch wieder zerstört werden können. Während so z. B. die Rationalisten des vorigen Jahrhunderts in dem christlichen Mittelalter einen Rückschritt gegen das heidnische Alterthum gesehen, betonte Saint-Simon den doppelten Fortschritt, den die Leibeigenschaft gegen die Sklaverei, die kirchlich und staatlich angestrebte Einheit des Menschengeschlechtes gegen die enge Staatsidee der Römer und Griechen ausmache. Nur trennte er sich sofort wieder von der kirchlichen Schule der J. de Maistre und Bonald, indem er von der Geschichte keine Umkehr verlangte wie Jene, sondern Weiterentwicklung. Das christliche Mittelalter war ihm nur eine Phase dieser Entwicklung; es schien ihm längst überwunden und zwar durch die kritische Arbeit der drei letzten Jahrhunderte: denn die französische Revolution war in seinen Augen nur die Vollendung der von der Renaissance und der Reformation begonnenen Aufklärung<sup>1)</sup>. Jetzt aber habe eine neue „organische Periode“ begonnen, welche wieder ein neues Gesellschaftssystem aufzurichten habe. Während nun die mittelalterliche Welt auf der Conjectur und der Gewalt, — in andern Worten, auf dem Glauben und dem Heer — beruhte, so sollte die neue Welt das Wissen und die Arbeit, d. h. Wissenschaft und Industrie, zur Grundlage haben. Es habe jene drei kritischen Jahrhunderte gebraucht,

<sup>1)</sup> Saint-Simon ging sogar bis auf die Araber zurück, als welche das Licht der Wissenschaft zuerst wieder angezündet hätten. Wenn er aber das 17. Jahrhundert, das doch in Staat, Literatur und Religion eine Reaction gegen das 16. war und in seiner reconstructiven Thätigkeit wol als eine „organisatorische“ Epoche hätte gelten können, nicht als solche bezeichnete, so war er, weil ihm die wissenschaftliche Thätigkeit der Zeit Galilei's und Bacon's, welche ja doch nur eine Fortsetzung der Thätigkeit Copernicus', Descartes' u. s. w. war, seine ganze retrospective Theorie des Geschichtsplanes über den Haufen geworfen hätte. So entschloß er sich denn, mit echt geschichtsphilosophischer Willkür, Staat, Religion und Literatur als Null gegenüber der Wissenschaft zu behandeln.

um das theokratische und militärische System des Mittelalters zu zerstören; jetzt gelte es, das wissenschaftliche und industrielle System aufzubauen, da ja die Wissenschaft in der neuen gesellschaftlichen Organisation die Stelle des Glaubens, die Industrie diejenige des Krieges einnehmen wollte.

Die Wissenschaft nun ist nur eine einzige: die Naturlehre, oder, wie Saint-Simon sie nannte, der Physicismus, — was sein Schüler, Aug. Comte, der ihm alle diese Grundgedanken entlehnt, dann später Positivismus taufte, wol um sein Vorgehen etwas zu verdecken. Der Physicismus also des wissenschaftlich-industriellen Zeitalters soll immer mehr an die Stelle des Glaubens des theologisch-militärischen Zeitalters treten<sup>1)</sup>. Der Physicismus aber zerfällt in drei große Abtheilungen: die Biologie, die Psychologie und die Geschichtswissenschaft, als welche die Evolutionen der Race studirt, wie jene die körperlichen und geistigen Entwicklungszustände des Einzelnen. Erst wenn alle Wissenschaften ganz sicher und genau, d. h. erfahrungsmäßig, festgestellt sein werden, kann die vollständige Neueinrichtung der Gesellschaft eintreten; denn die aus der Wissenschaft gewonnenen Grundsätze sollen dazu dienen, danach den Staat, wie die Religion, die Erziehung wie die Sitte zu regeln.

Mit der Wissenschaft indeß wäre nur eine Seite, die geistige Seite, der Welt organisiert; es gilt auch die materielle Seite zu organisiren, womit die Herstellung der zum Leben nöthigen Dinge gemeint ist, als welche der Zweck der Gesellschaft ist. Bis jetzt nun ist der Mensch als Sklave, Leibeigener, Lohnarbeiter vom Menschen, d. h. dem einzelnen Besizenden, ausgebeutet worden. Die Zeit ist gekommen, wo die Natur, der Erdball allein ausgebeutet werden darf und zwar durch die Vereinigung (association) Aller: denn Alle sollen fortan arbeiten, während bis jetzt die Menschheit in Bienen und Drohnen getheilt war, d. h. in Producenten und Nichtproducenten. Auch hier traf Saint-Simon mit den Zeitströmungen zusammen, wie früher bei seinen historischen Träumereien. Die französischen Nationalökonomten jener Zeit, namentlich J. B. Say, hatten Adam Smith's Grundsätze angenommen und suchten sie in ihrem Vaterlande zu verbreiten, indem sie die industrielle Thätigkeit als die wichtigste der Gesellschaft darstellten und so die Nation von der auswärtigen Politik und dem Kriege abzuwenden suchten, womit sie wiederum natürlich nur die innerste Stimmung jener der auswärtigen Politik und des Krieges so überdrüssigen Zeit aussprachen. Sie jedoch blieben den Grundsätzen des großen Schotten treu, indem sie sich nicht an den Staat wandten, sondern an die freie Unternehmung der Einzelnen. Saint-Simon redet im Gegentheil, als Reagent gegen den Individualismus des vorigen Jahrhunderts, dessen letzter Ausdruck „der Reichthum der Nationen“ gewesen war, rief den Staat an, um die Arbeit, die Production zu organisiren. Keineswegs jedoch glaubte er dazu eine Revolution nothwendig: das legitime Königthum, das auch einem J. B. Say wohlwollend entgegengekommen war, sollte das große Werk in die Hand nehmen; und er betrachtete die jacobinischen

<sup>1)</sup> Auch hier begnügte sich der Schüler, Comte, der sich vom Meister noch bei dessen Lebzeiten trennte (1824), zwischen beide Epochen, die theologische und wissenschaftliche, eine dritte, die metaphysische, als Uebergangsperiode einzuschoben.

Ideen als seinem Plane der Weltverbesserung äußerst nachtheilig. Auch wandte er sich ebensowenig gegen das Capital, als gegen die bestehende Regierungsform. Ja, in seinem „Organisations“plane ward dem Capital eine hervorragende, bestimmende Rolle zugebracht: eine der drei Kammern, welche dem Könige zur Seite stehen sollten, die „ausführende Kammer“, sollte ausschließlich aus Capitalisten bestehen.

In der That hatte Saint-Simon einen vollständigen Reformplan ausgedacht, vermittelt dessen jener Zweck der Gesellschaft, die bestmögliche Herstellung der zum Leben nothwendigen Dinge, am sichersten erreicht werden könnte. Es schwebte ihm die Ahnung vor, daß das Grundeigenthum mehr und mehr gegen das flüssige Vermögen zurücktreten werde und folglich die ganze Gesetzgebung, welche noch immer fast allein die Verhältnisse des Grundeigenthums zur Voraussetzung hatte, sich nach und nach der antwachsenden Bedeutung und Bewegung des flüssigen Vermögens anpassen müsse. Eine der ersten Aufgaben des neuen Gesetzgebers müsse aber sein, diese Bewegung zu beschleunigen, indem er durch ein wohlberechnetes System von Creditbanken das Grundeigenthum zu mobilisiren suchte. Der Gutsbesitzer sollte dadurch zum Pächter in das Verhältniß treten, in welchem der Commanditär eines Handelshauses oder einer Fabrik zum Chef dieses Hauses oder dieser Fabrik steht. Auch sollten die Gesetzgeber fernerhin nicht mehr Juristen sein, noch in den höchsten Rath berufene Generale und Prälaten, sondern große Financiers, Industrielle, wie Lafitte und C. Perier, oder Gelehrte wie Cuvier. Letztere nämlich sollten in die beiden Kammern für „Erfindung“ und „Prüfung“, wie jene in die „Ausführungskammer“ gewählt werden. Sollte doch die Executive in Zukunft nur eine Art Finanzverwaltung nach Art der Bank von Frankreich sein; denn, wie die Industrie nicht länger in der Ausbeutung gewisser Menschen, sondern der Natur allein durch alle Menschen bestehen sollte, so sollte auch die Regierung fortan eine Leitung der Sachen, nicht mehr der Menschen, sein. Wenn nun aber auf diese Weise wenig oder Nichts durch das Volk geschehen sollte, indem alle Führung der Aristokratie des Geistes und des Capitals überlassen würde, so sollte doch viel für das Volk gethan werden; und die zwei ersten Posten des Ausgabeetats betrafen den Volksunterricht und die Arbeitsficherung für die Armen.

Es genügte dem Menschenbeglückler nicht, so die Grundlagen „der Einrichtung von Wissenschaft und Gewerbe“ gelegt zu haben; er kannte die Menschennatur zu gut, um nicht zu wissen, daß auch außer dem Geiste und dem Interesse das Gemüth seine Befriedigung verlange, und daß es befriedigt werden müsse, wenn man etwas Dauerhaftes gründen wolle. Mit andern Worten, er fühlte, daß zum Gelingen seines Planes die Religion zu Hilfe gerufen werden müsse; wie einst das Christenthum gethan, als es, ebenfalls nach einer langen, kritischen Phase der Menschheit, seine organisatorische Thätigkeit begann. So sollen denn die neuen Menschenfreunde wie einst die Apostel predigend reisen. Keine Säkularisation, keine Kirche ist nöthig; wol aber die Bruderliebe und der Glaube an Gott, welche für das Gefühl sein sollten, was die Wissenschaft für den Verstand, die Industrie für die materielle Thätigkeit. Diese neue Religion war nun aber im Grunde nichts Anderes als das alte Christenthum, das ja schon gelehrt hatte:



Liebet Gott und euren Nächsten wie euch selbst; nur meinte Saint-Simon es reinigen und den veränderten Weltverhältnissen anbequemen zu müssen, damit die Menschheit zu ihrem Ziele geführt werde: die möglichst baldige Verbesserung des irdischen Loses der zahlreichsten und ärmsten Volksschichte. Denn während das mißverständene Evangelium den Streit zwischen Fleisch und Geist entzündete, indem es jene Verbesserung des Menschenlozes in die andere Welt verlegte, wollte er die Versöhnung zwischen Beiden anbahnen, indem er schon hienieden die Glückseligkeit aller Menschen zu verwirklichen strebte.

So machte die frühe katholische Erziehung noch am Lebensabende Saint-Simon's ihre Rechte geltend, wie sie's später bei seinem Schüler Aug. Comte that, wie sie's bei fast allen Franzosen zu thun pflegt: nur daß hier die Abtrünnigen, anstatt einfach zurückzukehren in den Schoß der alten Kirche, sich noch kurz vor Schlafengehen eine neue Religion schufen, zusammengesetzt aus Bruchstücken der alten und Ahnungen einer neuen. Es waren aber gerade diese Ideen niedergelegt in Saint-Simon's letzter Schrift, „das neue Christenthum“, welche seine Jünger mit Begeisterung erfüllten und, weit mehr als alle seine früheren Werke, zur apostolischen Thätigkeit antrieben. „Die Religion kann nicht von der Erde verschwinden“, rief der Sterbende seinem Johannes zu. „Sie verändert sich nur. Vergesst es nicht, Rodrigues, und erinnert Euch, daß zur Verrichtung großer Dinge die Leidenschaft nothwendig ist.“ Das ganze Geheimniß der tiefen Wirkung des Saint-Simonismus und seiner geschichtlichen Bedeutung gegenüber der Wirkungslosigkeit und geschichtlichen Unbedeutendheit aller anderen Welt-erlösungsversuche jener Zeit liegt eben darin, daß er als Religion auftrat.

Die anderen gesellschaftlichen Utopisten gingen fast alle, wie die politischen Demokraten vom Rationalismus und Individualismus des vorigen Jahrhunderts aus; sie wandten sich, wie dieses befreiende Jahrhundert, an den Verstand allein und an die Selbstsucht, indem sie nur die Rechte des Einzelnen an die Gesamtheit betonten. Es war die Ueberlegenheit des Saint-Simonismus über die anderen Secten, — wie des Mazzinismus über die anderen demokratischen Schulen — daß er vom Historismus des 19. Jahrhunderts ausging, d. h. die Macht des organischen Werdens anerkannte, und die Vergangenheit gelten ließ, vor Allem aber, daß er sich auch an's Gefühl wandte und die Pflichten des Einzelnen gegen die Gesamtheit in's Gedächtniß rief. Eine Gemeinschaft kann nur dann Etwas leisten, wenn, wie im Heer und der Kirche, der Einzelne einem Außergewöhnlichen zu dienen bereit ist und die Unterordnung als Wohlthat und Ehre, nicht als Last und Unrecht, empfunden wird.

## II.

„Mein ganzes Leben faßt sich in einen einzigen Gedanken zusammen“, hatte Saint-Simon auf seinem Sterbebette zu jenen Worten über die Religion hinzugefügt; „dieser Gedanke ist: Jedem die freieste Entwicklung seiner Thätigkeiten zu sichern.“ Hier lag der Ausgangspunkt der Saint-Simonistischen Schule, für welche alle übrigen Lehrsätze des Meisters nur nebensächlich, für welche seine religiösen Anschauungen nur die Form und den Ton bestimmten,

in denen dieser positive Inhalt seiner Lehre zur Mittheilung kommen sollte. Im Anfange zwar blieben die Schüler noch fast ausschließlich auf dem Gebiete wissenschaftlicher Nationalökonomik und vermieden es sorgfältig, die religiösen und socialen Fragen in ihrem Organ, dem „Producteur“, zu berühren. Nicht nur Auguste Comte und Augustin Thierry, Beide persönlich engverwandt mit Saint-Simon, dem sie so nahe gestanden; auch ganz correcte Schüler Adam Smith's und J. B. Say's, wie der ausgezeichnete Charles Comte und sein Freund Ch. Dunoyer, selbst Armand Carrel, der girondistische Republicaner des „National“, und Philosophen der spiritualistischen Schule Cousin's, wie Adolph Garnier<sup>1)</sup>, arbeiteten an dieser keineswegs ausschließlichen Zeitschrift mit. Die eigentliche Begründung des Saint-Simonismus als einer Secte begann erst nach dem Untergehen des „Producteur“, welches durch Geldmangel herbeigeführt wurde (12. Dec. 1826); und zwar hatten alle die Apostel, welche von da ab in den Vordergrund traten, mit Ausnahme des einzigen Olinde Rodrigues, den Verkünder des „neuen Christenthums“ nie oder doch wenigstens nur wie Enfantin ganz vorübergehend, mit Augen gesehen; denn alle persönlichen Jünger, selbst der treue Léon Halévy, fielen ab, als dieser Enfantin, der Paulus des „neuen Christenthums“, dasselbe auf seine Bahnen lenkte.

Schon im „Producteur“ hatte dieser eigentliche Vater des historischen Saint-Simonismus — oder besser des Enfantinismus<sup>2)</sup> — begonnen, das Capital anzugreifen, indem er die Abschaffung der Zinsen, die Ersetzung der Steuern durch Anleihen anregte, die Concurrency als die Quelle aller wirtschaftlichen Unordnung bezeichnete; ja er hatte sogar schon den zukünftigen Priester verrathen, indem er die Gewissensfreiheit als eine einstweilige Nothwendigkeit hinstellte, deren die Gesellschaft zu entzathen lernen werde. Diese bedenklichen Lehren wurden noch weiter entwickelt, als nach dem frühen Untergang des „Producteur“, die Predigt eine Sache des Wortes, statt der Feder wurde. Schon Ende 1828 begann Enfantin seine mündlichen Auseinandersetzungen. Bald darauf wurden regelmäßige Conferenzen eingerichtet, in denen Bazard als der Hauptredner auftrat. Dieser, ursprünglich ein unbescholtener und angesehener Republicaner der revolutionären Schule, ein Ex-Carbonaro unter Buonarotti, hatte sich seit Kurzem der Politik ab- und ganz den socialen Fragen zugewandt, die er mit Leidenschaft und dialectischer Schärfe zu erörtern liebte; aber hinter ihm stand Enfantin, die Seele der Secte, der ihm das Thema eingab, das Jener mit seiner feurigen und überzeugenden Beredtsamkeit zu entwickeln hatte.

Enfantin gehörte einer Finanzfamilie an und war selber, nachdem er die polytechnische Schule mit Glanz absolvirt hatte, als Commis in einem Bankgeschäfte thätig gewesen. Die frühe Gewohnheit des Umgangs mit dem abstracten Werth-

<sup>1)</sup> Nicht zu verwechseln mit den Oekonomisten Germain und Joseph Garnier.

<sup>2)</sup> Wir entlehnen diese sehr bezeichnende Benennung von Dühring (Kritische Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus), aber auch nur diese Benennung. Wer das in vielen Hinsichten ausgezeichnete Buch kennt, weiß, daß es, getreu dem Titel, eben nur eine „kritische“ Geschichte ist. Unser Aufsatz dagegen enthält nur die Umrisse einer darstellenden, erklärenden Geschichte, welche bei Dühring, der alle Systeme und Vorgänge als bekannt voraussetzt, nicht zu finden ist.

zeichen der Dinge, statt mit den Dingen selber, war zu einer zweiten Natur bei ihm geworden, wie bei vielen seiner Anhänger; aber sie vereinigte sich in ihm mit einer der mächtigsten Persönlichkeiten des Jahrhunderts; so mächtig in der That, daß selbst die Lächerlichkeit, der sonst in Frankreich keine Größe zu widerstehen vermag, sie nicht zu entkräften vermochte. Ein unklarer Denker und ein Kühner Biffret, als Redner mittelmäßig, von beschränkten Kenntnissen, wirkte er, wie Religionsstifter zu wirken pflegen, durch magnetische Kraft, durch rücksichtslose Energie, durch unbewußte, auch wol durch bewußte, Lüge, und indem er den sinnlich-mystischen Neigungen einer nicht unedlen, aber erregten Jugend Vorschub leistete. Selbst bedeutende Männer wie Bazard selber, ein A. Blanqui, der Bruder des Verschwörers Auguste, ein Buchez, Laurent (de l'Ardeche) waren lange unfähig dieser persönlichen Macht Widerstand zu leisten und wußten sich erst spät zu emancipiren. Wieviel mehr Anziehung mußte er auf die Jünglinge, die Frauen ausüben! Zu Hunderten strömten denn auch die jungen Leute nach der Rue Taranne, wo der berechnende, selbstgewisse Enthusiast und unfreiwillige Komödiant, neben seinem heftigen Genossen Bazard, die neue Lehre predigte, und bald hatte sich eine ansehnliche Schaar um die Beiden versammelt. Es waren meist Polytechniker, welche ihre ausschließlich mathematisch-geometrische Verstandes-Bildung zur abstracten Utopie vorausgestimmt hatte, während Wenige der jungen Historiker und Dichter, die mit der concreten Phantasie zu arbeiten gewohnt waren, an jenen willkürlichen Constructionen Geschmack fanden. Die Bewegung der Gemüther war eine große: der Friede und der Ausschluß der Mittelclassen von der Regierung hatte den aller gutgearteten Jugend natürlichen Thaten- und Schaffensdurst gesteigert, freilich auch das Bedürfniß nach Genuß mehr als gut entwickelt: allein dieser Drang ward seines selbstsüchtigen Anscheines entkleidet, indem man durch die versprochene Weltverbesserung Allen Theilnahme an den Genüssen zusichern zu können hoffte. Diese Ideen aber und Triebe waren ganz unbestimmter, allgemeiner Art bei einer Generation, die Nichts recht gründlich wußte, fern von der Wirklichkeit in geschichtsphilosophischen Begriffen und mathematischen Formeln lebte, einer Generation, die in aller und jeder Hinsicht der schroffe Gegenpart zu dem positiv gestimmten Geschlechte der sechziger Jahre war. Als nun nach der Julirevolution das Gefühl der Enttäuschung bei dieser Jugend überhand nahm, als die Ueberzeugung um sich griff, daß mit der erlangten politischen Freiheit und gesetzlichen Gleichheit wenig gewonnen war, um das Leben erquicklicher und innerlich reicher zu gestalten, befestigten sich die Jünglinge, denen nicht mit unfruchtbarem Anseinden der politischen Formen gebient war, immer mehr in diesen Weltverbesserungsgedanken, welche, so meinten sie, das Wesen selbst der menschlichen Gesellschaft ändern sollten.

Enfantin hatte natürlich die Gelegenheit der Julirevolution nicht vorbeigehen lassen, ohne die dadurch hervorgerufene Aufregung der Gemüther für seine Zwecke auszubedenken. Bereits am 30. Juli war ein Manifest erschienen, worin er die Abschaffung des Erbrechtes und die Befreiung des Weibes verlangte. Schon vorher war der bescheidene Saal der Rue Taranne zu enge geworden für die „Schule“, und da sich viele Reiche betheiligt hatten, hatte eine neue Wochen-

schrift, der „Organisateur“, gegründet werden können (15. August 1829). Zugleich hatte sich die Secte schon hierarchisch eingerichtet unter der doppelten Hohepriesterschaft Infantin's und Bazard's. Sie stellten den „obersten Vater“ in zwei Personen dar, während neben ihnen das „Collegium der Väter“ oder Apostel stand, denen sich die Schüler ersten, zweiten und dritten Grades, sowie die Novizen, „Besucher“ (visiteurs), genannt, angeschlossen: eine Verfassung, welche etwa zwei Jahre dauerte (1829—1830), worauf dann die „Lehre“ und die „Schule“ förmlich zur „Religion“ und „Familie“ wurden. Schon ehe es dazu kam, hatte sich die Idee der Gütergemeinschaft in die Theorie und Praxis der Schule eingeschlichen. Mit den gemeinsamen Geldern der Mitglieder ward der hochangesehene und einflussreiche „Globe“ gekauft, in welchem während der letzten Jahre der Restauration alle aufstrebenden Talente der politischen und literarischen Reform, unter Sainte-Beuve und Ch. de Rémusat, der „Revue française“, dem Organ des älteren und gemäßigteren Liberalismus unter Broglie und Guizot secundirt hatten. Schon seit November 1830, wo Pierre Leroux das Blatt an sich gebracht, nachdem fast alle Mitarbeiter sich in der neuen Regierung und um sie ihr Plätzchen gesichert hatten, diente der „Globe“ der Saint-Simonistischen Sache; von jetzt ab (Januar 1831) trat er unter die Leitung des jungen Michel Chevalier, eines Lieblingschülers von Infantin und eines der Begabtesten unter den Sectirern. Zugleich war der Sitz des Hauptcollegiums nach der Rue Monsigny verlegt worden; denn schon hatte man mehrere Untercollegien oder vorbereitende Stadien bilden müssen, um die andrängenden Novizen alle unterzubringen. Von Tag zu Tag mehrten sich diese, meist talentvolle, oft hochgebildete, nicht selten wohlhabende Jünglinge, die ihr Vermögen der „Sache“ darbrachten<sup>1)</sup>. Im Jahre 1831 erhielt die „Familie“ über 330.000 Francs freiwilliger Beiträge; und die „Brüder“, welche noch kein selbständiges Gut hatten, verließen Vater und Mutter, bequemem Wohlstand, eine begonnene Laufbahn, um sich der Secte anzuschließen.

Geringeren Erfolg hatten die Apostel beim niederen Volke, das nur wenig

<sup>1)</sup> So erhielten Bazard und Infantin, der übrigens kein eigenes, nicht unbedeutendes Vermögen eingesetzt hatte, auf eine öffentliche Aufforderung um Beiträge vom Creuzot das Anerbieten eines großen Capitals mit der einfachen Unterschrift: „Henri et Cécile Fournel pour leur enfant.“ Hier eine Liste der durch ihr späteres Leben am bekanntesten gewordenen Namen, außer Aug. und Ch. Comte, Aug. Thierry, Buchez, A. Carrel, Léon Halévy, Laurent (de l'Ardeche), Ad. Blanqui, die sich Alle schon vor Bazard von der Schule getrennt, und denen, welche wie Sainte-Beuve, F. Vizet und viele Andere, nur leichte Umwandlungen von Saint-Simonismus empfunden hatten: Olinde und Eugene Rodrigues, der Rechtsphilosoph Serminier, der Mineralog Le Play, die Metaphysiker Pierre Leroux und Jean Reynaud, der Nationalökonom Michel Chevalier, der republikanische Unterrichtsminister G. Carnot, der Stifter des Crédit mobilier, Em. Pereyre, der Erbauer der ersten französischen Eisenbahn, Mony, die Begründer und Leiter einflussreicher Blätter, wie der „Opinion nationale“, des „Magazin pittoresque“ und des „Univers“, Guéroult, Charton und Saint-Chéron, der Dramatiker Ch. Dubeyrier, der Musiker Félicien David. Auch die Fournel, Gazeaux, Dagueit, Dugied, J. Lechevalier, Barrault, Lala-bot, Hoard, A. Trançon, Margerin, Demonnier, Arles Dufour, Flachat, Jules Delbrück, Artaud, d'Éichthal, R. Bonheur, haben sich als Schriftsteller, als Ingenieure, als Reisende, Financiers und Politiker in der französischen Gesellschaft bekannt gemacht. Unter den eingetretenen Damen sind Mme. Bazard, Mme. Flachat, Mme. Fournel und Mme. Saint-Filatre die meistgenannten.

von der hohen Lehre verstand. Denn während Saint-Simon noch Alles für das Volk, Nichts durch das Volk hatte thun wollen, so verleitete die Julirevolution die Jünger und deren Anhänger schon, das Volk selber anzurufen, weil sie glaubten, nun plötzlich zwingen zu können, was sie vordem erst von der Zeit erwartet hatten. So fielen sie unmerklich wieder in den Grundirrtum der Rationalisten, von dem sie sich kaum emancipirt hatten; und erreichten in kurzem Paroxysmus jene bedenkliche Stufe des Wahnsinns, die Phantasie, Mysticismus und Logik, mit einander verbunden und von der Wirklichkeit losgelöst, bald zu erreichen pflegen. Kein Wunder, daß das Erwachen den geraden Umschlag nach sich führte: die ernüchterten Schwärmer fielen ganz der zufälligen Wirklichkeit anheim: wurden Politiker, die um Macht, Schriftsteller, welche um Erfolg, Geschäftsleute, die um Gewinn, Lebemänner, die um Genuß warben. Das Princip jedoch, von dem sie ausgegangen, wirkte fort und fort; denn es hatte Wahrheit in sich: die historische Anschauung d. h. die Objectivität des Gewährens- und Wachsenlassens, griff immer mehr um sich, bis am Ende des Jahrhunderts bei den ausgewählten Geistern der Nation aller Glauben an die Macht der Staatseinrichtungen, wie an positive gesellschaftliche Schöpfungen erloschen ist, während die Ueberzeugung, daß Interessen, Leidenschaften und Ideen in unvorbedachter und unbewußter Zusammenwirkung die Welt umgestalten, die fast alleinherrschende unter den denkenden Köpfen geworden ist. Wie weit schien die Jugend von 1830 von solcher Anschauung entfernt, als sie vermeinte, Staat, Religion, Literatur, Gesellschaft, Volkswirtschaft nach vorgefaßtem Plane neu herrichten zu können!

Die Jünger Saint-Simon's waren die Vordenker in diesem Eifer, obgleich sie die Politik soviel wie möglich vermieden. Mußten sie dieselbe berühren, wie in ihrem Organ, dem „Globe“, so traten sie entschieden den revolutionären und demokratischen Vorurtheilen entgegen, sprachen stets für den Frieden, für ein Staatenbündniß ganz Europa's zur größeren Entfaltung der Industrie und sie stellten sich nicht nur in den äußeren Angelegenheiten, sondern auch in den inneren in schroffen Gegensatz zu dem eng nationalen und Parteistandpunkt der Republicaner. Ja, der eigentliche Führer der Bewegung, Enfantin, ließ den Staat, wie er bestand, ganz unberührt, da er hoffte, sich der Gesellschaft durch Aufrichtung einer neuen Kirche zu bemächtigen. Und er glaubte Mitte 1831 diesem seinen Ziele schon um Vieles näher gekommen zu sein: denn schon zählte die neue Religion über 40,000 Gläubige; neben dem alten Hörsale der Rue Taranne und dem Sitz der „Familie“ in der Rue Monsigny, wurden noch zwei andere Lehrsäle mitten im elegantesten Viertel von Paris eröffnet und bald bestand ein „Amt“ in jedem der zwölf hauptstädtischen Bezirke. In der großen Halle der Rue Taitbout wurde alle Sonntag um 12 Uhr öffentlicher Gottesdienst verrichtet, wobei die „Väter“ nicht nur vor der Gemeinde, sondern auch vor dem in drei Reihen versammelten Publicum ihre Predigt hielten; und schon waren in der Provinz fünf Zweigkirchen gegründet worden.

Zugleich bildete sich die Lehre immer mehr aus, und die conservativen Bestandtheile der französischen Gesellschaft begannen aufmerksam, ja ängstlich zu werden. Schon gleich nach der Julirevolution waren von einem der bekanntesten

Vertreter des alten rationalistischen Liberalismus, dem „radicalen“ Mauguin, vor der Kammer die Manifeste der Weltverbesserer denunciirt worden. Diese aber hatten mit einer Auseinandersetzung „an den Vorstehenden des Abgeordnetenhauses“ geantwortet, welche als das Glaubensbekenntniß der Schule in der Zeit ihrer Blüthe und Eintracht angesehen werden kann. Sie protestirten darin gegen die Anschulldigung des Communismus. Hielten sie doch recht im Gegentheil die Ungleichheit der Menschen für die Grundlage der Gesellschaft überhaupt und jener Form der Gesellschaft insbesondere, welche sie Association nannten und welche die Stelle des herrschenden Individualismus einzunehmen bestimmt war. Wohl aber verlangten sie die Abschaffung des Erbrechtes, die Ausbeutung des Bodens wie des Capitals durch Association, eine hierarchische Ordnung dieser Association, welche die Arbeitsaufgabe je nach den Fähigkeiten, den Lohn je nach den durch diese Fähigkeiten erzielten Leistungen vertheile, so daß der Müßiggang ein für allemal aus der Gesellschaft verschwinde. Auch die Familie, die Ehe wollten sie achten, wie die Ungleichheit; nur gedächten sie die Sendung des Christenthums, welches die Frauen aus der Sklaverei geriffen, zu vollenden, indem sie dieselben nicht nur religiös, sondern auch politisch und bürgerlich befreiten. Die Gattin soll dem Gatten gleich sein in der Kirche, dem Staate, der Familie; ja sie sollen zusammen nur Eins ausmachen und es soll an die Stelle des Individuums Mann das Individuum „Mann und Weib“ treten. In der That waren diese zwei Grundsätze, in den Eigenthumsverhältnissen Abschaffung des Erbrechtes, in den Familienverhältnissen Emancipation der Frau, bis dahin die zwei Angelpunkte der ganzen Lehre gewesen, ehe sich noch der dritte Glaubenssatz von der Wiederherstellung des Fleisches dazu gesellte, welcher dann die ganze Kirche sofort ihrer raschen Auflösung entgegen führte. Schon vorher war der Weg, der seit Saint-Simon zurückgelegt worden, ein beträchtlicher, und zwar ein so beträchtlicher, daß der Ausgangspunkt oft aus den Augen verloren schien.

### III.

Wol gingen auch die Schüler, wie einst der Meister, von der damals herrschenden Geschichtsphilosophie aus; wo sich aber Saint-Simon begnügt hatte, eine Thatfache zu constatiren, stellten seine Nachfolger sofort ein allgemeines Gesetz auf. So wurde — um die Reaction des 19. Jahrhunderts gegen das 18. plausibel zu machen — die gesammte Weltgeschichte in kritische und organische Perioden eingetheilt: in jenen würden die innerlich überlebten Autoritäten zerflört, in diesen neue Autoritäten aufgerichtet. Zunächst die Religion, als oberstes Princip aller Autorität. Denn wie der Meister, der in seinem letzten Werke, „dem neuen Christenthum“, so eindringlich die Nothwendigkeit der Religion gepredigt hatte, so betonten auch die Gründer der Secte ganz besonders den religiösen Charakter ihrer Lehre: doch gingen sie schon hier über ihn hinaus, indem sie die Dinge präcisirten, die er nur unbestimmt angedeutet hatte. Die Religionen, hatte Lessing, darin ein Vorläufer unseres Jahrhunderts, gelehrt, vervollkommen sich: der Vielgötterei folgte der jüdische Monothetismus, diesem die Unsterblichkeitslehre Christi: die Zeit eines „neuen ewigen Evangeliums“ ist

vielleicht nahe. Dies „dritte Zeitalter“ Lessing's, schien den Saint-Simonisten, welche „die Erziehung des Menschengeschlechtes“ zu ihrem anderen Textbuche machten<sup>1)</sup>, nun wirklich gekommen. Der Unglaube sei begreiflich in den kritischen Perioden, wo man die in der Gesellschaft herrschende Disharmonie auch der ganzen Weltordnung zuschreibe. Nicht so in den organischen Perioden, welche die planmäßige Entwicklung der Menschheit vor Augen haben. Denn überschaut man aus einer solchen Epoche heraus den Gang der Religionsgeschichte, so findet man steten Fortschritt: im Götzendienste (Fetischismus) ist die noch zusammenhangslose Vergötterung der Naturerscheinungen der religiöse Gedanke, die Furcht das religiöse Gefühl, der Familiencultus die religiöse Form; in der Vielgötterei ist schon eine Ordnung und gegenseitige Unterordnung der Naturerscheinungen, hat sich schon die Frömmigkeit (piété) entwickelt, ist der Naturalcultus an Stelle des Familiencultus getreten; im Monotheismus endlich finden wir die Einheit der Natur und ihre Unterordnung unter Ein Princip, finden wir die Liebe, finden wir den Cultus der Menschheit. Der Fortschritt nun, der zu erzielen bliebe, wäre der, daß die Brüderlichkeit und Glückseligkeit, welche das Christenthum in den Himmel verlegt, sich schon auf Erden verwirkliche. Daß die Erde aber nicht unter der Herrschaft der Gewalt und des Bösen bleibe, sondern unter die des Friedens und des Guten komme, das könne nur durch die Wiederherstellung (réhabilitation) des Fleisches bewerkstelligt werden. Denn das Christenthum hatte das Fleisch verpönt und sich dadurch die Wirklichkeit entfremdet, das Böse darin walten lassen. Seiner antagonistischen Ordnung nun solle die harmonische entgegengesetzt werden, dem Gott-Stoff des Heidenthums, wie dem Gott-Geist des Christenthums der „Gott-Stoff und Geist“, der Alles durchbringe, dessen Einheit, nach Lessing, nicht die Einheit endlicher Dinge sei, sondern eine „transcendentale Einheit, welche eine Art von Mehrheit nicht ausschließt“, und den Vater Infantin so definirte: „Gott ist Eins. Gott ist Alles, was ist. Alles ist in ihm. Alles ist durch ihn. Keiner von uns ist außer ihm; aber Keiner von uns ist Er. Jeder von uns lebt von seinem Leben; und wir Alle communiciren in ihm; denn er ist Alles, was ist.“ Obgleich nun dieser Gott Infantin's nicht die Substanz selber wie bei Spinoza sein sollte, sondern eine lebendige Kraft, so stieß der pantheistische Grundgedanke doch auf lebhaften Widerspruch. Monate lang stritt Buchez für die reine Geistigkeit Gottes, bis er sich endlich besiegte zurückzog, wie wenige Monate später nach noch heftigeren Kämpfen Bazard selbst sich zurückzog, weil er die äußersten Folgerungen des Dogmas von der Wiederherstellung des Fleisches nicht annehmen wollte. Denn Alles sollte ja unter das religiöse Princip gestellt und von demselben geheiligt werden; jede menschliche Thätigkeit, wie jede Stundgebung der menschlichen Natur eine religiöse sein. Somit seien alle Sinnengenüsse heilig wie alle Thätigkeit, die deren Befriedigung zum Zwecke habe: lebt das Göttliche ja doch auch in den Sinnen. Wie aber das Wesen Gottes Liebe sei und sich nur im Geiste und im Stoffe offenbare, so solle auch in der Gesellschaft die Liebe herrschen und sich offenbaren im Geiste und im Stoffe. Der Liebe nun entspricht das Priestertum, welches die

<sup>1)</sup> In Eugène Rodrigues' Uebersetzung.

Frömmigkeit darstellt, wie dem Geiste das Gelehrtenthum entspricht, welches die Lehre (das Dogma) darstellt, wie dem Stoffe die Gewerbetreibenden entsprechen, welche den Cultus darstellen. Haupt der Religion aber war Enfantin, Haupt der Lehre Bazard, Haupt des Cultus Rodrigues: doch hatten die beiden Letzteren ebenfalls ein Priesterthum; da ja auch Gelehrte und Gewerbetreibende einen priesterlichen Charakter haben müssen in einer Gesellschaft, die ganz unter dem religiösen Principe steht. Und die Autorität dieser Priester sollte eine unumschränkte sein: denn kein geschriebenes Gesetz sollte sie binden, sondern nur die lebendige Liebe. Man sieht, wie weit die Jünger schon vom Meister entfernt waren, welcher die eigentliche Herrschaft (die „Ausführungskammer“) nicht den Priestern, sondern den Capitalisten überwies. Noch weiter entfernte sich die Schule von ihm in der Eigenthumsfrage.

Auch hier ging man von der geschichts-philosophischen Eintheilung der Geschichte in kritische und organische Perioden aus. In jenen, sagte man, herrsche das Princip des Gegensatzes der Einzelnen, in diesen das der Verbindung der Einzelnen. Jeder wahre Fortschritt aber, der in diesen organischen Perioden gemacht werde, könne nicht wieder ungeschehen gemacht werden. So ist die Menschheit auf dem Wege der Verbindung der Einzelnen erst zur Familie, dann zur Stadt, weiter zur Nation zusammengetreten, von wo nun ein weiterer Schritt zum Staatenbunde führen müßte. So sei die arbeitende Classe von der Sklaverei zur Leibeigenschaft, von dieser zum Proletariat vorgeschritten, von wo sie jetzt zur vollen Freiheit zu gelangen habe. Und in diesem Punkte blieben sie denn auch dem angeblichen Stifter treu, der nie von der Befreiung des Weibes geredet, wol aber wiederholt gelehrt hatte: „alle gesellschaftlichen Einrichtungen müßten die schnellstmögliche Verbesserung der Lage der zahlreichsten und ärmsten Classe zum Zwecke haben.“ Diese Worte behielten auch die Jünger stets im Munde und im Sinn; und der sachliche Zweck der „Verbindung der Einzelnen“ war auch für sie, wie für den Meister, die Ausbeutung der Erde zum Nutzen Aller. Da aber die Erblichkeit des Eigenthums diese Ausbeutung verhindert, indem sie eine unnatürliche Ungleichheit an die Stelle der natürlichen Ungleichheit setzt, müßte sie erst beseitigt werden. Denn die natürliche Ungleichheit beruhe nicht auf der Verschiedenheit der Geburt, sondern auf der Verschiedenheit der Fähigkeiten: der Mehrertrag, den der Boden nach Unterhalt der Bebauer abwürfe, sei „Jedem nach Maßgabe seiner Fähigkeiten, jeder Fähigkeit nach Maßgabe ihrer Leistung“ zu vertheilen. Dies aber sollte der Staat thun, welcher auch die Arbeitswerkzeuge — und Boden wie Capital seien nichts als Arbeitswerkzeuge — zu vertheilen habe; denn es sei nicht abzusehen, warum der Staat, der über die militärischen, ja sogar über die wissenschaftlichen Fähigkeiten und Erfordernisse urtheilt und Beschlüsse faßt, Straßen und Canäle baut, Forste und Posten verwaltet, die Tabaksindustrie und auch nicht monopolisirte Fabriken, wie die von Teppichen (Gobelins) und von Porzellan (in Sevres) in Händen habe, nicht ebenso mit allen anderen Zweigen des Ackerbaues und des Gewerbes verfahren könnte. Der Zukunftsstaat nun, meinte man, könne hierarchisch, wol auch despotisch geordnet sein: jedenfalls war von Saint-Simon's drei Rammern nicht mehr die Rede, und die Autorität spielte eine größere Rolle als die Frei-



heit, welche ja nur bei unharmonischen Gesellschaften eine Nothwendigkeit sei, nicht aber in harmonisch geordneten. Doch sollte die Regierung nichts weiter zu thun haben, als Buch zu führen zwischen Consum und Product — nicht zwischen Consumenten und Producenten: denn Alle sollten ja produciren und consumiren und alle Bürger Staatsangestellte werden wie Soldaten und Officiere, deren Gehalt ja auch nach der Fähigkeit proportionirt ist, und denen ein Gnadengehalt bei eingetretener Arbeitsunfähigkeit ertheilt wird. Und wie im Heere verschiedene Waffengattungen, so sollen im Gewerbe verschiedene Arbeitsgattungen sein, Alle unter demselben Oberbefehl auf einen gemeinsamen Zweck hinarbeitend. Die Zahlung müsse in Natur erfolgen, oder vielmehr in Crediten, welche den Arbeitern bei den verschiedenen Staatsniederlagen eröffnet würden; und auch Luxusartikel sollten auf diese Weise zur Vertheilung gelangen. Die Vertheilung aber sollte, wie gesagt, durch die Regierung erfolgen, welche zugleich Gesetz und Gesetzgeber sein müsse, „lebendiges Gesetz“, und an deren Spitze ein unfehlbares Haupt, „ein Industriepapst“, wie die Ungläubigen es scherzend nannten, stehen sollte. Die Uebergangsmaßregeln, die man vorschlug, um zu diesem Zustande zu gelangen, waren erst die Beschränkung der Erblichkeit auf die directen Verwandten, dann die Erhöhung der Erbsteuern, und endlich die gänzliche Abschaffung des Erbrechtes — was die Schenkung flüssigen Vermögens bei Lebzeiten ja nicht beeinträchtigen konnte; die Vermehrung der Creditanstalten, welche das Capital Allen zugänglicher machen sollten und die Behandlung der Grundeigentümer als einfacher Commanditäre: Alles Saint-Simon'sche Grundgedanken, aber übertrieben und fast in ihr Gegentheil verkehrt; denn der Meister hatte den Einzelbesitz flüssigen Capitals nicht nur für berechtigt, sondern für nothwendig erklärt; und hatte weder an die Erblichkeit noch an die Familie gerührt, mit deren Abschaffung die Lehre, trotz aller ihrer Beteuerungen, daß sie nicht an die natürliche Ungleichheit rühren wolle, doch einen großen Schritt zum Communismus hin gethan hatte.

Rühner noch als in der Frage von der Religion und dem Eigenthum war der Infantinismus in der Frage von der Familie. Hier besonders war es, wo der Nachfolger nicht nur über Saint-Simon, sondern auch über den Saint-Simonismus, wie ihn besonders Bazard ausgebildet hatte, und wie er in dem Manifest an den Voritzenden des Abgeordnetenhauses (1830) dargelegt worden war, hinausging. Hier hatte es noch einfach geheißen: die Eines, aus denen die Gesellschaft bestehe, seien nicht die Einzelnen, Mann oder Weib, sondern die Paare, Mann und Weib. In jeder Lebensthätigkeit sollten Beide vereint auftreten und zwar als vollkommen gleiche Theile eines Ganzen, nicht als ein untergeordneter und ein herrschender Theil. „Das heilige Gesetz der Ehe, welches das Christenthum verkündet“, und demzufolge „Ein Mann nur mit Einem Weibe verbunden sein“ soll, ist aber auch den Saint-Simonisten heilig, nur soll das Weib gleichberechtigt und die Scheidung möglich sein. Hier war es nun, wo sich der Infantinismus einhängte und die ganze Schule zu Falle brachte.

Anfangs waren Infantin und Bazard als „oberster Vater und lebendiges Gesetz“ in zwei Personen geteilt worden von dem einzigen Jünger Saint-Simon's, der die persönliche Nachfolge besaß, von Olinde Rodrigues. Dann

waren die Rollen vertheilt worden. Enfantin, der sich die Oberpriesterschaft der Religion, d. h. der Liebe, zugetheilt, dem schärfer denkenden Bazard diejenige des Dogma, d. h. der Wissenschaft, dem in den Geschäften herangewachsenen Olinda Rodrigues diejenige des Cultus, d. h. der Industrie überlassen hatte, trat von da ab mit jedem Tag mehr in den Vordergrund und der redliche, zum Aufblicken geneigte Rodrigues, der aufgeregte, leicht von der Aufregung über's Ziel gerissene Bazard waren nicht die Leute, auf die Dauer dieser echten Priesternatur mit Erfolg die Wage zu halten: denn ein Priester war er, geboren zum Chaumatürgen, der halb sich selbst, halb die Anderen täuschte, herrschsüchtig, aber mit Ruhe, immer seiner selbst Herr auch im heftigsten Kampfe, schön von Gestalt und Antlitz, voll verhaltener innerlicher Gluth. So war es ihm bald, obschon er weder das organisatorische Geschick, noch das rednerisch-dialektische Talent der anderen Führer besaß, gelungen, das Haupt der Kirche zu werden. Es war aber nur natürlich, daß unter seinem überwiegenden Einflusse, auch die sinnlichen Verirrungen und mystischen Exaltationen, welche bei solchen, aus den Zeiten der Wiedertäufer und Quietisten in unsere Zeit verschlagenen Schwärmern nicht auszubleiben pflegen, in die neue ökonomisch-socialen Religion eindringen. Enfantin war es, der die Theorie der Ehescheidung weiter entwickelte, indem er zwei Arten von Ehen je nach den zwei großen Kategorien von Menschennaturen annahm, die, wie er sagte, in der Liebe zu Tage treten. Es gäbe Naturen, deren Neigungen dauernd und tief seien, andere, die nur vorübergehender, lebhafter Neigungen fähig wären. Die Natur des Menschen aber könne man nicht ändern: ihr müßten im Gegentheil die gesellschaftlichen Einrichtungen angepaßt werden. Es solle demnach zwei Formen geben, in denen sich das „Paar“ bethätigen könne: die dauernde Ehe derselben Gatten und die wiederholte Erneuerung der Ehe zwischen neuen Gatten vermittelt der Scheidung. Dadurch erhalte Gesetzmäßigkeit eine Thatsache, welche jetzt als eine ungesetzmäßige in der Welt bestehe, die Thatsache nämlich, daß die Ehen in der Ehe leben, die Andern draußen; mit der Gesetzmäßigkeit aber erhalte diese allgemeine Thatsache auch Sittlichkeit: denn die verheiratheten Frauen, die heute heimlich ihre Liebhaber wechselten, würden es dann offen thun und mit Erlaubniß der Gesellschaft, welche das Recht anerkenne, daß ein Jeder nach seiner Natur handle und lebe, folglich auch der Flatterhafte und die Coquette, so gut wie der Beständige und die Treue, der Luxusbedürftige wie der Schlichtgewöhnte. Die Gesellschaft aber werde durch den Priester regiert, welcher die freie Liebe zu regeln berufen sei: denn Enfantin behauptete sehr ernstlich, der Prostitution entgegenzuarbeiten; und die offene, verständige Weise, in welcher Duveyrier von der Sache vor den Geschworenen sprach, nahm ihr, wenigstens in diesem Munde, jeden Charakter pietistischer Küsternheit. Nun ist aber jenes „lebendige Gesetz“, der regelnde Priester, der die Bande zwischen Mann und Weib knüpft und löst, selber ein Paar, dessen beide Theile ihren Einfluß, den sittlichen wie den sinnlichen, gebrauchen sollen, um auf die „Kinder in Saint-Simon“ zu wirken, sei es indem sie ihre geistige und sinnliche Gluth mäßigen, sei es indem sie ihre geistige und sinnliche Trägheit durch Reizung bekämpfen. Denn die Ehe des Priesterpaares ist von einer dritten Art: sie ist monogam ohne ausschließlich zu sein wie die erste Art

Ehe, sie ist polygam wie die zweite Art, aber nicht in Aufeinanderfolge wie diese, sondern gleichzeitig; denn das Priesterpaar vereinigt in sich beide Naturen: die wandelbare und die dauerhafte. Doch war es kaum zu verwundern, wenn bald von den Schülern die Theorie aufgestellt wurde<sup>1)</sup>, daß auch von Nichtpriestern solche Ehen eingegangen werden könnten. Uebrigens sollte es der Frau überlassen werden, die ganze Einrichtung endgültig zu regeln nach dem „Gesetzbuch der Scham“: Enfantin gab sie nur als Vorschläge des „Vaters“, der noch die „Mutter“ erwartete, die Mutter, welche nie kommen wollte.

## IV.

Diese von Enfantin gezogene letzte Folgerung des Saint-Simonismus war es nun, an welcher die ganze Unternehmung zu Grunde gehen sollte. Schon in der Sitzung, in welcher Enfantin die ganze Lehre entwickelte, protestirte eine „Schwester“ in lebhaften Ausdrücken, freilich nur, um bald ihr Unrecht einzusehen und wieder zum „Vater“ zurückzukehren. Bazard wollte um so weniger Enfantin in diese Irrgänge folgen, als seine eigene Frau dabei in's Spiel kam. Es entspann sich eine lebhafte Debatte, in der junge Schwärmer sich wie Shaker geberdeten und wirklichen Hallucinationen anheimfielen, Bazard selbst ohnmächtig zusammenbrach. Diese heftig aufregenden Auftritte im Schoße des „Collegiums“ konnten natürlich der „Familie“ nicht lange unbekannt bleiben und Enfantin brachte endlich selber die Sache vor die versammelte Gemeinde (19. November 1831). Bazard erschien nicht; als aber der „Vater“ seine Theorie entwickelte, ward er von Pierre Leroux unterbrochen, welcher laut protestirte und sich endlich mit Jean Reynaud, Cazeaux und Pereyre zurückzog. Auch Bazard trennte sich nun, nachdem er öffentlich Rechenschaft über die Gründe dieses seines Schrittes abgelegt, und kurz vor seinem frühen Ende, das die Aufregung jener stürmischen Debatten nicht wenig beschleunigt hatte<sup>2)</sup>. Am Tage nach dem Schisma ward die Versammlung ohne die Dissidenten gehalten und Enfantin abermals von Ol. Rodrigues, der sich selber als „Haupt des Cultus“ bestrahlte, zum „obersten Vater“ der Religion erklärt; aber umsonst lud er die „Mutter“ ein, sich auf Bazard's leer gelassenen Sessel zu setzen; umsonst folgte Feste auf Feste im Saale der Rue Monsigny; viele schöne und elegante Frauen erschienen, tanzten, belustigten sich: aber die „Mutter“ blieb aus. Auch war die Casse nachgerade erschöpft: denn die Feste kosteten Geld, der „Globe“, der umsonst vertheilt wurde, verzehrte nicht wenig; und die Einnahmen waren seit der Spaltung vermindert. Enfantin selber hatte sein ganzes, nicht unbeträchtliches Vermögen geopfert; ebenso beide Rodrigues und Andere. So ward denn das „eigennützige“ Capital angerufen: die Secte gründete eine Credit-

<sup>1)</sup> S. im Globe vom 12. Januar 1832 den Artikel Duveyrier's, La Femme: „Man würde Männer und Frauen sehen, die in einer ungenannten Liebe geeint wären, in einer Liebe, die weder Erkältung noch Eifersucht kenne; Männer und Frauen, die sich Mehreren hingäben, ohne je aufzuhören einander anzugehören, und deren Liebe im Gegentheil wie ein göttliches Gastmahl wäre, das an Pracht zunähme, je größer die Zahl und die Auswahl der Gäste.“

<sup>2)</sup> Nach seinem Tode nahmen Pierre Leroux und H. Carnot, der Sohn des berühmten Conventsmitgliedes, die Polemik auf.

gesellschaft und gab Actien zum Nennwerth von 1000 Francs gegen Zahlung von 350, dann sogar 250 Francs aus und versprach 5 Procent vom Nennwerth. Allein die Speculation hatte wenig Erfolg: es kamen nur 81,000 Francs ein (164 Actien zu 350 und 100 zu 250 Francs). Auch der Versuch, durch vereinte Arbeit Gewinn zu erzielen, schlug fehl: obgleich 4000 Mitglieder vom Arbeiterstande in den Werkstätten für Rechnung der Gemeinde thätig waren. Auch begann jetzt die Staatsobrigkeit einzuschreiten. Schon im März 1831 war der Saal der Rue de Grenelle, stürmischer Auftritte halber, geschlossen worden und sogleich nach jenen heftigen Debatten vom 19. und 21. November, denen das Schisma und Bazard's Tod gefolgt waren, war die Justiz eingeschritten, doch ohne ihrem Vorgehen weitere Folgen zu geben. Anfangs des Jahres (1832) wurden die Gläubigen aus ihrer Kirche in der Rue Taitbout vertrieben, weil sie „öffentlichen Anstoß“ gaben; wurden die Papiere in der Rue Monsigny mit Beschlag belegt und die Häupter in's Verhör genommen. Zugleich traten immer neue Spaltungen ein. Selbst Ol. Rodrigues trennte sich vom „Vater“, als derselbe für die Frau allein das Recht beanspruchte, über die Vaterschaft der Kinder zu entscheiden, während Rodrigues meinte, jedes Kind müsse seinen Vater nennen können. Obgleich nur Wenige dem persönlichen Jünger Saint-Simon's folgten, als er Enfantin für abgesetzt erklärte, so that der Abgang des reichen und geschäftsgewandten Mannes der Sache doch großen Eintrag. Man sah sich genöthigt, die Werkstätten zu schließen, den „Globe“ eingehen zu lassen; und die Uebriggebliebenen zogen, während die Cholera in der Hauptstadt wüthete, auf ein Landgut Enfantin's im nahegelegenen Ménilmontant. In der letzten Nummer des „Globe“ (22. April 1832) kündigte Barrault der Welt den Entschluß des Meisters an: „Enfantin ist der Messias Gottes, der König der Nationen . . . Die Welt sieht ihren Christus und erkennt ihn nicht; darum zieht er sich von Euch zurück mit seinen Aposteln.“ Und der „Vater“ selbst theilte mit (ebenda): „Eine Phase meines Lebens ist vollendet. Ich habe geredet, jetzt will ich handeln. Aber ich brauche einige Zeit Ruhe und Stille. Eine zahlreiche Familie umgibt mich; das Apostolat ist gegründet; ich nehme vierzig meiner Söhne mit mir; ich vertraue meinen anderen Kindern in der Welt unser Werk an und ziehe mich zurück.“

In Ménilmontant wurde nun die auf circa vierzig Brüder zusammengeschnitzene engere „Familie“ organisiert<sup>1)</sup>. Die jungen Leute machten Erdarbeiten zum Tone der von Felicien David componirten Musik und mit vorhergehenden und nachfolgenden Gebeten, alle in der kleidsamen Tracht des Ordens, langem Haare und Bart. Die feierliche Einkleidung fand am 6. Juni

<sup>1)</sup> Die von den Saint-Simonisten veröffentlichte protokollarische Geschichte des Processes (Religion Saint-Simonienne. Procès en la cour d'assises de la Seine le 27 et 28 Août 1832. Paris à la librairie Saint-Simonienne. Rue Monsigny No. 6. Ein Band in 8. von 405 Seiten) gibt (S. 27—29) die Namen, das Alter und den Stand der im Juli 1832 noch in Ménilmontant versammelten 36 Brüder. Der Älteste war 38 Jahre alt, 27 — also drei Viertel der Gesamtzahl — standen in den zwanziger Jahren. Wir verweisen hier ein für alle Mal auf diesen Band, der in seiner Raideität und stenographischen Vollständigkeit ein besseres Bild von den Verhandlungen gibt, als Alles, was darüber geschrieben worden.

statt, während sich die Republicaner und die Truppen um Saint-Méry schlugen, die Getreuen der Herzogin von Berry in der Bretagne ihr Blut vergossen für die Sache Heinrich's V., und am 7. richtete Ch. Lemonnier ein Manifest an's Volk, um für Frieden, Entwicklung und Ueberredung gegen Parteigeist und Gewaltthätigkeit sein Wort einzulegen. „Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt“, umstanden sieben Häupter den „obersten Vater“: sie bildeten, nach M. Chevalier's „neuem Buche“, den lebendigen Katechismus und zwar bedeuteten die zur Rechten das „Wort“, die Formel, die zur Linken die „Form“, das Bild, während Enfantin selber das „Gefühl“ darstellte, was dann zusammen die neue Dreieinigkeit ausmachte<sup>1)</sup>.

Indeß schritt die Voruntersuchung, welche seit dem 22. Januar 1832 eingeleitet war, vorwärts und am 27. und 28. August erschienen fünf Angeklagte vor den Assisen: Enfantin, M. Chevalier, Dubeyrier, Barrault und Rodrigues, vor dessen Trennung die gerichtliche Verfolgung eingeleitet worden. Sie waren angeklagt, einem Vereine von mehr als zwanzig Mitgliedern ohne Erlaubniß angehört und die öffentliche Moral verletzt zu haben. Die Angeklagten, begleitet von ihren, wie sie selber, in die Ordensstracht gekleideten „Brüdern in Saint-Simon“ zogen feierlich von Ménilmontant durch die neugierige Menge der Pariser nach dem Justizpalast. Neben Enfantin nahmen zwei „Schwestern“, Cécile Journal und Aglaé Saint-Hilaire, Plaß, als Freiwillige, da der Gerichtshof sie nicht als Anwälte zulassen wollte. Eine von ihnen unterbrach den Staatsanwalt lebhaft, als er ihr eigenes Zeugniß gegen den „obersten Vater“ anführen wollte, wurde aber brutal zur Ruhe verwiesen. Die aufgerufenen Zeugen fragten den „Vater“, ob sie auch den vorgeschriebenen Eid leisten dürften, und da der „Vater“ seine Zustimmung verweigerte, begann der Staatsanwalt sofort die Anklage ohne Zeugenverhör. Die Angeklagten vertheidigten sich entweder selbst oder wurden durch „Brüder“ vertheidigt, und Dubeyrier rief alle im Saale gegenwärtigen Advocaten auf, zu erklären, ob sie keusch lebten, um seine Theorie zu vertheidigen, derzufolge gesetzliche Vielweiberei an Stelle der tatsächlichen Toleranzvielweiberei zu treten habe. Am zweiten Tage erhob sich auch Enfantin selber, nicht sich „zu vertheidigen“, sondern „zu lehren“, und suchte mehr noch durch den Blick als durch die Rede zu wirken, was die Richter nicht wenig aufbrachte und den Auftritt etwas in's Groteske zog. Das Ganze endigte

<sup>1)</sup> Aehnlich ward in jenem letzten Glaubensbekenntniß der Secte die Symbolik der Sprache entwickelt, und das Ganze schloß mit einer biblisch gehaltenen Genesis von der Erde, die ihren Geliebten, den Menschen, erwartet: denn das Band ist gelöst worden, das sie einigte, weil Gott seinen Sohn gesandt hat, um die Weiden zu trennen, weil der Mensch zum Tyrannen, die Erde zur Sklavin geworden war. Gottes Sohn aber verurtheilte den Sinen zu achtzehnhundert Jahren der Selbstkasteiung, die Andere zu ebensovieleu Jahren der Reinigung, und jetzt ist der Augenblick der Wiedervereinigung gekommen. Der wahre Glaube aber besteht im Glauben an den Fortschritt; und das Alles in mathematischen, algebraischen und geometrischen Formeln abstrußer Art. — Wer das Nähere über das Costüm der Ordensbrüder, ihre Lebensweise in Ménilmontant, wo die ehemaligen Herren ihren ehemaligen Bedienten aufwarteten, über die Mahlzeiten, die Arbeitsweise, die Rolle und Antecedentien der einzelnen Brüder wissen will, den verweisen wir auf die authentischen Berichte des Journal de Paris vom Ende Juni, mitgetheilt von Sisquet (Mém. II. 169 u. ff.).

mit der Verurtheilung Infantin's, M. Chevalier's und Dubeyrier's zu einem Jahre Gefängniß, der beiden Anderen zu 50 Fr. Strafe.

Gewichtiger war die Folge des Prozeßes. Die „Familie“ mußte sich auflösen. Zwar zogen die Einzelnen, gebildete und verwöhnte Söhne wohlhabender Familien, auf Mission in die großen Provinzialstädte, wo sie als Tagelöhner arbeiteten: allein sie fanden keinen Anflang mehr. Viele gingen in entfernte Gegenden, um große Arbeiten vorzunehmen, so Infantin selber und Barrault in den Orient, Fournel nach Texas, und obgleich wenige ihrer Unternehmungen gelangen, so machten sie doch ihrem Namen Ehre, wie denn die Durchstechung des Isthmus von Suez zuerst von ihnen ernstlich angeregt wurde. Michel Chevalier ward bald darauf von der Regierung selber nach Amerika, ja sogar Infantin nach Afrika gesandt, um die dortigen Verhältnisse zu studiren. M. Chevalier's Verdienste um den Freihandel und das Zustandekommen des englisch-französischen Handelsvertrages (1860) sind noch im Gedächtniß aller Lebenden. Und fast Alle zeichneten sich in der Folge durch ihre gemeinnützige Thätigkeit aus: von Einem der Ahrigen wurde der Crédit mobilier gegründet, von einem Anderen die erste Eisenbahn gebaut; sie brachten zuerst die großen Nationalanleihen in Vorschlag, welche später so viel angewandt wurden; sie haben mehr als Andere den Volksunterricht und die Popularisation der Wissenschaft gefördert und — fast Alle sind reiche Leute geworden; fast Alle auch Freunde des Zweiten Kaiserthums, zu dessen volksbeglückendem Cäsarismus sie eine geheime Wahlverwandtschaft zog. Ihr Einfluß aber machte sich noch lange, ja bis heute fühlbar im Industrie- und Creditwesen Frankreichs. Infantin selber starb erst 1864 als hoher Angestellter der Eisenbahngesellschaft Rhon-Mittelmeer, deren Director er eine Zeitlang war.

## V.

Der Saint-Simonismus überlebte die Verbannung vom 28. August 1832 nicht; allein die „sociale Frage“ war einmal aufgeworfen und sie sollte sobald nicht von der Tagesordnung verschwinden, um leider nicht immer von gleich uneigennütigen Gemüthern ergriffen, gleich vornehmen Geistern erörtert zu werden. Denn je müder man der Politik wurde, die so wenig von dem hielt, was man von ihr erwartet hatte, je weniger der Jugend die Gelegenheit gegeben war, auch nur an diesem schwunglosen Staatsleben Theil zu nehmen und darin praktische Erfahrung zu sammeln, desto eifriger warf man sich auf dies unbegrenzte Feld, wo Empfindsamkeit, Phantasie und Logik sich so bequem ergehen konnten, ohne je Gefahr zu laufen, über die Hindernisse der Wirklichkeit zu straucheln.

Noch war das Echo der Predigten der Salle Laitbout und der Colloquien der Rue Monsigny nicht ganz verhallt, als schon neue Irrlehren die öffentliche Aufmerksamkeit, wenn auch in minderem Grade, auf sich lenkten. Bereits vor der Julirevolution hatte Guizot's „Revue française“ die abenteuerlichen Weltverbesserungsvorschläge an's Licht gezogen und dem Publicum zur Belustigung aufgetischt, welche jetzt eben (1829) in einem merkwürdigen Buche „le Monde nouveau industriel et sociétaire“ niedergelegt worden. Nun (1832) hörte man, ein

alter Sonderling und gewesener Handelsdiener, Namens Fourier, sowie ein vom Saint-Simonismus bekehrter Jüngling, J. Bechevalier, hielten in einem Winkel von Paris öffentliche Vorträge über dasselbe philosophisch-ökonomische System, das nicht allein die Gesellschaft, sondern auch die Natur selber umzugestalten bestimmt war. Bald traten noch andere Saint-Simonisten zum sogenannten Fourierismus über; Einer von ihnen veröffentlichte in Pierre Leroux's „encyclopädischer Revue“, eine Analyse der ganzen Doctrin, die, da sie die zum Lachen reizenden Auswüchse der Fourier'schen Phantasie sorgfältig vermieden hatte, ziemlichen Anklang fand. Zugleich kam ein junger Hauptmann, der vor kurzem aus der Genieschule von Metz entlassen worden und dort unter großem Andrang die neue Lehre gepredigt hatte, nach der Hauptstadt, um dort seine Predigten fortzusetzen. Dieser, Victor Considérant, damals vier und zwanzigjährig, gründete nun (Juni 1832) mit Hilfe der begeisterten Freundin des alten Fourier, Mme. Clarisse Vigoureux, ein eigenes Organ des Fourierismus, unter dem wunderbaren Titel „das Phalansterium oder die industrielle Reform“. Bald hatte die Schule ihren eigenen Verlag wie der Saint-Simonismus, ja zwei Schüler, deren Einer Abgeordneter war, gaben und kauften nicht weniger als 500 Hektare Boden bei Rambouillet, um dort Versuche anzustellen: doch geschah es in unvollständiger Weise und obgleich man nicht erfolglos eine Actiengesellschaft gegründet, reichten die Gelder nicht aus, so daß die angefangenen Arbeiten wieder unterbrochen werden mußten<sup>1)</sup>. In Paris selber ward die Propaganda durch Wort und Schrift, namentlich unter den Jünglingen mathematischer Bildung, immer lebhafter in den Jahren, welche der Auflösung der Saint-Simonistischen Schule folgten und dem Tode Fourier's (1837) vorangingen. Die Zeitschrift das „Phalanstère“ ward (1836) zu einer Zeitung „la Phalange“ und diese, immer unter der Leitung Victor Considérant's, welcher seit dem Tode des Stifter's an die Spitze der Schule trat, erschien seit 1845 unter dem Namen der „Démocratie pacifique“.

Denn während der Saint-Simonismus nach großem Aufsehen vollständig verschwand, fristete der Fourierismus ein bescheideneres, aber zäheres Leben bis in unsere Tage: ein Leben freilich, das so wenig Einfluß auf den Idenengang der Nation im Ganzen gehabt, als diese oder jene protestantische Secte Nordamerica's und das denn auch keinen Anspruch auf die geschichtliche Bedeutung erheben kann, welche der Saint-Simonistischen Angelegenheit als einer allgemeinen, tief eindringenden, als einer entwicklungsreichen Bewegung zukommt. Ein Kern von Wahrheit fiel deshalb doch in Fourier's Lehre, obgleich ihr Verkünder unwiderrsprechlich dem Wahnsinn verfallen, neun Zehntel seiner Träumereien baarer Unsinn waren; und es war Victor Considérant's Verdienst, diesen Kern

<sup>1)</sup> Doch bezahlte Herr Baudet-Dulac — so hieß der Deputirte — alle Actionäre bei Heller und Pfennig. S. Chr. Pellarin „Fourier, sa vie et sa doctrine“, S. 120, (die 5. Aufl. 1872). Dies Buch ist die einzige ganz verlässliche Quelle für die Lebensgeschichte Fourier's. Spätere Versuche schlügen ebenfalls fehl: so 1841 bei in Amerika von dem Engländer Albert Brisbane angestellte, 1847 in Cîteaux unter den Gebrüdern Young, ebenfalls Engländern, 1848 in Algier, 1849 in Brasilien, 1863 wiederum in Nordamerika, diesmal unter Victor Considérant's eigener Leitung.

von Wahrheit, soweit thunlich, aus der bunten Hülle herauszuschälen. Es blieb immer noch genug des Phantastischen daran hängen: und der Mangel an philosophischer wie historischer Bildung des alten Grüblers, der das System erfunden, war kaum wieder gut zu machen, am wenigsten von einem Manne einseitig mathematischer Denkgewohnheit wie Victor Considérant, der an der Zahlensymbolik und der antithetischen Symmetrie des ganzen Gebäudes gerade sein besonderes Gefallen hatte.

Auch Fourier's Lehre ist zum Theil Reaction gegen das vorige Jahrhundert, zum Theil Weiterführung seiner Ideen; denn sie ist zugleich ein Protest gegen die einseitigen Doctrinen des Spiritualismus und des Materialismus zu Gunsten der Einheit von Geist und Natur, und ein ad absurdum Führen der dem 18. Jahrhundert so theueren Idee von der Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen. Alle Leidenschaften sind gut, lehrte Fourier; und folglich liegt das Grundgesetz der Gesellschaft im Wesen und den Wirkungen der Leidenschaften. Es handelt sich also nicht darum, die Leidenschaften zu zügeln oder gar zu unterdrücken, um sie mit der Gesellschaft in Einklang zu bringen, oder den in der Gesellschaft bestehenden Einklang nicht zu stören, sondern die Gesellschaft zu modificiren, bis sie der freien Entwidlung der Leidenschaften kein Hinderniß mehr in den Weg legt. Dies zu verwirklichen, müssen vor Allem die Leidenschaften studirt werden und ein solches Studium wird ergeben, daß sie sich sämmtlich auf zwölf Richtungen (Tendenzen) zurückführen lassen. Davon sind fünf sinnlicher Natur, sie entsprechen den fünf Sinnen und sollen die sinnliche Thätigkeit, d. h. die Industrie, fördern. Vier andere sind Tendenzen persönlicher Neigung — Freundschaft, Liebe, Ehrgeiz und Familieninn; die drei letzten sind die des „Schmetterlings“, oder des Wechselbedürfnisses, die des Parteigeistes (passion cabaliste) und die der Begeisterung (passion composite). Zwischen diesen Leidenschaften nun und den Naturgegenständen besteht eine Anziehungskraft, eine Art Wahlverwandtschaft, wie denn überhaupt Erde und Menschheit sich entsprechen. Die Beschäftigung mit diesen, jeder Leidenschaft entsprechenden Naturgegenständen ist aber ein Genuß, keine Last: wäre demnach die Gesellschaft gut geordnet, so brauchte sie keine Pflichten zu kennen; denn alles natürlich Gute, wie der Genuß, ist auch moralisch gut, alles natürlich Schlimme, wie der Schmerz, ist auch moralisch schlimm. Die Gesellschaft allein ist am Uebel schuld, das mit voller Freiheit und mit Ausnutzung jeder Leidenschaft zum Nutzen der Gesamtheit verschwinden würde. Nach Fourier nun müßte die Gesellschaft, um diesen Zweck zu erreichen, in sogenannten Phalangen von je 1800 Menschen, verschiedenen Alters und Geschlechts, jedoch der Mehrzahl nach Kinder, eingetheilt werden. (Für den Versuch sollten auch 1200—600 Personen genügen.) Diese würden alle miteinander in einem großen Gebäude, dem Phalanstère, wohnen und zusammen Ackerbau und Gewerbe treiben, Jeder nach seinem Gange (attraction passionnelle). Da aber auch selbst die zufagenste Arbeit auf die Dauer eintönig und ermüdend wird, so soll sie, um ihre Attraction zu behalten, oft gewechselt werden. Vollständige Gleichheit soll aber im Phalanstereum nicht herrschen: sondern ein Jeder nur nach der Natur und dem Werthe seiner Arbeit, dem beigebrachten Talent und dem beigebrachten Capital, belohnt werden. Die Fa-



milie soll zwar fortbestehen, aber gemildert durch Polyandrie und Polygamie: auch werden die Kinder von der Gemeinschaft erzogen. Uebersättigung ist nicht zu befürchten, da die ausgesuchte und reiche Kost der Fruchtbarkeit der Frauen Einhalt thun wird. Auch herrscht vollständige Freiheit; denn es gibt gar keine Obrigkeit, die gebietet, geschweige denn eine, die straft, sondern nur eine Verwaltung.

Nicht weniger phantastisch als diese Gesellschaft Fourier's, welche in ihrem einzigen, praktischen Theile stark an die Herrnhuter erinnert, ist seine Geschichtsphilosophie, selbst wenn man die in Limonade verwandelte See, die 37 Millionen Homere, die 37 Millionen Netotone und das auf 300 Jahre verlängerte Lebensalter des Menschen als Ausgebirten einer mehr als kranken Phantasie unberücksichtigt läßt. Nach Fourier dauern Erde und Menschheit 80,000 Jahre; dies ihr Leben ist in einander entsprechende Epochen eingetheilt, denn von der Entwicklung des Menschen hängt auch die der Erde ab. Ist doch die Erde wohlthätig, so lange der Mensch seiner eigenen Natur treu bleibt, während sie, die Erde, sammt Flora und Fauna, verdirbt, sobald der Mensch sich durch Mißbrauch seiner Vernunft und verdrehte Gesellschaftseinrichtung verdirbt. Die 80,000 Jahre der Weltdauer zerfallen demnach in vier Perioden, in deren erster, der Kindheit oder dem „Chaos“, welche 5000 Jahre dauert, wir uns noch befinden, und zwar genau in dem fünften, „Civilisation“ genannten, der sieben Unterabschnitte, in die sie getheilt ist. Am Ende nun der 5000 Jahre Kindheit oder „Chaos“ werden Erde und Menschheit nicht durch allmäligen Uebergang, sondern plötzlich mit einem Ruck in die große Doppelperiode der „Harmonie“ eintreten, welche 70,000 Jahre umfaßt und zwar 35,000 Jahre langsam aufwärts strebender und 35,000 ebenso langsam abwärts neigender Entwicklung. Am Ende dieser 70,000 Jahre macht die Erde einen neuen Sprung und tritt in die 5000 Jahre des Endchaos ein, das wiederum in sieben Unterabschnitte eingetheilt ist, worauf dann die ganze Pasterete in die Luft fliegt.

Das einzig halbwegs Werthvolle an dieser ganzen Kosmogonie ist die Kritik der fünften Periode der ersten Epoche, d. h. der Gegenwart oder „Civilisation“. Doch auch hier treibt die Monomanie der Zahlenphilosophie mit der heiligen Vier, der heiligen Sieben u. s. w. ihr Unwesen; ja die Gerechtigkeit selber ist für Fourier Nichts als eine Art Mathematik, mit welcher Gott die Welt, Materie und Geist, regelt. Ausdruck dieser Gerechtigkeit ist aber die „allgemeine Anziehung“ (l'attraction universelle); denn wie es eine mechanische Attraction für die Himmelskörper gibt, so besteht auch eine organische, welche Thier- und Pflanzenwelt belebt; eine geistige, eben jene des Instincts und der Leidenschaften, von der bei Neueinrichtung der Gesellschaft als zu verwertender Kraft die Rede war; eine „aromale“ der untwägbarren Körper und endlich sollte es geben eine sociale für das Zusammenleben der Menschen: quod erat demonstrandum und wozu dieser ganze symmetrische Parallelismus ausgegrübelt worden.

Mit höheren wissenschaftlichen Ansprüchen trat kurz nach Fourier's Tode der gewesene Saint-Simonist P. Leroux, ein Mann von großer speculativer Anlage und philosophischer Bildung, der unter den Metaphysikern jener Zeit eine hervorragende Stelle einnimmt, als Gesellschaftsverbesserer auf. Gegen 1843 begann er in

der That seine schon fünf Jahre früher in der Schrift über „die Gleichheit“ angedeuteten social-politischen Ideen ex professo zu entwickeln. Auch in dieser gehört jedoch Pierre Leroux im Grunde eher der Gruppe der Geschichtsphilosophen an, welche von Saint-Simon ausgehend, die Zukunft der Menschheit durch eine neue Religion oder durch Erneuerung der alten Religion zu verbessern suchten, als den eigentlichen Socialisten. Wie Saint-Simon's berühmtester Schüler, Auguste Comte, die „neue geistliche Macht“ des Comtismus, wie ein anderer Schüler, Buchez, den Buchesismus gründet, so Pierre Leroux die Lehre von der Trias, der die Schelling'sche Idealitätsphilosophie zu Grunde lag. Auch Pierre Leroux ging von einer bitteren Kritik der bestehenden Zustände aus, um zu seiner socialen Religion des „Humanitarismus“ zu gelangen<sup>1)</sup>; doch glaubte er nicht, wie Saint-Simon und seine Nachfolger, an ein Abwechseln der negativen und positiven Thätigkeit der Menschen, sondern an einen stetigen Fortschritt. Der Fortschritt aber ist ein fortwährendes Annähern an die Gleichheit: es fällt eine Kette nach der anderen. Erst befreite sich die Menschheit von dem Stande der Familie, wie es im Patriarchat die Menschen fesselte, dann von dem des Staates, wie es im graeco-römischen Alterthum herrschte; jetzt, in der dritten Periode, gilt's uns von dem Joche des Eigenthums zu befreien. Nicht als ob Leroux nicht Familie, Staat und Eigenthum als berechtigt anerkenne, doch wollte er es nur so lange thun, als sie sich nicht krystallisiren, d. h. Kaste und folglich Hinderniß der Entwicklung werden; es gilt, die üble Tendenz dieser Einrichtungen los zu werden, indem man die wohlthätige Tendenz derselben „organisirt.“ Schon haben wir die Gleichheit vor dem Gesetz, Dank der großen Revolution von 1789; auch die Freiheit der Concurrrenz, die Freiheit des Gedankens, welches Alles nur Formen der Gleichheit sind, werden wenigstens anerkannt, freilich bis jetzt nur theoretisch, rechtlich, nicht thatsächlich, denn thatsächlich ist der Reiche straflos, militärfrei, und in der Industrie ein Unterdrücker. Daher denn auch die heftigen Angriffe P. Leroux's gegen die Plutokratie, welche allein natürlich von den niederen Classen aufgegriffen wurden, da diese den Rest seiner Schrift durchaus nicht zu verstehen fähig waren. Doch enthält Leroux's sociale Lehre, neben diesem negativen Theil, auch einen positiven, der leider eben so mythisch ist als seine Metaphysik. Wie diese beruht er auf der Trias. Der Mensch ist dreifach: Empfindung, Gefühl, Erkenntniß. Bald überwiegt das Eine, bald das Andere: daher Gewerbetreibende (Empfindung oder Materialität), Künstler (Gefühl — er meint Anschauung) und Gelehrte (Erkenntniß). Diese drei Menschenclassen sollen aber nicht Kasten werden wie bei Saint-Simon, sondern in Verbindung und Zusammenwirkung dreier Einzelnen aus jeder Classe handeln, da ja jede Thätigkeit des Menschen aus diesen drei Thätigkeiten zusammengesetzt ist. Das sociale Individuum als Arbeitsindividuum, ist also

<sup>1)</sup> De l'humanité 1840. Sept Discours sur la situation actuelle de la société et de l'esprit humain 1841. Doch kommt vor Allem seine Thätigkeit als Director, mit Jean Reynaud, der Encyclopédie nouvelle 1834, und der Schellingianischen Revue indépendante in Betracht. Die Gründung der Revue sociale, womit Leroux definitiv zum Socialismus zurückkehrte, ist von 1845. Vgl. auch Luc Desjages und Auguste Desmoulin's, zwei Schüler Pierre Leroux's: „Aphorismes de la doctrine de l'humanité“.

dreifach, eine Trias; und eine Vereinigung von solchen Triaden bildet eine Werkstätte. Je nach dem Vorherrschenden nun der einen oder der anderen Thätigkeit soll es drei Arten von Werkstätten geben. An der Spitze Aller steht eine gewählte Leitungstrias. Eine Vereinigung von Ateliers bildet eine Gemeinde: darin sind wiederum Erziehungstriaden, Verwaltungstriaden, Gesetzgebungstriaden, Gerichtstriaden u. s. w. Der Staat aber ist nur eine Wiederholung im Großen dessen, was die Gemeinde im Kleinen ist: das Ganze, wie bei Saint-Simon, Fourier und später bei A. Comte, gleich auf encyclopädische Vollständigkeit ausgehend, wo der wirklich Wirkende nur auf einen Punkt hinarbeitet, und mit all' der Symbolik ausgestattet, mittelst welcher der willkürliche Verstand des Einzelnen durch einen Schlag die tief sinnige Symbolik der Jahrhunderte und des Massengedankens, wie sie in den überlieferten Religionen lebt, ersetzen zu können glaubt. Damit hängt denn auch der kosmopolitische Charakter aller dieser Theorien zusammen, welcher sich so tief von dem Menschheitscultus des 16. und 18. Jahrhunderts unterscheidet. Dieser war naiv und erstrebte nur die Entwicklung des concreten Menschen im Sinne der antiken Humanität und die Berechtigung zu dieser Entwicklung innerhalb der von Natur und Geschichte gegebenen Formen, wie Staat, Nation, Stand, Religion u. s. w. Der Kosmopolitismus des 19. Jahrhunderts gab sich als bewußter Gegensatz der Abstraction Menschheit gegen die Schranken von Nationalität, Rang, Bekenntniß. Auch stabilirte er die Gleichheit der Menschen, wo Jener sich von der Ungleichheit gar nicht bebelligen ließ

## VI.

Während so Geisteskräfte, Phantasten, Denker, ohne viel Anklang bei der Menge zu finden, die Weltordnung auf dem Papier umgestalteten, erschien (1839) das Werk eines Jünglings, das die Masse in ganz anderem Sinne anregte als jene Idealisten des Materialismus. Louis Blanc hatte zugleich politische Ueberzeugungen; er war Jacobiner, im Gegensatz zu den Saint-Simonisten und Fourieristen die von der Politik Nichts wissen wollten. Er wollte nicht nur für, sondern durch das Volk wirken und er rief ungeschont alle selbstsüchtigen Triebfedern der Menschennatur an.

Diese aber wurden gerade damals bei den arbeitenden Classen mehr als je vor- oder nachher durch das Treiben des herrschenden Standes in Bewegung gesetzt. Frankreich war, seit dem Kaiserthume und nicht ohne die Einwirkung der Napoleonischen Continentsperre, aus einem fast ausschließlich ackerbauenden Lande nun auch zu einem eminent industriellen geworden, und es war in den dreißiger und vierziger Jahren in einer ähnlichen Lage, wie Deutschland seit 1860. So lange aber das Glend nur unter den Landbewohnern herrschte, war es dem Mittelstand und der Schriftstellerwelt, die sich aus ihm recrutirte, weniger nahe gerückt; der Gegensatz zum Wohlleben der Reichen minder fühlbar; auch war in der That die Beziehung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer eine menschlichere; die Verständigung, die Zusammenrottung der Entbehrenden schwieriger. Jetzt drängte sich das immer empörendere Stadtglend, das im Gefolge

großer Fabriken einzutreten pflegt, allen Fühlenden auf; bald ward die Bodenfrage, welche Saint-Simon so lebhaft beschäftigt hatte, ganz aus den Augen verloren: man schien zu vergessen, daß die Stadtarbeiter, die man als das Volk hinstellte, nicht allein arbeiteten und entbehrten, daß sie noch immer in Frankreich die Minderzahl bildeten und während Saint-Simon die Umwandlung des liegenden Eigenthums in flüssiges zu beschleunigen wünscht, so beschäftigte sich die neue socialistische Schule fast nur noch mit der Verbesserung des Loses der Fabrik- und Handwerksarbeiter. Die gerade damals ungemein gesteigerte Beweglichkeit des Capitals und sein Sichvordrängen trugen nicht wenig dazu bei, diese ausschließliche Auffassungsweise der socialen Frage zu begünstigen. Es hatte die Besitzenden ein wahres Speculationsfieber ergriffen, seit der wiederhergestellte innere, der gesicherte äußere Friede den Geschäften einen mächtigen Anstoß gegeben hatte. Der Reichthum, welcher nicht nur den Weg zur politischen Thätigkeit eröffnete — denn nur Hochbesteuerte waren Wähler, nur Höchstbesteuerte wahlfähig — sondern auch, seit der alte Adel sich immer mehr zurückgezogen oder mit der Gelbaristokratie verschwägert hatte, der sichere Schlüssel zum Eintritt in die vornehmste Gesellschaft geworden war, — der Reichthum ward der heißbegehrte Preis, um den sich ein großer Theil des Mittelstandes, und nicht immer die Schlimmsten, abmühten. Bald schienen die stetige Arbeit und die Sparsamkeit, durch welche die Nation so reich geworden, zu lange Umwege: die immer im Menschen schlummernde Spielerleidenschaft erwachte und wirkte ansteckend selbst auf die Besonnensten. Die großen Eisenbahnbauten begannen gerade damals und ihr wahrscheinlicher, aber noch unsicherer Erfolg reizte die Speculationslust; Viele bereicherten sich auch im Umsehen, namentlich während der Kriegsdrohungen des Jahres 1840, durch Rentenkauf und -Verkauf. Die fremden Anleihen lockten durch ungeheure Zinsen. Die im Ueberfluß vorhandenen Capitalien begannen bald sich auf reine Aleawerthe zu werfen und der Mißbrauch anonymen Actiengesellschaften ward zu einer nationalen Calamität: die Zeit Latou's schien zurückgekehrt zu sein und wie unter der Régence d'Orléans, so unter dem orleanistischen Königthum schienen der bedächtige, fast furchtsame, sichere französische Handel, die umsichtige Sparsamkeit des französischen Kleinbürgerthums zeitweilig einem wahren Spielerwahnsinn Platz zu machen. Die abenteuerlichsten Unternehmungen fanden Anklang und bereicherten gewissenlose „Gründer“ in wenigen Monaten mit den langsam angehäuften Ersparnissen der kleinen Leute. Und wie's zu gehen pflegt, ward das so unredlich oder leichtsinnig Gewonnene in frechem Prunk verprakt, der die zur Entbehrung verurtheilten Classen der Bevölkerung ganz anders reizte und verstimmt, als die gediegene, aber schlichte Behaglichkeit der erbten oder durch stille Arbeit begründeten Lebensstellungen es je gethan; und zahlreiche Proceffe begannen schon jetzt die Theilnahme hoher Staatsbeamten und den Regierungskreisen nahestehender Männer an Lieferungs- und Concessionsgeschäften des Staates in allen Schichten der Bevölkerung bekannt zu machen.

In diese Stimmung der Entbehrenden und Arbeitenden, welche in den großen Städten gezwungene Zeugen anscheinend müheloser Bereicherung, wie lauten und grellen Luxus sein mußten, fiel, im Augenblick wo die Anstifter der

politischen Verschwörungen, Aufstände und Attentate ermüdet von den fruchtlosen Anstrengungen die Hände sinken ließen, oder unter Schloß und Riegel ohnmächtig an ihren Ketten rasselten, das Büchlein des jugendlichen Louis Blanc. Er war es, der das gelöste Bündniß des Socialismus mit der politischen Revolution wiederanknüpfte und so durchaus den Charakter desselben änderte. „Die Organisation der Arbeit“, welche zuerst in einer Zeitschrift erschienen war, wurde als besonderes Werk in wiederholten Auflagen gedruckt und trug mehr als alles Andere zur Verwirrung der Begriffe und zur Unzufriedenheit des niederen Volkes bei, wie sie sich 1848 der erschrocken Welt offenbarten: denn es kritisirte vor Allem in einfacher negirender Weise die bestehende Vertheilung der Glücksgüter und die gesellschaftliche Ordnung und wies, wenn auch für's Erste noch unausgesprochen, auf die Regierung als schuldige Vertreterin dieser Ordnung hin. Und während „Alle die, welche von der Politik gehandelt, sowie die Geschichte selber, nachgewiesen haben, daß, wer einen Staat einrichtet und Gesetze darin geben will, voraussetzen muß, daß alle Menschen schlecht und bereit sind, ihre Schlechtigkeit auszuüben, so oft sie nur eine gute Gelegenheit dazu finden.“<sup>1)</sup> schloß sich dieser abstracte Gesetzgeber unmittelbar an Rousseau's antichristliche Theorie von der ursprünglichen Güte der menschlichen Natur an, welche die Civilisation verderbt habe, — Alles mit der Beredsamkeit eines rhetorisch gebildeten Literaten, wo bis jetzt nur eine geschmacklose, abstracte, wenig verständliche und ermüdende Sprache gehört worden war. Nicht Alles war Verneinung bei Louis Blanc. Auch er hatte sein Heilmittelchen bei der Hand: die „Nationalwerkstätte“, eine Idee, welcher dieser enge Kopf, von so großer rednerischer Macht, wenn er die Feder statt des gesprochenen Wortes handhabte, sein Leben über festhielt und auch 1848 die Gelegenheit hatte, thatsächlich zu verwirklichen. Im Uebrigen rührte Louis Blanc nicht an das bestehende Eigenthumsrecht, obschon er Beschränkung der Erbfolge zum Vortheile des Staates und der Nationalwerkstätten verlangte.

Louis Blanc's Schlagwörter fanden aber nicht nur unter den Arbeitern und der Jugend Anklang; sie wurden nicht nur in jenen Kreisen unverantwortlicher, von der öffentlichen Staatsthätigkeit ausgeschlossenen Politiker wiederholt: sie drangen bis in die geschlossene Gesellschaft der regierenden Classe, des gesetzgebenden Körpers. Es war bei der Debatte über die Zuckerzölle (9. Mai 1840), wo ein Abgeordneter der Opposition das Interesse der Arbeiter in den heimischen Rübenzuckerfabriken anempfahl und ihm der Vorsitzende zurief, die Kammer habe Gesetze zu geben, nicht Beschäftigung für die Arbeiter zu finden. Zum ersten Male stellten jetzt die Männer der äußersten Linken, welche sich bis dahin sehr ablehnend gegen die sociale Frage verhalten und sich streng auf dem Gebiete des politischen Republicanismus gehalten hatten, das „Recht auf Arbeit“ auf und behaupteten auf der Tribüne, wohl sei's die oberste Pflicht des Staates, allen arbeitsfähigen Menschen Beschäftigung zu verschaffen. Und als wenige Tage darauf (am 24. Mai) die Massenpetitionen um Wahlreform discutirt wurden, sprach Arago, der um der Volksgunst willen nur zu oft seinen großen

<sup>1)</sup> Macchiavelli, Discorsi. I. 3. Hume, Essays. I. 6.

Namen den gefährlichsten Ansprüchen lieb, zum ersten Male das L. Blanc'sche Wort von der „Organisation der Arbeit“ im Parlamente aus; anderen Tags strömten denn auch Tausende von Arbeitern in das Observatorium, das er durch seine Thätigkeit verherrlicht und das wol nicht für solche Gäste und solche Aufführungen errichtet worden war, um ihm ihre Dankbarkeit dafür zu bezeigen, daß er vor jener tauben Versammlung, welche sich als Vertreterin der Nation gebe, die „Sache der Armen“ vertheidigt. Denn immer lauter erscholl fortan der Ruf, daß diese Kammer, die das Land regiere, dasselbe nicht vertrate, weil sie ja sonst wol die Mittel, über die sie verfügte „zum Besten der Nation“ verwenden würde.

Niemand aber war lärmender in seinen Angriffen gegen die „verderbte Oligarchie“ als La Mennais, der seit seinem Bruche mit Rom die ganze gesellschaftliche Ordnung als ein Werk Satans anzusehen gelernt und schon seit Jahren „das Volk“ gegen die besitzende Classe aufgewiegelt hatte, welches Eigenthum wie Herrschaft an sich gerissen. „Die Männer der Unbill (iniquité),“ schrieb er schon 1834, „haben das Land mit der Schnur gemessen; sie haben die Bewohner gezählt, wie man das Vieh zählt, Kopf an Kopf. Sie haben gesagt: theilen wir das und machen wir daraus eine Münze zu unserm Gebrauche. Und die Theilung geschah und Jeder nahm, was ihm zufiel, und die Erde und ihre Bewohner wurden das Besizthum der Männer der Unbill; und sie haben sich untereinander berathen und gefragt: wie viel ist dies Besizthum werth? Und Alle zusammen antworteten: dreißig Silberlinge. Und sie fingen an zu feilschen mit diesen dreißig Silberlingen. Es gab Käufe, Verkäufe, Tausch; Menschen für's Land, Land für Menschen, und Gold zum Begleichen.“

Derlei war heftig genug, doch war's noch unbestimmt und allgemein. Selbstverständlich gingen die Weltverbesserer niederen Ranges viel directer auf ihr Ziel los. Schon im Spätherbst 1837 (3. Frimaire XLVI) war ein „republicanischer Moniteur“ erschienen, dessen Sprache und Ideen sich von der Sprache und den Ideen des Jahres 1793 nur dadurch unterschieden, daß sie, im Gegensatz zum Rausche jener Schreckensjahre, nur die Nüchternheit Derer verriethen, die sich ihrer bedienten, und daß die hohlen Neologismen der neuen communistischen Schulen vom „antisocialen Zustande“ Frankreichs zu jenem Blut-Wörterbuche hinzugefügt waren. Nach einiger Zeit nahm er denn auch geradezu den Titel von Baboeuf's Organ, „l'Homme libre“, an und predigte unverhohlen die einfache Gütervertheilung unter die Armen. „Die Zeit naht, wo das Volk mit bewaffneter Hand fordern wird, daß man ihm seine Güter zurückerstatte . . . Was der Reiche besitzt, ist meist nur die Frucht des Raubes. Die Erde muß Allen gehören. Die, welche Nichts besitzen, sind von Denen, die besitzen, bestohlen worden“ (Erste Nummer, August 1838.) Und die Proclamationen der ausschließlich aus Arbeitern bestehenden „Gesellschaft der Jahreszeiten“, an deren Spitze Blanqui stand, erklärten laut: „da das Volk und die nützlichen Arbeiter Alles hervorbrächten, so hätten sie auch ein ausschließliches Recht auf Alles. Die Errichtung der Republik sei weniger ein Zweck als ein Mittel, um die Güter von den Besitzern, die nicht arbeiten, auf die Arbeiter, die Nichts besitzen, übergehen zu lassen.“ Denn „das Loos des Proletariers gleiche dem

des Leibeigenen und Negers; sein Leben sei nur ein langes Gewebe von Glend, Mühen und Leiden.“ (Beim Aufstand vom 12. Mai 1839 ergriffene Proclamationen.) Unaufhörliche, directe Aufforderungen zum Morde des Königs, als zur ruhmreichsten und verdienstvollsten Heldenthat, durchdrankten alle diese socialistischen Programme.

Diese Rebellen gegen Staat, Eigenthum, Familie und Religion — sie bekannten sich alle zum Atheismus und nur Barbès war „Spiritualist“, wie sein Freund Blanqui mitleidsvoll erklärte (s. *Revue rétrosp.* p. 5.) — zählten übrigens nie mehr als 850 Mann und ihr Versuch, die gesellschaftliche Ordnung umzustürzen, ward damals noch mühelos erdrückt (12. Mai 1839). Bedenklicher waren schon die im Jahre 1840 veranstalteten großen Arbeitseinstellungen, die ersten, welche in solchem Maßstabe organisiert wurden: 5000 Schneider machten den Anfang, indem sie höhere Löhne verlangten und gegen das von den Arbeitgebern stark mißbrauchte Dienstmuch Einspruch erhoben. Bald ahmten die Schreiner und die Tapetenbrucker ihr Beispiel nach. Trotz des gesetzlichen Verbotes der Coalition ward die Sache planmäßig durch Delegirte der verschiedenen Werkstätten betrieben und die einzelnen Handwerke unterstützten sich gegenseitig, wie dann beispielweise die Schriftsetzer, welche ihre Arbeit nicht eingestellt hatten, ihren bedrängten Kameraden mit ihren Ersparnissen wirksam unter die Arme griffen. Lange Prozesse, welche gegen die Delegirten eingeleitet wurden, besserten die Lage nicht. Bald feierten bei 50,000 Arbeiter, gesellten sich zu der unter den Nationalgardisten entstehenden Wahlreformbewegung und vermehrten die wegen des gerade drohenden Krieges herrschende Aufregung. Endlich im September — die Bewegung hatte Anfang Mai begonnen — ward der Straßenverkehr dermaßen durch die arbeitslosen Leute gehemmt, daß das Militär zu Hilfe gerufen werden mußte, um die Haufen zu zerstreuen, wonach denn endlich die Leute nach und nach wieder an die Arbeit gingen. Doch gaben sie deshalb den Gedanken an eine Verbesserung ihrer Lage nicht auf: und die Zeit war ihnen günstig. Die große Aufregung und die gewaltige Enttächtung von 1840 hatten dem gebildeten Mittelstande die Politik für eine gute Weile gründlich verleidet und das Interesse warf sich so mehr und mehr sei's auf die religiöse, sei's auf die sociale Frage. Seit fünf und zwanzig Jahren hatte man die unter dem Kaiserthum bitter entbehrte, so heiß ersehnte politische Aufregung bis zum Ueberdruß genossen; fünf und zwanzig Jahre lang hatte man sich mit parlamentarischen Schlächten um Parteien und Personen, mit journalistischen Erörterungen constitutioneller Fragen genährt; und schon begann jene Abwendung von aller Politik, welche trotz der, in ihrem politischen Theile ganz künstlichen, Bewegung von 1848, wiederum etwa ein Vierteljahrhundert (bis gegen 1866) dauern sollte. Eine der Folgen davon war eben jenes in den Vordergrundtreten der religiösen und socialen Frage. Auch die Faisseurs, welche zehn Jahre lang die politischen Leidenschaften ausgebeutet und aufgebraucht hatten, wandten sich nun mit Vorliebe zu diesen Materien und die thörichte restrictive Gesetzgebung der Zeit erlaubte ihnen nicht an der Hand der Erfahrung praktisch vorzugehen, so daß der Theorie und der Utopie so recht geistlich Thür und Thor geöffnet war.

Jene vielgepriesene Zeit der Freiheit kannte ja weder Versammlungs- noch

Vereinsrecht; die Coalitionen der Arbeiter waren unterjagt, einzelne Gewerbe, wie z. B. die Wäuderei, noch unfrei; und da das Wahlgeſetz den Arbeiterſtand, ja ſelbſt den Mittelſtand von der politiſchen Thätigkeit auſſchloß, das Preßgeſetz ihm die öffentliche Mittheilung unmöglich machte — ſo war die communistiſche Propaganda auf geheime Geſellſchaften und geheime Druckereien angewieſen, ſo daß die Zahl der Theilnehmer und der Leſer immer eine verhältnißmäßig kleine ſein mußte. Am Schlachttage zählte deſhalb die Armee des Aufſtandes doch nach Zehntauſenden; denn dieſe Beſchränkung der Freiheit verhinderte bekanntlich die Ausbrüche des ſocialiſtiſchen Wahnsinns im Mai und Juni 1848 ebenſowenig, als ſie vom Jahre 1832—1837 die zahlloſen republikaniſchen Aufſtände und Attentate auf des Königs Lebens verhindert hatte: und es iſt wahrſcheinlich, daß eine abſolute Freiheit der Bewegung und der Beſprechung innerhalb der Grenzen des gemeinen Rechts den ſtaatsfeindlichen Theorien wol viel zahlreichere, aber auch bei Weitem ungefährlichere Anhänger verſchaft haben würde; ſolche auch, welche die Staatsbehörde beſſer gekannt und leichter überwacht hätte. Das Beiſpiel des nahen England, wo eben die Chartiſten-Bewegung ohne große Anſtrengung niedergeworfen worden (4. Nov. 1839), ſchien nicht da zu ſein für die franzöſiſchen Staatsmänner, welche nur der ſchlimmſten aller Rathgeberinnen, der Furcht, ihr Ohr liehen. Dort ließ man die irgeleiteten Maſſen gewähren: ihre Petitionen ruhig mit Millionen von Unterſchriften bedecken, ihre Führer Brandreden halten gegen Monarchie und Capital; ihre Bataillone ungeſtört ſich muſtern bei Facellicht, um erſt dann einzuzutreten, wenn die Ruhe geſtört ward, wenn der Aufſtand ausbrach, ihn dann aber auch unbarmherzig zu erdrücken, die Schuldigen maſſenweiſe zu deportiren. Und die eben erfolgende Erneuerung der Bewegung brachte die engliſchen Geſetzgeber ebenſowenig aus der Faſſung, als die Schlag auf Schlag gegen die Königin gerichteten Mordverſuche<sup>1)</sup>: man vertraute der Macht der Dinge und der Freiheit, und man vertraute nicht mit Unrecht. Als der Führer der engliſchen Communisten, dem Hunderttauſende noch eben blindlings gefolgt waren, ſich 1847 um einen Sitz im Parlament bemühte, erhielt er eine Stimme, und als das chartiſtiſche Heer am 10. April des folgenden Jahres die Hauptſtadt bedrohte, genügte das Erſcheinen der Londoner Bürger in den Straßen, um das Unternehmen blutlos in der Geburt zu erſticken. Anders in Frankreich, wo man ſich Jahrelang umſonſt bemühte, durch Preßgeſetze und Beſchränkung des Vereins- und Verſammlungsrechtes der Bewegung Herr zu werden. Umſonſt: denn die Wirkung der reſtrictiven Geſetzgebung war durchaus Null, und während in England die communistiſchen Ideen nach der Freigebung des Kornhandels (1846) faſt allen Boden verloren hatten, mußte Tocqueville zwölf Jahre nach Einführung der Septembergeſetze das Land gegen die trügeriſche Ruhe der Oberfläche warnen, ihm die ungeſehen nahende Gefahr mit dem Finger zeigen. „Sehen Sie,“ rief er am 27. Januar 1848 vor dem Hauje der Abgeordneten, „ſehen Sie, was im Schoße der arbeitenden Claſſen vorgeht, die heute, ich erkenne es an, ſo ruhig ſind . . . aber ſehen Sie denn nicht, daß die

<sup>1)</sup> Oxford's Attentat fand am 10. Juni 1840, das Franier's am 30. Mai 1841, das Bean's fünf Wochen darauf am 3. Juli 1841 ſtatt.



Leidenschaften aus politischen sociale geworden sind? Sehen Sie nicht, daß sich unter ihnen nach und nach Meinungen, Ideen verbreitet haben, die nicht allein auf den Umsturz dieses oder jenes Gesetzes, dieses oder jenes Ministeriums, ja nicht einmal dieser oder jener Regierung gerichtet sind, sondern auf den Umsturz der Gesellschaft selber, auf die Erschütterung der Grundlagen, auf denen sie heute beruht? . . . Und glauben Sie nicht, daß, wenn solche Meinungen Wurzel fassen, wenn sie sich fast allgemein verbreiten, wenn sie tief in die Massen eindringen, sie früher oder später, ich weiß nicht wann, ich weiß nicht wie, die furchtbarsten Revolutionen herbeiführen müssen? . . . Ich glaube, wir schlafen jetzt eben auf einem Vulcane ein; ich bin fest davon überzeugt . . ." So weit war man mit zwölf Jahren Restrictivgesetzgebung gekommen! Es war kein Monat vergangen, so bewahrheitete sich Tocqueville's Prophezeiung, und es war dem Schwerte vorbehalten, im Juni 1848 und im Mai 1871, den Socialismus niederzuwerfen, wie das Schwert einst Sklaven- und Bauernaufstände niedergeworfen hatte; denn man heilt gewisse Krankheiten nicht, indem man ihre äußeren Erscheinungen zurücktreibt, sondern indem man die bösen Säfte sich bis zum ausbrechenden Geschwür sammeln läßt um sie dann mit fester Hand auszubrennen, zugleich aber das Blut zu reinigen und stärken sucht und durch angespannte Thätigkeit und freies Spiel des ganzen Organismus diesen sich selbst herauswachsen läßt. Frankreich, das dieses Experiment nicht wie England gewagt, mußte, nach vielem Quacksalbern, eben doch wieder im entscheidenden Augenblick zum rettenden Eisen und Feuer greifen und es unbarmherziger gebrauchen, als England es je gethan.

Um ein Weniges idealer als im „republicanischen Moniteur“ und im „freien Manne“, trat der demokratische Communismus in Cabet's „Reise nach Scarien“ auf, einem wahren Plagiat von Th. Morus' Utopia, welches im Jahre 1842 erschien, gerade während Brisbane den Einrichtungsversuch eines Phalansteriums machte. Cabet, bereits ein Fünfziger, war kein Neuling in der Politik. Er hatte sich schon nach der Julirevolution als republicanischer Publicist hervorgethan und nach England flüchten müssen. Von dort war er nach fünf Jahren der Verbannung mit seinem Weltverbesserungsplane zurückgekommen, hatte ein Blatt „Le Populaire“ gegründet, eine Schule um sich versammelt und zählte bald ein Heer von Anhängern und zwar im Gegensatz zu den Saint-Simonisten, welche sich vorzugsweise unter den Gebildeten recrutirten, unter den Arbeitern; auch beschränkte sich die Zahl der Anhänger nicht auf die förmlich Beigetretenen: sein vielgelesenes Buch und seine vielgelesene Zeitung drangen in das Volk und regten es gegen die bestehende gesellschaftliche Ordnung um so leichter auf, als die Leiden und Entbehrungen, welche die Ungerechtigkeit dieser Ordnung den arbeitenden Classen auferlegte, nur allzu wirklich, die Resignation dagegen, mit der sie ertragen wurden, eine nur allzuwenig eingewurzelte war im Pariser Arbeiterstande. Cabet predigte einfach, wie die Volksauführer des 16. Jahrhunderts, die Gütergemeinschaft sans phrase als das einzige Mittel, Brüderlichkeit und Gleichheit herbeizuführen; auch einer gemeinsamen Erziehung und gemeinsamer Arbeit redete er das Wort, doch nicht der Weibergemeinschaft, noch der Zerflörung des Staates und der Familie, indem er mit richtigem Tacte

die empfindlichste Seite der Enterbten — den Reib — auswählte, um sie in Bewegung zu setzen, ohne die tiefer sitzenden Vorurtheile und Gewohnheiten derselben zu verletzen. Natürlich fand sich bald eine logischere Zweigsecte, die der „Humanitaires“ (nicht zu verwechseln mit Leroux's Schule), welche auch die Familie bekämpfte, als welche immer wieder zur Herstellung des Privateigenthums führen müsse. Uebrigens war die Inconsequenz Cabet's, welcher vollkommene Freiheit und örtliche Selbstverwaltung mit der Gütergemeinschaft vereinbar glaubte, nur scheinbar; wie er denn die „Organisation der Presse“ als eine Staatsverwaltung sofort in Vorschlag brachte. Man sieht, daß auch Cabet wie L. Blanc sich wieder dem Babouvismus und der politischen Demokratie von 1793 näherte, gegen welche Saint-Simon und Fourier so entschieden aufgetreten waren; daß auch seine nationalökonomischen Grundsätze nicht viel über Morelly und Mably hinausgingen, daß auch er nur die möglichste Verbreitung materiellen Genusses im Auge hatte, wo die Saint-Simonisten ebensosehr die geistige und moralische Hebung des Volkes, freilich durch wenig praktische Mittel, anstrebten.

Auch Cabet hatte vor 1848 nicht an eine gewaltsame Verwirklichung seiner Träume gedacht. Er suchte sein Experiment friedlich in's Werk zu setzen, und es gelang ihm denn endlich auch (1847), die Concession einer Million Acres im Texas zu erlangen. Sofort schloß er mit 150 seiner Schüler einen Gesellschaftsvertrag, der ihm die unbefchränkte Leitung übertrug und Jedem das Aufgeben seiner Privatgüter zur Pflicht machte. Alles war angeordnet, und am 2. Febr. 1848 segelte ein Theil der Gemeinschaft wirklich ab; Cabet sollte folgen, als die Februarrevolution ausbrach und ihn einstweilen in Paris zurückhielt; doch kam er noch vor Ende des Jahres nach: allein, da die Sache nicht recht gedeihen wollte, verließ er das Texas schon im folgenden Jahre und kaufte das von den Mormonen verlassene Etablissement in Illinois zu einem Spottpreise an. Seine Anstalt fristete kümmerlich ihr Leben, so lange als der Gründer das seine fristete. Cabet starb 1856.

## VII.

Mit gebiegenerer Bildung als Infantin und Fourier, mit praktischerem Sinne als Pierre Leroux, mit mehr Idealismus als L. Blanc und Cabet, mit größerer Originalität, mehr dialektischer, ja fast sophistischer Gewandtheit als sie Alle, trat seit 1840 ein neuer Kämpfer für die gesellschaftliche Reform in die Schranken. Obschon ein Gegner aller jener Theorien und zwar derjenige Gegner, der ihnen die nachhaltigsten Niederlagen beibrachte, trug doch Niemand mehr zur Verwirrung der Köpfe bei als P. J. Proudhon: gerade weil, bei all' seiner Wahrheitsliebe und seinem Widerwillen gegen leere Worte, soviel vom Sophisten in ihm war. Proudhon begann seine Laufbahn als socialistischer Schriftsteller (1840) mit einer Denkschrift, deren Titel lebhaft an Sieyès' Brochüre erinnerte. „Was ist das Eigenthum?“ fragte Proudhon und „Das Eigenthum ist Diebstahl“, antwortete er sich selbst, wol nicht ohne sich zu schmeicheln, er gebe damit das Signal zur socialen Revolution, wie einst Sieyès das Signal zur politischen gegeben hatte. Nach Proudhon beruht die Gesellschaft auf den drei Säulen des

Despotismus, der Ungleichheit und des Eigenthums: darüber nur schwebt die Gerechtigkeit, welche doch das Fundament sein sollte. Die beiden ersten Ungerechtigkeiten aber sind nur Folgen der dritten: denn Gerechtigkeit ist gleichbedeutend mit Gleichheit. Doch bleibt Proudhon hier noch ganz negativ: er begnügt sich, die beiden bekannten Theorien vom Ursprunge des Eigenthums (Besitzergreifung und Arbeit) zu widerlegen und die Theorie aufzustellen, daß Zinsen, Pacht und Miethen ungerecht seien, weil sie ohne Arbeit erzielt würden. Dabei gibt er aber doch die Erblichkeit zu, indem er an die Stelle des Eigenthums den Besitz setzt. Das Ganze geht auf die Behauptung hinaus, daß Niemand ohne Arbeit leben könne, auch die Capitalisten nicht: eine Thatsache, die sich freilich eben als Thatsache täglich mehr erweisen muß, deren theoretische Begründung bei Proudhon aber eitel Sophisma ist. Auch seine positiv sein sollende Theorie, wonach die Gesamtkraft der Arbeiter, unabhängig von der Einzelkraft, den reproductiven Werth schafft, ist eben doch nur eine Zeugnung des Capitals; kein Ersetzen desselben durch eine positive, bestimmende Kraft: nur die Arbeitszeit, welche statt der Leistung gelten und die Gleichheit herstellen soll, ist das Maß, das er für den Werth gelten läßt; aber er zeigt nicht, in welcher Gestalt der Ueberschuß an Production zur Vertheilung an die Arbeiter kommen soll; denn er will keine vertheilende Regierungsbehörde, wie die der Saint-Simonisten, anerkennen. Ja, er leugnet überhaupt alle Regierung: er verlangt die Regierungslosigkeit, die Anarchie, wie er in seiner paradoxalen Weise sagt, und womit er gemeint haben will, die Wissenschaft, nicht die Gewalt solle herrschen; als ob nicht alle Gesezlichkeit in der Gewalt bestehe, welche die Masse der Schwachen stärker macht als die wenigen Starken, die sie vordem tyrannisirten! Soweit der positive Kern von Proudhon's Lehre, welche behauptet, Alles in's Gleiche gerichtet zu haben, wenn sie Besitz, Gleichheit und Anarchie an Stelle des Eigenthums, der Proportionalität und der Souveränität gesetzt hat. Viel bedeutender ist der kritische Theil. Niemand hat die socialistischen Systeme unbarmherziger entkleidet als Proudhon<sup>1)</sup>.

Die Grundidee alles Socialismus, Saint-Simon's wie Fourier's, Cabet's wie Louis Blanc's, ist nach Proudhon die natürliche Güte des Menschen und dessen Verderbniß durch die Gesellschaft im Gegensatz zur Grundidee des Christenthums, welches bekanntlich auf der entgegengesetzten Idee beruht. Daher stellen denn auch alle socialistischen Lehren alle Instincte und Leidenschaften des Menschen als berechtigt, ja heilig dar, während doch alle Erfahrung lehrt, daß der Mensch vor Allem selbstsüchtige Triebe hat und nur durch Einsicht, d. h. Entwidlung der Vernunft, sich zu überwinden lernen kann im Interesse der Gesamtheit; dadurch freilich auch sein Einzelinteresse auf intelligentere und friedlichere Weise fördert. Daraus folgt denn auch, daß er den zweiten Grundirrthum aller Neuerer bekämpft, demzufolge die Hingebung fortan die Stelle

<sup>1)</sup> S. Qu'est-ce que la propriété? Deuxième Mémoire. Lettres à M. Blanqui. 1841. Avertissement aux propriétaires. Lettres à M. Considérant. 1841. Système des contradictions économiques en Philosophie de la misère. 1846. Doch gehören seine vernichtendsten Streitschriften schon der folgenden nachmärzlichen Periode an.

der persönlichen Interessen im gesellschaftlichen Organismus einnehmen solle: denn die Mildthätigkeit kann nur das zufällige Elend lindern; als leitendes Princip zur Abstellung des natürlich nothwendigen Elends der Menschheit könnte sie nur eine Auflösung der Gesellschaft herbeiführen. Das Leben des Menschen wird ja immer ein ewiger Kampf um's Dasein bleiben, in den Brüderlichkeit, Mildthätigkeit, Aufopferung ausnahmsweise, nie allbestimmend eingreifen können. Ueberdies zerstört der Infantinismus die Familie, welche doch immer diejenige Form ist, in der die Aufopferung und Brüderlichkeit sich noch am ersten bethätigen könnte; zerstört der Fourierismus wie der Cabetismus und alle anderen Formen des Communismus, die Individualität und mit ihr offenbar alle Freiheit, ohne welche die Gesellschaft auf die Dauer nicht bestehen kann: denn Freiheit ist Entwicklung der Individualität; schafft Louis Blanc den Despotismus des Staates und vernichtet mit der Vernichtung der Concurrrenz alle Verantwortlichkeit, welche doch der Kitt der ganzen Gesellschaft ist. Der Staat soll nicht einmal eine Creditanstalt für die Armen sein, da er ja selbst Nichts producirt, also Nichts besitzt, das er verleihen könnte. Auch würde er sofort alles Privatcapital zerstören, die Neubildung solchen Privatcapitals mittelst Ersparnisses unmöglich machen und somit die Production selber hemmen. Nicht viel besser ist's mit der progressiven Einkommensteuer der Republicaner bewandt: denn die Reichen würden, wenn sie eingeführt würde, entweder ihr Capital statt der Zinsen verzehren oder Wucherzinsen nehmen, um das ihnen Zukommende wieder herauszuschlagen. Die Luxussteuer der Catone endlich bringe Nichts ein und lähme gleichfalls die Production.

Bei all' dieser Scharfsicht nun bleibt Proudhon doch ein Feind des Eigenthums und ein Gegner der Zinsen, Miethen und Pacht, die er noch eben als nothwendig dargestellt, um die Entstehung des Capitals nicht zu hindern. Es kommt dem Verfasser der „wirthschaftlichen Widersprüche“ eben auf Widersprüche nicht an; nahm er doch alle Theorien der wissenschaftlichen Nationalökonomik ganz ebenso scharf in's Gericht als die der Socialisten: die Gesetze von der Nachfrage und dem Angebot, der Unmeßbarkeit der Tauschwerthe, der Freiheit der Arbeit u. s. w. Er meinte allerdings, er hielte die Wage zwischen der Tradition der Nationalökonomik und der Utopie des Socialismus und bemühte sich sogar, recht geffentlich und eingestandenermaßen diese Widersprüche in allen Fragen aufzudecken, weil die Wahrheit sich allein aus solcher Antinomie ergeben könne. Die Wahrheit jedoch, die er aus allen diesen Widersprüchen zog, war nicht eben sehr überzeugend für praktische Leute, die sich nicht von seiner Dialektik überrumpeln ließen und nicht zugeben wollten, daß er in der Ermangelung eines natürlichen fixen Maßstabes für den Tauschwerth diesen Maßstab von Staatswegen aufstellen lasse. Denn darauf steuerte Proudhon — der Anarchist! — hinaus, wenn er einen allgemeinen Tarif — ein Maximum! — vorschlug, dem die angewandte Arbeitszeit zu Grunde liegen sollte; wenn er das Metallgeld abgeschafft und durch ein Papiergeld ersetzt sehen wollte, welches ein Recht auf Lieferung von Materialien gebe und welches ein Jeder von der Centralbank erhalten werde. Man weiß, wie jämmerlich wenig Jahre darauf der praktische Versuch dieser Centraltauschbank scheiterte.

Und es war nicht der einzige Versuch einer Verwirklichung der socialistischen Lehren, welchen das Jahr 1848 anstellen und scheitern sehen sollte; in diesen Versuchen aber liegt mit die historische Bedeutung jener Lehren, Schulen und Secten. Auch anderswo kamen und kommen solche Verirrungen vor; aber sie sind meist religiöser Natur und finden nur im niederen Volke einen beschränkten Anklang, die Nation wird nicht davon berührt. Hier waren es meist philosophisch und wissenschaftlich gebildete Söhne des besseren Mittelstandes, welche sich daran betheiligten, und sie traten in einem Lande des Katholicismus auf, welches keine Sekte duldet und somit jeden Versuch dieser Art sofort alles religiösen Charakters entkleidet. Die meisten Anhänger waren zu einer politischen Rolle berufen, sie wirkten durch die Presse, lenkten die Aufmerksamkeit der ganzen Nation auf sich, mit der und deren Bildung sie in Zusammenhang blieben: sie waren verhältnißmäßig zahlreich und, vor Allem, sie zeigten sich in Paris. Dadurch wirkten sie auf die ganze Nation, gaben einem ganzen Theile derselben, welcher von der Staatsführung ausgeschlossen war, ihre Signatur. Denn selbst nüchterne und verständige Menschen, welchen die Kurzsichtigkeit der Regierung keinen unmittelbaren Antheil am Staatsleben gönnen wollte, fanden ein Interesse an diesen Spielen der Phantasie<sup>1)</sup>. Nahmen sie aber schon dadurch einen öffentlichen Charakter an, so geschah dies in noch höherem Grade dadurch, daß diese Männer einen Augenblick (1848) die Staatsgewalt selber theilweise in die Hände bekamen, theilweise in die Hände zu bekommen auf dem Punkte waren. So wurden an Wahnsinn grenzende Lehren, welche in an Wahnsinn grenzender Weise vorgetragen wurden, zu weltgeschichtlichen Ereignissen, während die blühenden Colonien der Mormonen und der Shaker, welche sie so lange überlebt haben, als Episoden und so zu sagen Enclaven des nordamerikanischen Nationallebens, das sich gleichgültig dagegen verhalten hat, bis jetzt nur geringe Bedeutung für den Historiker haben.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß so viele verkehrte Theorien so leichten Eingang gefunden hätten, — obgleich sie für Ungebildete, Leidende und Arbeitende immer einleuchtender sind als die philosophischen Ideen und die volkswirtschaftlichen Gesetze, — wenn die Gesetzgebung einerseits, die Wissenschaft andererseits gesunde Principien verfolgt und gelehrt hätten. Allein die einst in Frankreich so blühende Volkswirtschaftslehre war in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts nur wenig mehr gepflegt, und was noch davon an den Tag trat, war ohne Originalität: das Vaterland der physisokratischen und mercantilen Schule lebte in den nationalökonomischen Studien nur noch aus zweiter Hand. Ihr Einfluß nicht nur auf die Gesetzgebung, sondern auch auf die öffentliche Meinung war fast null geblieben; denn diese erwärmte sich weit mehr für Saint-Simonistische

<sup>1)</sup> Der Nationaldichter selber, Béranger, besang den Wahntwiz:

„Fourier nous dit: Sors de ta fange,  
Peuple en proie aux déceptions;  
Travaille, groupé en phalange,  
Dans un cercle d'attraction“ u. s. w. seitenlang.

und Fourieristische Träumereien, als für nationalökonomische Fragen, und erst Bastiat brachte etwas Bewegung in diese Thätigkeit, welcher das legale Land, d. h. Regierung und Kammern, ängstlich aus dem Wege ging, und worin der nicht vorgebildete Arbeiter nur Beschönigung der bestehenden Mißbräuche sehen wollte. Furchtsam in allen Maßregeln, welche die Erleichterung des Verkehrs bezwecken sollten, wie Eisenbahnbauten und Postreformen, kurzsichtig und ängstlich zugleich in der Gewerbegesetzgebung, selbstüchtig und verstockt in Fragen der Handelsfreiheit, hielt der herrschende Stand achtzehn Jahre lang das Land gewaltsam von der Theilnahme an der großen europäischen Interessenbewegung zurück und hemmte damit auch diese, welche die Theilnahme eines solchen Landes nicht entbehren kann. Frankreich sollte diese absichtliche und unabsichtliche Unwissenheit bitter büßen: die furchtbaren Krisen, welche die Februarrevolution in ihrem Gefolge hatte, waren fast ausschließlich der ökonomischen Ignoranz und der Selbstsucht der regierenden Classen zu danken, und am Ende mußte, wie fast immer auf dem Festland, der Fortschritt auch auf diesem Gebiete von oben decretirt und der Nation aufgezwungen werden, ohne Vorbereitung. Doch wäre es unbillig nicht anzuerkennen, was die französischen Großindustriellen, welche sich so lange, ja bis auf den heutigen Tag gegen diese Befreiung des Verkehrs wehrten, seit 1850 gethan haben, um die Sünden der Vierziger Jahre durch Verbesserung des Looses ihrer Arbeiter wieder gut zu machen. Denn auffallender Weise waren es gerade in Frankreich die Einzelnen, nicht der Staat, welche in dieser Hinsicht die Initiative ergriffen, während umgekehrt in England vornehmlich dem Staate das Verdienst zukömmt, die schlimmsten Mißstände dieser Art durch die Gesetzgebung gemildert zu haben.

---

# Zur Geschichte des Orientalischen Krieges.

1853 — 1856.

~~~~~  
Von † † †  
~~~~~

## II.

Mit der Kriegserklärung der Pforte war die Möglichkeit abgeschnitten, den Streit durch einen Notentwessel zwischen ihr und Rußland auszugleichen; die bisherigen Verträge waren zerrissen, es bedurfte eines neuen. Graf Buol ging deshalb auf den Gedanken von Drouin de Lhuys ein, der die Nothwendigkeit betonte, der Vereinigung der vier Mächte den Charakter einer ernstern Conferenz zu geben, welche die Ergebnisse ihrer Berathungen in Protokollen niederlege und mit beiden kriegführenden Mächten auf dem Fuße voller Gleichheit unterhandle. Nach längerem Schriftwechsel einigten sich die Vertreter der Mächte am 5. Dec. 1853 in Wien zu einem Protokoll, das in seinen Hauptpunkten besagte: 1) Der Bestand der Türkei in ihren von den Verträgen bezeichneten Grenzen ist eine der nothwendigen Bedingungen des europäischen Gleichgewichts geworden, der gegenwärtige Krieg darf keine Gebietsveränderungen in dieser Beziehung herbeiführen. 2) Der Kaiser von Rußland ist hiermit nicht nur einverstanden, sondern hat erklärt, daß er keine neuen Verpflichtungen von der Pforte verlange, was die Rechte der unter ihrem Scepter befindlichen Christen betreffe, sondern weit entfernt, die Autorität des Sultans über dieselben zu schwächen, nur eine unzweideutige Kundgebung für seine bestehenden Rechte verlange. Da die Pforte nach Maßgabe ihrer souveränen Rechte gewiß bereit ist, dazu beizutragen, den Frieden wieder herzustellen, wenden die Mächte sich an sie, mit dem Ersuchen, ihnen Kund zu geben, auf welchen Bedingungen sie dazu bereit wäre. — In einer Note an die Gesandten in Constantinopel ward zu dem Ende eine Conferenz eines türkischen und russischen Bevollmächtigten auf neutralem Boden in Gegenwart derer der vier Mächte vorgeschlagen, die Basis wäre: schnelle Räumung der Donaufürstenthümer und Ausschluß der Forderungen, welche der Divan bereits abgelehnt hat, Erneuerung der alten Verträge und Mittheilung der den christlichen Unterthanen gewährten Privilegien, sowie endgültige Regelung der heiligen Stätten-Frage. Lord Stratford betrog die Pforte, trotz ihrer Abneigung hierauf einzugehen, sie erklärte ihre Zustimmung am 31. December.

Inzwischen aber waren Ereignisse eingetreten, welche die Vermittelungsversuche fruchtlos machten: am 4. November griff General Dannenberg bei Olteniza die Türken an, ward indeß zurückgeworfen; damit war Rußlands Waffenhutze bloßgestellt, es bedurfte einer entschiedenen Herstellung derselben: am

30. November vernichtete die russische Flotte ein türkisches Geschwader bei Sinope vollständig. Die öffentliche Meinung in England und die französische Regierung sahen dies damals als einen hinterlistig geplanten Ueberfall an; die Wahrheit aber ist, daß die Gesandten Englands und Frankreichs die wesentliche Schuld trifft. Während des ganzen November wußte man in Constantinopel, daß ein türkisches Geschwader ausgelaufen sei, um Waffen und Munition nach der tscherkessischen Küste zu führen, am 26. November erfuhr man, daß dasselbe von russischen Linien Schiffen in dem unsicheren Hafen von Sinope beobachtet werde. Lord Stratford war instruiert, daß, „wenn die russische Flotte aus Sebastopol auslaufe, die verbündeten Flotten selbstverständlich durch den Bosphorus gehen würden.“ Darin lag also die Aufgabe, sich zu versichern, ob die russische Flotte im Schwarzen Meere kreuze; aber beide Gesandten thaten nicht nur nichts zu dem Zwecke, sondern verweigerten die Bitte der Pforte, ihre Flotten vorwärts gehen zu lassen. Die Behauptung von Drouin de Rhuzs, daß Rußland sich anheischig gemacht, nicht die Offensive zu ergreifen, war durchaus unrichtig. Hatte Rußland bei der Besetzung der Fürstenthümer eine solche Erklärung gegeben, so war sie jedenfalls mit der türkischen Kriegserklärung hinfällig geworden, und es konnte ihm doch unmöglich zugemuthet werden, ruhig mit anzusehen, daß die Türken den Kaukasus insurgirten; aber es war allerdings richtig, wenn der französische Minister sagte, daß der Schlag nicht bloß die Türkei getroffen habe, indem derselbe unter den Augen der englischen und französischen Flotten geführt sei (13. Dec.). Indeß der Sturm, den das Ereigniß erregte, namentlich wegen des Mißverhältnisses der Streitkräfte, war in England so groß, daß die Regierung die ganze Schuld auf Rußland werfen konnte. Am 14. December erklärte die Times „das englische Volk sei entschlossen, nicht zu erlauben, daß Rußland Europa Bedingungen dictire, oder das Schwarze Meer zu einem russischen See mache. Es verlangt, daß eine Politik der vollendeten Heuchelei durch eine exemplarische Niederlage bestraft und solchen Angriffen ein Ende gemacht werde.“ Diese Sprache war um so bezeichnender, als das Blatt bisher Lord Aberdeen's Politik vertreten. Die Westmächte beschloßen, daß die Flotte sofort in's Schwarze Meer einlaufen solle, wie eine Note vom 5. December an die Pforte sagte, „zum Schuß derselben in der Voraussetzung, daß sie Nichts vornehmen werde, was die Hoffnung auf einen baldigen Frieden vernichten könne, da sie nicht gesonnen seien, durch die Pforte sich in einen Krieg gegen Rußland hineinziehen zu lassen“. Gleichzeitig wollte England Rußland benachrichtigen, man werde einer Wiederholung eines solchen Ereignisses nicht ruhig zusehen. Ringlake behauptet, dieser Beschluß sei die Ursache des Austritts von Lord Palmerston aus dem Cabinet, der am 15. Decbr. erfolgte<sup>1)</sup>, gewesen, und dafür scheint ein Schreiben des Lords vom 10. December zu sprechen, in welchem er Aberdeen aufforderte, Rußland zu erklären, daß, so lange es die Donaufürstenthümer besetzt halte, kein russisches Kriegsschiff die Häfen des Schwarzen Meeres verlassen dürfe, was der Premier ablehnte, weil dies die eben erzielte Einigung der vier Mächte gefährden würde<sup>2)</sup>. Stockmar<sup>3)</sup> und Bunsen<sup>4)</sup> nehmen an,

<sup>1)</sup> Invasion of the Crimea. II, p. 125. Tauchn. ed. <sup>2)</sup> Ashley life of Palmerston. II, p. 53.

<sup>3)</sup> Denkwürdigkeiten. S. 656. <sup>4)</sup> Bunsen's Leben. S. 317.



der Rücktritt sei lediglich wegen einer Differenz mit Russell über die Parlamentsreform erfolgt; letzterer begründet dies damit, daß Palmerston mit seiner abweichenden Absicht nicht hervorgetreten sei: eine Annahme, die durch den angeführten Brief desselben widerlegt wird. Aber auch Ringlake wird dadurch widerlegt, daß der Rücktritt zwei Tage vor dem Beschluß des Cabinets, der vom 17. datirt, erfolgte. Ashley selbst theilt mit, daß Aberdeen auf die Entlassung geantwortet habe, „ich freue mich, daß Sie die neue Entscheidung des Cabinets hinsichtlich der englischen und französischen Flotte billigen, welche in Ihrer Abwesenheit gefaßt wurde,“ womit nicht ausgeschlossen ist, daß beide Punkte zusammengewirkt haben. Im Publicum aber, das Nichts von der Reformfrage wußte und heftig antirussisch war, brach ein großer Sturm aus; man erklärte, Palmerston sei gefallen, weil er energische Maßregeln gegen Rußland gewollt und nicht gegen den Einfluß des Prinzen Albert habe durchdringen können. Am 16. nun schlug Napoleon, der offenbar mit Palmerston einig war, England ungefähr dieselbe Maßregel vor, welche Palmerston in seinem Briefe angegeben: die beiden Mächte sollten Rußland erklären, „daß sie entschlossen seien, die Wiederholung des Sinope-Ereignisses zu hindern und jedes russische Kriegsschiff, dem man im Schwarzen Meere begegne, aufgefördert und wenn nöthig, gezwungen werden solle, nach Sebastopol umzukehren, sowie, daß jeder weitere Angriff auf das Gebiet oder die Flotte der Pforte mit Gewalt zurückgewiesen werden werde“ (Eastern Papers. II. p. 307). Dies war eine Defensivallianz mit der Türkei, ohne es so zu nennen; Aberdeen und Gladstone konnten hoffen, daß auf diese Weise der Frieden auf dem Schwarzen Meere erhalten bleibe, Palmerston wußte, daß man so zum Kriege kommen müsse, ebenso die Königin, die von dem französischen Antrag an Clarendon schrieb: „The Queen must consider it as tantamount to a declaration of war, which however under the guarded conditions attached to it, she feels she cannot refuse to sanction.“ Dazu kamen Nachrichten aus Asien, welche die kriegerische Stimmung erhöhten: es sollte eine Allianz zwischen Persien, Dost Mohammed von Afghanistan, welche England Beide so unklug verlegt hatte, und Rußland abgeschlossen sein und eine persisch-russische Armee sich gegen Turkestan concentriren, um über das Pamir-Plateau gegen Indien zu marschiren, so daß man es getathen fand, die Streitkräfte in Peshawer um 14,000 Mann eilig zu vermehren. Nachdem nun Frankreich sein Verlangen mit starkem Drängen durchgesetzt, indem das englische Cabinet seinem Vorschlage am 24. unter der Bedingung, daß auch die Pforte sich jedes Angriffs im Schwarzen Meere enthalten solle, beigetreten war, andererseits Palmerston seine Hoffnung getäuscht sah, daß sein Rücktritt das Ministerium auflösen werde, trat er wieder in dasselbe ein.

Die russische Regierung hatte die Mittheilung des ersten englischen Beschlusses vom 17. ruhig aufgenommen. Nesselrode bemerkte Seymour, daß die Flotte bei der vorgeschrittenen Jahreszeit schwerlich Sebastopol verlassen werde und gab seine Bereitwilligkeit zu erkennen, den Vorschlägen der vier Mächte entgegenzukommen; andererseits hatte die Niederlage und die Unthätigkeit der Flotten, die erst am 4. Januar in's Schwarze Meer einliefen, die Pforte mürbe

gemacht, so daß die Friedenspartei wieder das Haupt erhob. Als aber der verletzende Beschluß beider Mächte, der Rußland die Schifffahrt auf dem Schwarzen Meere verbot, am 12. Januar 1854 zur Kenntniß des Zaren gebracht und zugleich in Sebastopol notificirt wurde, war die Verhandlung aus. Der Kanzler stellte am 24. Januar in London und Paris die Frage, ob 1) es dann der Türkei freistehen solle, die Flagge und das Gebiet Rußlands anzugreifen und ob 2) wenn türkische Transportschiffe frei von einem Hafen zum anderen gehen könnten, Rußland nicht dasselbe Recht haben solle? Die beiden Mächte beantworteten Beides verneinend, stellten also Rußland in dem ersten Punkte zu Frieden, im zweiten nicht; am 4. Februar rief der Zar seine Gesandten von London und Paris zurück, „je ne me soucie pas de passer devant le conseil de guerre de l'Europe“ bemerkte er. Graf Nesselrode bezeichnete das Verfahren in seiner letzten Depesche an Baron Brunnow als un acte d'hostilité flagrante, am 21. Februar folgten die beiden Mächte diesem Beispiel. Sir Hamilton Seymour ward bei seinem Abschiede mit merkwürdiger Kälte behandelt. Dies hinderte ihn indeß nicht, sich in seiner Abschiedsaudienz beim Kaiser sehr offen auszusprechen. „Das Herz blutet mir“ (j'ai le cœur navré), sagte er, „wenn ich Ew. Majestät glorreiche Stellung als kraftvolle und uneigennützigte Stütze der Ordnung und Gesetzmäßigkeit in Europa während der letzten verhängnißvollen Jahre betrachte und damit die Stellung vergleiche, welche Sie, Sire, im Begriff stehen, anzunehmen.“ General Castellbajac dagegen erhielt den Alexander-Newsky-Orden; freilich hatte er stets eine ruffenfreundliche Stellung eingenommen und nach Sinope Nesselrode gesagt, als Soldat und Christ könne er die Regierung nur über ihren Sieg beglückwünschen, auch seine Gemahlin empfing ein reiches Geschenk. Ebenso wurde Risselew, der an sich persona grata war, freundlich verabschiedet, er hatte aber zu optimistisch berichtet; der Kaiser Nicolaus schrieb dem König der Belgier, der damals noch vergeblich zu vermitteln suchte, er bedauere, daß die Dinge so weit gediehen und seine Diplomatie ihn nicht besser bedient habe.

### III.

Wir müssen nun unseren Blick auf die Stellung Oesterreichs und Preußens lenken, deren Stellung bei dem Conflict von größter Wichtigkeit ward.

Oesterreich war bei Beginn der orientalischen Verwickelung so in Abhängigkeit von Rußland, daß der Kaiser Nicolaus geglaubt hatte, Seymour versichern zu können, wenn er für Rußland spreche, thue er es auch für Oesterreich. Schwarzenberg, der vorausgesetzt, l'Autriche étonnera un jour le monde par la grandeur de son ingratitude, war nicht mehr; an seine Stelle war ein feiner, aber wenig entschlossener Diplomat getreten, Graf Buol, der Schwager des russischen Gesandten v. Meyendorff. Dieser ward sehr unangenehm von dem Menchikoff'schen Ultimatum überrascht, da nach allen diplomatischen Traditionen ein solches nur bei Verletzung bestehender Rechte, nicht für Gewährung neuer gestellt wird und hoffte noch, daß Menchikoff desavouirt werde. Meyendorff indeß, der Anfang Juni zurückkehrte, nahm ihm diese Täuschung und zeigte damit den ganzen Ernst der Lage. Auf die Mittheilungen der Westmächte erwiderte

Oesterreich, daß es die Unabhängigkeit und Integrität der Pforte als eines seiner wesentlichsten Interessen betrachte und Buol versprach dem englischen Gesandten, daß er sich Rußland gegenüber nicht zur Neutralität verpflichten wolle, daß, wenn eine bewaffnete Intervention an der Grenze nothwendig werden sollte, sie zur Aufrechthaltung der Pforte geübt werden würde. Daneben übte der geistvolle, aber wandelbare Baron Prokesch, der früher im Orient thätig gewesen war, einen bedeutenden Einfluß; durch eine Denkschrift vom 10. Februar 1850 (sie erschien in der Augsb. Allg. Ztg. am 2. und 3. Februar 1853) empfahl er dem verjüngten Oesterreich, Rußland die Donaumündungen und den Bosporus preiszugeben und sich durch die Erwerbung Bosniens, Serbiens, Albaniens und Mazedoniens zu entschädigen. Graf Buol war freilich weit entfernt, auf solche abenteuerliche Pläne einzugehen und hielt sich im Orient an die traditionelle Politik Metternich's, den status quo zu wahren; er hatte sich mit Lord Stratford, der seinen Rückweg nach Constantinopel über Wien genommen und so wenig wie die anderen Cabinette von der Menchiloff'schen Mission wußte, verständigt. „Moi, je veux espérer que le malade peut vivre,“ hatte der Kaiser dem Lord gesagt. Das Manifest Rußlands, das an die Stelle eines politischen Streits einen Religionskrieg setzte, ward in Wien noch anstößiger empfunden; indeß ging das ganze Bestreben doch darauf, die Verwickelung in einer Rußland günstigen Art beizulegen. Ja der Kaiser hatte, wol unter dem Einfluß der persönlichen Begegnung mit dem Zaren in Olmütz, Preußen ein Offensiv- und Defensivbündniß mit Rußland im October vorgeschlagen und als dies abgelehnt ward, beantragt, beide Mächte sollten sich neutral erklären und den Bund zu Gleichem veranlassen, worauf wiederum Preußen nicht einging. Oesterreich gab darauf im November am Bunde eine Darlegung seiner Politik, betonte, „daß es ausdrücklich deshalb den gegenwärtigen Augenblick zur Herabsetzung des Bestandes seiner Armee gewählt habe, um der Welt ein Unterpfand seiner Friedensliebe zu geben“ und bemerkte, „daß ihm die bestimmten und wiederholten Versicherungen des russischen Hofes die Gewißheit gäben, daß diese Macht weder die Integrität des türkischen Reiches noch die souveränen Rechte des Sultans zu beeinträchtigen beabsichtigt,“ eine Erklärung, die eigenthümlich genug bei der Besetzung der Donaufürstenthümer war. Das Protokoll vom 5. December brachte Oesterreich in eine gewisse Solidarität mit den Westmächten; auf die Beschwerden des Baron Meyendorff erwiderte Buol, seine Politik im Orient sei ihm durch die Karte wie durch die Tradition vorgeschrieben. Am 13. Januar erklärte die Conferenz, daß die Antwort der Pforte vom 31. December mit den Wünschen ihrer Regierungen übereinstimme und geeignet sei, dem Petersburger Cabinette mitgetheilt zu werden. Besonderen Eindruck aber machte es, daß der alte Metternich sich mit Entschiedenheit gegen Rußland aussprach. „Nehmen Sie sich in Acht,“ sagte er Meyendorff; „nach Allem, was ich höre, will Ihr Kaiser sehr weit gegen die Türkei gehen, möge er sich es überlegen. Seien Sie überzeugt, daß, wenn er den Orient nicht in Ruhe läßt, sich alle Verhältnisse in Europa ändern werden und ich möchte für Nichts stehen.“ „Ich bedauere, Ihnen sagen zu müssen,“ erwiderte Herr v. Meyendorff, „daß mein Gebieter die Sache ganz anders ansieht. Instruktionen, die er mir gegeben, verbinden mich, Sie zu drängen, eine

entschiedene Stellung zu nehmen.“ „Nun,“ entgegnete der Fürst, „dann muß ich Ihnen sagen, daß mein Gewissen mir nicht erlaubt, unter so ernstern Umständen zu schweigen, und daß ich den Kaiser, meinen Herrn, warnen werde. Er wird Ihnen nicht auf den Weg folgen, auf den Sie ihn führen wollen; er wird es nicht thun, weil er es nicht kann, und glauben Sie mir, Ihr Souverain wird zuletzt sich in ganz Europa isolirt finden.“

Der Kaiser Nicolaus hoffte noch Oesterreich mindestens zur Neutralitätsverpflichtung zu bewegen und sandte den Grafen Orloff — l'homme des solutions de la politique Russe, wie er genannt ward — zu dem Zweck nach Wien. Graf Buol sprach die Hoffnung aus, der Kaiser werde einen so vertrauten Rathgeber, der allenfalls auch etwas auf sich nehmen könne und bisher vorzugsweise zu Friedensmissionen gebraucht sei, nur mit einer veröhnlichen Sendung betraut haben. Man hoffte, er werde modificirte Friedensvorschläge bringen, aber am 31. Januar traf in Wien die Ablehnung der am 31. December von der Pforte angenommenen Note ein; Orloff konnte also, da hiemit die Verhandlungen abgebrochen waren, nur das Verhalten Oesterreichs für den Fall der Eventualität des Krieges beeinflussen wollen. In der That zeigte es sich bald, daß der Zweck der Sendung war, sich der Neutralität Oesterreichs, Preußens und des deutschen Bundes förmlich zu versichern, um desto entschiedener gegen die Westmächte auftreten zu können. Bereits im Sommer 1853 hatte Kaiser Nicolaus Casteljacob gesagt: „à quatre vous ma dicteriez la loi; mais cela n'arrivera jamais, je puis compter sur Vienne et Berlin.“ Am 30. ward der Graf vom Kaiser empfangen und überreichte demselben ein Schreiben seines Gebieters, in dem derselbe sich zu einem ehrenhaften Frieden bereit erklärte, aber inzwischen die Neutralität der deutschen Mächte verlangte. Der Kaiser bemerkte, ehe er darauf antworten könne, müsse er fragen, ob Rußland ausdrücklich versprechen wolle, nicht die Donau zu überschreiten, die Fürstenthümer nach Beseitigung der Verwickelung zu räumen und nicht den Gebietsstand der Türkei zu stören? Da Orloff sich weigerte, diese Verbindlichkeit im Namen seines Herrn zu übernehmen, lehnte der Kaiser es entschieden ab, sich in der gewünschten Weise zu engagiren und setzte hinzu, daß er getreu den Grundsätzen, die er mit den drei anderen Mächten angenommen habe, sein Verfahren nach den Interessen und der Würde seines Reiches regeln werde. Der Graf wandte sich nun an Buol und legte ihm ein Protokoll vor, welches noch weiter ging. Rußland verlangte darin nicht nur Neutralität bei einem Kriege mit den Westmächten, sondern auch eine Erklärung, daß, wenn die Westmächte auf Oesterreich, Preußen und den Bund einen Druck ausüben wollten, sie ihre Neutralität mit den Waffen gegen die vertheidigen würden, die dieselbe nicht achteten. Rußland, Oesterreich und Preußen sollten jeden Angriff Frankreichs und Englands gegen das Gebiet der beiden Letzteren und des deutschen Bundes als gegen ihre eigenen Staaten gerichtet betrachten und sich dafür gegenseitige Hilfe leisten. Der Kaiser von Rußland erneuerte sein Versprechen, den Krieg zu beenden, sobald die Ehre und Interessen seines Reiches es erlaubten, und versprach, falls die Ereignisse eine Veränderung des Zustands im Orient herbeiführen sollten, Nichts mit den Westmächten ohne vorheriges Einverständnis mit seinen Verbündeten abzuschließen.

Das war also keine bloße Neutralität, sondern eine Defensivallianz, die Nesselrode durch einen Appell an die alte konservative Solidarität der drei Höfe annehmbar zu machen suchte, indem er in einem Begleitschreiben ausführte, daß die Westmächte sich nie um Deutschlands Interessen gekümmert hätten. Er verlange keine Allianz, betrachte aber ebenso eine Allianz mit den Westmächten als unmöglich; es bleibe also nur die dritte vorgeschlagene Alternative, welche den deutschen Mächten die Fortsetzung ihrer Vermittelung gestatten würde. Graf Buol lehnte das Protokoll sofort als ganz unannehmbar ab, und erinnerte, was die konservativen Interessen betreffe, daran, daß dieselben von denen beachtet würden, welche über die Erhaltung des ottomanischen Reiches wachten<sup>1)</sup>. Am 2. Februar erklärte die Konferenz, daß die russischen Gegenvorschläge zum Protokoll vom 13. Januar sich so erheblich von demselben entfernten, daß sie nicht geeignet seien, dem Sultan vorgelegt zu werden. Orloff's Mission war damit vollständig gescheitert. Buol schlug ihm darauf noch vor, das Petersburger Cabinet solle Friedenspräliminarien auf Grundlage des Protokolls vom 13. Januar bringen. Orloff nahm diesen Vorschlag mit, als er am 8. Febr. abreiste. Rußland ging formell auf den österreichischen Vorschlag ein und richtete, da die Beziehungen mit den Westmächten abgebrochen waren, die Präliminarien an Oesterreich, das sie der Konferenz vorlegte. Die Bevollmächtigten Englands und Frankreichs erklärten die russischen Vorschläge für unannehmbar, weil sie zu wesentliche Verschiedenheiten von den durch die Konferenz vorgeschlagenen Präliminarien enthielten und in der Konferenz vom 6. März traten Oesterreich und Preußen dem bei. Inzwischen kam die antirussische Strömung in Wien mehr und mehr zum Durchbruch. Freilich zählte Rußland unter den Generälen starke Anhänger, wie Windisch-Grätz, Schlick, Clam-Gallas, die England haßten und an Napoleon's Bestand nicht glaubten; aber der Kaiser gehörte nicht unbedingt zu ihnen, er hatte das kränkende Wort des Feldmarschalls Paskevitsch an den Zar: „Ungarn liegt zu Ew. Majestät Füßen“ und das Verfahren Rußlands in der Flüchtlingsfrage nicht vergessen; dazu näherten sich die kriegerischen Ereignisse Oesterreichs Grenzen immermehr. Omar Pascha, der die Operationen gegen die Russen in den Donaufürstenthümern leitete, zog den Krieg geschickt nach Westen und machte Kalafat zu dessen Mittelpunkt, um Oesterreich zu beobachtenden Maßregeln zu veranlassen. In Serbien wogte ein lebhafter Kampf zwischen dem Fürsten Alexander Karageorgiewic, welcher die Neutralität der Pforte gegenüber weise erhalten wollte, und einer Partei, die von Rußland aufgestachelt wurde, das zu diesem Zwecke den Staatsrath von Fronton gesandt hatte; außerdem gab es eine revolutionäre südslavische Propaganda (Slovanska Lipa), die von Herzen in Jersey und Kossuth in London geleitet wurde. Bekterer trat im Namen Ungarns an die slavische Vereinigung Slabonien und Kroatien ab, wogegen Mit-

<sup>1)</sup> Nach einer dem Verfasser mündlich gewordenen Mittheilung hätte Graf Orloff damals unter der Hand Oesterreich Bosnien angeboten, Buol aber habe erklärt, wenn von Erwerbungen die Rede sein sollte, so müsse er auch Serbien verlangen, was Orloff sich nicht ermächtigt erklärte zuzugestehen. Buol sei zu dieser Forderung durch den Einfluß eines croatischen Beamten wegen, der ihm vorgestellt, daß Bosnien ohne Serbien nicht haltbar sei, in der That aber gewünscht habe, die Sache zum Scheitern zu bringen, indem man zu viel forderte.

wirkung der Südslaven zu einem ungarisch-polnischen Krieg versprochen ward. Oesterreich konnte dem Allen nicht ruhig zusehen, nicht sich der Möglichkeit aussetzen, auch von Süden plötzlich umklammert zu werden. Am 5. Februar wurden 25,000 Mann in die Militärgrenze gesandt; motivirt ward dies durch einen sehr bemerkenswerthen Artikel der „Wiener Zeitung“ vom 6. Februar, worin die freundschaftlichen Beziehungen, in denen sich Oesterreich mit Rußland und der Türkei befinde, gleichgestellt wurden und die Maßregel dadurch erklärt ward, daß der bedauernswerthe Kampf sich bis in die Nähe der österreichischen Grenzen gezogen. Und in der That mußte dieser Umstand eine starke Gährung unter der orthodox-slavischen, theilweise serbischen Bevölkerung jener Gebiete hervorrufen, unter deren Heiligenbildern das Bildniß des Kaisers Nicolaus sich so gut fand, wie unter den „Hausgöttern“ der türkischen Rajah. Am 22. Februar folgten weitere 25,000 Mann, Feldmarschall Coronini nahm sein Hauptquartier in Semlin, um jenachdem dem Fürsten, der durch seine Treue gegen die Pforte täglich an Popularität verlor, zu Hilfe zu kommen, oder, wenn derselbe sich fortreißen ließ, das Zusammenschlagen der Flammen von beiden Seiten zu verhindern. Diese österreichische Aufstellung wirkte sehr günstig für die Pforte, wie für den Fürsten, der mit eigenen Mitteln die Ruhe aufrecht erhalten zu wollen erklärte und die Früchte seiner klugen Politik in einem Firman der Pforte erntete, durch den dieselbe alle Privilegien Serbiens freiwillig bestätigte, obwol der Krieg die Verträge mit Rußland, durch welches sie stipulirt waren, zerrissen hatte. Endlich ward auch das Beobachtungscorps in Siebenbürgen auf 30,000 Mann gebracht, da, wie der „Kloyd“, der unter Metternich's Inspiration stand, erklärte, es unerhört sei, daß unter Rußlands Schutz Corps gegen die Türkei in der Walachei gebildet würden. Oesterreich trat somit in immer bestimmteren Gegensatz zu Rußland, und dies ward um so wichtiger für die Westmächte, als Oesterreich allein die Räumung der Fürstenthümer erzwingen konnte.

Preußen galt in jener Zeit für noch weit abhängiger von Rußland, als Oesterreich, obwol es nicht nur demselben keinen Dank schuldete, da es mit eigener Kraft die Revolution niedergeworfen, sondern ihm die schmerzlichsten Niederlagen in seiner deutschen und europäischen Politik zuzuschreiben hatte. Der Kaiser Nicolaus behandelte seinen Schwager stets von Oben herab als poëte, idéologue, ja révolutionnaire. Wie der Verf. der „Bilder aus der Petersburger Gesellschaft“ erzählt, hatte er nach dem sg. deutschen Ritt des Königs an offener Tafel gesagt: „Nous n'aurons plus besoin de Legendre (ein Kunstreiter) je ferai venir Monsieur mon beau-frère“ und Friedrich Wilhelm IV. hatte diese Demüthigung seiner Person, wie seiner Politik, obwol er sie leugnete, um so schmerzlicher empfunden, als er nicht die Kraft besaß, sie abzuwenden. Hielt daher der Zar sich Oesterreichs versichert, so fand er es nicht einmal nöthig, Preußen in seinen Unterhaltungen zu erwähnen. Des Königs religiöses Interesse wandte sich lebhaft der christlichen Bevölkerung im Orient zu, er wünschte ihr Soos zu verbessern und zu sichern, aber war weit entfernt, einem einseitigen Protectorat Rußlands über die griechische Kirche zuzustimmen. Sein Gedanke war ein Collectivvertrag der Mächte, der die Rechte der Christen sichere, womit der Zweck Rußlands erreicht und die politische Frage des Erbstreits über die Türkei

umgangen werde; in diesem Sinne beauftragte er Bunsen zu arbeiten<sup>1)</sup>. Dieser säumte nicht, seiner Instruction nachzukommen, die, wie er versicherte, den Beifall Clarendon's, Aberdeen's und der Königin fand; indeß vollkommen war diese Uebereinstimmung nicht, denn Lord Stratford befürwortete wol die allgemeine Feststellung der Rechte aller Christen, aber wollte dieselbe nicht vertragsmäßig sichern, weil das ein Eingriff in die Souveränitätsrechte der Pforte sei, also eine Schwächung derselben, die man vermeiden müsse. „Ihr Bericht,“ antwortete der König Bunsen (4. Juni 1853), „hat mich entsetzt. Dieselben Worte sagte mir K. K. Oesterreichische Majestät in seiner Burg zu Wien und sein Vuol, natürlich mit stärkster Versagung des Beifalls von meiner Seite. Was in Wien hochdiplomatisch sein konnte, ist von Seiten des englischen Ministeriums „quatsch“; einen bloßen Dulbungsfirman der Pforte anzunehmen, nannte er „ein ganz miserables, zehnfach zu deutendes Actenstück als vortrefflich anerkennen“. Dagegen mißbilligte er die Besetzung der Donaufürstenthümer lebhaft und schloß sich bereitwillig der gemeinsamen Action an, die in der Conferenz ihren Ausdruck fand. Bunsen hatte diese stets warm empfohlen und abgerathen, separate Anträge mit Frankreich zu stellen, da gegen letzteres noch in Deutschland unterschiedenes Mißtrauen herrsche; um so mehr aber war man in Petersburg erzürnt über diese unerwartete Selbständigkeit Preußens. Andererseits war man in London wenig davon erbaut, daß der preußische Gesandte in Constantinopel, Herr v. Wildenbruch, einseitige Schritte bei der Pforte gethan, um im Sinne des Königs einen Garantievertrag für die Christen zu erhalten, und Clarendon machte Bunsen über diese Abweichung vom europäischen Concert lebhafte Vorwürfe. Der König dagegen behauptete noch in einem Briefe vom 20. November, daß jede Hilfe, die England „in unchristlicher Thorheit!!! dem Islam gegen Christen leiht außer Gottes Straf-Gericht (hört! hört!) keinen anderen Erfolg hat, als etwas späteres Ueberliefern der jetzt türkischen Länder unter russische Dominazion“, und meinte, „Englands Fassungsvermögen über das Walten eines kräftigen, einsichtsvollen, wahren und (menschlich zu reden) zu Hause allmächtigen, edelsten Mannes und Charakters ist mausetodt“.

Dies hinderte den König indeß nicht nur nicht mit der Conferenz weiterzugehen und alle Neutralitätsforderungen Rußlands ebenso abzulehnen, wie den Vorschlag Oesterreichs, durch einen gemeinsamen Schritt beider Großmächte eine Neutralitätserklärung des Deutschen Bundes herbeizuführen, sondern er ließ auf die Darlegung des Präsidialgesandten in Frankfurt erklären, „daß die K. Regierung auch ferner fortfahren werde, die Freiheit der Entschliebung, welche sie sich bisher vorbehalten, zu benutzen, um im Vereine mit den erhabenen Verbündeten Sr. Majestät alle ihre Kräfte der Sicherung des Friedens zu widmen“. Dies war damals gewiß durchaus richtig. Oesterreich war in einer schwierigen Lage, es stand zwischen der Alternative, gegen Rußland vorzugehen und zugleich

<sup>1)</sup> Briefwechsel mit Bunsen S. 309. Dem gegenüber ist es charakteristisch, daß die russische Partei in Berlin gleich orientirt über die eigentlichen Pläne des Kaisers Nicolaus war und die Kreuzzeitung mit Begeisterung die Hoffnung ausdrückte, derselbe werde das Kreuz auf der Sophientirche aufpflanzen.

Ungarn sich wieder erheben zu sehen oder von Frankreich im Bunde mit der italienischen Revolution bedroht zu werden; es war nicht sowol neutral als neutralisirt, und wünschte deshalb die Gefahr von Preußen und Deutschland getheilt, um sie für sich zu verringern. Natürlich aber wollte Preußen seinem Bündniß mit Oesterreich keine Ausdehnung geben, die ihm nur Verlegenheiten bereitet, keine Vortheile geboten hätte. Die Eröffnungsrede der Kammern am 23. November betonte denn auch, daß Preußen, gestützt auf seine eigene Kraft und sich derselben vollkommen bewußt, der Sache des Friedens und der Mäßigung seine ebenso unabhängige als unparteiische Sprache leihen werde, was freilich wenig nach dem Geschmack der „kleinen, aber mächtigen Partei“ war, welche damals in Berlin eine so große Rolle spielte und an Rußland ihren stärksten Halt fand. Sie hatte die nationalen Demüthigungen Preußens nicht bloß als un vermeidlich hingenommen, sondern sogar als einen Sieg des Legitimitätsprinzips über die Revolution in Schlasfrod und Pantoffeln gefeiert, „Hand in Hand“ mit Oesterreich, das war nach Olmütz ihre Zauberformel gewesen, mit der sie sich über alle Niederlagen des Staates hinweghalf. Jetzt, wo Oesterreich sich den Westmächten zuneigte, wendete sich das Blatt: man ging offen in's russische Lager über und hätte am liebsten eine Allianz mit Rußland geschlossen<sup>1)</sup>. Das entsprach aber den Ansichten des Königs und der Regierung keineswegs; nicht nur trat dieselbe rückhaltlos dem Wiener Protokoll vom 5. Dec. bei, welches die Erhaltung des Bestandes der Pforte als eine Frage des europäischen Gleichgewichts hinstellte und also den Stachel gegen den Angreifer wendete, sondern sie bewegte sich damals in einer bestimmt antirussischen Linie. Graf Albert Bourtales, früher Gesandter in Constantinopel, der nach Olmütz seine Entlassung eingereicht und einer der hervorragenden Mitarbeiter des „Preussischen Wochenblattes“ war, ward in's Auswärtige Amt gezogen und Ende December in besonderer Mission nach London gesandt. Er gab in einer vom König genehmigten Denkschrift der britischen Regierung eine Darlegung des preussischen Standpunktes. Derselbe ging dahin, Preußen verweigere sowol durch Rußland als Frankreich sich aus seiner Neutralität herausdrängen zu lassen, es könne dieselbe nur aufgeben im europäischen und eigenen Interesse. Frankreich und England müßten die Integrität Deutschlands garantiren und kein französischer Soldat dürfe dessen Boden betreten; Preußen wolle kein Stück deutschen Landes, aber die Freiheit, einen wahren Bundesstaat anzubahnen. Im Falle eines Krieges verlange es militärische Einheit durch Uebertragung des Oberbefehls an Preußen und Verwilligung der Kosten durch einen aus den Kammern aller Bundesglieder gebildeten ständischen Ausschuß. Dieser Plan mußte den englischen Staatsmännern als durchaus unpraktisch erscheinen. Es war nicht nur Folge seiner Vorliebe für Oesterreich, wenn Aberdeen dem Grafen erklärte, er sei gegen jede Trennung Oesterreichs und Preußens; denn die Unterstützung der preussischen Vorschläge hätte einen geradezu feindseligen Charakter gegen Oesterreich gehabt, auf dessen Mitwirkung die Westmächte naturgemäß weit größeren Werth legten,

<sup>1)</sup> Die Kreuzzeitung verlangte bereits im Sommer 1853, daß Preußen in diesem Principienkriege auf diejenige Seite trete, „von welcher es die Mitverteidigung seiner besten Güter erwartet“.



als auf die Preußens. Außerdem konnte England nicht darauf eingehen, Frankreich Mißtrauen zu zeigen, wie das durch Annahme der Vorschläge geschehen wäre, während der König das Bündniß Englands mit Frankreich gegen Bunsen als „Incest“ bezeichnete; dazu kam noch, wie Prinz Albert bemerkte, das Mißtrauen in die Festigkeit des Königs. Die Mission mußte resultatlos verlaufen, um so mehr als noch Velleitäten wegen der Restauration Neuenburgs mit unterliefen <sup>1)</sup>.

Uebrigens behauptete der König seine Neutralität auch Rußland gegenüber. Er antwortete dem Kaiser auf einen Brief, den ihm der russische Gesandte, Baron Budberg, überbracht, „ma souveraineté ne sera ni indécise, ni vacillante, mais souveraine“, und bemerkte dazu an Bunsen: „Preußens Stellung ist zu vortheilhaft, sie gibt die Möglichkeit der letzten Entscheidung zu evident in Preußens Hände, um mich das nicht einsehen und danach handeln zu machen.“ Da übrigens Herr v. Budberg diese Audienz nicht durch den Minister des Auswärtigen, sondern auf einem Seitenwege nachgesucht, gab Baron Manteuffel seine Entlassung, die selbstverständlich nicht angenommen ward. Das Protokoll, welches der russische Gesandte, identisch mit dem Orloff's, Preußen vorlegte, empörte den König, sowol nach dem Inhalt als der Form; um so mehr als Budberg, der sich in Wien mit Orloff besprochen hatte, behauptete, die Zustimmung Oesterreichs sei sicher, während er umgekehrt seine Freunde am Hofe drängte, daß man den König rasch zur Annahme bringen müsse, um Buol mitzuziehen. Drohungen, zu denen er sich hinreißen ließ, machten seine Sache nur schlimmer. Am 31. Januar lehnte Manteuffel es entschieden ab, auf die russischen Eröffnungen einzugehen.

Man war in Petersburg über diese Haltung höchst erbittert; der Kaiser trug mit Ostentation keine preußischen Orden mehr, sagte dem preußischen Militärbevollmächtigten vor russischen Officieren die härtesten Dinge und bemerkte ihm, er sei sehr wohl unterrichtet von den Anstalten in den Rußland zugewandten Festungen und zur Vorbereitung der Mobilmachung. Er zeigte Münster die Pläne und Instructionen, die dafür in Berlin ausgearbeitet, worüber man dort sehr betroffen war, da nur 18 Exemplare davon mit größter Vorsicht ausgegeben waren, also ein Verrath vorliegen mußte. General von Gerlach, das Haupt der russischen Partei, erschien nicht mehr am Hofe und suchte eine andere Verwendung nach.

Der Anlauf war in Berlin wie in Wien mißlungen: im Vertrauen auf die Meldungen seiner dortigen Gesandten hatte der Zar seine Kräfte überschätzt, die seiner Gegner unterschätzt. Dazu kamen nun die Enthüllungen über die russische Politik durch die Veröffentlichung der Seymour'schen Depeschen.

Inzwischen glitten die Dinge in Paris und London rasch dem Kriege zu. Am 29. Januar 1854 richtete Napoleon sein bekanntes Schreiben an den Kaiser Nicolaus und veröffentlichte es, ehe noch die Antwort eingegangen war, was in

<sup>1)</sup> „Ich verlange als Preis meiner echten und autonomen Neutralität — das heilige Versprechen mir nach, in und durch den Frieden mein treues Neuenburg ohne Bedingungen wieder zu verschaffen.“ (König an Bunsen. S. 328.)

London, wo dasselbe allerdings vorgelegt und abgeändert war, nicht angenehm berührte. Die Antwort des Kaisers Nicolaus mit ihrer Erinnerung an 1812 und der Versicherung, daß er nicht vor Drohungen zurückweichen werde, schnitt den letzten Friedensfaden ab, am 14. März übergaben die Consuln Englands und Frankreichs in Petersburg eine vom 27. Februar datirte Sommation, die Donaufürstenthümer vor dem 30. April zu räumen<sup>1)</sup>, am 18. empfangen sie persönlich die Mittheilung Nesselrode's: „L'empereur ne juge pas convenable de faire aucune réponse“; am 27. März erklärten die Westmächte den Krieg. Lord Aberdeen's und Gladstone's Friedensliebe konnte der Stimme der öffentlichen Meinung nicht widerstehen, Cobden's und Bright's Proteste verhallten ungehört, „der Krieg ist unglaublich populär“, schrieb die Königin an den König der Belgier.

Die Westmächte waren inzwischen, trotz der Ablehnung des russischen Protokolls, keineswegs mit Oesterreichs und Preußens Haltung zufrieden. Clarendon tabelte es, daß Buol nochmals Vorschläge an Rußland gemacht, die keinerlei Erfolg versprächen. Oesterreich möge jetzt handeln, die russischen Verbindungslinien durch Vorrücken aus Siebenbürgen abschneiden, so werde es den Frieden wahrscheinlich ohne Schwertstreich herstellen. Dazu war man in Wien noch nicht bereit. Der Gedanke der Sommation war allerdings von Oesterreich selbst ausgegangen: Graf Buol hatte dem französischen Gesandten gesagt, „wenn England und Frankreich einen Termin für die Räumung der Fürstenthümer festsetzen wollen, nach dessen Ablauf die Feindseligkeiten beginnen würden, wird das Wiener Cabinet diese Forderung unterstützen“. Auf die Frage aber, ob Oesterreich sich derselben anschließen werde, erfolgte nur die Antwort, es werde sie unterstützen. Die Sommation vom 27. Februar nahm ihren Weg über Wien, wobei der englische Gesandte, der sie mittheilte, nur die Hoffnung aussprach, daß Oesterreich sie billige und dies in Petersburg aussprechen werde. Dies geschah durch eine Depesche nach Petersburg, die vier Punkte betonte: 1) die Ungerechtigkeit der Befehung, 2) die Folgen einer Weigerung, deren Verantwortlichkeit 3) auf Rußland falle; 4) Oesterreich, das durch die Antwort an Orloff seine Freiheit gewahrt habe, werde, wenn seine Hoffnungen auf die Friedensliebe Rußlands nicht in Erfüllung gingen, nur seinen Interessen folgen.

In Berlin war man nicht einmal geneigt so weit zu gehen; man hatte am 3. Februar nach Wien die Befriedigung gemeldet, daß beide Cabinette ohne Abrede die Orloff'schen Vorschläge abgelehnt. Ein Vertrag zwischen beiden sei unnötig, ebenso unangemessen sich die Hände zu binden, was die Westmächte als eine Provocation ansehen könnten; dem Protokoll vom 6. Februar trat Preußen ohne Schwierigkeit bei. Eine Depesche Nesselrode's vom 15. Februar erwähnte der preußischen über die Orloff'sche Mission gar nicht. Das Bedauern, hieß es, das das Petersburger Cabinet empfinden müsse, „de ne pas avoir vu accueillir les propositions comme elles auraient dû l'être“ sei noch vermehrt durch das „de-

<sup>1)</sup> Die officiöse Oesterr. Corresp. bemerkte dazu: „Wenn auch zu bedauern ist, daß diese Aufforderung in einer Form ergangen ist, welche eine günstige Antwort in hohem Grade unwahrscheinlich macht, so darf man andererseits nicht verkennen, daß an und für sich betrachtet die gestellte Forderung auf dem Boden des Rechtes sich bewegt und zugleich den europäischen Interessen entspricht.“

plorable dissentiment“, welches sich bei dieser Gelegenheit wieder zwischen Preußen und Oesterreich gezeigt. Manteuffel gab diese Depesche dem Baron Budberg zurück, ohne eine Abschrift zu verlangen; bemerkte aber in seiner Antwort, daß letztere Annahme nicht richtig, vielmehr beide Mächte ganz einverstanden seien. In einer zweiten Depesche vom selben Tage berichtigte er einen Irrthum des Baron Budberg. Der König habe diesem nicht gesagt, er werde sich zu keinem Kriege gegen Rußland hinreißen lassen, sondern nur, daß er sich seine freie Entschliesung vorbehalte, wie er auch in London habe mittheilen lassen. Auch dürften persönliche Rücksichten nicht mit denjenigen, welche aus den Interessen des Landes folgten, vermischt werden. Am 1. März schlug Oesterreich in Berlin vor, auf Grundlage des Wiener Decemberprotokolls mit England und Frankreich die Integrität der Türkei und die Gleichstellung der Confessionen zu garantiren; das mißfiel dem König sehr, er schrieb seinem Schwager, daß er auf keine Verbindung mit den Westmächten eingehen und nie eine feindliche Stellung zu Rußland einnehmen werde. Gleichzeitig zeigte Graf Buol an, die Westmächte wünschten ihr Verhältniß zu Oesterreich und Preußen durch einen Vertrag zu regeln, dem Oesterreich, wenn Preußen dasselbe thue, in folgender Form beizutreten geneigt sei, in der der österreichische Gesandte Graf Thun denselben am 28. Februar mittheilte.

Art. I. Les hautes parties contractantes s'engagent à employer tous leurs efforts pour obtenir le rétablissement de la paix entre la Russie et la Porte, aux conditions jugées compatibles avec les intérêts généraux de l'Europe et mises en harmonie avec la ferme intention manifestée par S. M. le Sultan de protéger avec efficacité les intérêts religieux et civils de ses sujets chrétiens. Le principe de l'intégrité territoriale de l'Empire Ottoman est et demeure la condition sine qua non de la transaction à intervenir entre les deux puissances belligérantes, et les hautes parties contractantes s'engagent à respecter elles mêmes ce principe comme base de leur union.

Art. II. En conséquence les hautes parties contractantes s'imposent comme leur première tâche de se concerter sur les voies les plus efficaces pour obtenir l'évacuation de tous les points du territoire ottoman qui sont ou seront occupés par les troupes russes.

Art. III. Le traité du 13 Juillet 1841, avant d'être remis en vigueur sera révisé et les puissances signataires s'engagent à rechercher en commun les moyens les plus propres à rattacher l'existence de l'Empire Ottoman à l'équilibre général de l'Europe.

Art. IV. L. L. M. M. l'Empereur des Français, la Reine d'Angleterre, l'Empereur d'Autriche et le Roi de Prusse désigneront immédiatement des plénipotentiaires chargés de discuter et déterminer d'un commun accord dans des conférences la nature ainsi que l'emploi des moyens les plus convenables pour atteindre le but du concert.

Art. V. Quelque évènement qui se produise en conséquence de la présente convention, chacune des hautes parties contractantes s'engage à n'entrer dans aucun arrangement définitif avec la Cour Impériale de Russie ou avec toute autre Puissance sans en avoir délibéré en commun.

Art. VI. La présente convention sera ratifiée et les ratifications seront échangées dans l'espace de quinze jours.

In einem Cabinetrath vom 4. März ward dieser Entwurf vorgelegt und von Manteuffel, wie vom Kriegsminister von Bonin empfohlen. Die Convention an sich besagte noch nicht viel; es kam aber ein ungünstiger Commentar dazu aus London; eine frühere Rede Russel's über die Abhängigkeit der deutschen Mächte von Rußland hatte in Berlin um so mehr verlezt, als sie richtig war. Der englische Gesandte hatte Baron Manteuffel die bedorftene Sommat

der Westmächte angezeigt, und dieser hatte sie zu unterstützen versprochen. Am 27. Februar erhielt man nun in Berlin Kenntniß von einer Rede Clarendon's vom 24., in der dieser ankündigte, daß Oesterreich und Preußen ihre Mitwirkung für die Sommatation zugesagt, deren Folgen der Lord scharf darlegte. Dies erschreckte den König und er glaubte, daß die englische Regierung, um so zu sprechen, Zusicherungen erhalten habe, die ihn weiter bänden, als er wollte. Dazu kam, daß die Convention, die Oesterreich geheim zu halten gebeten, plötzlich bekannt ward und endlich traf eine noch weiter zu erwähnende Denkschrift Bunsen's ein, welche den König zu einer entschieden antirussischen Haltung drängte. Im Sichte dieser Vorfälle fand der König, daß die Convention den Westmächten einen Anhalt geben könne, ihn fortzuziehen und erklärte erzürnt, er werde sich nie auf eine Politik einlassen, die gegen Rußland führe. Tags darauf schrieb der Prinz von Preußen ihm über die Gefahr der Isolirung Preußens und betonte die Nothwendigkeit des Zusammengehens mit den Westmächten, um die Suprematie Rußlands zu brechen und eine schnelle Lösung herbeizuführen. Der König aber wies diese Vorstellung sehr entschieden in folgendem Briefe zurück: „Hier ein für allemal ein Bekenntniß. Eine Großmacht unterscheidet sich von Büdaberg und Diechtenstein durch Selbstständigkeit, nicht durch Schwimmen mit dem Strom. Letzteres kann unter Umständen auf sehr gesunder Politik beruhen. Das Nichtschwimmtwollen aber mit Eclipsion zu bezeichnen, ist außerordentlich stark. Oesterreich wird mit Recht seine Unselbstständigkeit den Seemächten gegenüber eintwerfen. Ich werfe ihm Blindheit vor, sich mit 700,000 Mann nicht fest und sicher zu halten. Auf die Sommatation gehe ich unter Umständen ein, wenn Reciprocität von den Westmächten gefordert wird, sonst ist sie eine Derision, auf die ich an Nicolaus' Stelle mit Kanonen antworten würde. Alles in Ehren, theuerster Wilhelm.“ Nach Wien antwortete man (5. März), Preußen habe seine Mitwirkung zur Pacification rückhaltslos trotz der alten Bande, die es mit Rußland verknüpften, gewährt und sei bereit, dies ferner zu thun; eine Convention aber, die nicht mehr allein die Principien betreffe, über die das Einverständniß feststehe, sondern Executionsmaßregeln in Aussicht nehme, erscheine nicht rathsam, da diese der Natur der Sache nach von einander abweichen müßten. Wenn die Westmächte ein Abkommen für ihre militärischen Maßregeln getroffen, wenn Oesterreich seine Interessen in den Grenzprovinzen erwäge, so habe Preußen ganz andere Rücksichten und Pflichten. Aus diesen würde, um irrthümliche Auslegungen oder moralischen Druck zur Erlangung thätiger Mitwirkung zu vermeiden, die Nothwendigkeit besonderer ausdrücklicher Vorbehalte folgen, die in die Convention mitaufgenommen oder ihr beigefügt werden müßten. Dadurch würde die moralische Wirkung, die man gerade von der feierlichen Form eines Vertrags erwarte, geschwächt werden, indem so die Verschiedenheit der Stellung und des Handelns klar werden müsse. Preußen ziehe deshalb die bescheidene Form der Protokolle vor und halte es am zweckmäßigsten, die Conferenz fortbestehen zu lassen; die weniger engagirte Stellung einer der Mächte könne künftig für die Ausöhnung der streitenden Interessen von hohem Werth sein. Die von Frankreich und England gewünschte Unterstützung ihrer Sommatation gab Preußen in folgender Weisung an seinen Gesandten in Petersburg:

„d'adjurer encore une fois le cabinet de St. Pétersbourg de se pénétrer de l'immense responsabilité, qui s'attacherait aux décisions de l'Empereur et de ne pas laisser se rompre le dernier fil, auquel les espérances de la paix étaient suspendues, en prévenant une guerre terrible par l'ordre donné aux troupes Russes de se retirer du territoire Ottoman.“

Es war mit einem Wort ein vollkommener Umschlag beim König eingetreten. Pourtales und Bonin gingen davon aus, daß Alles darauf ankomme, Preußen in die von ihnen als richtig anerkannte Bahn zu bringen; sie wußten, daß, wenn der König einmal unterzeichnet, er an der Convention festhalten werde, sie rechneten auf die Unterstützung des Prinzen von Preußen, aber sie waren mehr dringend als geschickt, sie beachteten nicht das genug, was A. v. Humboldt treffend bei dem König als den „Dualismus der Empfindungen“ bezeichnete. Als Graf Pourtales den König mit Wärme bat, sich zu entscheiden, zog derselbe die Bunsen'sche Denkschrift aus der Tasche, erklärte erzürnt, man habe ihn betrogen, Zusicherungen gegeben, zu denen er keine Ermächtigung erteilt und wolle ihn gegen seinen Willen in einen Krieg mit Rußland verwickeln; er befahl dem Grafen, ihm nicht mehr von der orientalischen Frage zu sprechen und sich nicht mehr damit zu befassen. Der Feldmarschall von Wrangel und Herr von Bismarck trugen sehr dazu bei, diese Wendung herbeizuführen, indem letzterer ganz richtig voraussagte, Oesterreich werde doch nicht entschieden handeln, sondern England und Frankreich hinhalten. Manteuffel, der diese Wendung vorausgesehen und Bismarck berufen, ließ Pourtales fallen; General v. Gerlach und der Cabinetrath Niebuhr traten wieder ein. Mit Oesterreich verständigte man sich zunächst dahin, daß dasselbe die Convention mit den Westmächten nicht eingehen, aber auch ein weiteres Vorgehen Rußlands nicht dulden werde und dabei auf Preußen zählen könne: ein Abkommen, das Oesterreich ganz recht war, weil es ihm freie Hand gab, während, den Westmächten gegenüber, der Tadel des Mißlingens auf Preußen fiel.

Diese waren gegen letzteres schon sehr verstimmt. Am 2. März meldete Bunsen, daß Clarendon ihn dringend ersucht, Preußen möge eine klare Stellung einnehmen und nicht jede Forderung gegen Rußland durch Clauseln nichtig machen; Oesterreich habe Preußen überflügelt, noch sei es für letzteres Zeit, das Versäumte nachzuholen; die beiden Mächte seien Rußland mehr als gewachsen, wie könne man bei dem europäischen Charakter, den die Vertwidelung angenommen, noch von der „türkischen Frage“ und „fernliegenden Interessen“ sprechen? Als nun die Convention abgelehnt ward, zeigte man namentlich in London sich sehr aufgebracht, da die Westmächte doch nur einen appui moral verlangt hätten, um die Uebereinstimmung der vier Mächte zu constatiren. „Es ist unmöglich,“ schrieb der englische Gesandte in Berlin, Lord Bloomfield, „diesen Leuten die Pflichten und die Verantwortlichkeit einer Großmacht begreiflich zu machen; ihr Hauptgedanke in dieser Frage scheint die Möglichkeit zu sein, eine große Karte in Deutschland später auszuspielen, wenn der Krieg einige Jahre gewährt hat.“ Der Prinz Albert sprach sich gleichfalls auf das Stärkste über die schwache Politik Preußens aus, er tabelte nicht bloß die russische Hofspartei, sondern auch die patriotische, die eine Schiedsrichterrolle für ihren Staat durch Warten im Auge

habe; das sei die Politik von 1805 und werde Preußen mit allen Theilen verfeinden. Bunsen habe fortwährend von Preußens Bereitwilligkeit, mit den Westmächten zu gehen, gesprochen, England gedrängt „de pousser la pointe“ und seine Regierung zu weiteren Erklärungen zu bewegen, jetzt aber, seit der König sich gewendet, sage er plötzlich, Preußen lasse sich nicht auftrumpfen (Prince Consorts Life III. p. 38). Friedrich Wilhelm IV. glaubte nun, nachdem er den Mißbrauch seiner Autorität abgewendet, sich berufen, eine active Stelle zu übernehmen; „le temps des diplomates est passé, c'est maintenant aux rois à faire leurs affaires,“ soll er gesagt haben; er begriff seinen Schwager niemals, er glaubte wirklich, derselbe verfolge nur den Zweck, den Christen eine bessere Lage zu verschaffen, und behauptete, derselbe habe keine Eroberungsabsichten, „man müsse seinem verletzlichen Ehrgefühl nur eine Brücke bauen. Sein lebhaftester Wunsch war, dies zu bewirken und dafür griff er nun zu seinem beliebten Auskunftsmittel, Specialgesandte nach Paris und London zu schicken, um die dortigen Höfe darüber aufzuklären, weshalb er der Convention nicht beigetreten sei. Hierzu wählte er, während er den General von Bindeheim nach Petersburg sandte, um nochmals Verhandlungen anzuknüpfen, den Fürsten von Hohenzollern für Paris, den General v. d. Gröben für London. Ohne feste Instructionen sollten sie Preußens eigenthümliche Stellung darlegen; es habe sich an der Conferenz betheiliget als Großmacht und weil Rußland durch seine aggressive Politik Grund zur europäischen Friedensstörung gegeben; Oesterreich sei durch die Ereignisse näher berührt, Preußen wolle sich nicht an den von jetzt ab zu treffenden feindlichen Maßregeln betheiligen. Diese Neutralität befähige es jederzeit mit Anträgen und Vorschlägen zur Wiederherstellung des Friedens hervorzutreten. Rußland möge fühlen, daß es zu weit gegangen, aber der Kaiser könne weder nach Innen noch nach Außen direct ein Geständniß seiner möglichen Uebereilung ablegen und hier trete Preußen in den Vordergrund als wohlthätige und rettende Brücke zur Verständigung; es könne die jüngsten Petersburger Vorschläge zu den seinigen machen und müsse diese Vermittelung um so mehr in die Hand nehmen, als die Wiener Conferenz sie bereits zurückgewiesen habe (es wollte also Vorschläge vertreten, die es selbst mitverworfen), jetzt beginne eine neue Selbstthätigkeit für Preußen, es müsse sich zum unabhängigen Träger der russischen Friedensvorschläge oder vielmehr Amendirungsanträge machen. Der König ersuche die Cabinette oder vielmehr die Souveräne, der Stimme der Mediation nochmals Gehör zu geben und während der Kriegsaction, falls solche nicht zurückgehalten werden könne, ein alle Parteien befriedigendes Arrangement anzubahnen. Beharrten die Westmächte beim Kriege, so seien ihnen die Gefahren und Chancen desselben vor Augen zu führen und sei darauf aufmerksam zu machen, daß Preußen sich stets unbedingte Freiheit zum Handeln vorbehalten müsse. Es werde vorläufig streng neutral bleiben und erst dann selbstbestimmend und activ auftreten, wenn, auf Waffenerfolge gestützt, einer der kriegführenden Theile weitere Zwecke verfolgen werde und über die Herstellung des Status quo ante hinaus zu gehen beabsichtige (wozu aber ward denn Krieg geführt?). Einen Mißbrauch des Siegs würde Preußen niemals dulden und müsse darauf beharren, daß, sobald der militärischen Ehre de part et d'autre Genüge geleistet

sei (!?), der Austrag der Streitsache wieder in die Bahn der Unterhandlung geleitet werde, um in derselben vermöge preussischer Machtstellung den ihm gebührenden Einfluß geltend zu machen, so daß Preußen sich in solchem Falle so gut für als gegen Rußland die Waffen zu ergreifen bewogen finden könne. Diesen unklaren und sich widersprechenden Gedanken, die indeß General v. d. Gröben ganz „den Fundamenten unserer einfachen leidenschaftslosen Politik entsprechend“ fand, setzte der König noch ausdrücklich hinzu, daß sein Gerechtigkeitsgefühl und seine Friedensliebe sich gegen Jeden lehnen werde, der den Weg des strengen Rechts verlasse und die edle Bedeutung des Wortes „Frieden“ als leeren Schall betrachte.

Das Schreiben, das er nun zur Anbahnung seines Zieles an den Kaiser Napoleon richtete, lautete folgendermaßen:

P. P. Pénétré de l'immense malheur dont une guerre de plus en plus imminente menace l'Europe et placé par la Providence Divine sur le trône d'un pays, appelé par sa situation et ses intérêts à rester étranger à une lutte, dont les conséquences seront hors de toute proportion avec le différend, qui l'aura provoquée, je n'ai pu résister au besoin de m'adresser à cette dernière heure à Votre Majesté. Je ne Vous rappellerai pas, Sire, la marche politique que j'ai suivie pendant cette déplorable complication et tout le prix que j'attacherai toujours à cet heureux accord, qui s'est manifesté dans la Conférence de Vienne entre mon Cabinet et ceux de l'Autriche, de la France et de la Grande-Bretagne. Ce que j'ai toujours en vue et ce qui, même quand les hostilités, entre V. M. et l'Empereur de Russie auront commencé, ne cessera pas d'être l'objet de tous mes vœux et de tous mes efforts, c'est l'acheminement d'un arrangement basé sur les traités, le droit et l'équilibre Européen et par cela même acceptable et honorable pour toutes les parties. Voilà pourquoi je me suis associé dans les phases passées de la négociation à toute démarche et à toute proposition, dont on était en droit d'attendre un résultat. L'infirmité de tous ces essais me remplit de justes et de profonds regrets mais elle ne me décourage pas, ni ne m'engage à renoncer à mes efforts pacificateurs. La réponse que le Cabinet de St. Pétersbourg vient de faire parvenir à Vienne n'a malheureusement pu être jugée admissible par la Conférence. Sans connaître les détails des préliminaires de paix entre la Russie et la Porte, j'en sais assez pour m'abandonner à l'espoir que leur examen dans un esprit de conciliation et d'amour de la paix, que je connais à V. M., pourrait frayer le chemin d'une entente entre la France, la Grande-Bretagne et la Russie. Il préserverait cette partie du monde des calamités d'une portée incalculable, et qui font frémir tous les cœurs humains et chrétiens. Je n'abandonnerai pas l'espoir que les propositions de l'Empereur Nicolas renferment des éléments, qui en mesure de la marche des événements, pourront servir de point de départ et de base à un dénouement, qui fera bénir à jamais le nom de V. M. Le seul but de cette lettre est de prier V. M. du fond de ma conscience, de ne pas refuser d'avance l'examen à ce sujet et de me seconder dans la marche consciencieuse et toujours renouvelée, à laquelle je crois de mon devoir de me livrer, pour trouver et faire valoir, au milieu des vicissitudes de la guerre, des propositions de paix et de conciliation. En confiant cette lettre à mon cousin le P<sup>ce</sup> de Hohenzollern, je l'ai chargé d'être auprès de V. M. l'interprète du haut et invariable prix que j'attaché au concert intime de mon Cabinet avec le sien.

Berlin le 9 Mars.

Napoleon beschäftigte sich damals gerade damit, einen Brief an die Souveraine von Oesterreich und Preußen zu entwerfen, in welchem er den Operationsplan vertraulich kundzugeben und die Frage zu stellen beabsichtigte, ob und inwieweit jene Monarchen sich daran betheiligen wollten. In diesem Operationsplan war der Theilnahme der übrigen deutschen Staaten als selbst-

verständlich nicht erwähnt, ausdrücklich dagegen der Theilnahme Schwedens, der Nöthigung Dänemarks zu einer, wenigstens wohlwollenden Neutralität und einer Verstärkung des französischen Expeditions-corps um 30,000 Mann. Dabei war der schwierigen Stellung Preußens Rechnung getragen und auf eine augenblickliche Entscheidung verzichtet. Als dem Kaiser nun die mission de confiance angekündigt ward, zögerte er mit der Absendung dieser Schreiben und nach Empfang des obigen Briefes verzichtete er darauf. Er antwortete auf denselben, der sachlich eigentlich gar keine Anknüpfungspunkte enthielt, in rücksichtsvoller Form. Er anerkannte den hohen Sinn und das edle Herz des Königs und versicherte, er würde dessen Wünschen entsprechen, wenn er noch könne, selbst wenn er seine eigene Ueberzeugung unterordnen müßte, jedoch nur soweit, als es mit der Ehre der Nation verträglich sein würde. Die Dinge seien jedoch auf einen Punkt gebiehn und hätten sich bereits mit den höheren Interessen der Nationen der Art identificirt, daß mögliche Vortwürfe wegen nicht nachgebiger Stimmung und herausfordernder Handlungsweise einzig und allein auf den Kaiser von Rußland zurückfallen müßten. England und Frankreich würden ihrer eigenen Ruhe und Weltstellung wegen weitergehen, als sie Anfangs beabsichtigt; vor einiger Zeit sei die Lösung des orientalischen Knotens noch ihr Hauptziel gewesen, jetzt sei diese nur Mittel zu dem höheren Zweck, von Rußland auf jedem denkbaren Wege Garantien zu erlangen, die vor ähnlichen Verwickelungen Gesamteuropa bewahren sollen, wie gegenwärtig die russisch-türkische Frage eine europäische geworden. Einen solchen Zustand, der durch Rußlands Uebergewicht vereitelt worden, wieder herzustellen und jeden Staat der europäischen Familie in die ihm angewiesene Bahn der ausschließlichen Selbstentwicklung einlenken zu lassen, sei das von den Westmächten angestrebte Ziel. Sie hätten es auf eine angemessene, mit dem Gleichgewicht Europa's in Verhältniß stehende Schwächung Rußlands oder vielmehr auf die Zurückführung desselben auf die ihm gebührende Machtstellung abgesehen.

Deshalb wünsche man so sehr das Zusammengehen der Vier, das allein den Frieden erhalten könne. Oesterreich habe zwar noch nicht unterzeichnet, doch sei man seiner cooperativen Mitwirkung vollkommen sicher. (?) Das Zusammengehen der Vier sei ein Bündniß gegen die Revolution, die in einem langen Kriege Nahrung gewinnen würde. Er (der Kaiser) wolle Preußen nicht drängen; er werde die Erhaltung der Allianz, die er stets angestrebt, als Ziel seiner Regierung im Auge behalten. Ein starkes Preußen, wohl arrondirt, geographisch und militärisch richtig begrenzt, werde Frankreich stets willkommen sein; es zähle deshalb aber auch darauf, daß Preußen sich nicht aus seiner Stellung herausdrängen lasse, die allein es noch befähigen könne, an den Friedensverhandlungen und dem europäischen Arrangement den seiner Machtstellung gebührenden Antheil zu nehmen, den es offenbar aufgeben würde, wenn es durch Neutralitätserklärung darthun wollte, daß es sich vorerst auf keine Weise in den bestehenden Conflict zu mischen habe. Frankreich und England müßten diesen Standpunkt so auffassen, daß Preußen sich jeder Betheiligung begeben wolle, folglich auch jeder Theilnahme an dem abzuschließenden Frieden. Der Krieg werde um so kürzer werden, je mehr Oesterreich und Preußen sich den Westmächten angeschlossen;



die aus Preußens Weigerung resultirenden Folgen seien wegen der möglichen Kriegschancen unberechenbar, jedenfalls würde dann Europa in seinen Grundfesten erschüttert und Elemente wieder auftauchen, gegen welche Frankreich im aufrichtigsten Bunde mit den übrigen Mächten stehe.

Man sieht hier ganz die Ideen Napoleon's, die schon unter der Präsidentschaft Persigny in Berlin entwickelte, die aber bei Friedrich Wilhelm IV., der, wie Ranke sehr richtig sagt, in Napoleon eigentlich den Verbündeten der Revolution und den Feind der Verträge von 1815 sah, nie Anklang finden konnten. Und wer könnte behaupten, daß diese Auffassung unbegründet war? Obwol Napoleon zum Schwert für die Erhaltung des bedrohten Gleichgewichts griff, hatte er doch seine Pläne für das remaniement de la carte de l'Europe keinen Augenblick aufgegeben; er hatte diese nouvelle carte de l'Europe schon fertig, theilte seine Ideen Granier de Cassagnac mit, der sie zu Papier brachte, worauf Napoleon sie corrigirte. Sie ging in wenigen Exemplaren gedruckt den Ministern und einigen Redactionen als Fühler zu; danach sollte Oesterreich die Donaufürstenthümer und Bessarabien erhalten, die Lombardei dagegen an Sardinien abtreten, Preußen Polen erhalten, die Türkei das ganze asiatische Ufer des Schwarzen Meeres, den Kaukasus und die Krim. Die Minister waren über diese Zusendung sehr erschreckt; ein rasch berufener Cabinetrath beschloß die Unterdrückung, doch gelang es dem „Siècle“ vorher Copie zu nehmen. Ganz fest waren diese Pläne nicht, sie entsprachen seiner eigenthümlichen Geistesanlage, welche A. de Tocqueville einmal treffend so bezeichnete: „l'Empereur ne sait pas distinguer entre rêver et penser“; aber er beschäftigte sich unablässig damit und sprach sich darüber sehr offen gegen den damals in Paris weilenden Bruder des Prinzen Albert, den Herzog von Koburg, aus, den ersten Fürsten, der den neuen Hof besuchte und der um so glänzender empfangen ward, als man sich bisher mit einem Prinzen von Hessen und dem vertriebenen Herzog Karl von Braunschweig hatte begnügen müssen, welcher in seiner Toilette (geschminkt, eine schwarze Bodenperrücke und Ordenssterne bis auf die Rockschöße) mehr einer Theatercarricatur, als einem deutschen Fürsten gleich.

Man möge, sagte Napoleon, in Deutschland ja nicht auf die Lösung der englisch-französischen Allianz rechnen; sie sei der wichtigste Act der neuen Zeitgeschichte und werde sich immer intimer gestalten, ohne einen gewaltsamen Umsturz, der in Frankreich immer unwahrscheinlicher werde, um später unmöglich zu werden, sei an keine Auflösung des jetzigen Verhältnisses der Westmächte zu denken. Sein Oheim habe zwei Hauptfehler begangen, die er nicht wiederholen werde: den Bruch mit England und den mit Rom. Daraus aber möge Deutschland ermessen, welche Wohlthaten des Friedens aus diesem Bündniß entspringen würden. Was Rußland betreffe, so solle ihm jede künftige Ausdehnung über die vertragsmäßigen Grenzen unmöglich gemacht werden; man werde keine Vorschläge von ihm mehr annehmen, sondern wenn dasselbe den Frieden wolle, diesen dictiren und zwar auf einer Grundlage, wie sie nur durch die glänzendsten Waffenfolge gewonnen werden könnten, zumal in England die Erbitterung unglaublich sei. Da Rußland dies nicht annehmen werde, so bleibe nur der Krieg. Derselbe könne lang werden; er werde um so kürzer sein, je mehr

Oesterreich und Preußen sich den Westmächten anschließen. England glaube Oesterreichs sicher zu sein, aber man begreife Preußen nicht. „La Prusse a été froissée plus d'une fois dans ses sentiments les plus intimes par la Russie, qui a fait preuve de sa prépondérance à toute occasion et dont l'influence devenait dominante, lorsqu'il s'agissait pour la Prusse d'un élan national ou du maintien d'une position indépendante.“<sup>1)</sup> Die Integrität Deutschlands sei Frankreich heilig, es wolle nie eine Aenderung zu seinen Gunsten, lasse aber eine solche zu Gunsten anderer deutschen Staaten zu und mische sich nicht in die Einzelheiten; es würde sich und Preußen nur Glück wünschen können, wenn letzteres für seine deutsche Politik solche Zwecke verfolgen wollte, die es nach allen Seiten hin kräftigen würden. „La Prusse c'est la puissance de l'intelligence en Allemagne, les sympathies de la population lui appartiennent et il ne tient qu'à elle à se procurer en termes nets et positifs les sympathies des dynasties Allemandes.“ (?) Er wünsche ein starkes Preußen und hoffe, dasselbe werde diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, „pour élargir ses bases en Allemagne et s'arrondir autour d'elle, la Prusse doit se caser en Allemagne comme bon lui semble, l'Autriche résoudra en attendant le problème Danubien, où dès à présent ses intérêts se concentrent“; dadurch werde die Zukunft Deutschlands sich in materieller Beziehung in nicht geahnter Weise entfalten. Für solche deutsche Dynastien, welche einer neuen geographischen Abgrenzung Preußens zum Opfer fallen müßten, würden sich Ausgleichungsobjecte in Polen finden. Er fragte lachend, ob Preußen lieber Sachsen oder Hannover nehmen würde? Er könne zwar jetzt, Englands wegen, keine bestimmten Aussichten geben; aber es sei doch natürlich, daß eine thätige und erfolgreiche Theilnahme Preußens territoriale Vortheile bringen müsse. Indes Preußen, wenn er es auch nicht drängen wolle, müsse sich entschließen; seine Neutralität werde nicht haltbar sein, sie sei auch für ihn gefährlich, indem sie ihn zwingt, seine Mittel des Angriffs gegen Rußland zu vermindern, eventuell die neutrale Macht anzugreifen. Er müsse wissen, woran er sei, weil er im Begriff stehe, eine große Truppenmasse auf lange Zeit hin aus Frankreich zu senden und Preußen sich betrogen sehen könne, am Rhein oder an der Weichsel ein Corps aufzustellen; er glaube demselben gegenüber erst sicher zu sein, wenn es sich mit dem Westen verbünde. Er habe kein Mißtrauen gegen den König, wol aber gegen die einflußreiche Kreuzzeitungspartei, welche die Allianz mit Rußland und den Krieg gegen Frankreich als das Ziel der preussischen Politik hinstelle. Er hoffe, daß die Macht der Umstände Preußen bestimmen werde, „à s'allier à la voix commune“, eine Isolirung sei nicht denkbar; allerdings könne es nicht gezwungen werden, mit den Westmächten zu gehen, wenn es nicht

<sup>1)</sup> Clarendon theilte Bunsen aus den Depeschen des englischen Gesandten in Petersburg mit, daß 1850 Rußland Zwangsmahregeln gegen Preußen beschloffen habe, wenn es nicht nachgebe (Bunsen's Leben, III. S. 355); und sagte am 14. Februar im Oberhause, der Kaiser Nikolaus habe damals erklärt, so schwer es ihm auch ankommen werde, mit seinem Verwandten und Verbündeten zu streiten, werde er doch die Ablehnung seiner Vorschläge als casus belli behandeln, er habe England aufgefordert, ein Geschwader mit dem feinigsten Vereint in der Ostsee kreuzen zu lassen, um zu zeigen, daß aller fernerer Widerstand fruchtlos sein würde.

wolle, und namentlich respectire Frankreich seine Macht und Unabhängigkeit zu sehr, um daran zu denken; aber dann werde es mit Rußland gehen müssen und gewärtig sein, wie die Würfel fallen. Er kenne die nationale Stimmung Deutschlands genug, um zu sehen, wie sehr die Gefahr für Preußen mit einer unpopulären Politik zunehme. Wenn auch die Treue der Armee über allen Zweifel erhaben sei, deren Organisation er bewundere und in Frankreich einführen wolle, so sei doch ein Krieg gegen die öffentliche Meinung bedenklich, und Preußen dürfe nicht vergessen, daß der unerquickliche Ausgang der Kriege von 1849 lediglich Rußland zuzuschreiben sei. — Nach mehrfachen derartigen Unterhaltungen glaubte der Herzog seine Auffassung der kaiserlichen Politik etwa folgendermaßen darlegen zu können: Der Grundgedanke derselben sei die Unzertrennlichkeit der eigenen Größe und der seines Reiches, er strebe deshalb danach, Frankreichs innere Hilfsquellen zu entwickeln und seine Macht nach Außen zu heben. Unzweifelhaft habe er, trotz seiner gegentheiligen Versicherungen die territoriale Vergrößerung Frankreichs im Sinne; er erwähne derselben nicht, namentlich weil er Freunde habe, die ihm jede Eroberungspolitik widerriethen und eine durch Achtung erworbene Politik des Einflusses vorzeichneten. Der Kaiser spreche von den politischen Fehlern seines Oheims als einer Politik der Unterdrückung der übrigen Staaten, die nothwendig die Nationen zur Abschüttelung des Jochs geführt habe, er beabsichtige daher die Achtung der Nachbarländer und ihrer Grenzen. Die Meinung, daß er zum Behuf politischer Zwecke noch einmal an die Revolution appelliren könne, verlache er. Dem, der wie er die Revolution habe bekämpfen müssen, könne eine so närrische Idee nicht einfallen. Wenn dieser Gedanke in Frankreich unterhalten werde, so entspringe er wol nur aus der Berechnung der Möglichkeit, daß sich Europa zu ungerechten Forderungen an Frankreich coalisiren könne; er wies dabei auf die strategische Bedeutung der baulichen Umgestaltung von Paris hin. Der Kaiser scheine Oesterreichs sicher zu sein und sagte ausdrücklich, daß, wenn es nicht mit dem Westen gehe, der Krieg unvermeidlich sei. Dann müsse Oesterreich der Gefahr in der Lombardie gedenken und sich gefaßt darauf machen, daß, früher oder später, eine allgemeine Bewegung in Italien ausbrechen werde. Halte es dagegen mit Frankreich zusammen, so werde er ihm behilflich sein, seine Stellung in Italien zu bedeen.

Man sieht, daß die Grundzüge dieser Anschauungen dieselben sind, welche später Bismarck für seine kluge und kühne Politik Frankreich gegenüber benutzt hat, aber kann auch ermessen, welcher Abgrund zwischen denselben und der scrupulösen Legitimität Friedrich Wilhelm's IV. bestand. Wenn es auch zweifelhaft ist, ob derselbe nähere Nachricht von diesen Plänen erhalten hat, so wies doch schon Herr v. Manteuffel den Gedanken, deutsche Souveraine nach Polen zu versetzen, als einen durch und durch revolutionären mit Abscheu zurück und sagte, Napoleon werde mit dieser, seinem Onkel nachgebildeten Politik von Drohungen und Verlockungen in Preußen Nichts ausrichten. Hiervon abgesehen war der Abstand der Auffassung des Königs über die brennende Frage von der Frankreichs so groß, daß sich gar kein gemeinsamer Boden der Verhandlung finden ließ und so mußte die Sendung des Fürsten von Hohenzollern resultatlos

verlaufen. Wenn nun trotzdem diesem seine hohe Geburt und bedeutende Persönlichkeit einen sehr freundlichen Empfang sicherten, so war die Rolle des Generals v. d. Görden in London eine um so unglücklichere. Er brachte zwei Briefe des Königs an die Königin, einen officiellen und einen privaten, die beide darauf hinausliefen, zu bitten, die von der Conferenz verworfenen russischen Vorschläge im Geiste der Veröhnlichkeit und Friedensliebe in Erwägung zu ziehen. Hierauf beschränkte sich der erste Brief; der zweite, den die Königin übrigens gleichfalls ihren Ministern mittheilte, war sehr ausführlich. Der König meinte, obwol seine Regierung die russischen Vorschläge mitverworfen, die specielle Aufgabe des Souverains beginne, wo die der Diplomatie beendigt sei. Er schilderte den bevorstehenden Krieg als einen furchtbaren und als einen Tendenzkrieg, den Gottes Gesetz nicht rechtfertige, das Uebergewicht Rußlands solle gebrochen werden, aber er, der Nachbar desselben, habe dieses Uebergewicht nie gefühlt und ihm nie nachgegeben (!? Olmütz und Warschau). Man möge die russischen Vorschläge bis auf den Grund prüfen und das Unzulässige ausmerzen, der Kaiser wünsche aufrichtig den Frieden. „Möchten Ew. Maj. eine Brücke für das Princip seines Lebens — die kaiserliche Ehre bauen, er wird sie betreten, Gott erheben und preisen, dafür verbürge ich mich.“ Der König versicherte dann zum Schluß, daß er mit seinem Volke in der Bewahrung der Neutralität einig sei. Die Antwort der Königin von Prinz Alberts Hand war freundschaftlich aber bestimmt; sie bebaure lebhaft, sich von Preußen zu trennen, um so mehr, als sie den Beweggrund des Schrittes Sr. Maj. nicht zu begreifen vermöge. Sie könne nicht eine Scheidung von Souverän und Regierung zugeben; was ihr Botschafter thue, thue er in ihrem Namen und sie müsse demgemäß die Folgen auf sich nehmen. Die Ansprüche Rußlands seien von allen Mächten, Preußen eingeschlossen, feierlich als unverträglich mit der Unabhängigkeit der Pforte und dem europäischen Gleichgewicht erklärt; die Mächte müßten, namentlich da die Besetzung der Fürstenthümer fort dauere, ihren Worten mit Handlungen Nachdruck geben. Wenn die Türkei jetzt zurüktrete und der bevorstehende Krieg dem König als ein Tendenzkrieg erscheine, so sei der Grund eben der, daß die Beweggründe, welche den Kaiser, trotz des Protestes von ganz Europa und auf die Gefahr eines allgemeinen Krieges, bestimmten, seine Forderungen festzuhalten, den Entschluß zeigten, eine fixe Idee zu verwirklichen und daß die großen weiteren Folgen des Krieges bei Weitem wichtiger betrachtet werden müßten, als dessen ursprüngliche und ostensible Ursache.<sup>1)</sup> Die Mittel der Diplomatie seien erschöpft; wenn Preußen sich neutral erkläre, weil der Kaiser ihm Nichts gethan, so würde sie das bei Sachsen und Hannover verstehen, nicht bei einer Macht, die sie bis zu dieser Stunde als eine der Großmächte betrachtet, die seit 1815 die Garranten der Verträge, die Wächter der Civilisation, die Beschützer des Rechts, die Schiedsrichter der Nationen gewesen. „Geben Sie diese Pflichten auf, mein lieber Bruder, so geben Sie die Stellung auf, die Preußen bis jetzt eingenommen hat; ich halte sie fest und werde ihre Folgen tragen, so ernst und

<sup>1)</sup> In diesem Sinne sagte schon am 24. Februar Clarendon im Oberhause von der orientalischen Frage: „I say at once, it ought to be settled once for all.“

gefahrenschwer sie auch sein mögen.“ Die Königin erwähnte dann noch, daß Nichts sie so geschmerzt habe als der Verdacht, welchen Graf Gröben in des Königs Namen ausgesprochen, es sei der Wunsch Englands, ihn in Versuchung zu führen, indem es ihm Aussicht auf gewisse Vortheile gebe. Der Ungrund solcher Unterstellung erhelle aus dem Vertrage, der ihm angeboten sei und der solche Vortheile für die Contrahenten ausschließe. Die Hoffnung, daß, obwol der Krieg erklärt sei, er nicht zum wirklichen Ausbruch kommen möge, könne sie nicht theilen; Shakespeare's Worte (Polonius an Laertes) seien tief in jedes Engländer's Herz geschrieben.

Beware

Of entrance to a quarrel, but being in,

Bear it, that the opposed may beware of thee.

Die Minister, die dies Schreiben vollkommen billigten, machten dem General kein Geheimniß aus ihren Ansichten über die schwankende und unklare Politik Preußens. Clarendon sagte von ihm achselzuckend: „On nous a envoyés un homme, qui ne sait pas expliquer une mission inexplicable.“ Prinz Albert schrieb darüber an Stodmar: „Gröben sollte des Königs Politik erklären! Aber die Wahl war schön, da sie auf einen Mann gefallen war, der weder ein Zauberer noch ein Diplomat war, nicht ein einziges Actenstück über die orientalische Frage gelesen hatte und sechs Stunden hatte, um seine Koffer zu packen, nachdem ihm seine Sendung mitgetheilt war. Das war der Mann, der den Auftrag erhielt, England zu überzeugen, daß die Absichten des Kaisers von Rußland vortrefflich seien und wir Unrecht hätten, gegen den armen Mann Krieg zu machen! Der Unwille über die Unbeständigkeit, Unzuverlässigkeit und den Unverstand des Königs ist hier sehr groß.“ Eine weitere Mittheilung der Vorschläge, welche der Prinz Georg von Mecklenburg-Strelitz in Erwiderung der Lindheim'schen Sendung nach Berlin gebracht hatte, wurde von den Westmächten mit großer Geringschätzung behandelt, da dieselben nur das früher schon Abgelehnte wiederholten.

Auch Bunsen erteilte jetzt sein Geschick; am 1. März hatte er eine geheime Denkschrift über die Lage nach Berlin gesandt, in welcher er die Entwicklung derselben beleuchtete und alle Schuld auf Rußland warf. England und Frankreich verfolgten jetzt den Zweck, Rußland auf seine natürlichen Grenzen in Europa zurückzuführen und könnten dies offen erklären, da sie feierlich allen besonderen Vortheilen entsagt hätten. „Sie müßten nun die deutschen Großmächte zu gleicher Entfugung auffordern, zugleich aber den durch Rußlands Länderraub unmittelbar betheiligten Regierungen die Gelegenheit geben, die ihnen entrissenen Länderteile wieder zu erobern, den beiden deutschen Großmächten aber die verlorene freie europäische Politik im Belange des wahren Gleichgewichts und ihrer Sicherung wiedergeben.“ Der Verfasser erinnerte nun an alle Schädigungen und Demüthigungen, die Rußland Deutschland zugesügt, an die Denkschrift Resselrode's von 1834, die ein Protectorat über dasselbe beansprucht. Oesterreich gehe einer gesunden Politik folgend vor, gedenke Preußen den Rang abzulaufen und könne das leicht thun, wenn letzteres nicht rasch zugreife. Preußen sei nur durch seine moralische Stellung eine Großmacht in Deutschland und Europa;

jetzt lege man Werth auf seine Mitwirkung und biete ihm ein Mitrecht an künftigen weitgreifenden Entscheidungen. Der Krieg werde nicht lange dauern, Rußland werde bald schon durch seine finanzielle Lage gezwungen werden, Frieden nachzusuchen, und der Friede werde zu Gunsten Derer gemacht werden, welche in den Kampf rechtzeitig eingetreten. Rußland verabscheue die Idee eines starken, selbständigen Deutschlands mehr als irgend etwas Anderes; das lehrten die Denkschrift von 1834 und die Aeußerungen des Kaisers Nicolaus in 1849 und 1850. Alle moralischen Principien, auf welchen die moralische Macht Preußens beruhe, wurden von Rußland mit Nothwendigkeit erdrückt oder gelähmt, die griechische Geistlichkeit habe dem Bisthum von Jerusalem, dieser schönen und wunderbar aufblühenden Stiftung Friedrich Wilhelm's IV. offen den Krieg erklärt; würde Rußlands Protectorat von der Türkei anerkannt, so würden die protestantischen Gemeinden verschwinden. Schließe sich Preußen an die Westmächte an, so lege es ein so großes Gewicht in die Waagschale, daß der Krieg kurz und ohne große Erschütterungen sein werde. Der Plan der Westmächte sei, Rußland auf seine natürlichen Grenzen zu beschränken, das schließe große Veränderungen ein. Zunächst liege, daß Schweden Finnland und die Alandsinseln wiedererhalte; um Constantinopel zu sichern, dürfe Rußland nicht mehr das Schwarze Meer beherrschen; daraus folge unabweisbar, daß man Rußland nicht allein die Krim, sondern auch Bessarabien, Cherson und Taurien entreißen müsse. Diese Landstriche könnten nur an eine Macht kommen, die sie behaupten könne, also Oesterreich, das auch die Donaufürstenthümer erhalten, dagegen die Lombardei bis zum Mincio an Sardinien abtreten würde, und Preußen die Hand zur Bildung des deutschen Bundesstaats frei lassen müsse. Es ist schwer zu begreifen, wie Bunsen solche Pläne dem König, den er doch so lange kannte, vorlegen konnte. Friedrich Wilhelm IV. zuzumuthen, zu einer derartigen Theilung Rußlands mitzuhelfen, bewies eine völlige Verkennung der Personen wie der Umstände; die Denkschrift, die er mit einem beweglichen Appell an den König zu handeln begleitete, gab seinen Gegnern am Hofe die lang-ersehnte Handhabe, ihn zu stürzen, zumal sie auf eine, nicht näher zu bezeichnende Weise aus dem Königl. Cabinet sofort in die Hände des russischen Gesandten kam. Vergeblich suchte er, als er die Wendung in Berlin erfahren, einzulunken und telegraphirte, daß er Clarendon über sein Drängen eine heftige Scene gemacht habe. Der Prinz Albert sagte ihm voraus, daß er ein diplomatisches Untwohlsein haben werde; er erwiderte, das werde nicht der Fall sein, aber unmittelbar darauf kam zunächst der Befehl von Berlin, seine Verhandlungen mit dem Ministerium abzubrechen, dann die Weisung, einen Urlaub von 6 Wochen zu nehmen. Er erwiderte, er werde in London bleiben, wenn man ihm nicht einen ernsthaften Urlaub von 6 Monaten gebe; da dies abgelehnt ward, reichte er seine Entlassung ein und erhielt sie, trotzdem der Prinz von Preußen sich warm für ihn verwandte. „Unser guter Bunsen,“ schrieb der König später der Königin von England, „war rein toll geworden, aus Haß gegen Nicolaus und meine Friedensliebe; er verweigerte förmlichst und feierlichst den Gehorsam und wollte mir ein gut Trinkgeld für den Krieg schaffen. Dennoch lieb' ich ihn herzlich

und treu wie zuvor. Es war mehr Raufsch als Wahnsinn, er wird wieder zu sich kommen.“

Es blieb nun der russischen Partei übrig, den General von Bonin zu befeitigen; aber man brauchte den populären Mann noch, um das gewünschte Ansehen von der Kammer zu erhalten. Manteuffel, der bisher mit Pourtales gegangen war, hatte dabei eine schwierige Stellung. Er sollte die Politik der Regierung rechtfertigen und konnte doch nicht leugnen, daß eine Wendung in derselben eingetreten war; er versicherte, Preußen bleibe auf dem Boden der Conferenz stehen und behauptete doch, daß der Zweck der letzteren die Erhaltung und Herbeiführung des Friedens sei, während die Conferenz nur ein Verdict abgegeben, das die Westmächte sich jetzt anschlachten mit den Waffen durchzuführen, denen dann doch auch jedenfalls principiell Recht gegeben werden mußte. Die Regierung wollte neutral sein; aber eine wirkliche Neutralität im internationalen Streit verträgt sich schlecht damit, daß man dem einen Theil öffentlich in collectiven Actenstücken Unrecht gegeben hat. Und während man sich wegen Preußens besonderer Lage als nicht zu directer Betheiligung berufen erachtete, wollte man sich doch enger mit Oesterreich verbinden, das durch den Streit am Empfindlichsten berührt wurde und schon in der Bewegung stand. In der Commission zur Vorberathung saßen 16 Mitglieder der Opposition, 5 von der Rechten; der Ministerpräsident theilte die Orloff'schen Vorschläge mit, aber vertweigerte die Vorlage der Convention und der Instructionen des Generals v. d. Gröben. Er gab die Versicherung, daß Preußen das collective Band der Wiener Conferenz festhalten wolle, begnügte sich aber übrigens mit Allgemeinheiten, Wahrung der Interessen des Staats, Freiheit des Handels u. s. w.; auf die Ablehnung der Convention lege man zu viel Gewicht, die Mächte seien eben jetzt beschäftigt, dieselbe durch ein neues Protokoll zu ersetzen. Der Kriegsminister von Bonin ging offener mit der Sprache heraus. Er sagte, es gebe drei Möglichkeiten: entweder sofort gegen Rußland vorzugehen, oder abzuwarten; die dritte, mit Rußland sich gegen die Westmächte zu wenden, meinte er nicht näher berühren zu sollen, es gebe Dinge, die man nicht voraussehen dürfe. Solon wollte nicht, daß man den Watermord verbiete, — ein Wort, das bei Hofe nicht vergessen ward, aber die Mehrheit bewog den geforderten Credit von 30 Mill. Thalern zu bewilligen. Allerdings wollte die Commission die Annahme mit einer Anzahl von Erwägungen begleiten, welche die Voraussetzungen darlegte, unter denen sie es thue; allein da sie zugleich erklärte, daß dies keine Bedingungen seien, welche der Ministerpräsident als unannehmbar bezeichnete, daß der Credit mithin ohne rechtliche Schranke der Regierung zur Verfügung stehe, so nahm sie jenen Erwägungen jede praktische Bedeutung. Hatte man kein Vertrauen zum Ministerium, so mußte man, wie dies Binde und Genossen wollten, die Bewilligung ablehnen, so lange nicht Garantien dafür gegeben seien, daß Preußen mit den Westmächten und Oesterreich gehen werde. Da nun Binde und Genossen jenen illusorischen Erwägungen nicht zustimmen wollten, so entstand ein Stimmentverhältniß, wodurch der Credit bedingungslos bewilligt ward. Sobald auch die erste Kammer dem zugestimmt, erhielt Bonin seine Entlassung; der König theilte ihm mit Thränen mit, daß, so zufrieden er mit seinen Diensten sei, sie

zu verschiedene politische Ideen hätten, als daß er sein Portefeuille behalten könne. Diese Erklärung war um so kränkender, als sie in Gegenwart seiner Feinde vor dem Diner geschah. Der Prinz von Preußen empfand diese Ungnade persönlich; er sagte Bonin, da man ihn nicht treffen könne, treffe man seine Freunde und reiste ohne Abschied ab. Dem König war dieser Aufsehen erregende Schritt sehr unlieb, er schrieb seinem Bruder einen beschwichtigenden Brief und schlug ihm vor, sich am 7. Juni am Grabe Friedrich Wilhelm's III. zu treffen. Die Königin von England, der der König die Nothwendigkeit dieser Personalien in einem langen Schreiben am 24. Mai auseinandersetzte, bemerkte in ihrer Antwort, daß die Männer, mit denen er gebrochen, loyale, ergebene und fähige Diener seien, die durch ihren Rath ihre persönliche Uneigennützigkeit bewiesen. Wenn sie und ein edler, durch und durch ritterlicher Prinz sich gezwungen gesehen hätten, sich von ihm in einer schweren Krisis zu trennen, so sei das ein ernstes Symptom, welches wol den König veranlassen sollte, zu erwägen, ob die Quelle des Uebels nicht in seinen eigenen Ansichten zu finden sei.

Parallel mit diesen parlamentarischen Vorgängen liefen Unterhandlungen mit Oesterreich. Nach Ablehnung der Convention hatte der König den Oberst von Manteuffel nach Wien geschickt und bot durch diesen die Erneuerung der im Olmüher Vertrag stipulirten gegenseitigen Garantie des Bestandes an, unter Einfluß Ungarns und Lombardo-Venetians. Der Kaiser ging darauf ein, aber erweiterte die Basis und schickte den General v. Fesß nach Berlin, wo derselbe am 27. März eintraf. Er beantragte zunächst, Beitritt Preußens zu einem neuen Protokoll, ungefähr desselben Inhaltes wie die Convention und stieß damit auf keine großen Schwierigkeiten, da Manteuffel dies brauchte, um der Kammer zu zeigen, daß Preußen in der Conferenz bleibe; der König gab, trotz der lebhaften Gegenbemühungen des Prinzen Georg von Mecklenburg-Strelitz, seine Zustimmung, und der Ministerpräsident, einen Umschlag fürchtend, telegraphirte sofort an den Gesandten in Wien, unverzüglich zu unterzeichnen, was geschah (9. April). Der eigentliche Gegenstand der Sendung aber war das militärisch-politische Schutz- und Trutzbündniß; die gegenseitige Garantie machte keine Schwierigkeiten. Diese begannen erst in Bezug auf die Hilfe, die Preußen leisten sollte, falls Oesterreich sich bewogen finde, zum Schutz der deutschen Interessen handelnd vorzugehen; der König wollte auf keinen casus belli für diesen Fall eingehen. Als man schließlich einen Entwurf aufgestellt, billigte der Kaiser Franz Joseph denselben nicht; diese Nachricht, die am 11. in Berlin eintraf, stand noch am selben Abend in der Kreuzzeitung, die ihre Freude über dies Fehlschlagen nicht verbergen konnte. General von Gerlach suchte denn auch die ganze Sache möglichst zu hintertreiben, indem er in den Vertrag die Klausel bringen wollte, daß Oesterreich nicht ohne Zustimmung Preußens den Krieg beginnen dürfe. Längere Zeit schwankten die Unterhandlungen. Noch am Vorabend der Unterzeichnung machte der Prinz von Mecklenburg, von der Königin unterstützt, Herrn von Manteuffel eine heftige Scene, wobei sich aber der König seines Ministers warm annahm; am 20. April ward der Vertrag abgeschlossen. Durch denselben trat Preußen allerdings aus seiner Isolirung heraus, ging aber weit lästigere Verpflichtungen ein, als die von den Westmächten vorgeschlagene



Convention auferlegt hätte, welche keine active Mitwirkung verlangte. Art. 1 setzte die gegenseitige Garantie fest, Art. 2 die Abwehr jedes Angriffes auf das Gebiet des Sinen, auch wenn dieser im Einverständniß mit dem Anderen zur Wahrung deutscher Interessen activ vorzugehen sich veranlaßt finde, Art. 5 Verzichtleistung auf jedes Bündniß, das mit diesem Vertrage nicht übereinstimme. Dazu war die versprochene Leistung durchaus einseitig, da Niemand Preußens Besitzstand bedrohte, dieses aber weittragende Verpflichtungen für Oesterreichs Vertheidigung übernahm, nämlich im Zusatzartikel für den Fall der unbestimmt verlängerten Besetzung der Donaufürstenthümer. Die von einem Theile zur Beseitigung dieses Zustandes genommenen Maßregeln sollten dann zu denen gerechnet werden, welche nach Art. 2 zum Schutze der deutschen Interessen getroffen würden und somit die Unterstützung des anderen Theiles nach sich zogen, so daß jeder feindliche Angriff auf den ersteren vom Anderen mit allen militärischen Mitteln abgewehrt werden mußte. Endlich wurde für den Fall der Einverleibung der Donaufürstenthümer oder Angriff, resp. Uebergang des Balkans von Seiten Rußlands, offensives beiderseitiges Vorgehen verabredet. Dadurch kam Preußen, wie die Folge zeigte, ganz in das Schlepptau Oesterreichs und mußte alle Gefahren jenes bunten Ländercomplexes ohne Aequivalent mittragen. Oesterreich legte den Vertrag so aus, daß Preußen ihm Schutz gewähren müsse, wenn es von Rußland angegriffen werde; diesen Charakter ließ man auch in Preußen gelten, so lange die Kammern beisammen waren. Die russische Partei aber, die den Vertrag nicht hatte verhindern können, legte ihm den Sinn unter, daß er Preußen gegen einen Angriff der Westmächte schützen solle, der gar nicht in Aussicht stand, jedenfalls aber müsse er benutzt werden, Oesterreich von offenen Feindseligkeiten gegen Rußland zurückzuhalten. Thatsache war, daß der Vertrag nicht zu der Politik der freien Hand stimmte, die man sonst als maßgebend proclamirte. Man suchte nun zunächst die Ausführung des Vertrages möglichst hinzuhalten und sandte deshalb Graf Alvensleben nach Wien mit dem Ersuchen, Oesterreich solle noch eine Antwort Rußlands auf neue Vorstellungen Preußens abwarten, ehe es eine Sommatation an Rußland zur Räumung der Donaufürstenthümer abgehen lasse, da man noch hoffe, Rußland zur freiwilligen Räumung zu bewegen. In gleichem Sinne wirkten die Mittelstaaten. Bayern, dem der König den Vertrag gleich gesandt, schickte den Legationsrath von Dönniges, um Vorstellungen zu machen. Man sei nicht abgeneigt, beizutreten, aber da der Vertrag hinter dem Rücken der übrigen Staaten abgeschlossen, müßten durch weitere Mittheilungen beider Regierungen vorher gewisse Punkte aufgeklärt und festgestellt werden. Bei der Garantie des außerdeutschen Besitzstandes der beiden Mächte müsse man doch zuvor wissen, welche Leistungen das einschliesse; der Beitritt könne nur unter der Voraussetzung geschehen, daß, sofern aus dem Vertrage Ansprüche an die Bundesstaaten erwachsen sollten, die Gewährung ihrer Hilfeleistung vorheriger Verständigung unterworfen werde. Diese Anschauungen fanden ihren collectiven Ausdruck in der durch den sächsischen Minister v. Beust betriebenen Conferenz von acht Staaten in Bamberg, wo auf die Mittheilung des Aprilvertrages eine Antwort in identischen Noten, welche nach Art. 49 der Wiener Schlußacte das Recht für den Bund beanspruchten, als Großmacht an

den Friedensunterhandlungen theilzunehmen, beschlossen ward. Ueber diese Anmaßung war man in Wien wie in Berlin gleichmäßig verstimmt. <sup>1)</sup> „Die Herren,“ sagte Graf Buol, „zeigen sich zu gleicher Zeit sehr kleinmüthig gegen Rußland, da sie doch ziemlich außer Schußweite sind und von einer fast unglaublichen Steifheit gegen die Westmächte.“ In Berlin vermerkte man besonders übel, daß die bayerische Einladung sich auf frühere Verabredungen bezog, daß also die Coalition der Mittelstaaten, die seiner Zeit dem Septembervertrag (Eintritt Hannovers in den Zollverein <sup>2)</sup>) opponirte, nicht vorübergehend gewesen. Jetzt, wo Hannover und Mecklenburg hinzutraten, war ein Sonderbund mit bayerischer Hegemonie gegeben, der die vielberufene Trias anstrebte. Die Antwort der beiden Mächte war eine Zusammenkunft des Kaisers von Oesterreich mit dem König von Preußen in Teschen am 8. Juni, die zwar äußerlich dadurch motivirt ward, daß ersterer seine Verwandte, die jungvermählte Kaiserin, sehen wollte, aber die Politik nicht ausschloß. Der König zeigte die größte Abneigung gegen den Krieg; „drei Viertel der Zeit,“ sagte Graf Buol nach der Rückkehr, „ist von der Absicht und den Mitteln, den Frieden zu erhalten, die Rede gewesen, aber wir sind mit der Zuberficht auseinandergegangen, daß im Falle eines Krieges Preußen zu uns stehen wird.“ Ebenso erklärte Herr von Manteuffel, der mit dem Vorstand der politischen Abtheilung, Geh. Rath Balan, General von Gerlach und Graf Mvonsleben den König begleitete, es sei volle Einigkeit mit Oesterreich erzielt, auch über die Behandlung am Bunde, für die man vorher eine Majorität von zwei Drittel zu erlangen suchen werde. Besonders ungehalten zeigten sich die Westmächte über die „ill advised interference“ der Bamberger, wie Clarendon sich in einer groben Note nach Dresden ausdrückte, während Drouin de Lhuys ihnen in einem Circular eine Vorlesung darüber hielt, wie schlecht sie den deutschen Interessen gebient. Bayern entschuldigte sich in Paris, man beabsichtige Nichts gegen Frankreich, sondern habe nur seine Unabhängigkeit gegen Oesterreich und Preußen wahren wollen; worauf der Minister treffend antwortete, bei der Frage der Anerkennung des Kaiserreichs hätte doch Bayern erklärt, seine Stellung mache es nothwendig, auf die Entscheidung der deutschen Großmächte zu warten. Der

<sup>1)</sup> Nur die russische Partei nicht. Die Kreuzzeitung sagte damals: „Mögen auch Preußen und Oesterreich in der orientalischen Frage noch so einig sein, als es ihre Stellung neben einander gestattet, mag ihnen das Wohl und das Gedeihen des deutschen Vaterlandes noch so sehr am Herzen liegen, sie werden sich doch kaum der Täuschung hingeben dürfen, die Politik der kleineren deutschen Mächte willen- und bedingungslos an ihre Schritte zu fesseln! Nicht allein, daß es den deutschen Großmächten an jedem Rechtsgrund zu einem derartigen Zwang gebricht, es würden auch entsprechende Versuche schwerlich einen anderen Erfolg haben, als die Bedrohten ihren Rückhalt außerhalb Deutschlands suchen zu lassen.“ Man mag einen solchen Zustand beklagen, man mag den Wunsch hegen, daß das Einverständnis der beiden deutschen Großmächte stets und überall die Politik Deutschlands bestimme; unsererseits können wir doch dem letzteren Wunsche nur in sofern beitreten, als wir uns vorbehalten müssen, unsere Sympathie jederzeit dorthin zu wenden, wo wir die rechte Stellung gewahren.“

<sup>2)</sup> Der damalige Gesandte Hannovers in Paris, spätere Minister Graf Platen, sagte übrigens dem Schreiber dieser Zeilen, jener Eintritt sei der größte Fehler gewesen, da Hannover dadurch seine Selbständigkeit aufgegeben.

französische Gesandte in Berlin, Marquis de Moustier, bemerkte sogar, Bayern habe noch kürzlich in Paris ganz andere Sonderpläne vorgebracht, es sei ein „tartufe politique“.

Die Unterzeichnung des Protokolls vom 9. April durch Preußen besänftigte die Westmächte wieder etwas. Der *Moniteur* bemerkte dazu: „Les quatre Cours doivent s'entendre sur les moyens de sauvegarder l'Empire Ottoman et d'entourer son existence de garanties efficaces. Cela veut dire que l'Autriche et la Prusse comprennent comme la France et l'Angleterre la nécessité d'imposer des conditions à la Russie qui la mettent à l'avenir dans l'impossibilité de troubler le monde par un nouvel éclat de son ambition.“ Dieses Ziel, welches also unbedingt eine Aenderung des status quo einschloß, war aber keineswegs aus dem Wortlaute des Protokolls herauszulesen. Es war darin allerdings gesagt, daß Oesterreich und Preußen die von den Westmächten ergangene Kriegserklärung für rechtlich begründet ansehen, daß die Integrität des ottomanischen Reiches die unerläßliche Bedingung jeder Verhandlung zur Wiederherstellung des Friedens, wobei die Räumung der Fürstenthümer eine der wesentlichsten Voraussetzungen ist. Auch verpflichteten sich die Regierungen, weder mit Rußland noch irgend einer anderen von diesen Grundsätzen abweichenden Macht irgend ein festes Abkommen zu treffen, ohne vorher gemeinschaftlich darüber berathen zu haben. Aber abgesehen von diesen Principien, machen sich die vier Mächte nur verbindlich, gemeinsam die geeignetsten Mittel aufzusuchen, den Bestand des türkischen Reiches an das europäische Gleichgewicht zu knüpfen und erklären sich bereit, über die Anwendung der zweckdienlichsten Mittel zu berathen und sich zu verständigen. Indessen, wenn man die Mittel sucht, so ist noch nicht gesagt, daß man sie findet, noch wenn man beräth, daß man sich wirklich verständigen wird; hier blieb also noch eine Welt von „freier Hand“. So verstand man es auch in Berlin, wo nach dem Scheitern der Missionen nach Paris und London die russische Strömung beim König allmählig stärker ward, worauf die Briefe seiner Schwester, der Kaiserin, die stets großen Einfluß auf ihn hatte, wirkten; besonders stand man kühl zu England. Am Geburtstage der Königin ward zwar die englische Gesandtschaft, wie gewöhnlich, zur Tafel nach Sanssouci geladen, aber ungnädig und kalt empfangen. Es waren antwesend nur die drei Häupter der russischen Partei, Graf Dohna, General von Gerlach, Cabinetrath Niebuhr und die Officiere des Ulanen-Regiments vom Großfürst-Thronfolger, die nach Petersburg gesandt wurden, um den Großfürsten zur fünfundsiebenzigjährigen Inhaberschaft des Regiments zu beglückwünschen. Die Königin sprach bei Tische kein Wort mit ihren englischen Gästen und nach der Tafel drängte man zur Abfahrt, um den König zu hindern, mit Lord Bloomfield zu sprechen.

# Rückblicke auf die Pariser Weltausstellung<sup>1)</sup>.

Von

F. X. von Henmann-Spallart.

## III.

(Die Ausbreitung des europäischen Lebens auf die Colonien. — Orient und Occident.)

Mit staunenswerther Raschheit mehren sich die Bewohner jenes verhältnißmäßig kleinen Erdstriches, welcher seit dem Wiederaufleben der Cultur im Mittelalter der eigentliche Sitz des geistigen Strebens, der Herd der materiellen Wohlfahrt geblieben ist. Vor einem Jahrhundert wurde die Bevölkerung Europa's auf ungefähr 140 Millionen veranschlagt, vor fünfzig Jahren stellten Statistiker nach den ihnen zugänglichen Anhaltspunkten die Berechnung auf 223 bis 228 Millionen Menschen, und heute werden in der verläßlichsten Quelle die Einwohner unseres Welttheiles mit 312 $\frac{1}{2}$  Millionen verzeichnet. Die Zunahme ist also schon numerisch eine solche, daß das Bestreben nach dem Abflusse eines Theiles der anwachsenden Generationen nach anderen Gebieten eine ganz selbstverständliche Naturerscheinung im europäischen Völkerleben bildet. Wären selbst diese — man könnte fast sagen mechanischen — Kräfte gar nicht in Action, so würden doch die intellectuellen Hebel für sich allein ausreichen, um eine immerwährende Uebertragung des europäischen Einflusses auf die übrigen, ein Lohnendes Ziel der Niederlassung bildenden Punkte des Erdballes hervorzurufen. Der Drang nach Gründung einer neuen Heimath in fernen Landen hat Auswanderungen und Colonisationen schon im classischen Zeitalter veranlaßt; um wie viel kräftiger muß er in unserem erwerbslustigen, unternehmenden Jahrhundert wirken! Die natürlichen Nothmittel des Völkerverkehrs haben sich ungeahnt vervielfältigt; an einer Stelle wird Gold, an einer anderen ein neues Diamantensfeld entdeckt; dort winkt hoher Erwerb bei der Ausbeute eines Guanolagers, hier bei dem Betriebe einer Zuckerplantage; oder es zieht üppiger Boden Massen von Colonisten heran; oder es dienen unermessliche, in wilder Freiheit lebende Heerden von Vieh dem künftigen Squatter und Estancierero als Ziel seiner Wan-

<sup>1)</sup> Vgl. „Deutsche Rundschau“, November-Heft, S. 247.

derung. Diese immertwährenden Migrationen haben eine Veränderung der Wohnsitze hervorgerufen, bei welcher mit Hunderttausenden und Millionen von Menschen gerechnet wird, als wären sie nur Ballen von Baumwolle, die man dahin oder dorthin sendet, wo man sie eben gebraucht. Mit einer an's Wunderbare streifenden Eile erstehen in Folge dessen Städte und Staaten auf früher verlassenen, menschenleeren Gefilden in der „neuen“ Welt und in Polynesien. Die Nordamerikanische Union zählte zur Zeit des Freiheitskampfes, im J. 1776, nicht ganz 3 Millionen Menschen; bei der Centennialfeier im J. 1876 ward die Zahl ihrer Bewohner mit 45 Millionen angegeben. Dabei sind die interessantesten Localisirungen vorgekommen; der Platz, worauf gegenwärtig Cincinnati steht, war vor neunzig Jahren noch Urwald, dessen größter Theil im J. 1781 von seinem Eigenthümer um ein Fohlen hingegeben wurde; gegenwärtig zählt die Stadt über 230,000 Einwohner. Chicago wurde im J. 1830 von 70 Menschen besiedelt, die in den verlassenen Hütten der Eingeborenen ihr Obdach suchten, während schon im J. 1866 200,000 Menschen daraus eine Großstadt gemacht hatten; in San Francisco stieg die Einwohnerzahl von einigen Tausend vor den Goldfunden auf 204,000 im J. 1874; in New-York endlich, das im J. 1756 von etwa 13,000 Menschen bewohnt war, treiben jetzt mehr als eine Million Personen Handel und Wandel. Nachweisbar hat dazu die Einwanderung das Meiste, an manchen Orten fast Alles geliefert. Ergoß sich doch in dem Jahrhundert der amerikanischen Unabhängigkeit ein Menschenstrom von beiläufig 10 Millionen Fremden über die Vereinigten Staaten, um jenseits des Oceans eine neue Heimstätte aufzuschlagen! Ganz Aehnliches sehen wir in den australischen Colonien. Am 29. August 1835 landeten einige Engländer in Port Philipp; vierzig Jahre später zählte dieser District, als Colonie Victoria, eine Bevölkerung von 823,000 Menschen. Neu-Süd-Wales vermehrte seine Bewohnerzahl in derselben Zeit auf 606,000, Queensland auf 181,000 und so jedes dieser jungen Ansiedelungsgebiete, in welchen die eingeborene Bevölkerung immer mehr zusammenschmilzt, ja örtlich ganz ausgerottet wird, während die Zuzüge aus Europa den raschen Anwachs veranlassen. Denn nach Australien wanderten selbst in der letzten Zeit jährlich noch immer um 60,000 bis 70,000 Menschen mehr ein, als von dort wieder auszogen und die Emigrations-Statistik von Großbritannien und Irland verzeichnet die ungeheure Ziffer von 8½ Mill. Menschen, als solche, die sich in den Häfen des vereinigten Königreiches während der Jahre 1875 bis 1876 einschifften, um anderwärts ihr Fortkommen zu suchen.

Eine Erscheinung, die schon Adam Smith uns lehrt, behält bis in die neueste Zeit ihren Lauf unverändert bei; die Colonien blühen an Reichthum und Volksmenge ungemein rasch empor; in ihnen werden „die socialen Culturverhältnisse hochgebildeter Völker, Eintracht, Ordnungssinn, Friedensliebe“, es werden Erfindungsgeist und das angesammelte Capital des Wissens und Vermögens mit der unerlöschlichen Natur eines jungfräulichen, im Ueberflusse vorhandenen Bodens vereinigt. Und so kommt es, daß die neuere Geschichte kein Beispiel kennt, in welchem ein Volk in seinem Inneren mit solcher Schnelligkeit gewachsen wäre, wie seine Auswanderer in der amerikanischen Union oder auf den Inseln Australiens. Wir dürfen nicht in das Einzelne dieses Verlaufs, welchen gewandte und

gelehrte Federn in umfangreichen Werken beschrieben haben, tiefer eindringen. Was wir wollen, beschränkt sich darauf, an diese bekannten Thatfachen anzuknüpfen, um für den großen organischen Proceß der Uebertragung europäischen Lebens auf ferne Theile der Erde einige neue Belege in den Ausstellungspalästen des Marsfeldes zu suchen und an charakteristischen Beispielen zu zeigen, wie sich die Wechselwirkungen in einer gegenseitigen Befruchtung des äußersten Ostens und des äußersten Westens fühlbar zu machen beginnen.

Die Bilder, welche sich hier vor unseren Blicken entrollen, sind freilich mit scharfer Kritik zu betrachten; denn mehr als bei anderen Ausstellungsobjecten denkt bei jenen der Colonialländer das eigene Interesse zu einer glänzenden Beleuchtung der Lichtseiten und zu einer gewissen Täuschung über die Schattenseiten. Für jedes Land, das Ansiedler sucht, ist die Ausstellung eine willkommene Reclame; und wie es die Reclame überhaupt mit den Mitteln nicht immer genau nimmt, so geht es auch bei den Expositionen der Ansiedelungsländer, welche ihre Lockvogel fingen lassen. Ein Fall, der uns selbst bekannt wurde, ist bezeichnend genug, um ihn zu erzählen; eine große Eisenbahngesellschaft, deren Ländereien erst einen Werth bekommen, wenn sie bewohnt werden, hatte auf einer der letzten Weltausstellungen neben Plänen, Landkarten und landwirthschaftlichen Bildern der von ihren Schienen durchzogenen Territorien auch die wunderbarsten Proben von Weizen vorgeführt, der angeblich dort cultivirt wurde; nicht zum Verkaufe, sondern als Beweis der Fruchtbarkeit des Bodens. Später wurde ruckbar, daß dieser Weizen bei einem europäischen Samenhändler gekauft war; nichts desto weniger hatte er Vielen gegenüber seine Schuldigkeit gethan. Wie mit dem Weizenkorne mag es mit der reizenden Etalage, mit der Anpreisung des Reichthums, der Fülle und der Pracht der Natur bei manchen dieser Länder ergehen. Wir werden daher in ihrer Schilderung vorsichtig sein.

Unleugbar den ersten Platz in Bezug auf das Anziehende der Darstellung und den einheitlichen Charakter des ganzen Arrangements bot das bereits wiederholt gerühmte Algier. Mit den richtigen scenischen Mitteln wurde in der That ein ebenso lehrreiches als vollständiges Gemälde der Fortschritte geliefert, welche dieses mächtig anstrebende französische Colonialgebiet in der letzten Zeit gemacht hat. Der im Parke des Trocadero in maurischem Stile erbaute Pavillon war in seiner Architektur und Ornamentation eine gelungene Nachahmung der schönen Moschee von Tlemsen, dem XIII. und XIV. Jahrhundert d. h. einer Epoche angehörend, wo die Künstler jener Stadt an Talent und Geschmack mit denen von Andalusien wetteiferten. Wie das Ganze waren auch einzelne Theile dieses Bauwerkes glückliche Reproduktionen der besten Originale; so schmückten eines der Minarets die Ornamente der verfallenen Moschee des alten El-Mansara; das Hauptportal war eine getreue Nachahmung desjenigen an der berühmten Moschee von Sidi-Bâmedin in Tlemsen, reich an Fayencen und Arabesken; gleich diesen boten die meisten übrigen Details dem Kunsthistoriker eine oder die andere Erinnerung. Die Ausschmückung des von maurischen Arkaden umgebenen Peristiles und des inneren Gartens mit tropischen Gewächsen erhöhte die Illusion des Besuchers, welcher hier mit einer Mannigfaltigkeit von Producten des Bodens und manchen Erzeugnissen der Gewerbe bekannt

gemacht wurde, die ihre Anziehungskraft nicht verfehlten. Eine Reihe vor-  
trefflicher Druckschriften, Kataloge, statistische, geschichtliche und technische  
Erläuterungen vermittelten rasch das Verständniß Dessen, was da zu finden war.

Frankreich und die algerische Regierung durften mit einem gewissen Stolge  
auf diese Leistung blicken. Erst im Jahre 1840 wurde die Colonisation des von  
zahlreichen arabischen Volksstämmen bewohnten Landes begonnen; die Austilgung  
der Eingeborenen, das Zurückdrängen derselben, wie in Australien, oder die ein-  
fache Occupation noch unberührter Landstriche, wie in Amerika, durfte in Algier  
nicht als Ziel gelten. Im Gegentheile, die französischen Gouverneure kamen in  
der jüngsten Zeit immer mehr zur Erkenntniß, daß die Colonialpolitik in Algier  
nur dann Erfolge versprechen könne, wenn neben die autochthonen Einwohner  
und mit diesen in einträchtigem Zusammenwirken eine europäische Ansiedelung  
verpflanzt wird, welche den Boden rationell cultivirt, die Gewerbe und Künste  
des Mutterlandes dorthin überträgt und durch die Macht der Thatsachen, durch  
wirthschaftliche und intellectuelle Leistungen das arabische Element sich dienstbar  
macht. Wir vermögen freilich nicht, eine auf eigenen Erfahrungen ruhende  
Kritik zu fällen; die Ausstellung jedoch und die Angaben der Statistik scheinen  
darzuthun, daß Frankreich mit diesem Colonialsystem große Erfolge errungen  
hat. Heute leben an der Seite von ungefähr  $2\frac{1}{2}$  Millionen Muselmanen euro-  
päische Colonisten in der Zahl von 820,000, ungefähr zur Hälfte französischer,  
zur Hälfte anderer, und zwar vorwiegend spanischer Nationalität. In der kurzen  
Zeit von sieben Jahren, seit 1871, wurden nicht weniger als 126 neue Dörfer  
erbaut; die Colonisten finden heute in Algier 517 Volksschulen und 130 freie  
Bürger Schulen, und sie besitzen schon eine Ackerfläche von nahezu 1 Million  
Hectaren, fast so viel als das ganze Königreich Sachsen productives Land hat.  
Leider wurden bisher nur wenige Gewerbszweige von den Europäern in Algier  
neu eingeführt, und nur wenige alte Techniken der Eingeborenen durch euro-  
päische Anleitung auf höhere Stufen gebracht; der hauptsächlichste Einfluß macht  
sich in der Cultur des Bodens geltend. Von dieser hat die Ausstellung mannig-  
faltige Proben gebracht: Brodfrüchte, Flachs, das schon früher besprochene Alfa-  
gras, vegetabilisches Haar (Crin végétal), Ramie, Rohseide, Oelpflanzen, Wachs,  
Tabak, Hölzer, Rinden und Kork, animalische Rohstoffe aller Art. Die Zunahme  
der Production und des Exportes ist bei diesen Gütern in der That erstaunlich.  
So hat, um nur das Wichtigste zu erwähnen, die Getreideproduction in den fünf  
Jahren 1872—1876 von 12 auf 18 Millionen metrische Centner zugenommen  
und dem Lande in diesem Zeitraume für Export von Weizen, Gerste und Hafer  
207 Millionen Francs getragen. Bei Wolle, Tabak, Alfa u. s. w., kurz bei  
allen nicht als Nahrungsmittel dienenden Rohproducten zusammen, verdoppelte  
sich im Decennium von 1867 bis 1876 der Ausfuhrwerth, denn er stieg von  
18 auf 40 Millionen Francs jährlich. In diesen und den übrigen Rohstoffen,  
bei denen wir nicht länger verweilen, um nicht zu ermüden, ist der Einfluß des  
europäischen Elementes ganz eclatant. Wenden wir jedoch auf die gewerbliche  
Thätigkeit, so lassen nur ganz vereinzelt Zweige erkennen, daß hier das coloni-  
sirende Element kräftige Impulse verleiht; dahin gehören die graphischen Künste,  
eine Anzahl von textilen Gewerben, wie die Verarbeitung von Alfa, Wolle,

Ramie u. s. w.; dann die Ausbeute der reichen mineralischen Schätze, besonders von Eisen und Kupfer, von herrlichem Marmor und Bausteinen; die höhere Verwerthung der Forste und ihrer Nebenproducte, so speciell die vielfältige künstlerische Bearbeitung der seltenen Holzgattungen; endlich die Erzeugung von Parfümerien und Aehnliches. Dagegen bleibt bei der Mehrzahl der übrigen Gewerbe die Mitwirkung der europäischen Ansiedler, die Anwendung ihrer Arbeitswerkzeuge und verbesserten Maschinen, die doch thatsächlich in Algier schon Eingang gefunden haben, im Großen und Ganzen für den Beschauer der Ausstellung und für den Leser der Schilderungen des Landes verborgen.

Noch immer befinden sich die Weiber der Kabylen, welche die unter den Eingeborenen gebräuchlichen Thongefäße nach etruskischem Muster mit der eigenthümlichen schwarzen und rothen Bemalung herstellen, auf dem tiefen Standpunkte, daß sie ohne Töpferscheibe, nur mit freier Hand, arbeiten; statt das plastische Material gehörig zu benutzen, werden alle Thonwaaren, Porzellan- und Fayence-Gefäße für den Gebrauch der Europäer nach Algier aus Frankreich zugeführt. Das Gleiche gilt von den ihre Originalität, aber auch ihren primitiven Charakter bewahrenden Geweben, Bijouterien und Waffen. Statt der europäischen Werkzeuge sind noch immer die ursprünglichsten Geräthe bei der Erzeugung dieser Artikel im Gebrauche. Unter Zelten fertigen noch heute arabische Frauen auf den einfachsten, ja kindlichsten Webstühlen die verschiedenen Teppiche, die sie „Zerbia“, „Ghetif“, „Gambel“, „Metrah“ u. s. w. nennen, je nachdem bestimmte Arten von Wollen und Weben und verschiedene Farben dabei vorkommen, die aber seit undenklichen Zeiten in unveränderten Mustern hergestellt werden; der kabyllische Juwelier erzeugt noch heute wie vor Hunderten von Jahren das bekannte Genre von Schmuck, indem er Silbermünzen, mit besonderer Vorliebe die alten spanischen Ducos, auf seinem Herde im Tiegel schmilzt, auf dem Ambos hämmert und in dünne Blättchen oder Fäden auszieht, um daraus Ringe, Ketten, Verzierungen und die emailirten „Ffoura's“ zu machen. Gold verwendet der Kabyllie niemals, er überläßt es den jüdischen Goldschmieden, die ihrerseits auch keine viel höhere Stufe der Technik erklimmen haben, als ihre Vorgänger. Denn auch ihr Handwerkzeug besteht nur aus ein paar elenden Schmelzöfen, neben welchen eine Bockshaut die Stelle des Blasebalges, eine Lampe jene des Löthrohres vertritt, und einige Schalen, Blechscheren, Tiegel, Durchschlageisen, Gießformen und ein schlechter Schraubstock das ganze Inventar bilden. Die mannigfachen echten und falschen Schmucksachen, die in den Bazaren und Buden rings um die algerische Karawanserei feilgeboten wurden, die Diademe, Knöpfe und Ohrgehänge aus Gold, Silber, Korallen und Email, welche von den Eingeborenen ausgestellt waren, haben nur den Reiz des bizarren maurischen Stiles für sich; Fortschritte bekunden sie in keiner Richtung und was die französischen Juweliere, die sich in Algier etablirt haben, daneben ausstellten, zeigt eine gefährliche Rivalität in der Technik und Form.

Wie an diesen könnten wir noch an zahlreichen anderen Beispielen die Wahrnehmung durchführen, daß auf dem kunstgewerblichen und industriellen Gebiete Algier von dem Mutterlande bedeutend weniger colonisirt worden ist, als etwa Ostindien von England; Algier ist vielmehr eine Ackerbau- und Pflanzungs-



colonie Frankreichs, vielleicht mit gutem Vorbedachte; denn einerseits sind die Hilfsmittel dieser Richtung reicher, andererseits erhält sich Frankreich dabei einen Consumenten, den es sonst, wie eben die britisch-indischen Vorgänge beweisen, verlieren könnte. Immerhin mag der Erfolg der bisher eingeschlagenen Politik daran gemessen werden, daß die gesammten Handelsumfätze Algiers im Jahrzehnt von 1840 bis 1850 durchschnittlich nur 75½ Millionen Francs, von 1865 bis 1875 aber 313 Millionen Francs betragen haben: eine Progression, an welcher die französische Einfuhr von Industrie-Producten und die algerische Ausfuhr von Erzeugnissen des Bodens gleichmäßigen Antheil genommen haben.

Die Beharrlichkeit, mit welcher Frankreich den Pflanzungscharakter dieser Colonie pflegt, haben wir nicht blos im algerischen Pavillon selbst, sondern noch an anderen Stellen verfolgt. Die Art und Weise, wie neuestens die, natürlich auf tieferem politischen Hintergrunde ruhende, Einwanderung durch die im Jahre 1871 gegründete „Société pour la protection des Alsaciens-Lorrains demourés français“ betrieben wird, zeigt deutlich die rein agricolen Intentionen. Die Einwanderer-Familie erhält das eingerichtete Cottage-Häuschen und dazu die Ackerbau-Werkzeuge nebst einem Paare Ochsen; in der That blieb denn auch die Mehrzahl derselben bei der einfachen Bestellung des Bodens. Im gleichen Sinne erklären sich die großen Anstrengungen, welche Frankreich macht, um aus den an die algerischen Niederlassungen angrenzenden Theilen der Wüste ein Binnenmeer zu schaffen und dadurch Klima und Bodencultur der umliegenden Territorien wie mit einem Schläge zu heben. Da man selbst von competenten Seite gegen dieses großartig gedachte Werk, welches dem Suez-Canal würdig zur Seite gestellt werden müßte, die Einwanderung erhoben hat, daß dasselbe aus geodätischen Gründen eine bare Unmöglichkeit sei, so erregte Dasjenige unser besonderes Interesse, was die Ausstellung sowol im Pavillon von Algier, als im Palais des Marsfeldes zur Begründung jener bisherigen Schritte und zur allgemeinen Information der Besucher gebracht hatte. Es macht uns fürwahr den Eindruck, als wäre dieses Binnenmeer ebenso wenig ein Phantastiegebilde, wie die Canalisirung des Isthmus von Suez es war, obgleich sie bis zum völligen Gelingen als solches verschrien wurde. Es handelt sich ja beileibe nicht darum, die ganze Wüste Sahara zu einem Becken des Mittelmeeres umzugestalten, wie Viele glauben, sondern derjenige Plan des Capitäns Roudaire, welcher in einem ungemein anschaulichen Relief dargestellt und erläutert war, zeigte die rationelle Begrenzung des Projectes auf ein allerdings zu beherrschendes Terrain. Kurz gesagt, soll dieses großartige Unternehmen, dessen culturelle Bedeutung kein Unbefangener verkennet, darin bestehen, einen verhältnißmäßig kleinen Theil der Sahara, welcher zu Tunis und Algier gehört, von dem Golfe von Gabes aus durch Canalisirung mit dem Mittelmeere zu verbinden, damit die tiefer liegenden Becken, namentlich jene des „Chott Meltrir“ und „Chott Rharfa“ sammt der ganzen sumpfigen Umgebung mit Wasser bedeckt werden; neben den eben genannten zwei Hauptbassins — das arabische „Chott“ bedeutet ein mehr oder weniger ausgetrocknetes Salzseebecken — soll ein Drittes, dasjenige des „Chott-El-Djerid“ ebenfalls in das Sahara-Meer einbezogen werden, was größere Schwierigkeiten kosten würde, als bei den vorhergehenden,

weil seine jetzige Fläche über dem Mittelmeere liegt; indessen hofft Capitän Roubaire auch hier zu einem Erfolge zu gelangen, weil der Chott-El-Djerid ein großes Brackwasser-Quantum enthält, durch dessen Abfluß sein Niveau sich senken dürfte. Gelänge dieses Riesenwerk, so würde die alte Bai von Triton, welche heute ein Theil des afrikanischen Festlandes ist, wieder zum Meerbusen werden, denn mächtige Durchstiche durch die Landstrecke von Gabes und Kriz Bizna würden die Gewässer dorthin leiten; das neue Binnenmeer würde die große Handelsstraße in's Innere von Algier und Tunis südlich vom Atlas-Gebirge bilden; dessen Klima müßte eine vollständige Umwandlung erfahren, da die tägliche Verdunstung von 390 Millionen Hektoliter Wasser nicht blos den jetzt schon fruchtbaren Theil von Algier, den sog. „Tell“, sondern auch die sterilen Hochplateaus regenreich machen und der Bodencultur wieder gewinnen würde.

Wir hätten uns nicht bei diesem Projecte aufgehalten, wenn es nicht schon aus dem Stadium der Hypothese herausgetreten wäre. Seitdem jedoch Capitän Roubaire durch neue verlässliche Messungen die Einwendungen widerlegt hat, welche die italienische Commission erhoben hatte, seitdem d'Abbadie und Sesséys ihre Mitwirkung versprochen, die Académie des sciences nach dem Vortrage des Generals Favé die Ausführbarkeit dieses Planes erklärte und die beiden französischen Kammern die Kosten der weiteren Vorarbeiten bewilligten, schien uns diese große Zukunfts-Unternehmung wichtig genug, sie näher in Betracht zu ziehen. Sie würde als eines der Weltwunder gleich der Durchbohrung des Mont-Genis und des St. Gotthard, gleich der Canalisirung der Landenge von Suez und der ebenfalls in ernster Aussicht stehenden submarinen Eisenbahn im Pas de Calais ein Denkmal des technischen Genies, der materiellen Kräfte unseres Jahrhunderts bieten; denn es müßte immer als wahre Großthat gelten, wenn es den Menschen gelänge, aus der Wüste ein Meer, aus den öden Höhenzügen und Hochplateaus der „Chotts“ gränende Gelände zu machen.

An Algier reihen wir die übrigen französischen Colonien an; nicht als würden sie ebenso reichen Stoff der Betrachtung bieten, sondern nur deshalb, weil sie zu demselben Mutterlande gehören. Eine ziemlich große Quergalerie der französischen Section im Ausstellungs-Palaste brachte eine fast ermüdende Wiederholung von Rohproducten und wenige andere culturelle Leistungen aus den Pflanzungs-Colonien von Martinique, Guadeloupe, Reunion, Guyana, den verhältnißmäßig zurücktretenden Ansiedelungen in St. Louis und Gorée am Senegal, jenen von St. Pierre und Miquelon, von französisch Ostindien und den übrigen kleineren Insel-Colonien, die selbst mit Einschluß des Deportations-Eilandes Neu-Caledonien vertreten waren. Von einem Aufschwunge kann bei diesen nicht viel gesagt werden, denn sie sind weder begehrenswerthe Zielpunkte der Auswanderung, da sie meist klimatische Gefahren bergen, noch ist der eigene Zuwachs an geistigen oder materiellen Kräften ein nennenswerther. Die Angaben der französischen Colonialstatistik zeigen einen sehr mäßigen Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle, ja in einzelnen Fällen sogar eine Abnahme der Population; sie lehren ebenso den constanten Rückgang des Handels seit den letzten fünf Jahren, und nur wenige Culturen, wie jene von Zucker, Rasse und Cacao, welche eine vorzügliche Darstellung auf

dem Champ de Mars fanden, sind thatsächlich noch im Aufschwunge begriffen. Im Uebrigen dürfte weder der waarenkundige Technologe und Pharmakologe, noch der Botaniker oder Mineraloge, noch der Ethnograph und Volkswirth in diesen einförmigen Vitrinen mit ihren unzählbaren Fläschchen, oder unter den Trophäen und Wanddecorationen Anderes entdeckt haben, als was ihm schon längst bekannt war.

In glücklichem Gegensatze dazu fiel die Repräsentation der mächtig heranstrebenden britischen Colonien in's Auge. Es war zuerst im Jahre 1862, daß dem großen Publicum das Interesse an diesen überseeischen Niederlassungen näher gerückt wurde. In keinem Besucher jener Londoner Weltausstellung dürften sich die Eindrücke völlig verwischt haben, welche die damals großentheils neuartige Darstellung der colonialen Culturleistungen erweckte. Für Viele hatte sie eine neue Welt erschlossen, die ihnen früher nur Bücher beschrieben hatten und die nun in voller Wirklichkeit vor sie trat. Das Bild des natürlichen Reichthums der Südpol-Inseln, der ostindischen Tropenwelt und des canadischen Nordens prägte sich damals tief in die Erinnerung ein; denn es war durch Erzeugnisse des Bodens, durch Minerale, durch Pflanzen und Thiere charakteristisch dargestellt; es fand seinen landschaftlichen Hintergrund in Photographien und Ansichten, seine Staffage in Gewändern, Costümen, Waffen und Geräthschaften der Eingeborenen und der Ansiedler. Der Goldbigger im Kampfe mit dem Buschlepper, der Squatter auf seinem einsamen „Run“, der Pionier der Cultur, welcher die canadischen Urwälder lichtet, sie zeigten uns den rasch gewonnenen Gold-Nugget, die herrlichen Bliese, die werthvollen Hölzer und Droguen. Wer erinnert sich nicht an die riesige Goldpyramide, welche Victoria damals zum ersten Male ausgestellt hatte, um seine glückliche Rivalität mit dem Eldorado von Californien zur Schau zu tragen? Oder die wirklich imponanten Stämme und Durchschnitte werthvoller Hölzer aus Tasmanien und Canada, die bis hoch in den Dom des Ausstellungspalastes thurmähnlich emporragten? Oder die herrlichen Gewebe, Shatols und Kunstfachen aus Britisch-Ostindien, welche uns mit ihrer ganzen scenischen Umgebung in das Thal von Kaschmir, an die Ufer des Indus und Ganges versetzten? Alle diese Darstellungen, welche damals den Reiz der Neuheit trugen, haben sich seither so oft wiederholt, ja sie sind uns durch den unendlich vielfältigten Verkehr so geläufig geworden, daß sie einen guten Theil ihrer Anziehungskraft eingebüßt haben. Die Macht des ersten Eindruckes ist vorüber! Obwol die britischen Colonien auf der diesjährigen Pariser Weltausstellung statt durch eine, durch fünf oder sechs Pyramiden und Obelisken die Menge des dem Schoße der Erde abgerungenen Goldes und Kupfers, obwol sie durch einen aus edlen Hölzern gefügten mächtigeren Thurmbau den Reichthum ihrer Wälder darstellten, wirkten dennoch diese verstärkten, fast auf die Spitze getriebenen Mittel heuer nicht halb so viel, wie vor sechzehn Jahren. Im Gegentheile, die Wiederholung war beinahe verstimmend. Trohdem wäre es Unrecht gewesen, durch diese Galerien theilnahmslos hindurch zu eilen; denn unter der im Großen gleichartigen Außenseite lagen viele innere Veränderungen verborgen, die sich im Laufe des letzten Decenniums vollzogen hatten.

Beginnen wir mit Ostindien. Es trat zum ersten Male als Kaiserreich in die Arena. Nicht bloß die politische Neugestaltung, welche am Neujahrstage

1877 auf dem glänzenden Fürsten-Durbar vor den Thoren Delhi's inaugurirt wurde, und die britische Landesherrschaft mit erhöhtem äußeren Glanze umgab, sondern mehr noch die großartigen wirthschaftlichen Fortschritte der lehtverfloffenen Epoche forderten auf der Pariser Weltausstellung zu neuer Kritik auf. Freilich die allerherbortragendsten, gewiß von keinem Besucher übersehenen Schätze der indischen Ausstellung knüpften so unmittelbar an die politische Seite an, daß wir sie nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen. Unmittelbar vor der Proclamation des Kaisertitels hatte bekanntlich der Prinz von Wales eine Reise durch das große Colonialreich gemacht, bei welcher die indischen Maharajahs, Rajahs und Stammeshäuptlinge als Beweis ihrer Loyalität dem Prinzen mit echt orientalischer Freigebigkeit die herrlichsten Geschenke darbrachten. Dieser Schatz von morgenländischen Gaben, für sich selbst ein Märchen aus Tausend und Einer Nacht, war der stete Anziehungspunkt im Vestibule d'honneur. Unmittelbar an dem großen Hauptportale, als Gegenstück der französischen Kron-diamanten aufgestellt, verkörperten die „Joyaux des Indes“, wie sie nur genannt wurden, den ganzen Glanz einer mehrtausendjährigen orientalischen Prunksucht. Was wir von der einstigen Blüthe der mohamedanischen Cultur unter den afghanischen Patanenfürsten und Großmoguln lesen, was die prachtliebenden Araber in der Wunderstadt Delhi mit ihrem Kunstsinne aufspeicherten, was der raffinirte orientalische Luxus im Edelgestein, in Gold und Perlen auszuführen sucht: es fand hier einen mächtigen Anflang und versetzte unsere Phantasie mitten in den Hindostan und Dekhan. Brillanten, Rubinen, Smaragde und Saphire strahlten von den unzähligen Schmucksachen, von Armbändern, Ohrgehängen und Agraffen; die Säbel, Dolche und Yatagans, die Schilde, Harnische und Helme, welche die indischen Fürsten dem englischen Thronfolger schenkten, sind gleich den goldgestickten Sätteln und buntgewirkten Prachtdecken mit Perlen und Edelsteinen überdeckt; es sind Kunstarbeiten, deren einige aus alter ruhmvoller Zeit herrühren und deren Werth in doppeltem Sinne unschätzbar ist: weil sie Erinnerungen an die Helden der indischen Geschichte sind, und Ueberbleibsel einer in Verfall gerathenden ursprünglichen Stilart, einer originalen Kunsttechnik bilden. Es war eine förmliche Ueberladung dieses Schatzkastens mit Juwelen, Schmuck und Gewändern, mit tauschirten und emailirten Gefäßen, Schalen und Vasen, mit „Soukas“ oder Wasserpfeifen, mit Fächern und Wedeln, kurz mit Allem, was der indische Maharajah und Nawab für edel und werthvoll genug hielt, um es dem Erben der britischen Krone zu bieten. Beinahe zu Vieles auf enggedrängtem Raume, um es in der richtigen Weise zu betrachten!

Liegt in diesen Schatzkästen des Prinzen von Wales gewissermaßen die Verkörperung des „Ave Victoria, Indiae Imperatrix“, wie es bei dem großen Fürsten-Durbar in Delhi aus den Reihen Hunderttausender gehört wurde, so bietet die indische Galerie auch für die neue wirthschaftliche Bahn, welche dieses Colonialland in der lezten Zeit eingeschlagen hat, viele sprechende Zeugen. Der Umschwung, der sich theilweise schon vollzogen hat, theilweise noch im Zuge ist, besteht in einer soweit reichenden Europäisirung, daß die ostindischen Manufacturen jenen des Mutterlandes eine gefährliche Concurrenz zu bereiten scheinen, und daß die Häfen von Bombay, Calcutta und Madras nicht mehr blos dem Tausche

von einheimischen Rohproducten gegen ausländische Industrie-Erzeugnisse dienen, sondern gleich gegen gleich Handel treiben. Zwar bilden zweifellos auch heute noch die Erträge des Bodens, die Früchte des reichen tropischen Himmelsstriches, unter welchem Ostindien liegt, und die nationale Hausindustrie, die vorzüglichste Quelle des Volkseinkommens; diese dienen daher auch zum Ankauf und zur Bezahlung der europäischen Massenfabrikate; es beginnt jedoch schon eine eigentliche industrielle Thätigkeit heranzuwachsen, welche Indien auch dem Mutterlande gegenüber sichtbar zu machen weiß. Von den Naturerzeugnissen, deren jährlicher Werth nach mehreren hundert Millionen Pfund Sterling zu schätzen ist, indem sich die Ausfuhr allein auf mehr als 60 Millionen Pfund Sterling stellt, hatte die Regierung eine Sammlung veranstaltet, welche neuerdings bezeugt, daß Indien eines der reichsten Naturländer der Welt ist. Eine Aufzählung dieser bekannten, in jeder Beschreibung des Landes zu findenden Stapelartikel wäre ermüdend; wir erinnern nur daran, wie rasch sich die Baumwoll-Cultur dort einbürgerte, als der amerikanische Secessionkrieg plötzlich eine Nachfrage geschaffen hatte; wir erinnern an das natürliche Monopol, welches Bengalen für die Cultur der Jute besitzt, indem es das einzige Land der Erde ist, welches größere Mengen dieser bis zum bestimmten Vorhange und Möbelstoffe dringenden Pflanzenfaser liefert, und allein dem Lande jährlich  $3\frac{1}{2}$  bis 4 Millionen Pfund Sterling einbringt; wir erinnern an die Mannigfaltigkeit der Handelsgewächse vom Tabak bis zur Dattel- und Cocospalme, und an die zahlreichen Colonialwaaren, die Ostindien in die ganze Welt verschickt. Das „Land der Gewürze“, an dessen Küstenstrichen schon die Alten Pfeffer und Cardamome, Ingwer und Cassia holten, ist auch die Heimath des Theestrauches und liefert heute in die Londoner Docks davon nicht weniger als 30 Millionen Pfund jährlich. Daneben zeigte seine Ausstellung Kaffee und Zucker, die wichtigsten Farbstoffe und Drogen, Opium und Chinin.

Diese Ausbeute der Natur, an deren Repräsentation die meisten Besucher der Ausstellung wol wenig Gefallen fanden, obgleich ihre fundamentale Bedeutung klar ist, bedarf jedoch, wie die Erfahrung aller Zeiten lehrt, der Ergänzung durch höher organisirte Thätigkeiten in Gewerbe und Handel. Es ist bekannt, daß die eingeborene Bevölkerung reiche Anlagen und Fertigkeiten dafür besitzt; Vieles von Demjenigen, was Originalität und Farbensinn voraussetzt, wurde von jeher in Indien erfolgreich betrieben. Die Phantasie und künstlerische Gestaltung leuchtet aus den Dessins der Schatols von Kaschmir ebenso hervor, wie aus den prächtigen Seiden- und Baumwollgeweben des Südens; das Geschick für Formgebung und die Exactheit der Handarbeit bewähren sich in den Holz- und Elfenbeinschnitzereien von Bombay und Surat nicht minder, als in den mannigfachen Metalltechniken, welche die prächtigsten Werke des Kunstgewerbes in älteren Zeiten geschaffen haben und deren Traditionen auch heute nicht erloschen sind. Um dieselben auf der Pariser Weltausstellung zu repräsentiren, reichte die indische Commission an die Geschenke des Prinzen von Wales mehrere Sammlungen solcher Arbeiten an, welche den gegenwärtigen Zustand des einheimischen Gewerbes wiedergaben. Dazu gehörten die charakteristischen Thonarbeiten von Bombay, Sind und Madras, jene, davon verschieden, aus dem Punjab und Ajimghur, die Metallgefäße aus Tanjore und Madura, die Messing-

arbeiten aus Benares, Holzschneidereien und Zinnarbeiten aus Birma, die Mouffeline von Lucknow, die bekannten buntbedruckten Kattune aus Masulipatam; durchweg in Collectionen, welche, obgleich ohne hohen inneren Werth, doch mit solchem Verständnisse an Ort und Stelle von den Gouverneuren der Provinzen ausgewählt waren, daß sie einen vollständigen Einblick in die nationale Hausindustrie gewährten. Daran reihte sich eine ungemein originelle Privat-Sammlung der Mrs. Rivett-Carnac, über 6000 Stücke von nationalem indischen Bauernschmuck enthaltend, und mehrere andere Collectionen, welche die Maharajahs von Dohypore und Patiala und die Rajahs von Sind und Nabha beisteuerten. Es wird nicht Wunder nehmen, daß die meisten Beschauer, trotz der Bekanntschaft, welche die europäischen Märkte heute mit den indischen Artikeln vermitteln, dennoch an diesen Bitrinen des „Indian Court“ in der Pariser Weltausstellung wieder Interesse fanden. Das volkswirthschaftlich neueste Stadium der Colonisation zeigten aber auch die eben angeführten Sammlungen nicht; denn sie stellten zumeist nur den conservativen orientalischen Charakter des Hausgewerbes dar. Wer den industriellen Aufschwung der jüngsten Zeit suchte, fand verhältnißmäßig noch die meisten Spuren desselben in der Zusammenstellung der Handelsartikel, welche auf Einladung des Comité's von englischen und französischen Importeuren veranstaltet wurde. Hier zeigten sich die Anfänge einer nach europäischem Muster eingerichteten Fabriksindustrie, besonders auf dem textilen Gebiete, für welches ja das Land selbst die besten Rohstoffe: Seide, Wolle, Baumwolle und Jute in mehr als genügender Menge erzeugt und zu deren Betrieb auch die übrigen Grundbedingungen: Kohle und Eisen, zahlreiche und billige Arbeitskräfte vorhanden sind. Wer nur einen etwas tieferen Blick in die heutigen Verhältnisse des riesigen Colonialreiches wirft, das mit Einschluß der Feudalstaaten eine Fläche von 1,453,781 englischen Quadratmeilen bedeckt und fast 240 Millionen Einwohner zählt, mußte sich sagen, daß es eines der leuchtendsten Beispiele für die Verpflanzung der europäischen Wirthschafts-Cultur in ferne Erdtheile bietet. Wenn irgendwo, so hat Europa in Indien die Errungenschaften seiner Geistesarbeit und seine Unternehmungslust als befruchtende Keime in den üppigen Boden der Natur gelegt; die Pariser Weltausstellung hat neuerdings die Ueberzeugung in uns befestigt, daß von diesen Punkten Asiens eine neue Aera der weltwirthschaftlichen Gestaltung ausgehen wird, an deren Beginn wir eben stehen.

Der phantastische Schimmer, welcher das Morgenland umgibt und auch heute noch Ostindien in unseren Augen mit einem eigenthümlichen Reize schmückt, fehlt den anderen überseeischen Besitzungen Großbritanniens. Von denselben waren außer den australischen Colonien sammt den seit vier Jahren erworbenen Fidji-Inseln die mächtige Dominion of Canada, dann Jamaica, Britisch Guyana und Trinidad, unter den afrikanischen Niederlassungen das Capland, Lagos an der Goldküste und Mauritius mit den Seychellen, unter den asiatischen noch Ceylon und die Straits-Settlements vertreten. Die beiden letzteren reihen sich in natürlicher und commercieller Beziehung an Ostindien an; zumal gilt dies von Ceylon, dessen eigentliche Reichthumsquelle in den tropischen Bodenproducten, Kaffee, Cocosnüssen, Zimmt, Betelnüssen u. s. w. besteht, in der That jedoch eine recht klägliche Repräsentanz auf der Weltausstellung fand, sowie auch die Straits-

Settlements, jene als Zwischenstation so wichtigen englischen Ansiedelungen in der Malacca-Straße, kaum einen Anspruch auf Beachtung erheben durften.

In der ganzen Natur-Anlage nüchternere als die orientalischen und westindischen Colonien tritt Australien auf; in cultureller Beziehung ist es jedoch ein noch auffälligeres Beispiel von der Thatkraft europäischer Ansiedler: so rasch hat sich auf diesem kleinsten Continente und seinen lange unbeachteten Inselgruppen ein geordnetes staatliches Gemeinwesen, ein reiches volkswirtschaftliches Leben entwickelt. Ganz Australien sammt den Inseln hat zwar seit einem halben Jahrhunderte seine Bevölkerung nur verdreifacht, nämlich von 1,400,000 auf  $4\frac{1}{2}$  Millionen Menschen gebracht; die politischen und wirtschaftlichen Leistungen dieses verhältnißmäßig kleinen Häufleins — es beträgt gerade soviel als die Bewohner von London und Berlin zusammen — sind aber staunenswerth groß. Gold und Kupfer, unzählbare Schafheerden und werthvolle Wälder: das waren die Gaben der Natur, welche die Ansiedler hier vorfanden oder erst entdecken mußten. Durch die Befruchtung mit englischen Arbeitskräften und Capitalien entstand daraus in dem Zeitraume von kaum dreißig Jahren eine Colonialwirtschaft, deren Handel ungefähr 1800 bis 1900 Millionen Mark beträgt; Länder, welche von beiläufig 4000 Kilometern Eisenbahnen und 38,000 Kilometern Telegraphenlinien durchzogen werden und in welchen Großstädte wie Melbourne mit 220,000, Sydney mit 135,000 Einwohnern, Ballarat, Sandhurst, Adelaide u. s. w. mit allen Einrichtungen des Wohlstandes und Comforts bestehen.

Die wichtigste britische Colonie in Australien, Victoria, hat schon im Jahre 1855 durch seine Gold-Ruggets, durch anderen Mineralreichtum, durch Wolle, conservirtes Hammelfleisch und viele Bodenproducte die Aufmerksamkeit erregt; erst im Jahre 1862 aber wurde ein tieferer Einblick in die enormen Hilfsquellen dieser Niederlassung sowol durch die glänzende Art der Ausstellung, als durch die vortrefflichen literarischen Erläuterungen ermöglicht, welche damals in die weitesten Kreise drangen. Heute bedarf es kaum mehr solcher Führer; denn die fortlaufenden Berichte und Statistiken über das Anwachsen der wirtschaftlichen und politischen Kräfte sind allbekannt. Eine Goldpyramide zeigte uns, daß die Masse des edlen Metalles, welche vom Jahre 1851 bis 1877 dem Schoße der Erde abgerungen wurde, einen Werth von 5 Milliarden Francs beträgt; das „Departement of mines“ hatte in wissenschaftlicher Ordnung eine Sammlung von 1614 Musterstücken ausgestellt, welche in einer Reihe die geologische, in einer zweiten die mineralogische Seite beleuchtete, während eine dritte Serie die Mineralien von wirtschaftlicher Bedeutung brachte. Daneben zeigten die großen Bergwerks-Gesellschaften, wie die Walhalla-, Long-Tunnel, Port Philipp and Colonial Mining Company u. A. in lauter Trophäen, wie viele Hunderttausende von Unzen und für wie viel Millionen Pfunde Sterling Gold sie seit ihrem Bestande gewonnen haben. Freilich trat in diesen großen Totalsummen nicht die Erscheinung zu Tage, welche jetzt am meisten beachtet zu werden verdient, daß nämlich seit dem Jahre 1856 überhaupt eine Abnahme der Goldfunde bemerkbar ist und daß man seit den siebziger Jahren die Verarmung und Erschöpfung der Lagerstätten als eine ausgemachte Thatsache an-

sehen muß. Die allmälige Verminderung der Golberträge wird durch die Gewinnung von Schafwolle ersetzt, welche in wachsender Menge nach Europa exportirt wird, dann durch den Fleischhandel, durch Weizenbau, dessen Proben einen auffallend großen Theil der diesjährigen Ausstellung einnahmen und durch den noch weniger bekannten Weinbau. Wir haben nahe an 140 Namen australischer Winzer gefunden, welche den edlen Rheintwein (Hock) wie den Burgunder, den pikanten Riesling wie den seltenen Tokayer, den schweren Sherry wie den Hermitage, den Chateau-Lafitte wie den St. Emilion laut den Bignetten ihrer vielen Flaschen erzeugen; wir sagen laut den „Bignetten“, denn eine Probe der Gleichheit oder Ähnlichkeit des australischen Rebensaftes mit jenem der bekannten europäischen Weingelände war natürlich nicht möglich. Allen Angaben zufolge scheint sich jedoch Victoria von diesem neuen Zweige seiner Bodencultur viel zu versprechen.

Unter den übrigen australischen Colonien nennen wir als Beweise des raschen Aufschwunges nur noch Neu-Südwaless und Queensland. Jenes rüstet sich bekanntlich selbst zu einer internationalen Ausstellung, welche im Jahre 1879 in der Hauptstadt Sydney veranstaltet werden soll. Wol deshalb, um zu deren Besuch einzuladen und um Auswanderungslustige zu orientiren, trat es mit ganz besonders reichen Sendungen von Erzeugnissen des Bodens, der Viehzucht, der Gewerbe und mit Beweisen der Pflege des intellectuellen Culturlebens auf. Vor uns liegt die Nummer der „Illustrated Sydney News“ vom 16. März 1878, in einer für die Pariser Weltausstellung bestimmten Extra-Ausgabe; sie enthält ein großes Bild von Sydney in der Vogelperspective, — fürwahr ein verlockender Anblick; dazu besondere Abbildungen des Straßenlebens in Pitt Street, Bridge Street, George Street u. s. w., dann Zeichnungen der hervorragendsten öffentlichen Gebäude und eine anziehende Beschreibung, welche die Reichthigkeit des Erwerbes im Leben des Viehzüchters und des Landbauers, des Goldgräbers und des Kupferminen-Gewerkes, sowie in vielen anderen Unternehmungen schildert. Eine Anzahl von Broschüren und Büchern, vorzüglich graphischen Karten und statistischen Tabellen läßt in der That nicht daran zweifeln, daß diese Muttercolonie von ganz Australien einer günstigen Zukunft entgegensteht. Ein Landstrich wie Neu-Südwaless mit vielen natürlichen Schätzen gesegnet, in günstigem Klima gelegen, der Cultur schon vollständig erschlossen, kann in der That seine Anziehungskraft nicht verfehlen. Queensland endlich berühren wir noch mit einigen Worten, weil es die jüngste aller australischen Colonien ist. Erst zu Ende 1859 gegründet, besitzt sie ein Territorium von 668,259 englischen Quadrat-Meilen: gerade  $5\frac{1}{2}$ mal so viel, als der Boden des ganzen Vereinigten Königreiches von Großbritannien und Irland.

Wie in den Inseln Polynesiens, aus welchen wir einige als Beispiel ausgewählt haben, hat die englische Colonisation ihre Erfolge auch im Norden Amerika's bewährt. Die Pariser Weltausstellung führte uns in das Leben und in die Zustände der Dominion of Canada ein, indem sie in geradezu pompöser Weise die materiellen Leistungen dieses weiten Gebietes zu repräsentiren suchte und durch eine specielle Literatur auch reiche Informationen über die Bedingungen der künftigen Entwicklung des Landes bot. Gewiß keiner von allen



Besuchern des Marsfeldes hat Canada übersehen; es darf sich rühmen, mit seiner Trophäe den höchsten Punkt der Ausstellung erreicht zu haben. Unter der westlichen Stuppel des Industriepalastes am Ende des Vestibule d'honneur erhob sich ein gigantischer Aufbau, aus mächtigen Hölzern der canadischen Wälder; nicht weniger als vier Stockwerke mit drei Galerien geht es auf Wendeltreppen 99 Fuß hinauf; jede Galerie bildet zugleich einen Ausstellungsplatz in diesem hölzernen babylonischen Thurm, an dessen Außentwänden und zu dessen Füßen rings herum die übrigen Trophäen sich reihen, darunter eine Pyramide, welche die in Nova-Scotia erbeuteten Kohlen, ein riesiger, 290 Kubikfuß messender Würfel, welcher das in British-Columbia, Nova-Scotia, Quebeck, Ontario und dem Nordwest-Territorium bis 31. December 1877 gewonnene Gold (4,173,000 Unzen im Werthe von circa 334 Millionen Francs) darstellt, und zahlreiche andere Erzeugnisse des Landes. Als historisches Denkmal eigenthümlicher Art sei es gestattet, jene mächtige Douglasföhre zu nennen, welche 183 Jahre erreicht hatte, als Christoph Columbus Amerika entdeckte und erst im Alter von 566 Jahren gefällt wurde; ein himmelftürmender Riesengreis unter den Bewohnern des Urwaldes, denn die Höhe dieses Baumes wird mit 100 Metern, sein Durchmesser mit 2 Metern verzeichnet. Alles wuchtig und massig!

Auch Canada bezeichnet in lapidarem Stile, was die Völker Europa's bei ihren Auswanderungen zu leisten vermögen. Zwar, die Colonisation dieses transatlantischen Erdstriches, der nicht viel kleiner ist, als der ganze europäische Continent, reicht in der Geschichte weit zurück, da schon unter dem Könige Franz I. eine kleine Schaar von zweihundert französischen Ansiedlern vom Lande am Lorenzo-Strom Besitz zu ergreifen versuchte; aber dieser erste Versuch und mehrere folgende mißlingen, und auch die im 17. Jahrhunderte gelungene und bis zum J. 1763 dauernde französische Occupation brachte es unter den damals etwa 65,000 Colonisten zu keinem rechten Aufschwunge. Erst mit der englischen Herrschaft beginnt das culturelle Leben, und in dem Jahrhunderte, welches seither verfloßen ist, hat sich die Einwohnerzahl auf nahezu 3,800,000 Menschen erhöht; darunter ist das britische Element das zahlreichste, nächst ihm folgt das französische; Eingeborene wurden bei dem letzten Census nur noch 29,800 gezählt. In derselben Zeit ist die materielle Entwicklung so weit gediehen, daß der Außenhandel von Canada jährlich 700 bis 800 Millionen Mark beträgt und daß der innere Wohlstand sich demjenigen der blühendsten Staaten vergleichen läßt. Die Ausstellung hat Proben des berühmten canadischen Weizens gebracht, von dem in Hunderten von Schiffsloadungen jährlich 3 bis 4 Millionen Centner nach England allein verschickt werden; sie hat die kostbaren Hölzer der Föhre, des Ahorns, der Hickory-Ruß und anderer Arten vorgeführt, für welche Canada in jedem der letzten Jahre einen Erlös von 96 bis 100 Millionen Mark zieht; die Ausstellung hat uns die Bedeutung des Fischfanges für dieses Land gezeigt, das aus den Hummern-Conserven allein, die auch in Hunderten von Büchsen ausgestellt waren, eine Jahresrevenue von fast 5 Millionen Mark gewinnt; sie hat Gold und Silber, Kupfer und Eisen, Steinkohle und Petroleum enthalten, welche der Erde von den Colonisten abgerungen werden; sie hat endlich die Erzeugnisse der textilen und anderen Weltindustrien gebracht, deren Brutto-Ertrag bei dem letzten Census auf nahezu 900 Millionen Mark geschätzt wurde. Das

Alles und ein reges geistiges Leben dazu, Schulen, Bildungsmittel, Kunstleistungen, ist in Einem Jahrhunderte von europäischen Colonisten im Kampfe mit den Halbwilden, die einst den Urwald und die Ufer der Seen und Ströme allein bewohnten, es ist durch europäische Arbeit hervorgezaubert worden.

Müßten wir nicht beforgen, die uns gesteckten Grenzen zu überschreiten, so würde sich auf dem Schauplatze der Pariser Weltausstellung noch reiche Gelegenheit bieten, um die Merkmale der tausendfältigen, organischen Wechselwirkungen zu verfolgen, welche sich aus der Uebertragung des Culturlebens von unserem kleinen Continente auf die fernsten Punkte des Erdballes ergeben. Aber auch aus den flüchtigen Andeutungen, auf die sich unser Rundgang beschränkte, geht die Wahrnehmung hervor, daß Ausstellungen heutzutage ein ebenso großes Interesse für die Colonialländer wie für Europa selbst bieten. Sie sind die überzeugendsten Auswanderungs-Agenten und werden als solche benutzt; sie vermitteln das Interesse und das Verständniß für den Welthandel, daher auch für das Abstreifen nationaler Beschränktheit, und sie legen Jedem den Gedanken nahe, daß er ohne den kosmopolitischen Zug, der unserem Zeitalter innewohnt, sich nicht der Segnungen erfreuen würde, welche eben erst aus der Verpflanzung seiner Stammesgenossen in andere Theile der Erde und aus der internationalen Arbeitstheilung geschaffen wurden.

Anders als das Colonialleben müssen wir den Einfluß der Europäer auf die lange Zeit verschlossen gewesenen Länder des äußersten Orients, China und Japan auffassen, welche uns ja in politischer und ökonomischer Beziehung auch heute noch völlig fremd gegenüberstehen. Hier ist von echter und unmittelbarer Uebertragung der abendländischen Cultur nicht die Rede, sondern die Europäer begnügen sich damit, langsam und vorsichtig Fuß zu fassen, um den Tausch der Güter und Gedanken einzuleiten, um den starren Abschluß zu durchbrechen, mit welchem sich diese conservativen Reiche des fernen Ostens umgeben hatten, und um in wechselweiser Anregung das Band zwischen den großen Gegensätzen zu knüpfen, welche sich hier noch begegnen. In der That ist der streng nationale Charakter in der Ausstellung von China und Japan noch immer viel vollständiger aufzufinden, als in jener der Colonialländer, wie beispielweise Ostindiens. Trotzdem kann es wol keinem aufmerksameren Beobachter entgehen, daß jene beiden orientalischen Reiche schon dem europäischen Einflusse zugänglich werden, und daß umgekehrt die europäische Industrie und unser Welthandel von ihnen die mächtigsten Impulse empfangen. Es ist bekannt und wird daher nur eines Wortes der Erinnerung bedürfen, wie lebhaft der Drang nach großen inneren Reformen in Japan, dem rasch aufstrebenden Zukunftslande, dem Reiche der aufgehenden Sonne fühlbar wird. Man staunt über den fortschrittlichen, freisinnigen Zug, welcher sich in vielen neueren Einrichtungen der Verwaltung nach europäischem Muster erkennen läßt und muß die Thatkraft bewundern, mit welcher die mongolische Race auf diesem von der Natur gesegneten Inselreiche die Grundlagen der materiellen und intellectuellen Cultur zu schaffen sucht. Das zweibändige Werk, welches die kaiserlich japanische Commission aus Anlaß der Weltausstellung in französischer Sprache herausgab, legt allein ein heredites Zeugniß für den tiefen Ernst des Strebens ab; denn es belehrt in gründlicher Weise über die physikalische und politische Geographie, und über die Geschichte

des Landes, es bringt aus älteren Quellen die interessantesten Daten über die nationalen Gewerbe, über Porzellan und Fayencen, Lacke, Emails, Bronzen und Textilwaaren, welche, durch die neuesten Informationen ergänzt, eine treffende Erläuterung der Ausstellung selbst bildeten; es belehrt uns über den heutigen Stand des Berg- und Hüttenwesens, welches viel mehr leistet, als man gemeinlich voraussetzt; es verbreitet sich über die Zweige der Agricultur, den Bau von Indigo, Tabak und Thee, schildert die Seidenzucht und ergänzt durch hundertfältige Winke Dasjenige, was wir auf dem Marsfelde selbst fanden.

Dort aber war Japan durch eine Mannigfaltigkeit, Menge und einen Reichtum von nationalen Erzeugnissen vertreten, wie nie zuvor. Unzweifelhaft hat die Wiener Weltausstellung im Jahre 1873 den eigentlichen Impuls zu einer so reichhaltigen Beschickung der Pariser Exposition gegeben; denn die österreichische Regierung hatte damals ihren ganzen Einfluß aufgeboten, um die Staaten des äußersten Orients zu interessiren und diese hatten so günstige Erfolge zu verzeichnen, daß sie nun eine förmliche Massenbeschickung einrichteten. Nicht bloß im Industrie-Palaste des Marsfeldes war eine große Transversal-Galerie von ausgewählten Kunstwerken und Gewerbsproducten Japans erfüllt, sondern jenseits der Jena-Brücke war in einem großen Pavillon ein förmlicher Bazar etablirt. Die wirklich lehrreichen und werthvollen Repräsentanten der heutigen japanischen Industrie waren unter den Lackwaaren, den emailirten Bronzen und dem Porzellan zu suchen. Es kann nicht unsere Absicht sein, sie zu beschreiben, aber es dürfte die Einwirkung des Occidenten auf den Orient genügend kennzeichnen, wenn wir darauf hinweisen, daß Japan seine früheren individualisirten Hausgewerbe in wahre Massenindustrien umzuwandeln beginnt, welche nicht mehr bloß auf den heimischen Consum bedacht sind, sondern für den Export arbeiten, sich also auch im Geschmack dem Bedürfnisse ihrer auswärtigen Abnehmer fast ebenso anzuschmiegen suchen, wie ihren eigenen Landsleuten. Schon werden mannigfache Combinationen, neue Techniken, in der Anwendung des Materials, des Emails, in der Malerei, in der Tauschirung u. s. w. durchgeführt, welche auf die europäischen Märkte berechnet sind, ohne den guten Geschmack oder die nationalen Traditionen abzulegen. In der That ist also heute der Occident zu einem Factor im japanischen Gewerbe geworden, mit welchem immer mehr und mehr gerechnet wird. Mit einer unglaublichen Vorliebe wurden denn auch die japanischen Ausstellungs-Gegenstände aufgekauft, nicht bloß in einem, sondern oft in vielen nachbestellten Exemplaren. Die Vollendung, Nettigkeit und Zierlichkeit der Arbeiten bürgert dieselben außerordentlich rasch in unserem Haushalte ein und es ist nicht zu zweifeln, daß Japan außer seinen großen Stapelartikeln, Seide, Geweben, Thee u. s. w. auch mit diesen kunstgewerblichen Artikeln eine rasche Zunahme der gegenwärtig schon 120 Millionen Mark betragenden Ausfuhr erzielen wird.

Wiel weniger dürfen wir von China erwarten, dessen Abgeschlossenheit allen Wechselbeziehungen im wirtschaftlichen und intellectuellen Sinne hemmend entgegensteht. Während Japan schon seine Hauptstädte und Häfen durch Eisenbahnen mit einander verbindet, verschließt sich China — der einzige Staat des ganzen Erdballes — hartnäckig diesem civilisatorischen Fortschritte; in Japan durchkreuzen fast 3000 Kilometer Telegraphendrähte das Land und in China

wurde erst ganz kürzlich eine Leitung von nur 29 Kilometern von den Eingeborenen zerstört. Nur wenige Vertragshäfen vermitteln den Handel, und so stecken die Chinesen auch in ihren Leistungen noch tief in den Jahrhunderten der Vergangenheit. Dieser Charakter war auch ihrer Ausstellung in Paris aufgeprägt; zwar war sie reich an werthvollen Werken der alten und neuen Zeit, und reich an Duzendwaaren für den bazarmäßigen Verkauf; aber von einem wohlthätigen Einflusse des occidentalen Culturlebens auf ihre Leistungen war Nichts zu bemerken, sondern es zeigte sich im Gegentheile, daß sie sich von dem Bizarren und Zopfigen nicht losmachen können, und nur dort in der Technik schleuderhafter werden, wo sie die europäische Berührung auf sich einwirken lassen. Konnte man in der chinesischen Galerie trotzdem beobachten, daß zu oft übertriebenen Preisen das Meiste seine Abnehmer fand, so erklärt sich dies aus der Art und Weise ihrer Beschädigung. Bestand sie doch zumeist — wir sprechen von demjenigen Theile, welcher im Industriepalaste aufgestellt war, nicht von der Handelswaare im Bazar des Trocadero — aus auserlesenen Antiquitäten und neueren Kunstwerken, welche die Händler auf den Pariser Weltmarkt brachten und nur nebenbei aus den wirklich gangbaren modernen Artikeln. Die bekannten Porzellengeräthe, Metallgefäße von Email cloisonné und die herrlichen Gold- und Seidenstickereien errangen wieder die Palme.

Wenn das Schlagwort gehört wurde, daß der Orientalismus auf der Pariser Weltausstellung schärfer hervortrat, als bei früheren Festen dieser Art, so hat dies, unserer Ansicht nach, eine beschränkte Richtigkeit. Wir haben nicht viele Spuren dafür aufzufinden vermocht, daß die europäische Industrie und das europäische Kunstgewerbe unter einer wesentlich orientalischen Färbung ständen, indem sie dem Geschmace des Publicums nach japanischen, chinesischen und indischen Mustern mehr huldigen würden, als dies schon seit etwa einem Jahrzehnt der Fall war. Wir haben jedoch den Orientalismus allerdings in dem Sinne vorherrschend gefunden, daß die Länder des Ostens in einer Fülle und mit einer Masse von Waaren erschienen, welche einzelne Theile des Ausstellungspalastes selbst in einen Jahrmarkt verwandelten. Der ganze große Raum an der westlichen Seite des Trocadero vom Quai de Billy bis zu den Glashäusern und Kafeparterren war ein Stück Orient. Hier lagen die schon erwähnten Bauten von Japan und China mit dem prunkvollen Kiosk des Mandarins, hier die Bazars von Marocco, Tunis, Aegypten, Siam und Persien, in welchen ein Schachern und Handeln, ein Schwindel und Schmutz zu finden waren, wie in den Straßen von Kairo oder Constantinopel. Vasen und Bilder, Pfeifen und Holzschneidereien, Thee und Kaffee, Porzellan und Bronze, Seide und Stickereien, Alles und Jedes wurde hier feilgeboten. Dertwische und Sänger producirten sich vor den Augen der leichtgläubigen Menge und die Betwunderer für den Orient waren immer unter diesen naiven Parisern und Fremden nach Tausenden zu zählen. Wir schließen mit diesem Bilde, um zu sagen, daß wir den Einfluß des Orientalismus etwas tiefer aufgefaßt hätten, als es die Ausstellungs-Commission that, welche sich der Installation dieser Bazars nicht widersetzte.

(Schluß-Artikel im nächsten Heft.)

# Vier- und -Siebenzig, Fünf- und -Siebenzig.

Die Geschichte des großen Deadwood-Geheimnisses.

Von  
Bret Harte.

## Erstes Capitel.

Es wurde ganz finster in dem Telegraphen-Büreau zu Cottonwood, Tuolumne Co., Californien. Das Büreau, ein Verschlag, ähnlich denen, in welchen die Gäste sitzen, war von der Wirthsstube des Miners' Hôtel durch eine dünne Scheidewand getrennt, und der Telegraphist, welcher auch Zeitungsagent und Expéditeur in Cottonwood war, hatte sein Fenster geschlossen und hielt sich noch einen Augenblick bei seinem Zeitungsstand auf, im Begriffe nach Hause zu gehen. Draußen tropfte der erste monotone Regen der Jahreszeit von den Vorbächern des Hôtels in dem schwindenden Richte eines Decembertages. Der Telegraphist, gewöhnt, wie er es war, an lange müßige Zwischenräume, fing an sich zu langweilen.

Der Tritt schmutzbedeckter Stiefel in der Veranda und das Erscheinen zweier Männer bot einen Anlaß vorübergehender Erregung. Er erkannte in den beiden Fremden zwei hervorragende Bürger von Cottonwood, und ihr Benehmen zeigte, daß sie in einer Geschäftssache kämen. Einer von ihnen schritt zu dem Pult, schrieb eine Depesche und reichte sie dem Andern mit fragendem Blick.

„Das ist ungefähr der Weg, den das Ding weist,“ erwiderte sein Gefährte zustimmend.

„Ich hielt es nur für Schulbigkeit, seine identischen Worte zu gebrauchen.“

„Das ist so.“

Derjenige, der zuerst gesprochen, wandte sich an den Telegraphisten mit der Depesche. „Wie bald könnt Ihr sie durchschreiben?“

Der Telegraphist blickte geschäftsmäßig über die Adresse und die Länge der Depesche. „Sogleich,“ antwortete er ohne Zögern.

„Und sie kommt an —?“

„Heut' Abend; aber sie wird nicht vor morgen früh ausgegeben.“

„Schickt sie heut' Abend ab und sagt, daß hier ein Extra-Zwanzig-Dollarstück hinterlegt worden sei für sofortige Besorgung.“

Der Telegraphist, an jede Art von Extravaganz gewöhnt, wo es sich um rasche Beförderung handelte, versetzte, daß er dies Anerbieten, zusammen mit der Depesche, zur Kenntniß des Telegraphenamtes von San Francisco bringen wolle. Hierauf nahm er das Telegramm und las es — und las es noch einmal. Er bewahrte die gewöhnliche, geschäftsmäßige Gleichgültigkeit — hatte zweifellos manche andere räthselhafte und geheimnißvolle Botschaft abgesandt — aber nichtsdestoweniger, als er gelesen, erhob er seine Augen forschend zu seinem Auftraggeber. Dieser Gentleman, welcher berühmt dafür war, daß sein Temperament ebenso leicht „Losging“, wie sein Revolver, begegnete dem Blick ein wenig ungeduldig. Der Telegraphist nahm seine Zuflucht zu einer List. Unter dem Vorwande, daß er das Telegramm mißverstehe, ersuchte er den Absender, es der Genauigkeit wegen laut zu wiederholen und schlug sogar einige Wortveränderungen vor, anscheinend, um Correctheit zu sichern, in der That aber, um Etwas mehr aus dem Manne herauszubringen. Aber dieser bestand hartnäckig auf dem buchstäblichen Text seiner Depesche. Der Telegraphist begab sich zögernd an seinen Apparat.

„Ich vermute,“ setzte er halb fragend hinzu, „daß keine Möglichkeit eines Irrthums vorhanden ist. Diese Adresse ist Rightbody, der alte, reiche Postoner, den Jedermann kennt. Es gibt nur diesen Einen?“

„Das ist die Adresse,“ versetzte der Erste der beiden Männer kühl.

„Ich habe nicht gewußt, daß der alte Kerl hier herum Geld angelegt hätte,“ bemerkte der Telegraphist, der immer noch an seinem Apparat zögerte.

„Ich auch nicht!“ war die ungenügende Antwort.

Während einiger Augenblicke ward Nichts gehört, als das Klappern des Apparates, indem der Telegraphist an dem Schlüssel arbeitete mit jenem Ausdruck, als ob er vertrauliche Mittheilungen an einen etwas widerwilligen Hörer richte, welcher lieber selbst reden möchte. Die beiden Männer standen dabei, seine Bewegungen mit der gewöhnlichen Ehrfurcht Derer betrachtend, die nicht vom Handwerk sind. Als er fertig war, legten sie zwei Goldstücke vor ihn hin. Indem der Telegraphist sie aufnahm, konnte er nicht umhin zu sagen:

„Der alte Mann ist wol ein wenig rasch abgegangen, nicht wahr? Er hatte keine Zeit mehr, zu schreiben?“

„Nicht gerade rasch für solch' eine Art von Mann,“ war der nicht sehr höfliche Bescheid.“

Aber der Fragende war nicht aus der Fassung zu bringen. „Wenn eine Antwort kommt —“ begann er.

„Es kommt keine,“ gab der Andere ruhig zurück.

„Warum nicht?“

„Weil der Mann, der die Depesche schickt, todt ist.“

„Aber sie ist von Ihnen Beiden unterschrieben.“

„Nur als Zeugen — eh?“ wandte sich der Sprecher an seinen Kameraden.

„Nur als Zeugen,“ entgegnete dieser.

Der Telegraphist zuckte die Achseln. Nachdem das Geschäft abgemacht worden, ward Derjenige, der zuerst gesprochen, ein klein wenig zuthunlicher. Er nickte dem Telegraphisten zu und wandte sich mit einem angenehmen gefelligen

Impuls nach dem „bar-room“ — der Trinktube des Hôtels. Als sie ihre Gläser geleert, hatte Jener offenbar auch, mit einer vergnüglichen Verurtheilung der harten Zeiten und des schlechten Wetters, jeden Gedanken an die vorhergehende Verhandlung von sich entfernt, und trat mit seinem Gefährten hinaus. An der Ecke der Straße blieben sie stehen.

„Woll,“ sagte er, „das ist abgemacht.“

„So ist es,“ erwiderte sein Kamerad und schüttelte ihm die Hand.

Sie trennten sich. Ein Windstoß fuhr durch die Fichten und entlockte den Drähten über ihren Häuptern einen schwachen, äolischen Schrei und der Regen und die Finsterniß senkten sich langsam wieder herab auf Cottonwood.

Die Depesche hatte einen kleinen Aufenthalt in San Francisco, lag über eine halbe Stunde in Chicago und kämpfte sich längs des ganzen Weges durch, so daß Mitternacht vorbei war, als der Telegraphist, welcher den Nachtdienst hatte, sie von den Drähten in Boston nahm. Aber sie war mit einem Mandat vom Telegraphenamte in San Francisco beschwert, und ein Expresser ward herbeigeschafft, welcher mit ihr durch finstere, beschneite Straßen eilte, zwischen den hohen Mauern lichtloser Häuser mit dicht geschlossenen Läden, bis zu einem gewissen vornehmen Square, dessen schneebedeckte Statuen geisterhaft dastanden. Hier stieg er die breiten Stufen eines Achtung gebietenden herrschaftlichen Hauses empor und zog an dem bronzenen Knopf einer Klingel, welche irgendwo innerhalb dieser keuschen Räume, nach einer anscheinend nachdenklichen Pause, die Thatsache kalt mittheilte, daß ein Fremder draußen warte — wie er sollte. Trotz der späten Stunde kam ein schwacher Schein von den Fenstern, offenbar nicht hinreichend, um den Boten mit den Anzeichen einer etwa stattfindenden Festlichkeit zu erwärmen, aber dennoch auf irgend eine verlängerte, wiewol maßvolle Abendunterhaltung deutend. Der würdige Diener, welcher das Telegramm in Empfang nahm und dafür mit einem Ernst quittirte, wie wenn er als Testamentszeuge eine lektwillige Verfügung unterschreibe, machte erst eine respectvolle Pause, bevor er in das Drawing-Room eintrat. Der Klang eines gemessenen und rhetorischen Vortrages, durch welche der gelegentliche katarthalische Husten der Küste von Neu-England sich Luft machte, als die einzige nicht ganz unterdrückte Aeußerung der Natur, drang aus dem mit schweren Gardinen verhängten Zimmer; denn die Veranlassung des Abends war der Empfang und die Bewirthung unterschiedlicher berühmter Personen, und eben war „die Geschichte des Landes“ (wie einer von den Gästen sich epigrammatisch ausgedrückt hatte) im Begriff, sich in mehr oder weniger denkwürdigen und charakteristischen Redensarten zu verabschieden. Einige dieser bedeutenden Abschiedsworte waren geschickt, einige geistreich, einige wenige tief, aber alle wurden als eine feine Huldbigung für den Wirth zurückgelassen. Einige waren bereits im Voraus fertig und hatten, wie eine Karte, dem betreffenden Gast in anderen Häusern Dienste geleistet und ihn gekennzeichnet.

Der letzte Gast ging, der letzte Wagen rollte fort, als der Diener wagte, die Existenz der Depesche seinem Herrn anzuzeigen, welcher auf der Kamindecke in einer Stellung ermüdeten Selbstgefühls stand. Er nahm das Telegramm,

laß es, laß es noch einmal und sagte: „Es muß ein Irrthum sein! Das Telegramm ist nicht für mich. Rufen Sie den Jungen, Waters.“

Waters, welcher genau wußte, daß der Junge fort war, schritt nichtsdestoweniger gehorjam nach der Thür der Halle, wurde jedoch von seinem Herrn zurückgerufen.

„Lassen Sie's für heute gut sein.“

„Es ist doch nichts Ernstes, William?“ fragte Mrs. Rightbody mit matter, frauenhafter Theilnahme.

„Nein, Nichts. Ist Licht in meinem Arbeitszimmer?“

„Ja. Doch ehe Du gehst — kannst Du mir einen Augenblick oder zwei schenken?“

Mr. Rightbody wandte sich etwas ungeduldig gegen seine Gemahlin. Sie hatte sich, ein wenig matt, auf das Sopha niedergelassen, ihr Haar war leicht in Unordnung, und im Pantöffelchen ein Theil ihres Fußes sichtbar. Sie hätte wol für ein schöngeformtes Weib gelten können, aber sogar ihr sorgloses „deshabillé“ hinterließ den allgemeinen Eindruck, daß sie Flanell trage und daß jede Entfaltung weiblichen Reizes unter strenger gesundheitlicher Controle stehe.

„Mrs. Marvin erzählte mir heut' Abend, daß ihr Sohn kein Geheimniß aus seiner ernsthaften Neigung für unsere Alice mache, und daß, wenn ich es zufrieden sei, Mr. Marvin sich freuen würde, mit Dir sogleich zu reden.“

Die Nachricht schien Mr. Rightbody's wandernde Aufmerksamkeit nicht zu fesseln, steigerte vielmehr seine Ungebuld. Er sagte hastig, daß er morgen darüber sprechen werde, und fügte hinzu, theils aus Unmuth, theils um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben: „Ein für allemal, James muß besser Acht auf das Thermometer geben. Wir hatten heut' Abend über 70°, und der Ventilator im Drawing-Room war geschlossen.“

„Es geschah, weil Professor Ammon in der Nähe desselben saß und des alten Herrn Halsdrüsen sind so empfindlich.“

„Er sollte von Dr. Dyer wissen, daß es die Schleimhäute stärkt, wenn man sich systematisch und regelmäßig dem Zuge aussetzt, während eingeschlossene Luft über 60° unveränderlich —“

Mr. Rightbody bewegte sich abermals ungeduldig der Thüre zu. Mrs. Rightbody sah ihn neugierig an. „Ich hoffe, Du wirst nicht mehr schreiben? Dr. Keppler sagte mir heut' Abend, daß Symptome von Gehirnaffectation Dir jede längere geistige Anstrengung verbieten.“

„Ich muß nach einigen Papieren sehen,“ erwiderte Mr. Rightbody kurz, indem er in sein Bibliothekzimmer eintrat.

Es war ein reich ausgestattetes Gemach, übertrieben streng in seiner Ausschmückung, welche auf eine düstere und unverbauliche Richtung der Kunst deutete, wie sie damals herrschte. Einige Curiositäten, ebenso häßlich als — glücklicherweise! — selten, waren hier und dort vertheilt; außerdem verschiedene Bronzen, Marmorwerke und Gypsabgüsse, welche sämmtlich der Erklärung bedurften und also ihren Zweck erfüllten, die Unterhaltung zu befördern und die Gelehrsamkeit ihres Eigenthümers zur Schau zu stellen. Reiseerinnerungen, jede mit einer Geschichte, waren da; altes bric-à-brac mit einem Stammbaum, aber wenig



oder Nichts, was seiner selbst wegen Aufmerksamkeit verlangte. In allen Fällen war die Ueberlegenheit des Eigenthümers über seine Besitzthümer zugestanden. Die natürliche Folge war, daß Niemand gern in dem Zimmer verweilte; die Diener mieden es und man hatte niemals ein Kind darin spielen sehen.

Mr. Rightbody drehte das Gas in die Höhe und zog aus einem Secretär mit Schubfächern, welche genau mit Papierstreifen bezeichnet waren, ein Packet Briefe. Diese prüfte er sorgfältig. Alle waren abgeblaßt und ehrwürdig vom Alter; aber einige, in ihrer ursprünglichen Frische, mußten geringfügig und mit irgend einem von Mr. Rightbody's Correspondenten unvereinbar erscheinen. Dennoch verbrachte dieser einige Augenblicke damit, sie sorgfältig zu lesen, wobei er gelegentlich das Telegramm in seiner Hand verglich. Plötzlich klopfte es an seiner Thür. Mr. Rightbody erschrak, machte eine halb unbewusste Bewegung, die Briefe in das Schubfach zurückzulegen, kehrte das Telegramm um, und stammelte dann, etwas rauh: „He? Wer ist da? Herein!“

„Ich bitte um Verzeihung, Papa,“ sagte ein sehr hübsches Mädchen, indem sie eintrat, ohne jedoch in ihrem Benehmen die geringste Spur von Entschuldigung oder Scham zu zeigen. Vielmehr nahm sie mit der Sicherheit und Vertraulichkeit eines „habitué“ dieses Zimmers Platz und fuhr fort: „Da ich wußte, daß es Deine Gewohnheit nicht sei, so spät noch zu schreiben, glaubte ich nicht zu stören. Ich bin auf dem Wege, zu Bett zu gehen.“

Sie war so sehr hübsch und dessen so durchaus unbewußt, oder vielleicht so bewußt erhaben darüber, daß man sich herausgefordert fühlte, ihr Gesicht etwas kritischer zu betrachten. Aber dies hatte nur zur Folge, daß man ihre Schönheit auf's Neue bestätigte, und allenfalls die Thatsache hinzufügte: daß ihre schwarzen Augen sehr frauenhaft seien, ihr blühendes Colorit berecht, und ihre gemeißelten Lippen voll genug, um leidenschaftlich oder launenhaft zu sein, wiewol ihr allgemeinerer Ausdruck weder Saune, weibliche Schwäche noch Weiblichkeit verrieth.

Mit dem Instinct des verlegenen Mannes berührte Mr. Rightbody genau den Gegenstand, welchen er vorgezogen haben würde, zu vermeiden.

„Ich denke, wir müssen morgen,“ begann er zögernd, „diese Angelegenheit zwischen Dir und Mr. Marvin besprechen. Mrs. Marvin hat in aller Form mit Deiner Mutter geredet.“

Miß Alice schlug ihre klaren Augen verständnißvoll, aber nicht freudig auf, und die Farbe der That eher als die der Verwirrung stieg in ihre runden Wangen. „Ja,“ versetzte sie einfach; „er sagte, sie würde das thun.“

„Gegentwärtig,“ fuhr Mr. Rightbody fort, immer noch unsicher, „sehe ich Nichts, was gegen den Vorschlag einzuwenden wäre.“

Bei diesen Worten öffnete Miß Alice ihre runden Augen. „Aber, Papa, ich dachte, daß Alles längst abgemacht worden wäre. Mama wußte es, Du wußtest es. Letzten Juli habt ihr es zusammen abgesprochen.“

„Ja, ja,“ entgegnete ihr Vater, indem er an seinen Papieren herumtastete; „das heißt — gut, wir wollen morgen darauf zurückkommen.“ In der That, Mr. Rightbody hatte beabsichtigt, der Sache einen angemessenen Ernst und feierlichen Anstand zu verleihen, wenn er, mit der gehörigen Deutlichkeit der Rede

und einigen angehängten Betrachtungen, seiner Tochter die Neuigkeit mittheilen würde. Aber er fühlte sich unfähig, es jetzt zu thun. „Ich freue mich, Alice,“ sagte er zuletzt, „daß Du Deine früheren Grillen und Launen ganz vergessen hast. Du siehst, wir haben Recht.“

„O, ich glaube, Papa, wenn ich denn einmal verheirathet werden soll, daß Mr. Marvin in jeder Weise passend ist.“

Mr. Rightbody blickte seine Tochter prüfend an. Nicht die geringste Spur von Ungeduld oder Bitterkeit war in ihrem Benehmen; es war ganz so wohl geregelt, wie die Meinung, der sie Ausdruck gegeben.

„Mr. Marvin ist —“ begann er.

„Ich weiß, was Mr. Marvin ist,“ unterbrach Miß Alice; „und er hat mir versprochen, daß ich mit meinen Studien ganz so fortfahren sollte, wie bisher. Ich soll mit meiner Classe das Doctor-Examen machen und wenn ich zu practiciren wünsche, so steht es mir in zwei Jahren nach unserer Hochzeit frei.“

„In zwei Jahren?“ fragte Mr. Rightbody neugierig.

„Ja. Du siehst, ich würde, falls wir ein Kind bekämen, Zeit genug haben, es zu entwöhnen.“

Mr. Rightbody blickte auf dieses Fleisch von seinem Fleisch, hübsch und handgreiflich wie es war; aber da er ebenso dem Gehirn von seinem Gehirn gegenüberstand, so vermochte er Nichts, als sanftmüthig zu sagen: „Ja, gewiß. Wir wollen über alles Das uns morgen verständigen.“

Miß Alice erhob sich. Etwas in dem freien, fessellosen Schwung ihrer Arme, als sie dieselben leicht, nach einem halben Gähnen, auf ihren biegsamen Hüften ruhen ließ, gab ihm seine nächste Bemerkung ein, obwohl er immer noch zerstreut und ungeduldig war.

„Du sehest Deine Uebungen in der Zimmer-Gymnastik fort, wie ich sehe.“

„Ja, Papa, aber ich habe den Flanell aufgegeben. Ich begreife nicht, wie Mama ihn tragen kann. Alle meine Kleider sind hoch und durch Baden härte ich meine Haut ab. Schau,“ sagte sie, indem sie mit einer kindlichen Unbefangenheit zwei oder drei Knöpfe ihres Kleides öffnete und die Weiße ihres Halses und Nackens vor dem Vater entblößte, „ich kann einer Erkältung trocken.“

Mr. Rightbody, mit Etwas, was einem echten scherzenden, väterlichen Sachen gleich, beugte sich vorwärts und küßte ihre Stirne.

„Es wird spät, Alh,“ sagte er, mit einem elterlichen, nicht befehlenden Tone. „Geh' zu Bett.“

„Ich mache diesen Nachmittag ein Schläfschen von drei Stunden,“ sagte Miß Alice mit einem berücksichtigenden Lächeln, „um diese Nachtschwärmerei einzubringen. Gute Nacht, Papa. Morgen also!“

„Morgen,“ wiederholte Mr. Rightbody, die Augen immer noch, wie abwesend, auf das Mädchen geheftet. „Gute Nacht.“

Miß Alice trippelte aus dem Zimmer, vielleicht um ein kleines leichteres Herzens, weil sie von ihrem Vater in einem seiner seltenen Momente geschieden, in denen er auf einer unlogischen menschlichen Schwäche betroffen ward. Und vielleicht war es gut für das arme Mädchen, daß sie diese einzelne Erinnerung an ihn bewahrte, als in späteren Jahren seine Methode, seine Logik und in

der That — fürchte ich — Alles, was er ihrer Kindheit einzuprägen versucht hatte, aus ihrem Gedächtniß verschwunden war.

Dann, nachdem sie ihn verlassen hatte, versank Mr. Rightbody wieder in die Prüfung seiner alten Briefe. Diese nahm ihn gänzlich in Anspruch; so sehr, daß er nicht einmal die Fußtritte seiner Gemahlin hörte, wie sie von der Treppe nach ihrem Schlafzimmer vorüberging; noch auch, daß sie stehen blieb, um durch die Halb-Glasthür seines Gemaches zu lugen, indem er dasaß mit den Briefen neben sich und dem geöffneten Telegramm vor sich. Hätte sie einen Augenblick länger gewartet, so würde sie ihn haben aufstehen und zu dem Sopha gehen sehen, mit verstärkter Miene und in leichter Verwirrung, so daß er, als er es erreicht hatte, sich niederzulegen zögerte, wiewol er bleich und offenbar einer Ohnmacht nahe war. Hätte sie noch gewartet, so würde sie gesehen haben, wie er mit einer qualvollen Anstrengung abermals aufstand, nach dem Tisch schwankte, die Papiere mit zitternder Hand zusammenfaltete, wieder in den Secretär legte und diesen abschloß; und wie er endlich, obgleich bereits halb bewußtlos, das Telegramm über die Gasflamme hielt, bis es verzehrt war. Hätte sie bis zu diesem Moment gewartet, so würde sie ohne Zaudern ihm zu Hilfe geeilt sein; denn, nachdem das Papier zu Asche geworden, schwankte er auf's Neue, suchte mit seiner Hand die Glocke zu erreichen, aber umsonst, und fiel dann der Länge nach auf's Sopha.

Aber ach — nicht die Hand der Vorsehung noch des Zufalles regte sich, um ihn zu retten oder den Fortschritt dieser Geschichte vorwegzunehmen. Und als Mrs. Rightbody, ein wenig unruhig und noch mehr unwillig darüber, daß er die Vorschriften des Doctors verletzte, eine halbe Stunde später auf der Schwelle erschien, da lag Mr. Rightbody auf dem Sopha und war todt.

Mit Geräusch, mit Gedräng, mit dem Einbruch Fremder und einem Hin- und Herstürzen, aber, mehr als Alles, mit einem Antriebe und einer Bewegung, welche in dem Hause unbekannt waren, als sein Eigenthümer noch lebte, suchte Mrs. Rightbody das entschwundene Leben zurückzurufen; aber umsonst. Die höchste medicinische Weisheit, zu dieser ungewohnten Stunde aus ihrem Bette geholt, sah nur die Bestätigung der schon vor einem Jahr gemachten Behauptungen. Mr. Rightbody war todt — ohne Zweifel — ohne Geheimniß — ganz, wie ein correcter Mann sterben sollte: logisch und verbürgt von der höchsten ärztlichen Autorität.

Aber selbst in dem Wirrwarr dachte Mrs. Rightbody daran, einen Boten an das Telegraphenamte zu schicken, um eine Abschrift jener Depesche zu bekommen, welche von Mr. Rightbody empfangen worden, aber nun abhanden gekommen war.

In der Einsamkeit ihres eignen Zimmers und ohne Zeugen, las sie diese Worte:

„Abschrift.

„An Mr. Adams Rightbody, Boston, Mass.

„Joshua Silsbie starb diesen Morgen plötzlich. Seine letzte Bitte war, daß Sie sich Ihres heiligen Abkommens mit ihm von vor dreißig Jahren erinnern sollten.

(gez.) Vier-und-Siebenzig.

Fünf-und-Siebenzig.“

In dem düster gewordenen Haus und inmitten der formellen Beileidsbezeugungen ihrer Freunde, welche gekommen waren, um die kaum erkalteten Züge ihres alten Genossen noch einmal zu sehen, fand Mrs. Rightbody Zeit, ein andres Telegramm abzuschicken. Es war adressirt an „Vier-und-Siebenzig und Fünf-und-Siebenzig, in Cottonwood“. Nach wenigen Stunden empfing sie die folgende räthselhafte Antwort:

„Ein Pferdedieb, Namens Josh Silsbie ist gestern Morgen gehängt worden von den Vigilanten in Deadwood.“

### Zweites Capitel.

Der Frühling von 1874 kam spät in den californischen Sierras. So spät, daß gewisse Reisende aus dem Osten, welche sich frühzeitig in das Jo-Semito-Thal gewagt hatten, an einem Maimorgen von einem Schneegestöber überfallen wurden an den stürmischen Schultern des Capitan. Mit solcher Wuth fiel der Sturm sie an in dem Oberen Merced Canon, daß selbst eine so respectable Dame, wie Mrs. Rightbody sich an den Nacken ihres Führers klammerte, um ihren Sitz im Sattel zu behaupten; während Miß Alice, alle männliche Hilfe verachtend, ein liebliches Chaos, gegen die Schneemauer des Abgrundes geschleudert ward. Mrs. Rightbody schrie; Miß Alice knirschte vor Zorn, aber schweigend arbeitete sie sich wieder auf.

„Ich habe Dir's vorausgesagt,“ sprach Mrs. Rightbody in unwilligem Flüstern, als ihre Tochter wieder an ihrer Seite ritt — „ich habe Dich ganz besonders ermahnt, Alice — daß — daß —“

„Was?“ unterbrach sie Miß Alice kurz.

„Daß Du Deinen Kittel und Deine hohen Stiefel nöthig haben würdest,“ sagte Mrs. Rightbody in einem leisen Tone des Bedauerns, indem sie ihre Entfernung von den Führern ein wenig vergrößerte.

Miß Alice juckte verächtlich ihre hübschen Schultern; verstand aber nicht, was ihre Mutter meinte.

„Du würdest ganz besonders ermahnt, um diese Jahreszeit nicht in das Thal zu gehen,“ war Alles, was sie trotzig zur Antwort gab.

Mrs. Rightbody erhob ihre Augen ungeduldig. „Du weißt, Alice, wie viel mir daran lag, Deines armen Vaters seltsamen Correspondenten zu entdecken; Du hast keine Ueberlegung.“

„Aber, wenn Du ihn nun entdeckt hast, — was dann?“ fragte Miß Alice.

„Was dann?“ — „Ja. Ich glaube, Du wirst Nichts herausbekommen, als daß das Telegramm nur eine Geschäftsziffer war. Und dieses ganze Suchen der reine Blödsinn.“

„Alice! Aber Du selbst fandest doch das Benehmen Deines Vaters in jener Nacht sehr seltsam. Hast Du vergessen?“

Die junge Dame hatte nicht vergessen; aber aus irgend einem weitreichenden, mädchenhaften Grunde stellte sie sich, als ob sie es in diesem Augenblicke nicht wisse, weil der kurz zuvor geschehene Sturz in den Schnee noch frisch in ihrem Gedächtnisse war.

„Und dieses Weib — wer immer sie sein mag,“ fuhr Mrs. Rightbody fort.

„Wie weißt Du, daß eine Frau im Spiele ist?“ unterbrach Miß Alice — ein wenig boshaft, fürcht' ich.

„Wie ich — es weiß — daß es eine Frau ist?“ brachte Mrs. Rightbody langsam heraus, indem sie gegen den Schnee und die unerwartete Möglichkeit einer so lächerlichen Frage kämpfte. Doch hier eilte ihr Führer zu ihrem Beistande herbei und machte weiterem Gespräch ein Ende. Denn, in der That, ein ernstes Problem lag vor ihnen.

Der Weg, welcher zu ihrem einzigen Zufluchtsorte führte — einer Hütte, halb Wirthshaus, halb Handelsstation, kaum eine Meile entfernt — lief um den Rand des felsigen Doms und ging in gefährlicher Nähe an der steil abstürzenden Wand des Thales vorüber. Nur vermitteltst eines jähen Abstiegs von hundert Yards oder mehr gelangte man zu diesem terrassenartigen Gang, und die Führer blieben einen Augenblick stehen, um zu überlegen, wobei sie der ängstlichen Fragen von Mrs. Rightbody so wenig Acht hatten, als der dreifsten Unabhängigkeit der Tochter. Der ältere Führer war rothbärtig, stämmig und voll Humor; der jüngere war dunkelbärtig, schwächig und ernst.

„Wenn Ihr den jungen Bunker Hill dazu bringt, daß sie sich auf Eurer Schulter tragen läßt, so kann sich die Madame an mich hängen,“ waren die Worte, welche zu Mrs. Rightbody's entsetzten Ohren kamen, als der Ausdruck ihres speciellen Genossen.

„Macht mit der alten Madame, was Ihr wollt, und rechnet nicht auf mich, wenn die Tochter darauf beharrt, allein zu spielen,“ war die räthselhafte Antwort des jungen Führers.

Miß Alice vernahm beide Vorschläge; und ehe die beiden Männer zurückgelehrt waren, hatte die hochgemuthete junge Dame ihr Pferd den Abhang hinuntergetrieben.

Aber ach! — in diesem Augenblicke legte ein Schauer wirbelnden Schnees auf sie herunter. Ein Sträuben folgte, ein Fehltritt, ein verhängnißvolles Zucken am falschen Zügel, ein Fall, ein paar trotzige, aber unvermögende Versuche, sich zu wehren — und beide, Roß und Reiterin, glitten schmählich abwärts gegen die Felsenbank. Mrs. Rightbody schrie. Miß Alice hob aus einer Masse von Schnee und Eis ein ärgerlich erglühendes Gesicht zu dem jungen Führer empor — um ein Weniges ärgerlicher deshalb vielleicht, weil sie auf dem feinen einen Schatten von Ungebuld erblickte.

„Rühren Sie sich nicht, sondern befestigen Sie das eine Ende des Lasso unter Ihren Armen und werfen Sie mir das andere zu,“ sagte er ruhig.

Miß Alice machte eine schnippische Bemerkung.

„Oh, Alice!“ warf Mrs. Rightbody, von des älteren Führers kräftigem Arm umspannt, vortwurfsvoll ein.

Miß Alice antwortete nicht, sondern warf die Schlinge des Lasso über ihre Schultern und ließ sie bis an den Gürtel gleiten. Dann versuchte sie, das andere Ende ihrem Führer zuzuworfen. Trauriger Fehlschlag! Der erste Wurf hätte sie beinahe von der Kante hinunter gestoßen, der zweite ging wild gegen die Felsenwand, der dritte verfing sich in einem Dornbusch, zwanzig Fuß tief unter ihres Gefährten Standpunkt. Miß Alicens Arm sank hilflos an ihrer Seite nieder;

und bei diesem Signal unbedingter Uebergabe warf sich der jüngere Führer den Abhang halbwegs hinab, arbeitete sich bis zu dem Dornbusch durch, hing für einen Augenblick in lebensgefährlicher Schwebel über der Brustwehr, faßte den Lasso und begann alsdann an seiner lieblichen Last zu ziehen. Miß Alice war indessen kein todtcs Gewicht, sondern kletterte und kroch auf Händen und Knien bis innerhalb einer Entfernung von ein oder zwei Fuß zu ihrem Retter hin. In dieser allzu vertraulichen Nähe stand sie auf und lehnte sich ein wenig steif gegen den Strick, was den Führer veranlaßte, demselben einen Extra-Kud zu geben, was wiederum die bedauerliche Folge hatte, daß sie fast in seinen Armen landete. Wie es war, schlug ihre intelligente Stirn scharf gegen seine Nase, und — ich bedaure hinzuzufügen, da ich eine romantische Situation behandle — veranlaßte jenes etwas hervorstehende Merkmal und Zeichen eines Helden — zu bluten. Miß Alice drückte sogleich eine Handvoll Schnee über seine Nasenlöcher.

„Nun halten Sie Ihren rechten Arm in die Höhe,“ sagte sie gebieterisch. Er that, was ihm geheißcn war — aber unmuthig.

„Das comprimirt die Arterie.“

Ein Mann, mit eines hübschen Frauenzimmers Hand und einer Handvoll Schnee über Mund und Nase, kann unmöglich eine heldenthümliche Redensart äußern; noch kann er, mit seinem rechten Arme steif über dem Kopf, eine heldenthümliche Stellung annehmen. Aber sobald sein Mund wieder frei war, sagte er, halb verdrießlich und halb, um sich zu entschuldigen: „Ich hätte wissen sollen, daß ein Mädchen nicht werfen kann — nicht einen Cent werth.“

„Warum?“ fragte Miß Alice scharf.

„Warum — nun — weil — Sie sehen — sie haben nicht die Übung.“ flotterte er nachgibig.

„Unsinn, sie haben nicht das Schlüsselbein — das ist Alles! Weil ich ein Frauenzimmer und schmaler in den Schultern bin, habe ich nicht das freie Spiel des Vorderarms, wie Sie es haben. Sehen Sie her!“ Sie reckte leicht ihre Schultern und wandte den Schein ihrer dunklen Augen voll auf die seinen. „Die Übung, in der That! Ein Mädchen kann Alles lernen, was ein Knabe kann.“

Beforgniß verdrängte rasch die üble Laune ihres Zuhörers. Erkehrte seine Augen ab und blickte nach Oben. Der ältere Führer war vorwärtsgegangen, um Miß Alicens Pferd zu fangen, welches, von seiner Reiterin befreit, nach der verlorenen Spur suchte. Mrs. Rightbody war nirgendwo zu sehen. Und diese Beiden waren noch zwanzig Fuß tief unter dem Wege!

Eine verlegene Pause trat ein. „Soll ich Sie in derselben Weise hinaufziehen?“ fragte er. Miß Alice blickte nach seiner Nase und zögerte. „Oder wollen Sie meine Hand nehmen?“ fügte er etwas rauher hinzu. Zu seiner Verwunderung nahm Miß Alice seine Hand und zusammen begannen sie zu steigen.

Aber der Weg war schwierig und gefährvoll. Einmal oder zweimal glitt ihr Fuß auf dem glatten Felsen aus und sie bekannte sich zu einer inneren Dankbarkeit, als der unsichere Griff ihrer Hand gegen seinen starken Arm um ihre Taille vertauscht ward. Nicht daß er unsanft war; aber Miß Alice fühlte mit einem gewissen Verdruß, daß er ein- oder zweimal seine überlegene männliche Kraft auf harte Weise gezeigt hatte; und doch hätte sie wahrscheinlich im

nächsten Augenblick den Gedanken zurückgewiesen, daß sie es auch nur bemerkt habe. Dennoch litt es keinen Zweifel, daß er im Ganzen wenig Umstände machte.

Eine letzte Anstrengung brachte sie endlich in Sicherheit auf den Weg zurück; aber während des Kletterns entrang ein Stoß, welcher Alicens Schulter von einem vorspringenden Felsblock traf, ihr einen leichten Schmerzensschrei, ihr erstes Zeichen weiblicher Schwachheit. Der Führer blieb augenblicklich stehen.

„Ich fürchte, ich habe Ihnen weh' gethan?“

Sie erhob ihre braunen Wimpern, ein ganz klein wenig feucht von dem, was sie litt, blickte in seine Augen und schlug die ihren nieder. Warum, konnte sie nicht sagen. Und dennoch hatte er ganz gewiß ein freundliches Gesicht, trotzdem es ernst war; und ein schönes Gesicht, wiewol mit wildem Bart und rauh vom Wetter. Ihre eigenen Augen waren denen eines Mannes — ihren Liebhaber ausgenommen — niemals so nahe gewesen; und selbst in den seinen hatte sie niemals so viel gesehen. Sie zog ihre Hand fort, nicht mit irgend welcher Absicht in Bezug auf ihn, sondern nur, um über diese seltsame Entdeckung nachzudenken und fühlte sich nicht ganz behaglich dabei.

Ihm ging es nicht besser. Erst vor wenigen Tagen hatte er die Führung dieses jungen Frauenzimmers von dem älteren Genossen übernommen, welcher, da er ein früherer Correspondent von Miß Alicens Vater gewesen, der anerkannte Begleiter der beiden Damen war. Gleich irgend einem anderen Führer war der junge Mann gemiethet worden, aber er hatte die Aufgabe mit jenem ritterlichen Enthusiasmus erfaßt, welchen der Durchschnitts-Californier immer auf das weibliche Geschlecht überträgt, welches für ihn eine solche Seltenheit ist. Die Illusion jedoch war vergangen und er war in eine verdrießlich praktische Empfindung seiner Lage verfallen, was vielleicht auch das am wenigsten Gefährliche für ihn war. Nur wenn er bei seiner Mannhaftigkeit oder ihrer Schwäche angerufen ward, hatte er seine verwundete Eitelkeit vergessen.

Er schritt mißgelaunt voran, indem er pflichtgetreu den Pfad für sie in der Richtung der entfernten Schlucht brach, wo Mrs. Rightbody und ihr Freund auf sie warteten. Miß Alice sprach zuerst wieder. In diesem unbekanntem Land der Leidenschaften, ohne Fährten und ohne Karten, ist es immer die Frau, welche vorausgeht und den Weg zeigt.

„Sie kennen diese Gegend sehr gut. Sie müssen hier lange gelebt haben?“

„Ja.“

„Sie sind hier nicht geboren — nein?“ — Eine lange Pause.

„Ich habe bemerkt, daß man Sie Stanislaus Joe nennt. Das kann doch nicht Ihr wirklicher Name sein?“ (Miß Alice hatte ihn überhaupt noch niemals mit Namen angeredet, weder so, noch so, vielmehr jeden ihrer Wünsche mit einem gedehnten „Sie da, bitte, Herr—rr—rr“ eingeleitet — deutlich genug für seine Stellung.)

„Nein.“ — Miß Alice (hinter ihm her trabend und in sein Ohr schreiend): „Welchen Namen haben Sie gesagt?“

Der Mann (mürrisch): „Ich weiß nicht.“

Indessen, nachdem sie noch eine halbe Stunde mit dem Sturme gekämpft

und die Hütte erreicht hatten, wandte Miß Alice sich an den Begleiter ihrer Mutter, Mr. Ryder. „Wie heißt der Mann, welcher mein Pferd besorgt?“

„Stanislaus Joe,“ versetzte Mr. Ryder. — „Ist das Alles?“

„Nein; mitunter heißt er auch Joe Stanislaus.“

Miß Alice (spöttisch): „Ich vermuthete, daß es hier Gebrauch ist, junge Damen mit Herren auszuscheiden, welche ihre Namen unter einem alias verbergen?“

Mr. Ryder (höflich betroffen): „Wahrhaftig, Miß Alice, Sie sind mir immer wie eine Person vorgekommen, welche im Stande wäre, sich vorzusehen —“

Miß Alice (unterbrechend, mit einem Gesicht, wie eine verwundete Taube): „O, lassen Sie gut sein, bitte!“

Die Hütte gewährte den Reisenden nur ein dürftiges Unterkommen; eine Thatsache, welche von dem gutmüthigen Mr. Ryder, als Mrs. Rightbody eine unwillige Bemerkung machte, aus dem Umstande erklärt ward, daß das eigentliche „Hötel“ ein kümmerliches Ding von Brettern, Zeug und Papier sei, während der guten Jahreszeit aufgestellt und zum Theil entkleidet, wenn sie vorüber. „Es würde Ihnen dort nicht warm werden,“ fügte er hinzu. Dennoch bemerkte Miß Alice, daß Beide, Mr. Ryder und Stanislaus Joe, sich mit ihren Pfeifen dorthin zurückzogen, nachdem sie das Abendessen für die Damen mit der Hilfe eines alten Indianerweibes bereitet hatten, welche bei der Ankunft der Gesellschaft anscheinend aus der Erde aufgetaucht war und ebenso geheimnißvoll verschwand.

Die Sterne kamen hell heraus, bevor sie schliefen, und am nächsten Morgen schien eine klare, ruhige Sonne mit fast sommerlicher Kraft durch das unverhüllte Fenster ihrer Hütte und enthüllte ironisch die Einzelheiten ihres rauhen Innern. Zwei oder drei räudige, halb angefressene Büffelröcke, ein Bärenfell, einige verdächtig aussehende Handtücher, Flinten und Sättel, Brettertische und Fässer machten ihr dürftiges Inventar aus. Ein Streifen verschossenen Rattuns hing vor einem Verschlag in der Nähe des Kamins, aber er war so geschwärzt von Rauch und Alter, daß selbst weibliche Neugier sein Geheimniß respectirte. Mrs. Rightbody war in gehobener Stimmung und benachrichtigte ihre Tochter, daß sie endlich dem unbekanntem Correspondenten ihres Mannes auf der Spur sei. „Bier-und-Siebenzig und Fünf-und-Siebenzig“ bedeuten zwei Mitglieder des Vigilanz-Comité's, meine Liebe, und Mr. Ryder wird mir beistehen, sie ausfindig zu machen.“

„Mr. Ryder?“ rief Miß Alice mit verächtlichem Staunen aus.

„Alice“, sagte Mrs. Rightbody, „Du beleidigst Dich selbst — Du beleidigst mich durch diese ablehnende Haltung. Mr. Ryder war ein Freund Deines Vaters und ist ein ausnehmend gut unterrichteter Gentleman. Ich habe natürlich ihm meinen Verdacht nicht in seinem ganzen Umfange mitgetheilt. Aber er kann mir zu Dem verhelfen, was ich wissen muß und wissen will. Du dürftest ihn ein bißchen höflicher behandeln — oder wenigstens ein bißchen besser als seinen Diener, Deinen Führer. Mr. Ryder ist ein Gentleman und kein bezahlter Courier.“

Miß Alice ward plötzlich aufmerksam. Als sie wieder sprach, fragte sie: „Warum suchst Du nicht Etwas über diesen Silsbie zu erfahren — welcher starb — oder gehängt ward — oder Etwas dergleichen?“



„Kind,“ sagte Mrs. Rightbody, „siehst Du denn nicht, daß kein Silsbie da war; oder wenn einer da war, daß er einfach der Vertraute dieses — Weibes war!“

Ein Klopfen an der Thür, die Gegenwart Mr. Ryder's und Stanislaus Joe's mit den Pferden ankündigend, hemmte Mrs. Rightbody's Rede. Als die Thiere beladen wurden, zog sich Mrs. Rightbody für einen Augenblick in vertraulicher Unterhaltung mit Mr. Ryder zurück, und ließ, zu der jungen Dame noch größerem Verdruß, diese allein mit Stanislaus Joe. Miß Alice war nicht in guter Laune; aber sie fühlte, daß sie Etwas sagen müsse.

„Ich hoffe, daß das Hôtel im Sommer Reisenden eine bessere Unterkunft bietet, als diese Hütte.“ — „Freilich.“ — „So gehört sie nicht zu ihm?“ — „Nein, Ma'am.“ — „Wer lebt denn hier?“ — „Ich.“ — „Um Verzeihung,“ stammelte Miß Alice, „ich dachte, Sie lebten dort, wo wir Sie mietheten — wo wir Sie trafen — in — in — Sie müssen mich entschuldigen.“

„Ich bin kein regulärer Führer; aber da die Zeiten schlecht sind und ich Nichts zu essen habe, so nahm ich das Geschäft mit.“

Nichts zu essen! Geschäft! Und sie war das Geschäft! Was würde Henry Marvin sagen? Es würde ihn beinahe tödten. Es wandelte sie Etwas an, wie Furcht und sie ging nach der Thür.

„Einen Augenblick, Miß!“

Das junge Mädchen zögerte. Des Mannes Ton war unfreundlich, und deutete dennoch eine Art halb pathetischen Kummers an. Ihre Neugier war stärker als ihre Klugheit, und sie wandte sich zurück.

„Diesen Morgen,“ begann er hastig, „als wir das Thal herab kamen, ließen Sie mich zweimal abfallen . . .“

„Ich ließ Sie abfallen?“ fragte die erstaunte Alice.

„Ja — widersprachen mir; das ist es, was ich meine. Einmal, als Sie sagten, diese Felsen seien vulkanisch; einmal, als Sie sagten, die Blume, die Sie abpflückten, sei eine Mohnblume. Ich schwieg, denn es schickte sich nicht für mich, zu reden; aber die ganze Zeit, daß Sie sprachen, hätte ich Sie abtrumpfen können —“

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte Alice hochmüthig.

„Ich hätte Ihnen vor Leuten Ihr Unrecht nachweisen können. Aber mir liegt nur daran, daß Sie wissen, ich sei im Rechte, und hier sind die Bücher, es zu zeigen.“ Er zog die schmutzige Rattungardine zurück, enthüllte ein kleines Fach schwerer Bücher, nahm zwei dicke Bände herunter, den einen botanischen, den andern geologischen Inhalts, suchte nervös erregt die betreffenden Stellen und legte beide Werke dann in Alicens ausgestreckte Hände.

„Ich beabsichtigte nicht . . .“, begann sie zwischen Stolz und Verwirrung.

„Hab' ich Recht, Miß?“ unterbrach er.

„Ich vermuthe, ja, wenn Sie es sagen.“

„Das ist Alles, Ma'am. Ich danke Ihnen.“

Ehe das Mädchen Zeit hatte, zu erwidern, war er fort. Als er wieder kam, hatte er ihr Pferd am Zügel, und Mrs. Rightbody und Mr. Ryder erwarteten sie. Aber Miß Alice bemerkte, daß sein eigenes Pferd fehlte.

„Gehen Sie nicht mit uns?“ fragte sie. — „Nein, Ma'am.“ — „Oh, in

der That.“ — Miß Alice fühlte, daß ihr Wort nur eine schwache Redensart sei; aber es war Alles, was sie sagen konnte. Sie that indessen Etwas. Bisher war es ihre Gewohnheit gewesen, ein für alle Mal seinen Weistand abzulehnen, wenn sie in den Sattel stieg. Jetzt erwartete sie ihn. Als er nahte, lächelte sie und streckte ihren kleinen Fuß hervor. Sogleich blühte er sich; sie setzte den Fuß in seine Hand, hob sich mit einem Sprung und für einen seligen Augenblick hielt Stanislaus Joe sie widerstandslos in seinen Armen. Im nächsten Augenblick war sie im Sattel; aber in jenem kurzen Zwischenraume von sechzig Secunden hatte sie einen Band gesprochen in einem einzigen Satze:

„Ich hoffe, Sie werden mir vergeben!“

Er murmelte eine Antwort und wandte sein Gesicht rasch ab, wie um es zu verbergen. Miß Alice trabte vorwärts mit einem Lächeln, aber sie zog ihren Hut über die Augen, als sie ihre Mutter erreicht hatte. Sie war roth geworden.

### Drittes Capitel.

Mr. Ryder hielt Wort. Einen oder zwei Tage später trat er in Mrs. Rightbody's Zimmer in dem Chrysolis-Hôtel in Stockton mit der Nachricht, daß er die beiden geheimnißvollen Absender des Telegrammes gesprochen habe, daß sie gegenwärtig im Bureau des Hôtels seien und ihrer Befehle harren. Mr. Ryder benachrichtigte sie weiter, diese Herren hätten zur einzigen Bedingung gemacht, daß sie ihre wirklichen Namen nicht zu nennen brauchten, und daß sie einfach bei ihr eingeführt werden sollten als die betreffenden „Bier-und-Siebenzig“ und „Fünf-und-Siebenzig“, welche das Telegramm an den verstorbenen Mr. Rightbody unterzeichnet hatten.

Mrs. Rightbody machte zuerst Einwendungen; aber auf Mr. Ryder's Versicherung, daß dies die einzige Bedingung sei, unter welcher eine Zusammenkunft bewilligt werde, gab sie endlich nach.

„Sie werden finden, daß sie redliche Männer sind, wenn sie auch ein wenig rauh scheinen, Ma'am; aber wenn Sie wünschen, daß ich zugegen sei, so will ich bleiben. Ich kann mir freilich denken, wenn Sie das gewollt hätten, so würden Sie mich als Ihren Stellvertreter dies Geschäft haben besorgen lassen und nicht dreitausend Meilen weit gekommen sein, um es selbst zu verrichten.“

Mrs. Rightbody glaubte, daß es besser sei, die Männer ohne Zeugen zu sprechen. „Ganz wie Sie wollen, Ma'am. Ich werde mich in der Nähe halten, und wenn Sie zufällig Etwas in die Kehle bekommen sollten und anfangen zu husten, so werde ich, wie zufällig, hereintreten, um zu sehen, ob Sie vielleicht die Pastillen gebrauchen.“

Und mit einem außerordentlich schlauen Blinzeln und einem leichten vertraulichen Schlag auf Mrs. Rightbody's Schultern, welcher den verstorbenen Mr. Rightbody hätte veranlassen können, sein Grab zu sprengen, entfernte er sich.

Ein furchtbares, zögerndes Klopfen an der Thür bereitete auf den Eintritt zweier Männer vor, deren Körperumfang, Kraft und ungeschlächtes Wesen in komischem Gegensatz zu ihrer schüchternen Anmeldung stand. Sie schritten, Einer hinter dem Anderen her, bis in die Mitte des Zimmers, machten dann vor Mrs. Rightbody Front, erwiderten ihren tiefen Anix mit einem kräftigen Hände-

schütteln und sehten sich, indem sie zwei Stühle ihr gegenüber zogen, Seit' an Seite nieder.

„Ich vermuthe, daß ich das Vergnügen habe,“ begann Mrs. Rightbody; „Sie sind —“

Der Mann, der Mrs. Rightbody gerade gegenüber saß, wendete sich fragend an den anderen.

Der andere Mann nickte mit dem Kopfe und erwiderte:

„Vier-und-Siebenzig.“

„Fünf-und-Siebenzig,“ ließ der erste auf der Stelle folgen.

Mrs. Rightbody, ein wenig verwirrt, machte ein Pause.

„Ich habe nach Ihnen geschickt,“ begann sie auf's Neue, „um Etwas mehr von den Umständen zu erfahren, unter welchen Sie, meine Herren, ein Telegramm an meinen verstorbenen Gemahl sandten.“

„Die Umstände,“ versetzte Vier-und-Siebenzig ruhig, mit einem Seitenblick auf seinen Kameraden, „trugen sich ungefähr in folgendem Stil zu. Wir hielten einen Mann, Namens Josh Silsbie drunten in Deadwood, wegen Pferdediebstahls. Wenn ich sage wir, so spreche ich für Fünf-und-Siebenzig dort, welcher gegenwärtig ist, und zugleich als Repräsentant sozusagen von zweiundsiebenzig andern Deuten, welche zerstreut sind. Wir hielten Josh Silsbie auf klarem, sehr klarem Zeugniß. Bevor er aufgetrüpft ward, fragte ihn Fünf-und-Siebenzig dort, dem Gebrauche gemäß, ob er noch Etwas zu sagen oder einen Wunsch habe, den wir ihm erfüllen könnten. Er wendete sich an Fünf-und-Siebenzig dort und —“

Hier hielt er plötzlich inne, indem er seinen Gefährten ansah.

„Er sagt, sagt er,“ begann nun Fünf-und-Siebenzig, den Faden der Erzählung aufnehmend, „er sagt: Kann ich einen Brief schreiben? Sag' ich, das geht nicht, alter Mann, Du hast keine Zeit. — Sagt er: kann ich eine Depesche mit dem Telegraphen schicken? — Ich sage: nur heraus damit. — Er sagt (das sind seine identischen Worte): Telegraphirt an Adam Rightbody, Boston. Sagt ihm, er solle sich erinnern an sein heiliges Abkommen mit mir von vor dreißig Jahren.“

„Sein heiliges Abkommen mit mir von vor dreißig Jahren,“ wiederholte Vier-und-Siebenzig. „Seine identischen Worte.“

„Worin bestand das Abkommen?“ fragte Mrs. Rightbody ängstlich.

Vier-und-Siebenzig blickte Fünf-und-Siebenzig an und dann standen beide auf und zogen sich in die Ecke des Zimmers zurück, wo sie langsam und flüsternd beriethen. Hierauf lehrten sie zurück und sehten sich wieder.

„Wir haben beschlossen,“ sagte Vier-und-Siebenzig, ruhig, aber entschieden, „daß Sie wissen sollen, worin das heilige Abkommen bestand.“

Mrs. Rightbody verlor ihre Selbstbeherrschung und ihre Wahrheitsliebe zu gleicher Zeit. „Ich weiß es,“ rief sie schnell, „ich weiß es! Aber wollen Sie wirklich sagen, daß Sie diesem armen Manne keine Gelegenheit gaben, sich zu erklären, bevor Sie ihn mordeten?“

Vier-und-Siebenzig und Fünf-und-Siebenzig standen beide wieder langsam auf und zogen sich zurück. Als sie wieder gekommen waren und sich gesetzt

hatten, nahm Fünf-und-Siebenzig, in welchem Mrs. Rightbody jetzt, durch irgend welchen feinen Magnetismus, die überlegene Kraft zu erkennen begann, das Wort und sagte ernst: „Wir wünschen zu sagen, hinsichtlich dieses Mordes, daß Vier-und-Siebenzig und ich, welche gegenwärtig sind, die gleiche Verantwortlichkeit tragen. Daß wir außerdem, so zu sagen, zweiundsiebenzig andere Gentlemen repräsentiren, welche zerstreut sind. Daß wir bereit sind, Vier-und-Siebenzig und ich, jene Verantwortlichkeit zu übernehmen und zu tragen, jetzt und jederzeit, vor Jedermann und jeder Zahl von Männern, die gegen uns aufgestellt werden mögen. Wir wünschen zu sagen, daß dieses unser Wort gut ist hier in Californien oder in irgend einem anderen Theil dieser Vereinigten Staaten.“

„Ober in Canada,“ setzte Vier-und-Siebenzig hinzu.

„Ober in Canada. Wir würden nicht einwilligen, das Wasser zu kreuzen oder in fremde Länder zu gehen, wenn es nicht durchaus nothwendig wäre. Wir überlassen die Wahl der Waffen Ihrem Vertreter, Ma'am, oder, da Sie eine Dame sind, Ma'am, und bei der Sache interessirt, Jedem, den Sie wählen mögen, an seiner Statt zu handeln. Ein Inserat in irgend einer der Zeitungen von Sacramento, oder eine Spielkarte oder ein Zettel an einen Baum in der Nähe von Deadwood befestigt und des Inhalts, daß Vier-und-Siebenzig oder Fünf-und-Siebenzig ersucht werden, sich mit diesem Ihrem Vertreter oder Agenten zu verständigen, wird uns zur Stelle bringen — allemal.“

Mrs. Rightbody, ein wenig beunruhigt und verzweifelt, sah ihren Fehlgriff ein. „Ich meine Nichts derart,“ sagte sie hastig. „Ich erwartete nur, daß Sie einige weitere Details über diese Begegnung mit Silsbie haben möchten — daß Sie mir vielleicht —“ ein kühner, glänzender Gedanke schoß durch Mrs. Rightbody's Kopf — „mir vielleicht mehr sagen könnten über — sie!“

Die beiden Männer blickten einander an.

„Ich hoffe, Ihre Gesellschaft wird Nichts dagegen einzutenden haben, daß Sie mir nähere Mittheilungen machen, über sie,“ drang Mrs. Rightbody in ihre Besucher.

Eine andere ruhige Unterhaltung in der Ecke und die Rückkehr beider Männer.

„Wir wünschen zu sagen, daß wir Nichts dagegen einzutenden haben.“

Mrs. Rightbody's Herz schlug hoch. Ihre Kühnheit hatte ihren Scharfsinn gerechtfertigt. Aber sie fühlte, daß sie sich hüten müsse, den Argwohn dieser Männer zu wecken.

„Wollen Sie mir mittheilen, bis zu welchem Umfang Mr. Rightbody, mein verstorbener Gemahl, ein Interesse an ihr hatte?“

Diesmal schien es der Dame ein Menschenalter, bis die beiden Männer von ihrer feierlichen Berathung in der Ecke zurückkehrten. Sie hörte und fühlte, daß die Unterhaltung derselben lebhafter war, als ihre vorhergehenden Conferenzen. Sie war indessen ein wenig enttäuscht, als die Männer sich setzten, Vier-und-Siebenzig langsam sagen zu hören: „Wir wünschen zu sagen, daß wir beschlossen haben, nicht zu sagen, wie viel.“

„Glauben Sie nicht, daß das heilige Abkommen zwischen Mr. Rightbody und jenem Mr. Silsbie sich auf sie bezog?“

„Wir rechnen, daß dies der Fall war.“

Mrs. Rightbody, glühend vor Erregung, würde Welten dafür gegeben haben, wenn ihre Tochter zugegen gewesen wäre, um diese unantastbare Bestätigung ihrer Vermuthung zu vernehmen. Aber sie fühlte sich ein wenig nervös und unbehaglich noch auf dieser Schwelle der Entdeckung.

„Ist sie jetzt hier?“

„Sie ist in Tuolumne,“ sagte Bier-und-Siebenzig.

„Und man paßt ihr ein bißchen besser auf, als früher,“ fügte Fünf-und-Siebenzig hinzu.

„Ich begreife. Dann lockte Mr. Silsbie sie wol fort?“

„Wohl, Ma'am, es ward behauptet, sie sei fortgelaufen. Aber es ward nicht bewiesen, und es war im Allgemeinen nicht ihr Stil.“

Mrs. Rightbody warf ihre nächste Frage nur so hin. „Sie war natürlich hübsch?“

Da leuchteten die Augen der beiden Männer auf.

„Sie war es,“ sagte Bier-und-Siebenzig mit einer Art von Begeisterung.

„Es würde Ihren Augen gut gethan haben, sie zu sehen,“ fügte Fünf-und-Siebenzig hinzu.

Mrs. Rightbody bezweifelte Letzteres innerlich; aber ehe sie noch eine andere Frage thun konnte, zogen die beiden Männer sich abermals in die Ecke zur Berathung zurück. Als sie wieder kamen, war in ihrem Benehmen ein Schatten mehr von Freudigkeit und Zutrauen, und Bier-und-Siebenzig öffnete sein Herz etwas weiter.

„Wir wünschen zu sagen, Ma'am, indem wir die Sache im Großen und Ganzen nehmen und aus einem höheren Gesichtspunkt betrachten, — daß, da Sie interessirt zu sein scheinen und Mr. Rightbody interessirt war, und, so weit wir zu urtheilen vermögen, von Silsbie getäuscht und verführt worden ist: daß wir nicht abgeneigt sind, auf irgend eine Proposition zu hören, welche Sie uns machen mögen, als eine Dame — und da wir sehen, daß Sie wirklich interessirt sind.“

„Ich verstehe,“ sagte Mrs. Rightbody rasch. „Und Sie werden mich mit allen Papieren versehen?“

Die beiden Männer berathschlagten auf's Neue.

„Wir wünschen zu sagen, Ma'am, daß wir glauben, sie habe wol Papiere, jedoch —“

„Ich muß sie haben, das sehen Sie wol ein,“ unterbrach Mrs. Rightbody, „und um jeden Preis!“

„Wir waren im Begriff zu sagen, Ma'am,“ fuhr Fünf-und-Siebenzig langsam fort, „Alles in Allem betrachtet — und da Sie eine Dame sind — daß Sie sie haben können, nebst Papieren, Stammbaum und Garantie, für 1200 Dollars!“

Es wird erzählt, daß Mrs. Rightbody nur noch eine Frage that und dann in Ohnmacht fiel. Es ist indessen bekannt, daß man am nächsten Tage in Deadwood erfuhr, Mrs. Rightbody habe dem Vigilanz-Comité gestanden, daß ihr Gemahl, ein berühmter Millionär in Boston, von dem Wunsche befehlt,

Abner Springer's wohlbekannte Fuchs-Stute zu besitzen, den unglücklichen Josh Silsbie verleitet habe, dieselbe zu stehlen; und daß endlich, da die Sache fehlschlug, die Wittve des verstorbenen Millionärs von Boston augenblicklich in persönlicher Verhandlung mit den Eigenthümern sei.

So viel steht fest: Miß Alice, als sie an dem Nachmittag heimkam, fand ihre Mutter mit einem heftigen Kopfschmerz. „Wir wollen mit dem nächsten Dampfer fort,“ sagte Mrs. Rightbody schwach, „Mr. Ryder hat versprochen, uns zu begleiten.“ — „Aber, Mutter —“

„Das Klima, Alice, wird überschätzt. Meine Nerven leiden schon davon. Die Umgebung paßt nicht für Dich, und Mr. Marvin wird ungeduldig sein.“

Miß Alice erröthete leise. „Aber Deine Nachforschung, Mutter?“

„Ich habe sie aufgegeben.“

„Aber ich nicht,“ sagte Alice ruhig. „Erinnerst Du Dich meines Führers, Stanislaus Joe? Nun, Stanislaus Joe ist — wer denkst Du?“

Mrs. Rightbody blieb ziemlich gleichgültig.

„Stanislaus Joe ist der Sohn Joshua Silsbie's.“

Mrs. Rightbody saß aufrecht in starrem Staunen.

„Ja; doch, Mutter, er weiß Nichts von Dem, was wir wissen. Sein Vater behandelte ihn schwachvoll und stieß ihn auf grausame Weise von sich, vor Jahren schon; und als er gehängt ward, veränderte der arme Mensch, aus reiner Scham, seinen Namen.“

„Aber wenn er Nichts von seines Vaters Abkommen weiß, was geht es dann mich an?“ — „O, Nichts! Ich dachte nur, daß es zu Etwas leiten könnte.“

Mrs. Rightbody argwöhnte, was das „Etwas“ zu bedeuten habe, und fragte scharf: „Und wie in aller Welt kommst Du zu dieser Entdeckung? Du sagtest Nichts davon in dem Jo-Semito-Thal.“

„O, ich habe es auch heute erst entdeckt,“ sagte Miß Alice, indem sie an's Fenster ging. „Er war zufällig hier und hat es mir erzählt.“

#### Viertes Capitel.

Wenn Mrs. Rightbody's Freunde gestaunt hatten bei ihrer sonderbaren und unerwarteten Pilgerfahrt nach Californien, so bald nach ihres Gemahls Tode, so staunten sie, ein Jahr später, noch mehr bei der Nachricht, daß sie sich mit einem Mr. Ryder verheirathen werde, von welchem Nichts bekannt war, als daß er ein Californier und früherer Correspondent ihres Gemahls war. Es war unleugbar, daß der Mann reich und augenscheinlich kein bloßer Abenteurer, es ward rühmbar, daß er muthig und männlich sei; doch selbst Diejenigen, die sich an seinem wunderlichen Humor ergößten, bekamen einen Schrecken vor seiner Grammatik und seinem „Slang“. Es ward erzählt, daß Mr. Marvin mit seinem erwählten Schwiegervater nur einmal zusammentraf, und in so hohem Grade sich angetwidert fühlte, daß die Verlobung aufgehoben ward. Die Geschichte von dem Pferdebstahl, mehr oder weniger entstellt, fand ihren Weg über Lippen, welche sich den Anschein gaben, als ob sie kein Wort davon glaubten, in der That aber sie eifrig wiederholten. Nur ein Mitglied der Rightbody-Familie — und ein neues — rettete sie vor dem äußersten Ostracismus.

Es war der junge Mr. Ryder, der adoptirte Sohn des zukünftigen Oberhauptes des Hauses, dessen Bildung, Manieren und allgemeine Eleganz geradezu Sensation in Boston machten. Es schien Vielen, als ob Miß Alice in der Nähe dieses seltenen Fremblings ihren ehemaligen Enthusiasmus für den ärztlichen Beruf vergäße, während der junge Mann von der Gesellschaft bemitleidet und verschiedene Pläne, ihn vor einer Mesalliance mit der Rightbody-Familie zu retten, ausgeheckt wurden.

Es war eine winterliche Nacht und der zweite Jahrestag von Mr. Rightbody's Tod, daß ein Licht in seinem Bibliothekzimmer brannte. Doch des todten Mannes Stuhl war eingenommen von dem jungen Mr. Ryder, dem Adoptivsohn des neuen Hauseigentümers, und vor ihm stand Miß Alice, ihre schwarzen Augen auf den Schreibtisch geheftet.

„Es muß Etwas darin gewesen sein, Joe, glauben Sie mir. Hörten Sie niemals Ihren Vater von dem meinigen sprechen?“ — „Niemals.“

„Aber Sie sagen, daß er auf einer gelehrten Schule erzogen und als Gentleman geboren ward, und er muß in seiner Jugend viele Freunde gehabt haben.“

„Alice,“ erwiderte der junge Mann ernst, „wenn ich Etwas gethan haben werde, um meinen Namen wieder zu Ehren zu bringen und ihn auf's Neue vor diesen Leuten, vor Ihnen tragen zu dürfen, dann wird es gut sein, das Vergangene wieder zurückzurufen. Aber bis dahin —“

Jedoch Alice war nicht zum Schweigen zu bringen. „Ich erinnere mich,“ fuhr sie fort, seiner Widerrede kaum achtend, „daß, als ich in jener Nacht in dieses Zimmer trat, Papa einen Brief las und außer Fassung schien.“

„Einen Brief?“ — „Ja; doch,“ fügte Alice mit einem Seufzer hinzu, „als wir ihn hier bestimmungslos fanden, da war kein Brief mehr bei ihm zu entdecken. Er muß ihn vernichtet haben.“

„Sahen Sie jemals unter seinen Papieren nach? Der Brief, wenn wir ihn fänden, könnte uns vielleicht auf die Spur bringen.“

Der junge Mann blickte nach dem Secretär. Alice las in seinen Augen und sagte: „Ach nein! Der Secretär enthielt nur seine Papiere, alle vollkommen geordnet — Sie wissen, wie methodisch seine Gewohnheiten waren — und einige alte Geschäfts- und Privatbriefe, alle sorgfältig zusammengelegt.“

„Lassen Sie uns dieselben noch einmal ansehen,“ sagte der junge Mann, aufstehend. Sie öffneten Schubfach nach Schubfach, Packete nach Packete von Briefen und Geschäftspapieren, auf das Beste gefaltet und geschichtet. Plötzlich stieß Alice einen leisen Schrei aus, und nahm ein seltsam geformtes Papiermesser von Elfenbein auf, welches auf dem Grunde einer Schublade lag.

„Es ward am nächsten Tage vermißt und konnte nicht wieder aufgefunden werden. Er muß es verlegt haben. Dies ist das Schubfach,“ sagte Alice heftig bewegt.

Hier war die Spur. Der untere Theil des Schubfaches war mit alten Briefen gefüllt, welche nicht bezeichnet, aber sauber in Packete geordnet waren. Plötzlich hielt er inne und sagte: „Legen Sie sie fort, Alice, sogleich!“

„Weshalb?“

„Einige von diesen Briefen sind in meines Vaters Handschrift.“

„Um so mehr Grund für mich, sie zu sehen,“ erwiderte das Mädchen in entschiedenem Tone. „Hier, nehmen Sie einen Theil, ich will einen anderen Theil nehmen, wir kommen dann schneller durch.“

Es war in ihrem Wesen eine gewisse Bestimmtheit und Unabhängigkeit, welche er zu respectiren gelernt hatte. Er nahm die Briefe und las sie schweigend mit ihr. Es waren alte Briefe von der Schule her, so voll von knabenhaften Träumen, ehrgeizigen Wünschen, Plänen und utopischen Theorien, daß ich fürchte, keiner von diesen jungen Leuten habe die Väter in der todten Asche der Vergangenheit auch nur wiedererkannt. Beide waren ernst, bis Alice auf einmal heftig zusammensuhr und dann ihr Gesicht in ihre Hände begrub. Joe war augenblicklich neben ihr. — „Es ist Nichts, Joe, Nichts. Lesen Sie es nicht, bitte; bitte — nein! Es ist so komisch — es ist so sehr wunderbar.“

Aber Joe hatte, nach einem leichten, halb scherzhaften Kampfe, dem Mädchen den Brief genommen. Dann las er laut die Worte, welche sein Vater vor dreißig Jahren geschrieben hatte:

„Ich danke Dir, theurer Freund, für Alles, was Du mir über mein Weib und meinen Jungen sagst. Ich danke Dir, daß Du mich an unser Abkommen aus der Knabenzeit erinnerst. Er wird bereit sein, es zu erfüllen, ich weiß es, wenn er Diejenigen liebt, die sein Vater liebt — selbst, wenn Du Jahre später heirathen solltest. Ich freue mich Deinetwegen, unser Weiber wegen, daß es ein Junge ist. Der Himmel sende Dir ein gutes Weib, theurer Adams, und eine Tochter, um meinen Sohn ebenso glücklich zu machen.“

Joe Silsbie blickte nieder, nahm das halb lachende, halb thränenvolle Antlitz in seine Hände, küßte ihre Stirn und mit Thränen in seinen ernstesten Augen sagte er: „Amen!“

\* \* \*

Ich bin geneigt zu glauben, daß diese Empfindung von allen früheren Bekannten Mrs. Rightbody's herzlich getheilt ward, als, ein Jahr später, Miß Alice mit einem ausübenden Arzte von Ruf und ehrenhafter Stellung vereint ward, von dem es jedoch bekannt war, daß er der Sohn eines überführten Pferdebiebes sei. Einige erinnerten sich der vorangehenden californischen Geschichte und fanden Bestätigung dafür; aber eine Mehrheit glaubte, daß es ein gerechter Lohn für Miß Alice wegen ihres Benehmens gegen Mr. Marvin sei; und da Miß Alice es freudig in diesem Sinne annahm, so sehe ich keinen Grund, weswegen ich meine Erzählung nicht mit einem Glückwunsch für alle Betheiligten schließen soll.



## Die Familie Mendelssohn.

Die Familie Mendelssohn. 1729—1847. Von E. Hensel. Nach Briefen und Tagebüchern. 3 Bände. Berlin, B. Behr. 1879.

Es liegt ein Buch vor mir, eigenartig und eine Fülle des Lebens bergend, wie wenig andere. Anfangs erschreckte mich sein Umfang. Wer hat, sagte ich mir, in einer Zeit, wo der Sturmwind an tausendjährigen Stämmen rüttelt, die Muße, eine dreibändige Geschlechtschronik zu lesen, in alten Brieffschaften zu blättern, während jeder Tag ein unheimliches Pamphlet auf unseren Schreibtisch wirft? Aber schon die den Reigen der Gestalten eröffnende Figur Moses Mendelssohn's, des Urbilds unseres Nathan, dieses Mannes mit dem milden Blick, der gelassenen Kraft und stillen Schönheit in Wesen und Sprache, bannte mich in den Geistkreis eines Geschlechts, welches so reich war an bedeutenden, wahrhaftigen und vorbildlichen Menschen. Moses Mendelssohn, der Schleiermacher des Judenthums im vorigen Jahrhundert, war der Stammvater des Geschlechts, dessen Geschichte hier bis zum Tode seines Enkels Felix erzählt wird, und zwar von einem Sohne Fanny Hensel's, also einem Urenkel des Philosophen. Auch hier wieder einer jener ehrwürdigen Kreisläufe des Lebens, wo das jüngste Glied sich achtungsgebietend an das älteste anschließt.

Eine Geschichte Moses Mendelssohn's ist zugleich eine Geschichte des deutschen Judenthums im 18. Jahrhundert. Die Schamröthe tritt uns in's Gesicht, wenn wir lesen, unter welchen Drangsalen ein Mann von seinem Geist sich die Menschenrechte erkämpfen mußte. Ich glaube, ohne seine bezaubernde Schlichtheit, ohne seinen makellosen Wandel und ohne den allen reformatorischen Menschen angeborenen Glauben an seinen Stern, hätte Moses Mendelssohn sich und seinen Glaubensgenossen keine freie Gasse in unsere gesammte Cultur brechen können. Man erinnere sich, mit welcher Mühe der Marquis d'Argens Mendelssohn zu überreden hatte, eine Bittschrift an den König aufzusetzen, welche ihm das Privilegium eines gesicherten Aufenthaltes in Berlin erwerben sollte. Die Bittschrift, absichtlich oder nicht, war verloren gegangen. Auf ein Duplicat derselben schrieb d'Argens: „Un philosophe mauvais catholique supplie un philosophe mauvais protestant de donner le privilege à un philosophe mauvais juif. Il y a trop de philosophie dans tout ceci, pour que la raison ne soit pas du côté de la demande.“ Und wer weiß, ob diese spöttisch witzige Investitur nicht wesentlich dazu beigetragen hat, den großen Friedrich zur Gewährung der Bitte zu veranlassen!

Am merkwürdigsten bleibt immer die Berührung Moses Mendelssohn's mit Lessing, und die Wechselwirkung beider Männer auf einander. Es ist kein Zufall, daß Mendelssohn Lessing zur Figur des Nathan gelesen hat. Ohne die Kenntniß dieses Mannes wäre die Gestalt des weisen Juden vielleicht nicht ganz so anschaulich und natürlich gerathen. Mendelssohn hätte ohne Lessing gewiß Vieles nicht denken und sagen können, z. B. einen Satz wie diesen: „wer die Absicht, mich zu reizen, so deutlich merken läßt, der soll Mühe haben, sie zu erreichen.“ Lachmann behauptet umgekehrt einmal, daß Lessing in sprachlicher Hinsicht durch den Umgang mit Jemandem, der sich das reine Hochdeutsch nicht als Kind, sondern mit vollem Bewußtsein angeeignet hatte (Mendelssohn hatte erst im 15. Jahre Deutsch zu lernen begonnen) viel gewinnen mußte.

Die kleine Biographie Moses Mendelssohn's, welche den ersten Band einleitet, ist mit Benutzung guter Quellen und ohne jede Ueberschätzung des Philosophen geschrieben. Nicht in dem, was Moses Mendelssohn, sondern in dem wie und wann er es geleistet, liegt seine große Bedeutung. Ich hätte der *Deconomie* des Buches

mehr Briefe und dicta von ihm und seinem Sohne Abraham gewünscht, und ihnen zu Liebe gern auf manchen Brief der Nachkommen verzichtet, so liebenswürdig sie auch in ihrer Art sind. Und da ich hier einmal von Fehlern spreche, so will ich gleich noch eines anderen gedenken. Der Herausgeber spricht fortwährend von seinem Vater, seiner Mutter, seinem Großvater u. s. w. Nur den Urgroßvater hat er uns erlassen. Was im Gespräch erlaubt ist, scheidt sich darum noch nicht für ein Buch. Der Fehler entspringt einer Lebensgewohnheit, durchaus nicht der Eitelkeit, den Leser an den Verwandtschaftsgrad des Herausgebers erinnern zu wollen. Aber, wie gesagt, das beständige pronomen possessivum macht sich in der Feder des Schriftstellers nicht gut.

Moses Mendelssohn hinterließ sechs Kinder, drei Söhne, Joseph, Abraham und Nathan, drei Töchter, Dorothea, Henriette und Recha. Die beiden ältesten Brüder wurden Kaufleute in Hamburg, verließen dasselbe während der Besetzung durch die Franzosen und gründeten in Berlin das ihren Namen noch jetzt führende Bankhaus. Joseph wird als ein Mann geschildert, der sich in seinen Mußstunden viel mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigte und die Freundschaft Alexander von Humboldt's genoß. Ein großherziger Zug von ihm ist vielleicht nicht allgemein bekannt. Humboldt kam eines Tages verstimmt zu ihm. Seine Wohnung (sie lag in der Oranienburger Straße) war ihm gekündigt worden. Der Gedanke an den Transport seiner weitläufigen Sammlungen, und den damit verknüpften Zeitverlust, machte ihn mißmuthig. Am Nachmittag desselben Tages schrieb ihm Joseph ein Billet ungefähr folgenden Inhalts: „Das Haus, in dem Sie wohnen, gehört jetzt mir. Richten Sie sich nach Gefallen darin ein“.

Dorothea, die älteste der Töchter, ist durch ihre Ehe mit Friedrich Schlegel bekannt geworden. R. Haym in seinem Buche „Die romantische Schule“ gibt ein treffliches Bild ihres Charakters, ihrer schriftstellerischen Versuche (der Roman „Florentin“) und ihrer selbstlosen Hingebung in dem Verhältnisse zu Schlegel, „dem selbstsüchtigen, anspruchsvollen und nichts weniger als gutmüthigen Mann.“ Eine jüngere Schwester von ihr, Henriette, welche Rachel einmal „das Feinste und Tiefste“ nennt, „was sie gekannt“, blieb unverheirathet und leitete lange Jahre die Erziehung der Tochter des Grafen Sebastiani in Paris, dessen Haus sie erst nach der Verheirathung der jungen Gräfin mit dem Herzog von Praslin verließ. Im Jahre 1847 vergiftete dieser bekanntlich seine Gattin, und entzog sich der Verurtheilung zum Tode durch Selbstmord. Henriette sowol wie Dorothea haben den katholischen Glauben angenommen. Letztere, die Gattin Schlegel's, convertirte sogar zweimal, indem sie zuerst zur evangelischen Kirche übergetreten war. Bei der ersteren ist dies, soweit ihre mitgetheilten Briefe darüber Aufschluß gewähren können, schwer erklärlich. Im Mittelpunkt der Romantik, und an der Seite eines Mannes, der die „Lucinde“ geschrieben hatte, läßt sich ein Wechsel in religiösen Anschauungen leichter verstehen.

Wenn ich den Philosophen und den Musiker ausnehme, ist mir unter allen Figuren dieses Kreises Abraham Mendelssohn die liebste. Es wird Anderen eben so gehen. Ein wirklich herrlicher Mensch, den sein Sohn Felix wohl berechtigt war, seinen Lehrer im Leben und in der Kunst zu nennen. Auch in ihm war etwas Nathanisches, jener bezaubernde Bund zwischen Weisheit und Unscheinbarkeit, zwischen Milde und Gerechtigkeit. Auch in ihm jener mannhafte Stolz nach oben, und jene begreifende, entgegenkommende Güte nach unten, die immer ein Kennzeichen edler Naturen sind. Ein Brief, wie er ihn seiner Tochter Fanny zur Einsegnung geschrieben, ist in der Geschichte väterlicher Ermahnungen einzig. Jedes Wort darin ist wie getaucht in Licht und Wärme. Und dabei eine Prunklosigkeit der Sprache, daß derjenige, welcher nicht Kenner ist, meinen könnte, so schreibe jeder Vater in solchem Augenblick. Als Felix die Direction des Düsseldorfer Stadttheaters wieder abgegeben hatte, schreibt ihm der Vater Folgendes:

„Jeder, der Gelegenheit und Lust hat, Dich näher und innerlicher kennen zu lernen, wird Dich lieb gewinnen und achten. Das allein reicht aber wirklich nicht aus, um thätig und wirk-

sam in's Leben einzugreifen; es wird vielmehr bei vorrückendem Alter, wenn Anderen und Dir jene Lust und Gelegenheit ausgehen, zur Isolirung und zum Miskmuth führen. Selbst das, was wir für Fehler halten, will, wenn es sich einmal durchgehends in der Welt festgesetzt hat, respectirt, oder doch wenigstens geschont sein, und das Individuum verschwindet in der Welt. Das Ideal der Tugend hat der am wenigsten erreicht, der es am unerbittlichsten von Anderen fordert. Das strengste Moralprincip ist eine Citabelle mit Außentwerten, an deren Vertheidigung man nicht gern seine Kräfte verschwendet, um desto sicherer in dem Kernwerke sich halten zu können, welches man freilich nur mit dem Leben aufgeben soll."

Abraham Mendelssohn war ein Mann, der ein erschreckendes Gefühl seiner Verantwortlichkeit im Denken, wie im Handeln besaß. Sein immer den Kern der Sache treffender Verstand verleugnet sich selbst in einer Kunst nicht, die er weder theoretisch noch praktisch getrieben, in der Musik. Man hat oft von dem mustergültigen Verhältnis Felix Mendelssohn's zu seinem Vater gesprochen. Mir scheint, der Vater ist in seinem Verhältnis zum Sohn ebenso mustergültig gewesen. Wenn Felix ihn noch aus Düsseldorf um Erlaubniß bittet, sich ein Reitpferd halten zu dürfen, in einer Zeit also, wo er der Welt gegenüber bereits eine feste Position gewonnen hatte, so klingt das freilich rührend; liest man jedoch, was der Vater darauf erwidert, so wundert man sich gar nicht, daß er sich Rath bei einem Manne holte, der selbst in so geringfügigen Dingen die Wahl zwischen dem Zulässigen und Gebieterischen immer so sicher zu treffen wußte. Ich kann mir nicht versagen, hier auch eine Probe von Abraham's Geist zu geben. Bei einem Besuch des „Greenwich-Hospitals“ in London zieht er folgenden Vergleich zwischen diesem und den „Invalides“ in Paris.

„Les Invalides und Greenwich Hospital repräsentiren Frankreich und England, Armee und Marine. Die Einen in wildem, unstillen Leben, häufig unter den empfindlichsten Schandthaten, unter Unsitlichkeiten jeder Art, unter Grausamkeiten und Bedrückungen weit über die Selbstvertheidigungsnoth hinaus verlängert, alt, aber nicht ruhig geworden, von der ganzen Umgebung, Trophäen, Kanonen, Fahnen, die sie in der Regel nicht einmal selbst erbeutet, aufgeregt, lebendig, wißbegierig, und daher fleißigere Besucher der Bibliothèque des Invalides, als der Capelle derselben — die Anderen, ganz Resultat des Elementes, auf welchem sie ihr Leben verbracht, des engen Raumes, der ihre Welt, der harten Arbeit, die ihr Loos, der fürchterlich despotischen Disciplin, die ihre Erziehung war, der ruhigen Hartnäckigkeit, mit welcher allein sie die tausend Gefahren bekämpfen und besiegen konnten, die sie umgaben, die fast nie, oder doch nur in den äußerst seltenen Fällen des Enterns in wildes Getümmel, in persönliche, individuelle Handlungen übergehende Tapferkeit, welche dann auch nach errungenem Siege oder erlittener Niederlage sofort ihre Wirksamkeit und Bedeutung aufgibt, daher müde, still, in sich gekehrt, finster, vielleicht roh, aber ruhig in allen Bewegungen, gemessen, in ihrer äußeren Erscheinung respectabel . . .“

Carlyle hätte das nicht besser schreiben können!

Es ist auch bekannt, wie wichtig er war; wie er sich selbst, als Sohn von Moses und Vater von Felix, nur einen „Gedankenstrich“ genannt hat. Aus London schreibt er einmal: „ich spreche übrigens mit Horsley italienisch, denn er spricht weder deutsch noch französisch, und italienisch sprechen wir wenigstens Beide nicht. Sein Schwiegersohn, der berühmte Mathematiker Lejeune-Dirichlet, war ein sehr schreibunlustiger Mann. Als nun selbst bei der Nachricht von der Geburt des ersten Kindes keine Zeile desselben an den alten Schwiegervater gelangte, sagte dieser nur: „er hätte doch wenigstens schreiben können:  $2 + 1 = 3$ .“

Auch Abraham's Frau, Lea, war eine ganz seltene Natur. Bezeichnend für sie ist ein Brief, den sie an ihren späteren Schwiegersohn, den Maler Hensel, schrieb, um ihm die Gründe auseinanderzusetzen, aus denen sie wünschte, daß während seiner ersten Studienreise nach Italien kein Briefwechsel zwischen ihm und ihrer Tochter Fanny stattfände. Die jungen Leute hatten sich lieben gelernt, die Eltern wünschten aber keine Verlobung, ehe Hensel's äußere Verhältnisse nicht einen sicheren Boden für die Gründung einer Familie bieten konnten. Der Brief ist geradezu classisch, und alle Mütter sollten ihn kennen, die in ähnlicher Lage Aehnliches sagen möchten.

„Ein Mann darf nicht daran denken,“ schreibt sie ihm, „sich zu verheirathen, bis seine Verhältnisse einigermaßen gesichert sind, wenigstens darf er die Eltern des Mädchens nicht scheitern, welche, da sie Erfahrung, Vernunft und kaltes Blut haben, für ihn und sie zu überlegen bestimmt sind . . . Haben Sie nur die Billigkeit, sich einen Moment an die Stelle einer Mutter zu setzen und Ihr Interesse gegen das meine zu tauschen, dann wird Ihnen meine Weigerung natürlich, billig und vernünftig erscheinen. Aus demselben Grunde, der kein Versprechen zuließ, erkläre ich mich fest und bestimmt gegen jede Correspondenz . . . Der isolirte Künstler ist ein glückliches Wesen, alle Zirkel stehen ihm offen, Hofgunst ermuntert ihn, die kleinen Sorgen des mäßeligen Lebens schwinden; heiter und leicht übersteigt er die Klippen, welche Unterschiede der Stände in der Welt aufgethürmt haben; er arbeitet, was und wieviel er will, sucht seine Lieblingsgegenstände in der Kunst auf und schwärmt, das seligste, heiterste Wesen der Schöpfung, poetisch in andere Sphären versetzt, einher! Sobald Familien- und Brod Sorgen sich seiner bemächtigen, schwindet all' der magische Zauber; das ganze liebliche Colorit ist farblos geworden! . . . Fanny ist sehr jung, und, dem Himmel sei Dank! bis jetzt völlig harmlos und ohne Leidenschaft. Sie sollen sie durchaus nicht in jene verzehrende Empfindung reifen wollen, und sie durch verliebte Briefe in eine Stimmung schrauben, die ihr ganz fremd ist und die sie auf mehrere Jahre sehnsüchtig, schmachtend, verzehrend machen würde, inderß sie jetzt blühend, gesund, heiter und frei vor mir steht.“

Dagegen hatte Lea versprochen, mit Hensel in Correspondenz zu bleiben. Dieses Wort hat sie treu gehalten bis nach fünf Jahren die Erlaubniß zur Heirath gegeben werden konnte.

Abraham kaufte im Jahre 1825 das Haus in der Leipziger Straße Nr. 3, dasselbe, in welchem jetzt das Herrenhaus tagt. Es hatte schöne, patriarchalische Räume und einen sieben Morgen großen parkartigen Garten. In diesem Hause spann sich das Jugendleben Felix Mendelssohn's, seiner Schwestern Fanny und Rebekka, und seines Bruders Paul ab. Dort wurde ein poesievolles Sommerleben geführt, gezeichnet, musicirt und Komödie gespielt. Klingemann, der Dichter des Liebespiels und des schönen Gedichts „Es brechen im schallenden Reigen“, Droysen, A. B. Marx und viele Andere nahmen daran Theil. Aus diesem Part ist all' der süße und neckische Elfenpud in Felix' Seele, im Schatten jener schönen Bäume die holdselige Overture zum Sommernachtsstraum entsprungen. In jenes Haus traten später, als die Hensel'schen Sonntagsmusiken begannen, fast alle Männer und Frauen von Distinction, die in Berlin wohnten oder nach Berlin kamen. Ein schöner Saal, welcher einige Hundert Menschen fassen konnte, nach dem Garten gelegen, mit Säulen, die durch verschiebbare Glaswände verbunden waren und einer Decke mit Fresken, in etwas gewagtem Barockstil: das war die Scene, wo bis zu Fanny's Tode, für Jeden der Lust an der Tonkunst hatte, musicirt wurde.

Fanny Hensel und ihre jüngere Schwester Rebekka Dirichlet, sind, halb durch ihre persönliche Begabung, halb durch die Stellung, die sie und ihre Männer in der Gesellschaft einnahmen, in weiteren Kreisen bekannt geworden. Fanny hatte, als die musikalischere, ein besonders inniges Verhältniß zu ihrem Bruder Felix, der künstlerisch selten etwas ohne ihr Mitwissen und ihren Rath unternahm. Sie war eine sehr behende und anregende Clavierpielerin und verstand einen Bach'schen Chor, in jener Zeit eine Seltenheit, vortrefflich einzustudiren. Auch componirte sie hübsch, aber so sehr im Geiste ihres Bruders, daß einige kleinere Compositionen von ihr lange Zeit unter seinem Namen publicirt worden sind. Beide Frauen hatten eine ausgezeichnete Erziehung genossen. Konnte Fanny eine Partitur vom Blatte spielen, so las Rebekka den Plato in der Ursprache. Sans hatte sie im Griechischen unterrichtet. Beide glänzten mehr durch Geist und Verstand, als durch Phantasie. Fanny war erregbarer, ich möchte sagen, daktylischer, während Rebekka mehr trochäische Breite besaß. Lieft man die Briefe derselben, so ist Eins auffallend. Fanny zeigt viel Anmuth und Allgemeingefühl, während Rebekka mehr witzig und scharf im Einzelnen ist. Beide beobachten gut, auch besitzen sie eine ungemein drastische Auffassung alles Komischen in menschlichen Verhältnissen. Ihnen, wie fast dem ganzen Ge-

schlecht, ist ein hervorragendes Talent im Brieffschreiben eigenthümlich. Es gibt sehr viel Leute, die geistreiche, aber sehr wenig, die gute Briefe schreiben können. Ich glaube die Ursache davon in der Unfähigkeit der meisten zu erkennen, sich ganz so zu geben, wie sie sind. Sie setzen sich, unbewußt oder nicht, in ein falsches oder übertriebenes Verhältniß zu der Person, an die sie schreiben. Der Gerührte stellt sich zu gerührt, der Verletzte zu verletzt, der Gelangweilte heuchelt ein Vergnügen, der Gleichgültige eine Theilnahme, die man ihm nicht glaubt. Wieder Andere meinen, jeder Brief müßte eine Sonntagsfeier sein, sie müßte sich schön angezogen und in festlicher Stimmung zeigen. Einige halten eine Reinigung ihrer Gedanken für wesentlich; sie jäten sorgfältig alles Unkraut aus, damit nur die Rosen und Lilien übrig bleiben. Das sind die schlimmsten Briefsteller; sie können einen Menschen von einigem Geschmack geradezu umbringen. Ein Brief ist ein privates Ding und drückt ein Verhältniß zwischen mir und einem Anderen aus. Schreibe ich ihn daher mit dem Gefühl, daß er nicht nur von diesem Anderen, sondern von Vielen gelesen, oder gar gedruckt wird, so kann er schon nichts taugen; denn Unbefangenheit und Absichtslosigkeit sind seine Grundbedingungen. Leicht und flüchtig schreiben ist überhaupt schwer. Jeder, der einmal mit einiger Aufmerksamkeit das, was er geschrieben, angesehen hat, wird finden, daß die Schwierigkeit nicht darin liegt, einen einzelnen guten Satz hervorzubringen, sondern darin, die Sätze in ein leichtes Gefüge zu reihen, so daß nicht nur keiner den anderen beeinträchtigt, sondern einer dem anderen weiter hilft. Es gibt in Deutschland viel gelezene, sogar gefeierte Schriftsteller — ich will keinen Namen nennen —, bei denen die einzelnen Sätze aussehen, als trüge jeder von ihnen ein Corset. Ist das nun schon beim Feuilletonisten unerfreulich, wieviel peinlicher ist es beim Brieffsteller, der unter allen Schreibern, den Abschreiber mitgerechnet, die leichteste und unverantwortlichste Hand führen muß. Die Situation oder der Zustand, den er schildern will, muß ihm aus der Feder gleiten. Sein Witz soll nicht der Botenläufer des Reims, seine Anmuth kein Zwitterding von Ballet und Unschuld sein. Werden nun die Briefe von bedeutenden oder merkwürdigen Menschen späterhin wie gedörrtes Obst auf einen Faden gezogen, so ist das freilich schlimm, denn diese Nachbarschaft ist aufreibend. Glücklicherweise der Leser, der zwischen die vergilbten Blätter das helle, poehende Leben zu sehen weiß, das einst sie getrennt.

Aus den Briefen Fanny Hensel's will ich zwei Stellen mittheilen, die eine, weil sie charakteristisch, die andere, weil sie befremdend ist. Im Jahre 1827 schreibt sie:

„Heine ist hier und gefällt mir gar nicht; er ziert sich. Wenn er sich gehen ließe, müßte er der liebenswürdigste ungezogene Mensch sein, der je über die Schnur hieb; wenn er sich im Ernst zusammen nähme, würde ihm der Ernst auch wohl anstehen, denn er hat ihn, aber er ziert sich sentimental, er ziert sich geziert, spricht ewig von sich und sieht dabei die Menschen an, als ob sie ihn ansehen . . . Wenn man ihn auch zehnmal verachten möchte, so zwingt er Einen doch zum ersten Mal zu bekennen, er sei ein Dichter, ein Dichter! Wie klingen ihm die Worte, wie spricht ihn die Natur an, wie sie es nur den Dichter thut.“

Ich erinnere mich hier einer Geschichte, die mir einmal Rebekka Dirichlet erzählte. Heine kam eines Abends mit Gans zu Mendelssohn's. Auf die Frage, wo er seinen Nachmittag zugebracht habe, erwiderte er: „Gans und ich, wir sind in den Thiergarten gegangen und haben uns Nellen gekauft. Ich habe meine zerpfückt und sie in's Wasser geworfen, Gans hat seine — geessen“. Gans hatte nämlich die Gewohnheit, immer irgend Etwas zu kauen.

Die befremdende Stelle lautet so:

„Warum wir Ihnen von Börne's Hiersein Nichts sagten? Weil in der Gotteswelt Nichts von ihm zu sagen ist. Wir waren oft der Meinung, daß irgend ein Quidam diesen hübschen Namen angezogen und damit in die Welt gegangen. Dies ist nicht etwa ein Urtheil nach einmaligem Sehen — wir haben ihn lange hier gehabt, allein, mit anderen Leuten, Mittags

und Abends in allen Beleuchtungen kennen gelernt, und nie hat er sich verleugnet als kleiner, schwer hörender und schwer begreifender Mann, dem die einfachsten Dinge fremd und neu sind, der sich wie der gemeine Haufen der Frankfurter wundert, daß die Berliner auf den Hinterfüßen stehen und mit den Vorderpfoten essen, und daß die Bäume hier wirklich auch grün werden, nachdem der Schnee wirklich auch weiß war, der mir eines Tages ein Buch vorlegte und mich die Zahl 10,430 aussprechen ließ, und als ich nun, irgend eine Rechenaufgabe erwartend, ängstlich schwieg, die Prüfung beendet und sich verwundert erklärte, daß ich eine fünfstellige Zahl aussprechen könne. Nie haben wir irgend ein bemerkenswerthes Wort von ihm gehört, nie auch nur einen Funken, einen Blitz oder Blid bemerkt, der ihn als bedeutenden Mann bezeichnet hätte.“ (Brief an Klingemann 1828.)

Es gibt bedeutende Menschen, die in der Gesellschaft wenig ausgiebig sind, und Borne mag dazu gehört haben. Ich müßte mich aber nicht mehr auf Spott und Scherz verstehen, oder die Geschichte mit der fünfstelligen Zahl läuft darauf hinaus.

Ich habe schon angedeutet, daß ich der Frauenbriefe etwas zu viel in dem Buche finde, namentlich weil die italienische Reise darin zweimal erzählt wird. Hinzufügen muß ich jedoch, daß die bezaubernde Frische und Originalität derselben, eine Vereinigung von Witz, Schalkhaftigkeit, edler Kunstempfindung und natürlichem mühelosem Geist, wie sie nur bei solchen Sonntagskindern möglich war, diesen Tadel zu einem theoretischen macht. Wer, wie Rebekka, im Stande ist mit jedem Dichter um die Wette einen solchen Satz zu schreiben: „mich überkommt das Gefühl einer für's Leben wichtigen Gegenwart“, von dem lese ich auch einige Briefe mehr, als ich eigentlich Muße hätte. Den Freunden von Felix Mendelssohn's Briefmuse, und ihre Zahl muß nicht klein sein, da der erste Band seiner Briefe in achter Auflage erschienen ist, wird in diesem Buche eine besondere Freude zu Theil. Ich habe gegen sechzig Briefe desselben gezählt, die noch nicht gedruckt worden sind. Was von schon bekannten sich vorfindet, war zur Orientirung in der Familiengeschichte nothwendig. Von den neu mitgetheilten sind die aus der ersten englischen Reise die wichtigsten.

Felix wie seine Schwestern haben kein hohes Alter erreicht. Den Todesreigen eröffnete Fanny Hensel. Sie starb im Mai 1847, sechs Monate vor Felix. Rebekka überlebte die Geschwister um elf Jahre. Sie starb erst 1858 in Göttingen, wohin ihr Mann 1855 nach dem Tode von Gauß berufen war. Ein halbes Jahr darauf verschied Dirichlet. Der Maler Hensel hat seine Frau um 15 Jahre überlebt: geistig ist er in gewissem Sinne mit ihr gestorben.

Dem Buche sind die Bildnisse von Abraham und Lea, Felix und Cécile Mendelssohn, Fanny und Rebekka sowie ihrer beiden Männer nach Zeichnungen Hensel's beigegeben. Hensel führte eine sehr elegante Bleifeder, aber ein unglücklicher Hang zur Schönmalerei hat den Sinn für das Charakteristische der menschlichen Erscheinung nicht recht zur Reife in ihm kommen lassen. Daher die geringe Ähnlichkeit seiner Porträts, was seine Frau einmal drastisch so ausdrückte: „Hensel malt eine Großmutter in's Steckstiffen“. In seinen zahlreichen Albums erkannte man gemeinhin nur diejenigen Köpfe, denen man niemals im Leben begegnet war.

Soll ich den Gesamteindruck des Buches auf mich schildern, so wäre er der: man ist wol einmal in einer herrlichen Natur, die unsere Sinne berauscht und unser Blut glückseliger durch die Adern springen heißt; man ist wol einmal bei herrlichen Menschen, zu denen man bewunderungsvoll und herzerweitert aufblickt, — war mir's beim Lesen dieser Blätter doch, als wären Natur und Geist mir zwiegestaltig zu dem Einen, Meinen geworden.

Louis Ehler.

## Berliner Chronik.

### Die französische Komödie im Residenz-Theater.

Berlin, den 10. November 1878.

Bei dem mißlichen und unerfreulichen Zustand des deutschen Theaters, den Alle eingestehen: Directoren, Schauspieler, dramatische Dichter, die Kritiker und das Publicum, muß es ein gewisses Staunen erregen, daß in jedem neuen Jahre mehr über das Theater geschrieben wird, als im vorher gegangenen. Als ob die Hochfluth der guten Rathschläge das auf eine Sandbank gerathene Schiff wieder aufrichten und flott machen könnte! Als ob wir neuer Theaterzeitungen und nicht neuer Theaterflüde, junger genialischer Kritiker und nicht bedeutender Schauspieler bedürften! Im Sommer 1876 war, auf eine Brochüre aus dem Ministerium hin, das rettende Wort für das deutsche Theater gefunden. Der Staat mußte die Sache in die Hand nehmen; mit zwei Millionen Mark, einem Luxus, den sich damals noch der preußische Staat jährlich gestatten durfte, und einer akademischen Commission führte man mühe-los den Wagen des Theaters, voll beladen mit allen tragischen und komischen Idealgestalten, auf die Höhe des Musenberges. In der stillen August- und Septemberzeit, als der serbisch-türkische Krieg nicht recht vorwärts kam, bemächtigten sich die politischen Zeitungen des willkommenen Stoffes und brachten geistreiche Leitartikel über die neue Wendung in der Theaterfrage. Jetzt — ach! was ist jetzt dem Staat in der orientalischen Krisis, bei dem Deficit und der Socialistengefahr das Theater? Naturgemäß ist die Frage, die immer nur eine ästhetische und nie eine politische sein kann, in den Kreis zurückgelehrt, in den sie gehört: zu den Künstlern, den Literaten, dem Publicum. Die Theilnahme, mit der sie hier erörtert wird, beweist einmal das allgemeine Unbehagen, das wir alle den heutigen Theaterzuständen gegenüber empfinden, und dann den Wunsch und Drang, aus ihnen herauszukommen. Dies ist wenigstens ein Lichtblick in der Finsterniß. Wir wollen noch nicht, wie es die Engländer längst gethan haben, auf ein nationales Theater verzichten. Und wenn ein ganzes Volk, mit lebhafter Uebereinstimmung, sich in diesem Sinne ausspricht, ein festes, Allen sichtbares Ziel in's Auge faßt, kann das endliche Gelingen nicht ausbleiben. Von den verschiedenen Rettungs- und Hebungsversuchen braucht man darum im Einzelnen noch nichts Besonderes zu erwarten, der gemeinsame Antrieb ist das Glückverheißende.

Die Bühne wird nur durch den Dichter, nie durch den Staat erhoben. Ist erst der Dichter da, wird er auch Schauspieler als Verkörperer seiner Gestalten, wird er ein Publicum finden, das ihm lauscht. An Dichtern aber gerade fehlt es uns, trotz des Schillerpreises, trotz der Theaterfreiheit und der in jedem Jahre sich bald hier, bald dort erneuernden Concurrenzausschreiben für das „beste“ Schauspiel oder Lustspiel. An Dichtern? Vielleicht ist der Ausdruck nicht der richtigste. Denn in dem Berg von deutschen Dramen, der im Ganzen als todttes Gestein immer mehr in die Höhe und Breite wächst, begegnet dem Kundigen mehr als eine Goldberg tiefen Gefühls, mehr als ein Silberblick ergreifender Vorfälle, dramatischer Scenen. Aber überall gebriecht es der Fabel an logischer Schärfe in der Durchführung eines Conflicts, der Ausarbeitung an Feinheit und Kenntniß des Theaters; die Figuren er-

scheinen entweder durch die Uebertreibung unnatürlich, oder durch die Flachheit unbedeutend, den gewählten Stoffen geht jedes Verständniß für das Zeitgemäße ab. Die Tragödie strebt in die abenteuerlichste Vergangenheit zurück, die Komödie fählt sich nur in der kleinen Provinzialstadt heimisch und behaglich. Wieder, wie so oft, konnten wir es in den letzten Wochen erleben, daß eine französische Komödie dem gefesselten und ergriffenen Zuschauer das Nervengeflecht unserer gesellschaftlichen Zustände bloßlegt, während eine deutsche uns mit harmlosen Spielen wie die Kleinen im Fröbel'schen Kindergarten unterhält. Wenn unsere deutschen dramatischen Schriftsteller sich nicht bemühen, diesen Mustern nachzueifern, wird alle Poesie, alle Begeisterung vergeblich sein. Die Bühnenschriftstellerei ist ein Handwerk, welches gelernt werden will. Augenblicke Schillers mit den „Räubern“ und „Kabale und Liebe“ in der Schreibmappe sind eben Ausnahmen, auf die wir in der Gegenwart nicht rechnen können. Niemand ist bekanntlich verpflichtet, ein großer Mann zu sein, aber Jeder, der es unternimmt, von der Bühne herab zu uns zu reden, sollte ein gebildeter Mann sein, der die Formen unserer Gesellschaft und die Handgriffe seiner Kunst kennt. Was zieht denn gerade die feiner gebildete Gesellschaft zu diesen französischen Komödien hin? Ihre Reichfertigkeit? Als ob unsere Lustspiele unter der Maske der Philisterhaftigkeit, in dem Schleier der Possen nicht eben so verhängliche Situationen, nicht eben so zweideutige Charaktere und gewagte Wortspiele vorkämen! Die Feinheit der Zeichnung, die scharfe Gliederung und die glückliche Verschlingung der Handlung, die Sauberkeit der Sprache, daß jede Feder richtig arbeitet, jedes Schloß schließt, keine Scene aus dem Ganzen herausfällt, das vollendete Bild der wirklichen Gesellschaft — das macht unser Vergnügen an diesen Komödien, das ist der Magnet, der auf uns seine Anziehungskraft ausübt. Darüber vergessen wir den französisch nationalen Untergrund, der uns zuweilen so fremd und seltsam aus dem Gefüge dieser Dichtungen entgegentritt; darum läßt uns die außerordentliche Verstandesarbeit, die sich in ihnen wie in einer kunstvollen Maschine offenbart, so lange wir in ihrem Anschauen verloren dasitzen, gar nicht den Mangel tieferer Empfindung, eines weiteren und reineren Horizontes gewahren, an dem sie so oft leiden. Das thörichte Verlangen, daß nun unsere deutsche Dramatik ihre Ideale zu verbrennen und sich ohne Zaubern zu den Altären der französischen Kunst zu flüchten habe, braucht nicht zurückgewiesen zu werden; so gut wie unsere kirchlichen, staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse in ihrem Kern andere sind, als die französischen; der Deutsche anders empfindet, als der Franzose, muß auch unser Lustspiel, unser bürgerliches Schauspiel auf anderen Voraussetzungen beruhen, aus anderen Conflicten sich entwickeln, als das französische. Mit dem Ehebruch, mit natürlichen Söhnen und Töchtern wird der deutsche Dramatiker immer nur selten arbeiten können. Nicht, daß wir moralischer wären, als die Franzosen, und solche Irrungen und Gegensätze bei uns nicht vorkämen — nur unsere Theaterfitts ist eine andere. Wir wohnen nicht, wie der Engländer, im eigenen Hause, wir lieben den Ehebruch oder die Vorbereitung dazu auf der Bühne nicht, wie der Franzose. Von der Fabel der Franzosen wird darum der deutsche Dramatiker in den meisten Fällen absehen müssen: was er von ihnen jedoch lernen soll, ist ihre Composition, ihre Charakteristik, ihre Feinfühligkeit für die jeweilige Zeitstimmung, für die Sittengeschichte der Gegenwart. In diesem Sinne hat Lessing von ihnen und nicht von Shakespeare gelernt. „Minna von Barnhelm“ und „Emilia Galotti“ sind, was ihren Aufbau, ihre Form, die Verwicklung der Handlung betrifft, voll und ganz in den Rahmen der französischen Kunst gestellt; sie gehen Hand in Hand mit Molière's „Tartüffe“, mit seinen „Gelehrten Frauen“ und sind der wahrste Ausdruck ihrer Zeit im Licht und auf den Brettern des Theaters.

Zwei Schauspiele von Emile Augier, die rasch nach einander im Residenz-Theater zur Aufführung kamen, geben mir im Vergleich und Gegensatz zu den deutschen Stücken, die in diesen letzten Wochen auf der Bühne des Schauspielhauses, im Wallner- und im National-Theater erschienen, diese Bemerkungen ein. Sie sind weder tief noch neu, aber jeder Kritiker glaubt nun einmal an den Tropfen, der den



Stein aushöhlt. Es ist ein Verußaberglauben. Das Residenz-Theater ist in seiner Kleinheit und zierlichen Ausstattung recht eigentlich der Ort des Stellbichens der guten Gesellschaft Berlins geworden. Seit dem großen Erfolge, den Sardou's „Fernande“ auf dieser Bühne errang, haben sich die modernen französischen Komödien darauf eingebürgert und jedem deutschen Drama, das sich dort etwa festsetzen wollte, eine unüberwindliche Concurrrenz bereitet. Nur Wilbrandt's Trauerspiel „Arria und Messalina“ hat es mit ihnen aufnehmen können. Im vergangenen Winter war es Sardou's „Dora“, die allabendlich eine neugierige, beifallslustige Zuschauermenge herbeilockte, in dieser Saison werden die beiden Komödien Augler's „Die arme Löwin“, welche in einer Bearbeitung von Paul Lindau Dienstag den 8. October zum ersten Male aufgeführt wurde, und „Die Fourchambault“, die in einer sehr mittelmäßigen Uebersetzung von Gottlieb Ritter am Dienstag den 29. October, ihr folgten, die Bretter auf längere Zeit beherrschen.

Auf eine umfangreiche Thätigkeit als Bühnenschriftsteller blickt Emile Augier zurück, in sechs stattlichen Bänden liegen seine bisherigen Schauspiele gesammelt vor. Mit Alexandre Dumas und Victorien Sardou bildet er das Triumvirat der modernen französischen Dramatik. Alle Drei sind sie unter dem Kaiserreich Napoleon's III. emporgekommen. Das Frankreich Louis Philippe's, die Bourgeois-Gesellschaft, die Scribe mit so vielem Geist und Glück geschildert, waren abgestorben — Blätter, die der Herbstwind verweht, eine neue, gemischte Gesellschaft strebte empor. Das Geld, das Börsengeschäft und die Cameliendame fingen an, eine bis dahin unerhörte Rolle auf der Straße und im Salon zu spielen. Zugleich regten sich die alten Parteien, von denen in den letzten Jahren des Bürgerkönigthums kaum noch die Rede gewesen war: die Bonapartisten waren plötzlich in einer Decembernacht zu Ansehen, Rang, Würden und Glücksgütern aus tiefster Niedrigkeit emporgestiegen, die Legende des Kaiserthums erhielt wieder frischere Farben, wie hätten sich da ihrerseits nicht die Legitimisten fühlen und an Wunder in der nächsten Zukunft glauben sollen? Die aristokratischen, kirchlich gefährdeten Kreise in den vornehmeren und stilleren Stadttheilen von Paris sammelten sich dem neuen, zur Hälfte aus abenteuerlichen Damen und verwegenen Spielern bestehenden Hofe gegenüber zu einer Phalanx der guten alten Sitte. In diesen Gegenätzen, zwischen diesen so verschiedenen Schichten der oberen Pariser Gesellschaft bewegt sich die Komödie Augier's, Sardou's und Dumas'. Die Masse, das Volkselement ist von ihr ausgeschlossen. Nur die reichgewordene, ehemalige Köchin in Dumas' „Monsieur Alphonse“ ist eine Figur aus der Mitte des Volkes. Hier schon offenbart sich ein tiefgehender Unterschied zwischen dem französischen und dem deutschen bürgerlichen Schauspiel; der französische Dichter bleibt meist und mit ausgesprochener Vorliebe in der Sphäre der oberen Zehntausend, der deutsche wendet sein Talent der Schöpfung charakteristischer Volksfiguren zu. Schiller's „Muskus Miller, Heibel's Tischlermeister Anton, Otto Ludwig's Erbförster, die lebendigsten Gestalten Iffland's und Benedix's gehören jener kleinen Welt an, die in Frankreich beinahe nur in der Pofse das Bühnenrecht besitzt. Weil die französische Komödie einen beschränkten Bannkreis nicht verläßt, erhält sie in allen Neußerlichkeiten eine Fülle schablonenhafter Züge und ist an eine Anzahl beständig wiederkehrender Figuren gebunden. Um so größer ist nun die Kunst des Meisters, dem es gelingt, diesen Figuren Originalität zu verleihen, innerhalb des einmal festgezogenen Rahmens, auf dem unwandelbaren Hintergrund des Salons eine spannende Handlung zu erfinden, einen Gedanken, eine Lehre, einen ethischen Grundsatz zum ergreifenden, allgemein verständlichen Ausdruck zu bringen. Sardou ist in dieser Kunst von den Dreien der kühnste, der wichtigste und unbekümmertste. Auch er nimmt sein Gut, wo er es findet. „Fernande“ und „Seraphine“ sind bekanntlich aus dem Diderot'schen Schatz entwendet; „Mabagas“ ist eine Satire auf moderne Demagogen und Dictatoren, heinahe so handgreiflich wie die des Aristophanes auf Kleon. An überraschenden Wendungen, an Theaterstreichen ist er uner schöp flich, er weiß das Publicum in athemlose Spannung zu versetzen. Aber er ist kein Künstler; was er macht,

mit welchen Blumensträußen er uns auch überschüttet, er bleibt der unvergleichliche Taschenspieler. Weit übertrifft seine Geschicklichkeit, seine Fertigkeit des Machens die dichterische Begabung, den Tiefblick in die Dinge, die Schöpfung wirklicher, lebenswahrer Gestalten. Was Sardou fehlt, ein philosophisches, reflectirendes Element, das der Sittenkomödie den weiteren Horizont geben muß, wenn sie sich nicht die Unterhaltung und Ergözung der Zuschauer bewußt zu ihrem einzigen Zweck machen will, besitzt Dumas in einem hervorragenden Grade. Sardou's Zuwenig ist bei ihm ein Zuviel, das mehr als einmal der freien Bewegung seiner Figuren hindernd in den Weg tritt und seiner Fabel zuweilen etwas Künstliches und Gezwungenes gibt. Der Moralist ist in Dumas nicht nur stärker, als der Dichter, er erstrebt auch absichtlich mehr eine ethische als eine künstlerische Wirkung. Glückt es ihm nun aber auf der anderen Seite, einen Stoff, Gestalten zu finden, in denen seine Idee, sein Problem sich rein und voll ausdrückt, so erreicht er im Rahmen der Sittenkomödie, wie in den Schauspielen „Le demi-monde“ und „Monsieur Alphonse“, das Höchste.

Zwischen ihnen Weiden nimmt Emile Augier eine mittlere Stellung ein, er ist ein größerer, ein feinsühligerer Künstler, als Dumas, und besitzt mehr Tiefinn, mehr Reigung und Verständnis, Menschen und Dinge auf das Allgemeine hin, im Zusammenhang der Welt zu beobachten, als Sardou. Dafür fehlt ihm die Beweglichkeit des Letzteren und das Paradoxe des Ersteren. Diese erscheinen ihm gegenüber halbwegs als Romantiker, als irrende Ritter auf der Jagd nach Abenteuern und Idealen, während er als der Akademiker, der echte Nachkomme Molière's austritt. Wenigstens in all' den Werken, die seinen Ruhm begründet und aufrecht erhalten haben: les Effrontés, le fils de Giboyer, le gendre de Monsieur Poirier, les lionnes pauvres und jetzt les Fourchambault. Es braucht nicht bemerkt zu werden, daß unter seinen sechsundzwanzig Komödien nicht alle von gleichem Werthe sind; daß der Dichter nicht immer auf dem geraden Wege zu seinem Ziel, der Schilderung seiner Zeit und der französischen Gesellschaft, bleibt, sondern bald in das griechische Alterthum, bald in das romantische Land einen Absteher macht und das von der Betrachtung des modernen Lebens ermüdete Auge an phantastischen Gestalten „in einer glücklichen Natur“ erfrischt. Vor Allem für uns, die wir seinem gesammten Werk und seiner dichterischen Eigenthümlichkeit doch ferner stehen als seine französischen Landsleute, ist Augier der moderne Sittenmaler, auf diesem Gebiet suchen wir ihn auf, hier studiren und bewundern wir ihn. Er glänzt nicht durch eine schillernde und geistreiche Handlung, seine Stärke liegt in der Schärfe, Tadellosigkeit und Unerbittlichkeit seiner Charakterzeichnungen. Seine Beobachtung dringt bis in das Innerste; keine Hülle hemmt seinen Blick, er kennt bei der Zergliederung eines Menschenherzens weder Furcht noch Mitleid. Dabei sieht er die Figuren, die er uns vorführt, nicht nur von einer Seite und in einer Beleuchtung an; das verschiedenartigste Licht läßt er auf sie fallen und dreht sie hin und her. So werden sie für den Zuschauer zu Typen ihrer Gattung. Solchen Schilderungen haftet nothwendig ein satirischer Zug an — man entdeckt ihn bei Molière, bei Beaumarchais, wie bei Augier. Die Form der Komödie schon zwingt den Dichter zu einem stärkeren Farbenauftrag, als er ihn in der Erzählung, die ruhiger und langsamer die Entwicklung eines Charakters vorträgt, anzuwenden braucht. Augier in seiner herben Weltanschauung neigt überdies zu einer Geißelung der Schwächen und Laster unserer Zeit, er hat keinen Glorienschein für eine Pufflerin und keine Bürgerkrone für einen gewissenlosen Deputirten oder Journalisten bereit. Wo er das Laster trifft, malt er es ohne Schonung in seinen grellsten Farben. Neben seinen Schauspielen „Les Effrontés“ und „Le fils de Giboyer“ ist „Die arme Edwin“ hierfür ein sprechendes Beispiel.

An einem ergreifenden Fall stellt die Komödie das Elend, den Jammer, die Unehre dar, welche die Puffsucht, die Vergnügungssucht, die herzlose Leichtfertigkeit einer Frau über einen Ehrenmann, über ein friedliches Haus bringt. Herr Pommeau, der Bureauvorsteher bei einem Rechtsanwält, ein wackerer, thätiger, gutmüthiger

Mann, schon bei Jahren, hat ein junges, hübsches, armes Mädchen geheirathet. Seraphine ist keine hervorragende Schönheit, keine geistvolle Frau, aber sie besitzt dafür eine unbändige Lust, von einem Vergnügen zum anderen zu eilen, auf Wällen, in Gesellschaften, beim Wetrennen, in den Theatern zu glänzen. Natürlich reicht das beschriebene Gehalt ihres Mannes, das kleine Vermögen, das er sich erworben, nicht zur Bestreitung eines solchen Luxus aus. Dennoch hat Seraphine eine kostbare Einrichtung, viel Silber, viel Porzellan, sie trägt die theuersten Kleider, die geschmackvollsten Hüte. Dem Manne kommt kein Arg bei der Harmlosigkeit seines Gemüths; er hält Seraphine für eine ausgezeichnete Wirthin, eine kluge Frau, die alle Gelegenheitskäufe geschickt zu benutzen weiß. Zu den billigsten Preisen kauft sie die theuersten Sachen. Wol schüttelt ihre Freundin, Frau Therese Decarnier, eine stille, ernste, edele und strenge Frau, den Kopf zu diesen Behauptungen, aber sie vermag in der Reinheit ihres Herzens nichts Schlechtes von Seraphinen zu denken und noch weniger ihren alten Freund und ehemaligen Vormund Pommeau mit ihren unbestimmten dunklen Befürchtungen zu ängstigen. So gut hat Herr Pommeau das Vermögen seiner Mündel verwaltet, daß Therese ihrem Manne Leon, einem Advocaten, eine bedeutende Mitgift zugebracht hat. Sie haben sich aus Liebe geheirathet und leben scheinbar in den behaglichsten Verhältnissen. Nur befindet sich Leon gerade jetzt trotz seiner vielen Proceffe und Geschäfte in dringender Geldverlegenheit. Aber Du spielst nicht, Ihr lebt mäßig, Deine Frau ist ein Muster des Wohlstandes, der Sitte und der Bescheidenheit — wozu brauchst Du das Geld? fragt ihn sein Freund Bordoignon, an den er sich mit der Bitte um Hilfe gewandt, ein liebenswürdiger, reicher Lebemann, ein Junggefell, ein Hans Dampf in allen Gassen, der sein Paris aus- und inwendig kennt und nach Allem, was er gehört, gesehen und an sich selbst erfahren, eine Art Philosoph — etwas wie der antike Chorführer, der in den Komödien des Aristophanes die Parabasen spricht — geworden ist. Im Verlauf des Gesprächs dämmert in Bordoignon die Ahnung auf, daß Decarnier eine kostspielige Liebchaft haben könne. Plötzlich fällt ihm die immer nach der neuesten Mode gekleidete schöne Frau Seraphine ein, er nennt ihren Namen und an dem leidenschaftlichen Eifer, mit dem Decarnier ihre Vertheidigung übernimmt, merkt er und wir mit ihm, daß Seraphine ihren Mann, ihre Freundin betrügt, daß sie Decarnier's Geliebte ist und ihre Puzsucht seinen Ruin herbeizuführen droht. Die nächsten Scenen bestätigen unseren Argwohn, Therese wird die Rechnung einer Modistin überreicht, die sich nicht abweisen lassen will, trotzdem man ihr gesagt, daß Herr Decarnier nicht zu Hause sei. Achtzig Franken für einen Federhut — die Hand auf das Herz pressend zahlt Therese. Während sie nur mit Mühe und Noth von ihrem Manne das Wirthschaftsgeld erhalten kann, vergeudet er es schamlos für seine Geliebte. Längst hat sie gefühlt, daß seine Liebe zu ihr erkaltet ist, aber sie hat nicht geglaubt, daß er ihr Vermögen, das Erbe ihres Kindes antasten, daß er sie einer Dirne wegen werde darben lassen. Eben will sie vor dem getreuen Pommeau ihren Schmerz, ihren Unwillen ausschütten, da tritt mit ihrem beständigen Lächeln hochgepußt Seraphine bei ihr ein. Erschreckt, entsetzt weicht Therese bei ihrem Anblick zurück. Sie hat auf dem Kopf der Freundin den Hut mit der weißen Feder erkannt, den sie eben bezahlt hat. Am Abend auf einem Balls, den Bordoignon's Schwester gibt, kommt es zu einer erregten Aussprache zwischen den beiden Frauen, aber die Entdeckung ihres Verhältnisses zu Decarnier, der Bruch der bisherigen Freundschaft, die Furcht, daß Therese Herrn Pommeau über ihre Treulosigkeit aufklären werde, bekümmert Seraphine nicht halb so sehr, als die Sorge um einen Wechsel von zehntausend Franken, den sie morgen ihrer Modehändlerin, der Frau Charlot, zu zahlen versprochen hat. Haben Sie das Geld? das ist ihre erste Frage an Decarnier, als sie ihn im Ballsaal trifft. Er will ihr von seiner Liebe vorschwärmen, von der Unwandelbarkeit seiner Gefühle — das Geld! das Geld! ruft sie. Seine Empfindungen, seine Reigung sind ihr gleichgültig, sie hat ihn nie geliebt, sondern immer nur ihre Börse in ihm gesehen. Sie ist die „Edwin“, die

überall glänzen will; wer ihre Eitelkeit, ihre Puffsucht, ihre Vergnügungen bezahlt, der hat sie. Reue und Scham sind Worte ohne Sinn für Seraphine. Die Figur ist von Augier nach der Natur, erbarmungslos, ohne einen mildernden und entschönernden Zug gemalt. Eifersucht, Leidenschaft, die Gewißheit, Seraphine zu verlieren, wenn er ihr die zehntausend Franken nicht geben könne, treiben Decarnier an einen Spieltisch. Statt zu gewinnen, verliert er das wenige Geld, das er noch sein nennt. Bordognon ist der glückliche Sieger, er sprengt die Bank und hat die Summe, die Seraphine zur Einlösung ihres Wechsels braucht, in der Tasche. Die schöne Frau, die ihm zu einem flüchtigen Abenteuer wie wenige geeignet erscheint, kann ihm nicht entgehen. Indessen ist über Nacht Seraphine mit ihrer anstelligen Jose auf einen anderen Plan zu ihrer Rettung verfallen: sie wird all' ihre Schmucksachen, ihr Silbergeräth nach dem Leihhause tragen, um mit dem Erbs Frau Charlot, die Unbarmherzige, zu befriedigen. Unerwartet findet sich ein ganz anderer Helfer in der Noth ein. Der ehrliche, ahnungslose Herr Pommeau begegnet der Modeshändlerin in seiner Wohnung, sie erräth bald, wen sie vor sich hat, und überreicht ihren Wechsel. So weit wäre Alles gut, Herr Pommeau ist nicht wenig erschrocken über den Leichtsinn und die Verschwendung seiner Gattin — aber er liebt sie, er vergöttert sie, er wird noch einmal so viel arbeiten und die Schulden ihrer Eitelkeit zahlen. Eine ergreifende Scene spielt sich zwischen ihm und Seraphine ab. Mehr und mehr fallen die Schuppen von den Augen des armen, guten, bethörten Mannes. Sein Vorschlag, daß sie sich einschränken müßten, daß eine andere Führung ihres Lebens nothwendig geworden, macht Seraphine erstarren. Von allen Schrecknissen ist ihr die Armuth das fürchterlichste. Sie, die Löwin, soll eine stille, bescheidene Frau werden, nicht mehr in Seide und Sammet prunken, nicht mehr bei allen Schauspielen die Augen der Männer auf sich ziehen — unmöglich! Zu spät erkennt Pommeau, welch' ein Wesen er in sein Haus aufgenommen und Gattin genannt hat. Eine Verworfenne, die ihre Ehre so wenig achtet, wie die seine; eine Bühlerin, die sich Dem in die Arme wirft, der sie bezahlt! In heller Verzweiflung, da sie ihm den Namen ihres Liebhabers nicht nennen will, stürzt der Unglückliche davon. Das Alles ist mit einem Tiefblick in das Menschenherz erkannt, mit einer Meisterschaft zu dem wahrsten und lebendigsten Ausdruck gebracht, daß diese Scene allein Augier den Rang eines großen Komödiendichters sichern würde. Schade, daß der letzte Act nicht zu dem tragischen Schlusse führt, den unser Gefühl verlangt. Decarnier, der sein tugendhaftes Weib betrogen, ihr Vermögen angegriffen, seinen ältesten Freund schönde verrathen hat, kann, nachdem Alles entdeckt und gestanden ist, nicht mit der bloßen Reue und dem Versprechen der Besserung davonkommen. Gerade, wenn der Dichter ihn gegenüber der herzlosen und leichtfertigen Seraphine, die am Abend des Tages, wo ihre Schuld und Unwürdigkeit an's Tageslicht gebracht worden sind, mit eherner Stirn in den Theatersaal geht, um sich nach den aufregenden Scenen im eigenen Hause zu zerstreuen, als den edleren Menschen hinstellen will, der nur aus Leidenschaft gefehlt, durfte er ihn nicht ein ehloses Leben, im Angesicht seiner Gattin und seines Freundes, dahin schleppen lassen. Hier gab es, wie verbraucht er auch sein mochte, nur den bekannten Pistolenschuß im Nebenzimmer zur Lösung des Conflicts. Mag sie noch so selten in der Wirklichkeit des Lebens, auf Erden eintreten, in dem idealen Reich der Dichtung muß die Gerechtigkeit herrschen. Eine verbrecherische, unwürdige Leidenschaft ist wie das Nessushemd; nur durch seinen freiwilligen Tod kann sich der Held davon befreien. Wir werden irre an dem Dichter, der dem Manne den Pfad der Rettung öffnet, während er ihn, wahr und grausam zugleich, der Frau verschließt. Wenn Seraphine aus der Natur ihres Wesens heraus rettungslos immer tiefer in dem Pfuhl der Sünde versinkt, wie darf Decarnier in den Armen der tugendhaften Therese wieder glücklich werden? Sehen wir aber von diesem Zwiespalt zwischen dem Gefühl des Dichters und dem unsrigen ab, das vielleicht eben so deutsch wie das seine französisch ist, welche Vortrefflichkeit der Charakterzeichnung, welche glückliche und bis in's Feinste durchgeführte Gegen-

überstellung der sittenreinen und der leichtfertigen Frau! Wie leidenschaftlich wallt das Herz Theresens in Liebe und Zorn, in Hingebung und Schmerz über; wie kalt und marmorn bleibt Seraphine den Liebesbetheuerungen Lecarnier's, den jätlichen Ermahnungen, Vorwürfen, Drohungen ihres Gatten gegenüber! Ihr ist Alles gleichgültig bis auf die neueste Mode, bis auf den nächsten Ball. Und wenn man genugsam die Schärfe der Beobachtung bewundert hat, gewahrt man in der Sauberkeit und Sicherheit der Ausführung, in der Bescheidenheit der angewandten Mittel, in der Harmonie der Farben einen neuen Gegenstand des Staunens und des Lobes. Hier ist ein Dichter, sagt man sich, der, voll Geist und Herz, wie Wenige berufen ist, das Amt eines Komödiendichters, eines Censors im großen Stil zu üben und der Zeit ihren Spiegel vorzuhalten.

Den lautesten Wiederhall hat in Frankreich die neueste Dichtung Augier's „Die Fourchambault“ gefunden; seit dem 8. April dieses Jahres, an dem das Stück zum ersten Male auf der Bühne des Théâtre français erschien, hat es bis jetzt während der ganzen Zeit der Ausstellung das Repertoire beherrscht. Das Publicum und die Kritik sind in ihrer Anerkennung einstimmig, und nicht leicht wird sich ein Zuschauer dem fesselnden Reiz des Werkes entziehen. In glücklicher Weise mildert der Dichter den Ernst der Handlung, die Herbitheit des Helden durch einen Zug von Heiterkeit, einen Hauch des Optimismus, der in einem Schauspiel von Augier doppelt warm und sympathisch berührt. Das Grundthema ist oft von den Franzosen behandelt, offenbar weil es nicht nur in der Welt der Bühne, sondern auch in der wirklichen, bei ihnen eine größere Bedeutung hat und häufiger Conflicte innerhalb der Familie hervorrufft als bei uns. Es handelt sich um die Stellung eines unehelichen Kindes. Auf den Gegensatz der beiden Brüder, des unehelichen Bernard und des in der Ehe geborenen Leopold, spitzt sich für die Franzosen das Ganze zu; die Scene des fünften Actes, in der Beide sich auseinandersetzen, in Streit gerathen, Bernard den Großvater Leopold's, der seiner Zeit die Ehe zwischen seinem Sohne und Bernard's Mutter gehindert hat, einen elenden Verläumder, einen Schurken schilt, Leopold ihm den Handschuh in's Gesicht wirft, Bernard, der ältere und darum kältere, seine Wuth bezwingt, dem Beleidiger die Schuld ihres gemeinsamen Vaters mit unwiderlegbaren Beweisen vorführt und endlich auf seine Wange deutend das rasch berühmt gewordene Efface! ihm juruft — diese Scene ist für das französische Publicum der Gipfelpunkt des Stücks, sie hat eigentlich seinen außerordentlichen Erfolg gemacht. Wir Deutsche empfinden anders; es ist nicht das schwächere Spiel unserer Schauspieler, das den Vorgang auf unserer Bühne nicht zu jener hinreißenden Wirkung wie in Paris kommen läßt, unser innerstes Gefühl sträubt sich dagegen, daß ein freches, vom Glück verwöhntes, nichtsnutziges Bürschchen, das die Ruthe verdient, alle seine schlechten Streiche mit einer Umarmung bezahlen und auslösen soll. Keine Frau, kein Mann würden bei uns darnach fragen, ob ein wackerer, siebenunddreißigjähriger Mann, ein doppelter Millionär, Schiffscapitän und Rheder, in der Ehe geboren ist oder nicht; wir nehmen Alle an, daß vor einem solchen Manne ein junger Geck, der Nichts kann als Mädchen verfolgen und das sauer erworbene Geld seines Vaters verspielen, die Augen niederzuschlagen hat und, wenn er sich eine Ungezogenheit gegen ihn herausnimmt, die schwerste Blüthigung verdient. Die Strafe, die ihm Augier zu Theil werden läßt: daß ihn nämlich das Mädchen, dem er seine Hand anbietet, ausschlägt, vermag uns nicht zu befriedigen. Denn er liebt ja Marie Letellier nicht wahr und tief, er wird zu seiner Werbung nur durch seinen Bruder gezwungen; die kleine Beschämung, die seine Eitelkeit erfährt, wiegt seine Unart und Schlechtigkeit nicht auf. Für mich ist der zweite Act der anziehendste und ergreifendste des Stücks: die Unterhaltung zwischen Mutter und Sohn. Frau Bernard war eine arme, hübsche Clavierlehrerin, welche der junge reiche Fourchambault — damals ein lustiger, leichtsinniger Herr, wie jetzt sein Sohn Leopold — eifrig den Hof machte und die Ehe versprach. Sein Vater benutzte die Abwesenheit des Mädchens, das nach Paris gegangen ist, dem Sohn einzureden, seine Geliebte habe noch andern Männern ihre Gunst geschenkt: Fourcham-

bault ergreift diesen Vorwand, um sich aus dem mißlichen Verhältniß zu befreien und sagt sich von der Verführten los. Sie ist zu stolz sich zu vertheidigen; nach der Geburt ihres Kindes widmet sie sich ganz und ausschließlich der Erziehung desselben. Das Glück begünstigt sie, ihre Willenskraft, ihre Unternehmungslust und Geschäftskunde im Verein mit der Thätigkeit, dem Fleiß und der angeborenen Rauheit und Genügsamkeit ihres Sohnes, der nur die Arbeit und die Pflichterfüllung und keinen Genuß des Lebens kennt, erwerben ihnen Beiden ein großes Vermögen. Der Aelther Herr Bernard lebt mit seiner Mutter in Havre in unmittelbarer Nähe der Fourchambault. Herr Fourchambault ist alt geworden, ein wohlhabender Kaufmann, dessen Einkünfte aber von dem Luxus, den kostspieligen Launen seiner Frau und der Niederlichkeit seines Sohnes verschlungen werden. Der Fall eines andern Hauses bringt auch ihn an den Rand des Verderbens, er ist nicht im Stande, eine Zahlung von 240,000 Franken zu leisten. Gib sie ihm! bittet Frau Bernard ihren Sohn. Daß ich ein Narr wäre, mein Geld aus dem Fenster zu werfen, erwidert er. Aber ich will es und Du mußt es thun, antwortet sie sich aufrichtend. Er ist mein Vater! ruft Bernard. Die Kunst, mit der von dem Beginn des Actes bis zu diesem Schluß hin die verschiedenen Scenen und Gespräche auf diesen Accord gestimmt sind, wird nur von der Einfachheit und Schlichtheit, der Lebenswahrheit übertroffen, die uns darin entgegentritt. In diesem Meisterstück ist kein ausgeklügelter Zug, kein übertriebenes oder unpassendes Wort, das Leben selbst scheint es gedichtet zu haben.

Vor diesen fünf stark betonten Interessen tritt das Motiv der Liebe in dem Schauspiel in die zweite Linie zurück. Nicht zum Vortheil des Wertes, das dadurch in dem dritten und vierten Act etwas Schwerfälliges und Schleppendes erhält. Nach der Erklärung der Frau Bernard erwartet man einen Zusammenstoß zwischen den beiden Brüdern und sieht ihn ungeduldig von Scene zu Scene sich verschieben. Zwei junge Mädchen leben im Hause Fourchambault's: die achtzehnjährige Blanche, die Tochter des Kaufherrn, und ein Fräulein Marie Detellier, von der Insel Bourbon, die nach dem Tode ihrer Eltern die Insel verlassen hat, um bei ihrem geringen Vermögen eine Stellung als Gesellschafterin oder Erzieherin in einem reichen Hause zu suchen. Der Bruder der Frau Fourchambault, der auf der Insel weilt, hat das junge und schöne, kluge und willensstarke Mädchen seinem Schwager dringend empfohlen, auf dem Schiffe des Capitäns Bernard hat Marie die Ueberfahrt gemacht. Blanche ist ein kleines, eitles Ding mit einem Herzen, das sie noch nicht entdeckt hat; obgleich sie etwas wie Neigung zu einem jungen Seemann Victor Chauvet, dem Freunde und der rechten Hand Bernard's, spürt, ist sie dennoch Willens, aus der Hand ihrer ehrgeizigen Mutter einen Gatten anzunehmen, den jungen Baron Rastiboulois, den Sohn des Präfecten. Es bedarf der Zureden und Ermahnungen Bernard's, der auf das Gebot seiner Mutter hin mit seinem Gelde Fourchambault vor dem Concurse bewahrt, in das bedrängte Haus als Gesellschafter eingetreten ist und rasch einen entscheidenden Einfluß darin gewonnen hat, und Mariens, Blanche zur Erkenntniß ihres wahren Glückes und ihrer tieferen Empfindungen zu bringen. Diese Scene ist von ebenso reizender wie anmuthiger Führung, indem Bernard und Marie auf das junge, unerfahrene und unreife Mädchen einsprechen, enthüllen sie unabsichtlich vor einander ihr tiefstes Gefühl. Ein Schicksalschlag bringt es zuletzt zum vollen Durchbruch. Der Präfect Rastiboulois benützt die Anwesenheit Mariens im Hause Fourchambault, um die Verlobung seines Sohnes mit Blanche aufzulösen, er beschuldigt Fräulein Detellier eines Liebesverhältnisses mit dem Sohne des Hauses, eines Verhältnisses, das überdies von der Mutter gebuldet und unterstützt werde. Marie hat in der unbekümmerten Harmlosigkeit einer reinen und ihrer selbst-sicheren Natur mit Leopold verkehrt, aber sie ist dem verzogenen und leichtfertigen Glückskinde gegenüber nicht kühl und streng genug gewesen, er hat es gewagt, ihr eine Erklärung zu machen, die an leidenschaftlicher Frechheit und Deutlichkeit Nichts zu wünschen übrig läßt. Wol hat sie ihn abgewiesen, allein wie er sagt: „Der Pfeil sigt“. Genug, die Er-

Klärung des Präfecten hat Marie Letellier in der öffentlichen Meinung vernichtet, es gibt nur ein Mittel, ihre Ehre wiederherzustellen. Bernard unternimmt es, Leopold zu bewegen, ihr seine Hand zu reichen. Wie der alte Fourchambault seine Mutter, so hat der junge nach Bernard's Meinung Marie mit seinen Schmeicheltänsten umgarnt und verlockt. Man fühlt dem Biedermann seinen Schmerz, seinen Ingrimm nach, wie sein Herz voll Zorn und Galle gegen diese übermüthige, goldene Jugend überschäumt! Niedergebonnert von den Erklärungen, den Vorwürfen und bitteren Wahrheiten seines Bruders ist Leopold zu der Heirath mit Marien bereit. Sie aber weist seine Hand stolz und kurz zurück. Da ich ihn nicht genug liebe, um ihn zu heirathen, wer wird noch glauben, daß ich ihn genug geliebt habe, um zu fallen? fragt sie. Jetzt endlich sieht Leopold seine Thorheit, seinen Irrthum völlig ein: sie schlägt mich aus, sagt er, weil sie einen Andern liebt. Damit ist das Geheimniß heraus, Bernard und Marie können nicht länger ihre Liebe zu einander, der Eine unter der Maske der Kälte und Rauheit, die Andere unter dem Vorwande der Dankbarkeit und Verehrung, verbergen. Aber diese Liebe, so rein und edel sie ist, entbehrt des leidenschaftlichen Feuers, das den Zuschauer für das Geschick der Liebenden erwärmen könnte; nicht wirkliche, nur eingebildete Hindernisse stehen zwischen ihnen, wie keine rechte Besorgniß, keimt auch keine innigere Theilnahme für sie in uns auf, der Mangel eines tragischen oder wenigstens tragisch angehauchten Conflictes raubt dem Stücke nach dieser Seite hin die feinere und tiefer gehende Spannung, Marie Letellier kommt über das Epifodenhafte nicht hinaus. Alle Kunst des Dichters vermag sie und ihr Geschick nicht neben Bernard und seiner Mutter zur vollen Geltung zu bringen.

Freilich wird die Schwäche der Fabel — schwach im Vergleich zu der Gedrungenheit der Handlung in anderen Komödien Augier's — durch die unvergleichliche Charakteristik reichlich ausgewogen. Mit Ausnahme des Präfecten, der — vielleicht absichtlich — in die Caricatur hineingezeichnet ist, welche Fülle lebendiger Figuren! Diese eitle, verschwenderische, von einem Aeußersten zum anderen sich überstürzende Frau Fourchambault, heute die Mutter der Grazien, morgen die Mutter der Gracchen, in der bei alledem ein tüchtiger Kern steckt; ihr gegenüber die großherzige, ernst und still in sich verschlossene, trauernde Frau Bernard; zwischen ihnen der schwache, gutmüthige, unentschlossene, jede Willensanstrengung scheuende Fourchambault, den sie Beide, jede in ihrer Weise, lieben; die beiden Söhne: Leopold, der junge, glänzende Herr, voll bestechender Eigenschaften, von bestem Ton und feinsten Haltung, aber ein leichtsinniger, halb schon verdorbener Müßiggänger, skeptisch und blasirt, und Bernard, der in Arbeit, Entbehrung und Groll gegen die Gesellschaft gereifte Mann, ein Held auf seinem Schiffe, ein Garnichts im Salon, eine große Seele in harter, rauher Schale, zuletzt die beiden Mädchen, die zierliche, naive Blanche, die jungfräuliche Marie mit dem ganzen Stolz und Zauber der Unschuldb: so viel Figuren, so viel Menschen! Soll man die richtige Zeichnung, soll man das Spiel der Farben mehr bewundern? Die Sicherheit des scenischen Aufbaus, die Klarheit und Durchsichtigkeit der Sprache vollenden das Kunstwerk. Solchen Dichtungen gegenüber ist es thöricht, nationale Unterschiede, moralische Bedenken — als ob die Moral der „Fourchambault“ nicht viel wahrer, reiner und eindringlicher wäre, als die so mancher deutscher Lustspiele, denen die Pforten unserer Hoftheater sich bereitwillig geöffnet haben! — erheben zu wollen; wie sie sind, mit ihren Vorzügen und ihren Schwächen, gehören sie der Bildung überhaupt, dem Theater aller auf demselben Boden der modernen Kultur stehenden Völker an.

In unserer Stadt hat das Residenz-Theater allmählig das Vorrecht, uns die neuesten französischen Schauspiele vorzuführen, erworben und damit auch die Verpflichtung übernommen, sie in der möglich besten Weise darzustellen. Aber es ist klar, daß deutsche Schauspieler, auch wenn sie Sardou's oder Augier's Komödien spielen, deutsche Schauspieler bleiben müssen. Die genaue Nachahmung der Franzosen — und ich glaube, die Anzügen ahmen ihnen zu sehr nach — beraubt sie ihrer eigen-

thümlichen Vorzüge. Das Schwergewicht einer deutschen schauspielerischen Darstellung wird immer im Ausdruck der Empfindung liegen; mag alles Aeußerliche bis auf den Ton der Stimme herab trefflich und musterhaft sein, es rührt uns nicht, wenn wir Wahrheit und Innerlichkeit vermissen. Dies ist mehr zur Warnung, als zum Tadel gesagt, da man die wackeren Künstler des Residenz-Theaters von gewisser Seite her beständig auf das fremdländische Muster verweist und unpassende Vergleiche zwischen ihnen und den Schauspielern des Théâtre français anstellt. Im Allgemeinen werden die französischen Schauspiele hier, namentlich was das Gesammtspiel, die scenische Anordnung, die Gruppenbildung betrifft, musterhaft aufgeführt. Die Bühne besetzt in Frau Claar-Delia und Herrn Keppler zwei Künstler, die mit großer schauspielerischer Gewandtheit eine bewegliche Phantasie, ein lebendiges Feuer vereinigen; liebt Frau Claar-Delia auch zu sehr für meinen Geschmack die starken Farben, die großmächtigen Worte, sie bleibt immer eine wirkungsvolle, kluge, ihre Kraft wohl berechnende und immer an der rechten Stelle einsehende Künstlerin; läßt Herr Keppler auch zuweilen die schärfere Durchdringung seiner Rollen noch vermissen, fehlt ihm hier und dort noch die vollendet vornehme Haltung: immer fühlt man sich sympathisch von ihm berührt und heute von der Wahrheit und Verständigkeit, morgen von dem Gefühlvollen seines Spiels gefesselt und ergriffen. In den beiden Augier'schen Komödien — in der „armen Edwin“ spielte Frau Claar-Delia die Theresie, Herr Keppler den Bordonnon, in den „Fourchambault“ sie die Frau Bernard, er ihren Sohn — haben sie sich wieder einmal auf das Glänzendste bewährt, ich bezweifle, daß irgend eine andere Bühne der Hauptstadt ihnen auf diesem Boden des französischen Gesellschaftsdrama's ebenbürtige Leistungen gegenüberstellen könnte. Als Dritte gesellte sich in der Darstellung der „Fourchambault“ Frau Olga Lewinsky-Precheisen in der Rolle der Marie Letellier ihnen zu, die mit ebenso viel Geist wie Amuth den heitern Stolz und die verschwiegene Liebe dieser reizvollen Gestalt verkörperte. Wie natürlich ist es, daß solche Schauspiele, so dargestellt und interpretirt, vor allen anderen den Preis erhalten! Ist die deutsche Dramatik der letzten Jahre doch nicht einmal im Stande, auch nur den Wettkampf mit ihnen zu versuchen, an einen Sieg ist gar nicht zu denken. Das ist traurig und beschämend, aber der Weg zur Besserung geht nur durch die Beschämung, durch die Erkenntniß unserer Fehler.

Karl Frenzel.

### Die Schillerpreise.

Mit aufrichtiger Freude begrüße ich die Thatsache, daß am 10. November d. J. nach längerer Pause der Schillerpreis endlich wieder ertheilt worden ist. Erklärt sich die begutachtende Commission außer Stande, ein Drama oder einen Dramatiker zu krönen, so schlägt, was zur Ermunterung der dramatischen Kunst gestiftet wurde, zu deren Erniedrigung und Beschämung aus. Freilich, wer möchte es leugnen: über dieser Kunst stehen im Augenblicke keine günstigen Sterne. Aber eben darum müssen die Maßstäbe sich ändern, die Anforderungen weniger strenge werden. An dem Urtheile der Commission wird ohne Zweifel gemäkelt werden: woran würde in Deutschland nicht gemäkelt! Alle, welche ihrerseits auf einen Preis Anspruch zu haben glaubten, alle ihre näheren und ferneren Freunde und wen diese direct oder indirect in Bewegung setzen können — alle die unverbesserlichen Besserwitzer, die überall zur Hand sind, um ungefragt ihre Meinung zu sagen, und die zahlreiche Secte Derer, welche in ästhetischen Dingen stets zu tadeln pflegen, weil das sicherer ist und mehr Autorität gibt: — alle Diese werden laut oder leise eine mehr oder weniger abfällige Kritik üben. Aber wer je an solchen Berathungen theilgenommen hat, wer den



Wußt kennt, aus welchem bei solchen Gelegenheiten das Preiswürdige herausgefunden werden muß, wer an die zufälligen Majoritäten denkt, durch welche oft solche Beschlüsse gefaßt sind: der wird sich gern eines eigenwillig individuellen Urtheiles enthalten und die von berufenen Richtern nach bestem Wissen und Gewissen und, wie man auf den ersten Blick sieht, ohne jede landsmannschaftliche Vorliebe oder locale Rücksicht ausgezeichneten Dichter mit Beifall begrüßen.

Denn Dramatiker sind diesmal gekrönt worden, nicht Dramen. Da vor drei und sechs Jahren eine Krönung nicht stattfand, so hatte man über drei Preise zu verfügen: und diese sind an die Herren — ich nenne sie in alphabetischer Reihe — Anzengruber, Nissel, Wilbrandt verliehen worden.

Man wird hier kein Zurückgreifen auf Anzengruber's frühere Leistungen erwarten: die Volksstücke „Der Pfarrer von Kirchfeld“ (1871), „Der Meineidbauer“ (1872), „Die Kreuzelschreiber“ (1872) waren seine ersten Erfolge, und man darf wol sagen: er hat sie nicht mehr übertroffen. „Elsriede“ (1873) und „Die Tochter des Wucherers“ (1873), die sich dem städtischen Leben zuwandten, waren keine glücklichen Griffe. „Der G'wissenswurm“ (1874) lenkte wieder ein auf ein Gebiet, welches dem Verfasser ganz genau bekannt ist: er stellt uns Bauern hin von einer solchen Verbtheit und Wahrheit und doch Figuren von so symbolischem Charakter, daß man ein Unübertreffliches vor sich zu haben glaubt. „Hand und Herz“ (1875) ist eine graufige Tragödie, im Grundmotiv so crass, daß wol kaum an Aufführung gedacht werden kann; die Handlung ist in die Schweiz verlegt; die Bauern sprechen hochdeutsch; man hat nicht völlig den Eindruck der Treue. „Doppelselbstmord“ (1876) hinwiederum ist eine äußerst lustige Posse: zwei Bauern, in der Jugend eng befreundet, dann verfeindet, deren Kinder es aber durchsetzen, die Väter zu veröhnen und selbst ein Paar zu werden.

„Der ledige Hof“ (1877) greift tiefer: ein ähnliches Problem wie in „Hand und Herz“, nur weniger tragisch gewendet. Dort ist ein Weib durch schreckliche Schicksale zur Doppellehe verführt; der greuliche erste Mann kehrt zurück; alle drei gehen zu Grunde. Hier hat der Großnecht Leonhard Aussicht, die Bäuerin vom ledigen Hof, Agnes Bernhofer, zu erringen; aber es ergibt sich, daß ein anderes Mädchen, Therese, ein Kind von ihm hat. Agnes sucht sie auf; sie findet ein sehr gewöhnliches Geschöpf. Zurückgekehrt, gibt sie dem Leonhard Gelegenheit zu einem aufrichtigen Bekenntniß, aber er sagt Nichts; er bleibt „jalsch“. Sie hat die Empfindung, sich rächen zu wollen; und in einer Art von Raserei der Enttäuschung und des Zornes schickt sie ihn mit einem unbedeutenden Auftrag über den See, obgleich ein fürchterliches Unwetter im Anzug ist. Die Situation, wie dieses Unwetter kommt, wie gleichgültige Gespräche dabei geführt werden, wie Agnes nun voll Angst um den Geliebten ist, wie sie dann den schon todt Geglaubten, dennoch Rückkehrenden begrüßt, gehört zu dem Erschütterndsten, was man sehen kann. Aber zwischen ihr und Leonhard ist doch Alles aus: er geht nach Amerika. Doch kommt Therese und bietet das Kind an: sie ergreift es als einen Ausweg. Dem Kinde soll künftig der Hof gehören.

Die Charakteristik ist weniger reich als in früheren Stücken des Autors. Die Probleme sind weniger tief erfaßt. Sehr lobenswerth, daß Anzengruber nicht wehmüthig die Menschen sich veröhnt in die Arme fallen läßt. Aber ihr Auseinandergehen ist doch nicht genügend motivirt; es bleibt eine unnöthige Härte. Man empfindet auch nicht, daß Agnesens Leidenschaft für Leonhard so groß war, um jeden weiteren Liebesgedanken für alle Zeit erstickten zu müssen. Der Schluß ist eigentlich so, als ob Leonhard im See umgekommen wäre.

„Das vierte Gebot“ (1878) steht auf der Höhe dessen, was Anzengruber kann; ja sein Können ist erweitert. Wenn er in der Sphäre des höheren Bürgerthums nicht glücklich war: hier hat er gezeigt, daß er Sprache, Denkart, Charakterformen des niedrigen Bürgerthums vollkommen beherrscht. Er hat sich damit ein neues Gebiet erschlossen. Das Thema ist allerdings entsetzlich: Kinder, die an ihren Eltern

zu Grunde gehen, und dies mit einer solchen Unbarmherzigkeit geschildert, daß man schaudert. Alles, was Wienerisch redet, ist ausgezeichnet; die wenigen hochdeutsch Redenden kommen nicht völlig heraus, und es finden sich verletzende Züge, mit denen Nichts verhöhnt. Ueberall jedoch echt dramatisches Leben und zum Theil bewundernswürdige Macht. Anzengruber versteht es wie Wenige, nicht bloß durch Reden, sondern auch durch Situationen und Handlungen zu charakterisiren.

Die letzten Stücke Anzengruber's, alle aus dem Jahre 1878 — „Ein Faustschlag“ (Arbeiter gegen ihre Fabriks Herren, mit verfühnendem Schluß), „s Jungferngift“ (Bauernkomödie, allzu possenhaft mit ganz unmöglicher Caricatur eines Gelehrten), „Alte Wiener“ (eine Reihe von Typen, Gutmüthigkeit, Frechheit, Leichtsin, Spaßgier ausdrückend) — stehen weniger hoch, als die beiden vorhergenannten. —

Wenn Franz Rissel unter den Bekrönten erscheint, so hat er dies ohne Zweifel seinem neuesten Trauerspiel „Agnes von Meran“ (1877) zu danken.

Agnes von Meran ist die Braut des Königs Philipp August von Frankreich; sie weiß nicht, daß er vorher mit Ingeburg von Dänemark vermählt war; deren Kälte hat ihm unüberwindlichen Abscheu eingeflößt, eine geistliche Versammlung hat die Ehe wegen zu naher Verwandtschaft aufgelöst; aber der Spruch ist vom Papste verworfen, der Cardinal-Legat Pierre von Capua vertritt die Rechte Ingeburg's und erscheint als unbequemer Mahner vor dem König. Ingeburg selbst wird in Haft gehalten; es gelingt ihr aber zu entkommen, an dem Tage von Agnesens Vermählung tritt sie an diese heran und offenbart ihr die Wahrheit. Der König hat jedoch seine geliebte Braut mit einer solchen Gluth der Leidenschaft zu erfüllen gewußt, daß sie ihm dennoch zum Altar folgt und damit das Verhängniß über ihn und sich herausbeschwört. Der Papst belegt Frankreich mit dem Interdict; das Volk empört sich; Alles verläßt den König; tiefe Schwermuth ergreift ihn; Agnes, um ihn zu retten, ersucht sich. Ingeburg soll noch einmal als Königin anerkannt werden, dann aber sich in ein Kloster zurückziehen. Das Stück ist nach einem vernünftigen Plan in schöner, gebildeter, für meinen Geschmack etwas zu gleichmäßig gehobener Sprache geschrieben. Es enthält eine Reihe wirksamer Situationen, worunter das Zusammenreffen der beiden Frauen obenansteht; aber die Personen sind wenig mit bezeichnenderen Zügen ausgestattet; nur zwischen den Königinnen schafft die große Verschiedenheit ihrer äußeren Lage einen starken und ergreifenden Contrast. Alle leiden an einer Rebeseligkeit und einem Wortreichthum, welcher Einschränkung fordert und auch wol verträgt. —

Unter Wilbrandt's letzten Stücken ragt die „Kriemhild“ hervor: sie gehört zu dem besten, was er überhaupt gemacht hat und bezeichnet eine eigenthümliche Phase in dem Wiederaufleben des Stoffes.

Die älteste Gestalt der Nibelungen Sage ist ganz durchsetzt mit Elementen des germanischen Heidenthums. Götter, Riesen, Zwerge, Drachen sind darin verflochten; Verzauberung, Gestaltwechsel, Vergessenheitsstrank werden als Hebel der Handlung gebraucht. So wie aber die Sage im Nibelungenliede vorliegt, hat sie schon einen rationalistischen Reinigungsproceß erlebt; die Aufklärung des zwölften Jahrhunderts hat jene Bestandtheile, sie hat überhaupt das Wunderbare, wo nicht verdrängt, so doch abgeschwächt. Das Menschliche überwiegt, das Uebermenschliche schwindet zum großen Theil. Aber was auch damals nicht erreicht wurde, ist die Einheit der Sage: in der ersten Hälfte des Liedes erscheint Siegfried als Held, in der zweiten ist es Kriemhild; die Kriemhild des ersten Theiles ist eine andere, als die des zweiten; dem jarten Mädchen des Anfanges trauen wir die graufigen Thaten des Endes nicht zu. König Egel, Rüdiger, Dietrich von Bern und die anderen östlichen Helden, die sich um Egel gruppiren, treten erst mit dem zweiten Theile in die Action ein; burgundische Helden des ersten Theiles verschwinden und andere werden neu eingeführt. Kurz, die eigenthümliche Entstehungsweise des Gedichtes hat überall ihre Spuren zurückgelassen; ein großer energischer Dichter ist nicht über den Stoff gekommen, der ihn selbständig durcharbeitet und neu einheitlich gestaltet hätte.

Den schon im zwölften Jahrhundert menschlich gewordenen Stoff hat Richard Wagner wieder in's Unmenschliche und Uebermenschliche zurückgestoßen; er hat den kindischen Apparat einer Zauberposse hineingepflanzt und seinen Göttern und Helden eine Höheit der sittlichen Anschauung verliehen, wie sie unseres Wissens das germanische Heidenthum niemals kannte.

Wilbrandt schlägt, und mit vollstem Rechte, gerade den entgegengesetzten Weg ein. Er strebt nach Einheit, Milde, Menschlichkeit. Er hat es fertig gebracht, in drei gewaltigen Acten den Stoff zu bezwingen und kein wesentliches Motiv des Viebes fallen zu lassen; der zweite Act spielt ein Jahr später als der erste; der dritte um ein Jahr später als der zweite. Der erste endigt mit Siegfried's Tode. Der zweite führt zur Enthüllung Hagen's als des Mörders; zugleich faßt Kriemhild den Entschluß der Rache und nimmt Hgel's Werbung an. Der dritte schildert Empfang und Tod der Burgunden zu Hgelburg, er schließt mit dem Tode Kriemhild's.

Alles Uebermenschliche ist fort. Die geheimnißvolle Brunhild kommt gar nicht auf die Bühne, was sehr wohl motivirt wird; man erfährt doch, daß sie den Siegfried liebt und daß er um ihretwillen getödtet wird, daß sie bei seinem Tod in Wahnsinn fällt und wieder hergestellt wird: warum das Letztere, verstehe ich nicht.

Milde, des Schrecklichen wird erreicht durch die Liebescene zwischen Siegfried und Kriemhild im ersten Act; durch die Liebesepiöde zwischen Giselher und Dietrich, Müdiger's Tochter, in allen dreien; durch die specielle Motivirung der hereinbrechenden Rache im dritten Acte: Kriemhild ist eben durch Giselher weicher gestimmt, als Hagen's herausfordernder Troß sie völlig außer Fassung bringt, sie schlägt ihm den Helm vom Haupte, er hebt sein Schwert gegen sie, Blödel will sie vertheidigen und fällt von Hagen's Hand. Der weitere Kampf geht hinter der Scene vor sich: Hagen ist zuletzt allein übrig und wankt zum Tode getroffen auf die Bühne; des letzten fürchterlichen Streiches von Seiten Kriemhild's bedarf es nicht. Diese selbst aber ist schon zu Anfang des Actes krank und siecht dahin; von allem erlittenen Gräßlichen überwältigt, stirbt sie; und Hgel fählt: „Sie war nur Siegfried's Weib“.

Die Rache ist Kriemhilden durch eine gespenstische Erscheinung von Siegfried's Haupt geboten, die man vielleicht angreifen wird. Ich weiß nicht, wie man es kann, wenn man den Geist von Hamlet's Vater zugibt. Der Dichter hat überdies Alles gethan, um die Erscheinung möglichst in die Region der subjectiven Vision herabzudrücken. Er zeigt uns weiter in dem Charakter der Kriemhild von vornherein die dunkle Seite: ihr wildes Burgundenblut ist nur durch Siegfried sanft geworden; in ihrer Liebe zu Siegfried ist ein Uebermaß, welches den Zorn der Götter herausfordern zu müssen scheint: „Ich wollte für Dich sündigen und sterben“, sagt sie.

Im Anfange des ersten Actes haben wir ein Ensemble fast des gesammten Personales. Hgel hat die Burgunden besucht, er nimmt soeben Abschied und wird sehr geschickt zur Exposition benützt. Seine barbarische Schlaubeit durchschaut das Mißverhältniß zwischen Günther und Brunhild, den Neid Hagen's gegen Siegfried, und bringt Alles, was er weiß, plump neckend zur Sprache. Er hat entschiedene Sympathie für Kriemhild. Er ist voll Bewunderung für Siegfried: diese neidlose Anerkennung ist seine Größe und macht begreiflich, daß Kriemhild später seine Hand nicht zurückstößt.

Den Dietrich von Bern und seine Reden hat der Verfasser weislich weggelassen. Die unbequemen drei burgundischen Könige konnte er nicht los werden; aber er verstand es, aus der Noth eine Tugend zu machen: Günther erscheint hier gar nicht so kläglich wie sonst: Giselher behält allen Zauber schuldbloser herzbewegter Jugend; und selbst eine so kleine Rolle, wie Gernot, kommt zu eigenthümlicher Geltung. Die Charakteristik finde ich überhaupt meisterhaft: eine Fülle bezeichnender Züge steht dem Dichter zu Gebote, charakteristische Worte und Thaten finden sich überall ein. Nirgends herrscht Schönrederei. Altdeutsche Lieder sind vortreflich benützt. Die Liebescenen haben gar nichts Banales. Eine enthusiastische Schmeichelei

Kriemhild's erwidert Siegfried mit dem Worte: „Mir scheint, Du liebst mich“ — vielleicht muß man es im Zusammenhange lesen, um zu begreifen, wie es mich entzückt hat. Ueberhaupt Siegfried, diese sorglose Egmont-Natur voll Kraft, Stolz, Gerechtigkeit, Frische, Humor, Zärtlichkeit — man begreift, daß er die Menschen unwiderstehlich mit sich fortreibt, wo ihm nicht Eifersucht und Neid gegenüberstehen. Hagen ist vielleicht zu sehr erniedrigt: sein Neid auf Siegfried nimmt im letzten Acte kleinliche Formen an; aber auch diese Kleinlichkeit finde ich sein erwoogen; wahrhafte Größe weiß Nichts von Neid.

Um wie viel lieber würde ich eine Abhandlung schreiben über Wilbrandt's „Kriemhild“ statt eine kurze Notiz. Ich habe sie wiederholt gelesen, bin aber noch so in staunender Freude über das Ganze, daß ich vielleicht zu wenig Augen für einzelne Fehler habe. Nur der Echo-Effect im ersten Acte störte mich gleich und ist mir durch erneute Lectüre nicht angenehmer geworden: solche Kunststücke waren für die Jesuitenkomödie gut, ich glaube nicht, daß wir sie wieder aufnehmen dürfen. Auch der Schluß des zweiten Actes enthält eine Concession an die Darstellerin der Kriemhild und an den etwaigen Unverstand der letzten Galerie, welche eines so bedeutenden Werkes nicht würdig ist. Kriemhild sagt zu Rüdiger: „Nun bin ich Euer“ und dann zu Siegfried's Sarg gewendet: „Dein!“ Dieses lyrische „Dein“ schlage ich unbedingt vor, zu streichen. Ich hoffe, daß nicht mehr derartige kleinliche Effecte in der Tragödie drin stecken: sie sind, da man doch immer schneller liest, als gespielt wird, oft erst bei der Aufführung zu merken. Daß mir die Bühnencontrole, die jedes Urtheil über Schauspiele bedarf, bald ermöglicht werde, ist mein lebhafter Wunsch. Aber nicht jede Aufführung an jeder Bühne kann für eine wirkliche Controle gelten.

Wilhelm Scherer.

## Literarische Rundschau.

### Dohm's Lafontaine - Uebersetzung.

Lafontaine's Fabeln, übersetzt von E. Dohm, illustriert von G. Doré. 2 Bände.  
Berlin, W. Möser's Hofbuchhandlung.

Wie man überhaupt in Deutschland im vorigen Jahrhundert anfangs unter dem Einfluß der großen französischen Schriftsteller des vorangegangenen Zeitalters stand, so war auch Lafontaine sehr beliebt und wurden seine Fabeln von Hagedorn, Gellert, Gleim, Lichtwer, Pfeffel u. A. mannigfach bearbeitet und nachgeahmt, bis Lessing in seinem Streben nach Reinhaltung der Gattung unter dem Einfluß des Aesopischen Musters einen einfachen und schmucklosen Typus aufstellte, bei dem es nur darauf ankam, die Moral möglichst schnell und deutlich aus der Erzählung hervorspringen zu lassen. Obgleich er meint, daß er Nichts gegen Lafontaine, „dieses sonderbare Genie“, habe, sondern nur gegen seine Nachahmer und blinden Verehrer, so war mit seiner Definition doch über die Lafontaine'sche Fabel der Stab gebrochen. Wie der Dichter im Leben sich um Regel und Disciplin wenig kümmerte, sondern seinem Amüsement nachging, so war er auch in seinen Fabeln ein Uebertreter der Geseze, in denen eine nur die Alten verüffichtigende Kunstkritik das Wesen des Apologs erblickte. Er ist zwar auch von der Theorie beherrscht, daß man bei dieser Dichtungsart belehren und ergöhen müsse, „*conten pour conter me semble peu d'affaire*“; in Wahrheit aber gefällt er sich im Fabuliren als solchem und ist nicht selten in Verlegenheit, am Schluß die Lehre aus seinem Bericht zu ziehen. „*Contons bien, c'est le point*“, und so führt er denn nicht selten ohne weiteren Nebenzweck mit epischer Behaglichkeit und dramatischer Lebendigkeit Hunderte kleiner Scenen aus dem großen Gemälde der Natur und des Menschenlebens vor Augen. Lessing drückt das so aus, daß er die Fabel „zu einem anmuthigen poetischen Spielwerke“ gemacht habe, „er bezauberte“, und das ist für uns andere unbefangene und ungelehrte Leute immerhin ein Lob, das man nicht eben jedem dichterischen Producte, auch nicht den nach der Regel gemachten Fabeln Lessing's, nachrühmen kann. Dessen abfälliges Urtheil blieb indeß in Deutschland im Ganzen maßgebend und da auch die Romantiker in dem Apolog vor Allem nicht das epische und naive, sondern das lehrhafte Element vor Augen hatten, so dehnten sie die Geringschätzung, welche sie der didaktischen Poesie überhaupt zu Theil werden ließen, auch auf die Fabel aus; man behandelte sie als ein untergeordnetes Genre, in dem sich nur selten noch der eine und andere unserer Dichter versuchte. Die Fabel blieb bei uns nur mehr ein Gegenstand der Forschung für Gelehrte, welche ihrer Verwandtschaft mit dem Thierepos, ihrem ersten Auftreten und ihren mannigfachen Wandlungen bei den verschiedenen Nationen des Orients und Alterthums nachgingen.

Anderer Völker denken von der Fabel weniger gering und Kryloff z. B., den seine Landsleute den russischen Lafontaine nennen, ist durch seine Fabeln der vorzugs-

weise populäre und nationale Dichter geworden und hat sie zugleich als satirische Waffe gegen administrative und sociale Mißbräuche benützt. Auch bei den romanischen Völkern hat sich die Fabel, wie LaChambeaudie und Biennet zeigen, noch in unserem Zeitalter größerer Gunst erfreut, und die Beliebtheit LaFontaine's in Frankreich hat sich seit zwei Jahrhunderten gleich erhalten, eher noch gesteigert. Er ist dort nicht nur die Milch des ersten Kindesalters, sondern auch das Brot des reifen Mannes; von keinem Dichter existiren dort so viele geflügelte Worte, weil alle Welt ihn halb auswendig weiß. Ein Boileau, der ihn und die Fabel aus seiner „Art poétique“ verbannte, ein Lamartine, der dem bonhomme den Proceß zu machen versucht hat, gehören zu den verschwindenden Ausnahmen; vielmehr haben Männer auf den verschiedensten Standpunkten, Fénelon und Voltaire, LaHarpe und Créüse, Champfort und St. Marc Girardin in seiner Anerkennung gewetteifert, Waldenaer hat ihm eine dieser umfangreichen, auf umfassenden Studien beruhenden Biographien gewidmet, wie wir sie sonst nur von Engländern gewöhnt sind; Moland, Pauly u. A. haben, in Erwartung der großen Edition in den „Grands Ecrivains de la France“, verdienstliche Ausgaben publicirt, und wenn die Zeitgenossen noch Bedenken trugen, ihn den größten literarischen Sternen des Zeitalters Ludwig's XIV. anzureihen, so hat Sainte-Beuve ihn den französischen Homer genannt. Laine, der seine Laufbahn mit einer Abhandlung über LaFontaine begann, hat, gestützt auf eine umfangreichere Kenntniß der bezüglichen Literatur bei den verschiedenen Völkern, als sie Lessing besaß, von der Fabel eine umfassendere Definition gegeben und neben dem didaktischen Aesopischen Genre noch die kindliche Fabel des Mittelalters und die poetische LaFontaine's als selbständige Arten hingestellt.

Die Popularität der Bossuet und Boileau, Corneille und Racine hat abgenommen, sie werden noch bewundert, aber ihr literarischer, politischer, religiöser Standpunkt ist ein anderer, ihre ganze Weltanschauung ist durch eine Kluft von der unsrigen getrennt, bei ihrem Werk ist der Theil, der speciell ihrem Zeitalter angehört, in ihm wurzelt und auch nur von den Zeitgenossen ganz gewürdigt werden konnte, ein unverhältnißmäßig großer; bei LaFontaine tritt, wie bei Molière, das specifisch Französische des 17. Jahrhunderts nicht so vorherrschend auf und Beide sind darum auch den Späteren noch verständlicher und zugänglicher geblieben. Gerade weil wir es bei LaFontaine mit allgemein menschlichen Eigenschaften zu thun haben, die, wenn auch unter verschiedenen Formen, im Wesentlichen dieselben bleiben, weil wir bei ihm Lehren der Lebensklugheit und eine Menschenkenntniß treffen, die selbst gewissermaßen nur das Ergebnis einer in langen Perioden bei verschiedenen Nationen geschöpften und in den Fabeln eines Aesop, Phädrus, Bidpai u. A. niedergelegten Erfahrung und volksthümlichen Weisheit sind, findet sich bei ihm verhältnißmäßig nur wenig Veraltetes; das Meiste ist noch ebenso frisch, lebendig, wahr wie vor zwei Jahrhunderten. Ja manche seiner Eigenschaften und Vorzüge sind wir geneigt und im Stande mehr herauszufühlen und zu schätzen, als selbst die Zeitgenossen. Wir haben mehr Sinn für das Natürliche, Ungezwungene, Naive: und wenn das Jahrhundert Ludwig's XIV. vorzugsweise mit dem Menschen als moralischem und socialem Wesen sich beschäftigte, wenn unter dem Einflusse des Cartesius damals selbst die Gebildeten in der Natur einen unbelebten Mechanismus, in den Thieren nur höhere Maschinen sahen, so bringen wir dem Gesamtleben des Univerfums eine ganz andere Sympathie entgegen und rechnen es dem Dichter doppelt an, daß er mit den Pflanzen und Thieren zusammenlebt, daß er Allem, was athmet und vegetirt, Gefühl und Sprache geliebt und seine Liebe auch auf die sogenannten unbelebte Schöpfung ausgedehnt hat. In einer Zeit, wo die meisten seiner Genossen nur an Hof und Stadt, an Salon und Gesellschaft dachten, hat er, der Sohn eines Forstmeisters und selbst eine Zeitlang mit dem Amte seines Vaters bekleidet, am murmeln den Bache, auf grüner Wiese sich seine Inspiration geholt und für die Poesie des Waldes, der fruchtbaren Weizenbreiten seiner Beauce'schen Heimath ein Auge gehabt. —

Es war zu wünschen, daß ein Dichter von dieser Bedeutung, der eben doch in

der Weltliteratur einen Platz hat, auch uns Deutschen wieder näher gebracht und von uns besser gewürdigt wurde. Einen Schritt dazu that vor Kurzem A. Laun durch eine für das größere Publicum recht brauchbare Ausgabe der gesammelten Fabeln (Heilbronn 1877—78, 2 Bände) mit Einleitung und deutschem Commentar, worin alle veralteten Ausdrücke, selteneren Wendungen, Anspielungen erklärt, Aesop und andere Quellen zur Vergleichung herangezogen sind. Ganz der Unfrige werden aber konnte der Dichter erst dann, wenn er einen seiner würdigen Uebersetzer fand und so zugleich eine empfindliche Lücke in unserer sonst so reichen Uebersetzungsliteratur ausgefüllt wurde. In diese Lücke ist nun E. Dohm getreten. —

Eine Verdeutschung Lafontaine's bietet allerdings so außerordentliche Schwierigkeiten, daß nur ein Sprachkünstler ersten Ranges sie zu bewältigen hoffen durfte. Die Fabeln scheinen so leicht, selbst mit einer gewissen Nachlässigkeit hingeworfen, und wenn man den Dichter sich rühmen hört, daß er die eine Hälfte seines Lebens mit Schlafen, die andere mit Nichtsthun verbringe, könnte man meinen, daß die Gedichte mit Hilfe seiner glücklichen Phantasie mühelos entstanden seien; und doch sind sie das Erzeugniß eines sehr langsamen Reisens. Man weiß, wie dem Dichter von seiner reichen Lectüre zuerst nur ein allgemeiner, lebhafter Eindruck übrig blieb, wie er dann die Einzelheiten zusammensagte, besserte, ausstrich und immer wieder umschrieb, bis zuletzt der poetische, prägnante, originelle Ausdruck gefunden war. Die Einfachheit und Natürlichkeit ist auch hier nur das Ergebnis sorgfamer Kunst. Zudem gebietet er über einen ungewöhnlich reichen Wortschatz. Aus der Sprache der Fabliaux, aus Marot, Rabelais u. A. nimmt er eine Menge bezeichnender, alterthümlicher, darum oft naiv und treuherzig anklingender Wörter, anschauliche Bilder, und wenn er daneben über den ganzen Reichthum des damaligen Pariser Französisch verfügt, so weiß er auch noch durch Provinzialismen seiner Heimath seinem Idiom einen localen, ländlichen Ton und Beigeschmack zu geben. Bald sinkt die Sprache bis zur gewöhnlichen des alltäglichen Lebens herab; bald ist der Ausdruck schelmisch, altfränkisch, feierlich, malerisch; die Klippe für französische Poesie, die Einförmigkeit des rhetorischen Pathos hat er dabei glücklich umschifft. Endlich ist der Versbau sehr fließend, kunstvoll, sich allen Wendungen des Gedankens anbequemend; onomatopoeische Ausdrücke, Anklänge an Alliteration sind nicht selten. Durch die Art, wie er die Cäsur anwendet, durch das gelegentliche Ueberspringen des Sinnes von einem Verse zum anderen hat er dem Alexandriner viel von seiner Steifheit genommen. Nicht viele Gedichte haben durchweg das gleiche Metrum, in den meisten wechselt die Zahl der Verszeilen in mannigfachen Verschlingungen. Für ein ausgeführtes Gemälde, für die gewöhnliche Erzählung, für wichtige Reflexionen ist der volle Zwölffüßler die Regel, im Dialog aber, bei Zwischenbemerkungen des Dichters, im rasch fortlaufenden Bericht verkürzt sich der Vers und wechselt die Sylbenzahl.

Mit Recht hat Dohm bei unserem Dichter, der mehr durch Formvollendung als durch Erfindungsgabe hervortragt, an seine Uebersetzung nach dieser formalen Seite die höchsten Anforderungen gestellt, sich bemüht, sich bemüht, alle Stileigenheiten des Originals, bis in die Kühnheiten und Nachlässigkeiten desselben hinein, genau wiederzugeben, die Versfüße und Reime der Copie nach Zahl und Charakter der des Musters nachgebildet, damit die Uebersetzung wie ein vollkommen gelungener Abguß und Abdruck erschiene; er hat sich dabei auch in Betreff des Inhaltes der größtmöglichen Treue — nicht immer des Buchstabens aber des Sinnes — beflissen und schließlich ein leicht hinfließendes, die aufgewandte Mühe und Schwierigkeit nicht mehr zeigendes, sich fast überall wie ein Original lesendes Kunstwerk geschaffen, wie das eben nur nach gewissenhafter Arbeit und liebevoller Vertiefung ein Mann vermag, der selbst ein formgewandter, mit seinem Sprachtact begabter Dichter ist und zugleich eine gewisse Wahlverwandtschaft mit Lafontaine's Genius hat. Auch Laun hat seiner Ausgabe die Uebersetzung einiger Fabeln angehängt und es läßt sich erwarten, daß er nur solche gewählt hat, bei denen er mit seiner Arbeit zufrieden war. Nehmen wir gleich die erste:

La cigale ayant chanté  
 Tout l'été,  
 Se trouva fort dépourvue,  
 Quand la bise fut venue;  
 Pas un seul petit morceau  
 De mouche ou de vermisseau.  
 Elle alla crier famine  
 Chez la fourmi, sa voisine,  
 La priant de lui prêter  
 Quelque grain pour subsister  
 Jusqu'à la saison nouvelle,  
 Je vous paierai, lui dit-elle,  
 Avant l'ôût, foi d'animal,  
 Intérêt et principal.  
 La fourmi n'est pas prêteuse:  
 C'est là son moindre défaut, —  
 Que faisiez-vous au temps chaud?  
 Dit-elle à cette emprunteuse, —  
 Nuit et jour à tout venant  
 Je chantais, ne vous déplaîse. —  
 Vous chantiez! j'en suis fort aise.  
 Eh bien! dansez maintenant.

Sie lautet bei Laun:  
 Ein Grillchen zirpt' und sang  
 Den ganzen Sommer lang,  
 Doch als es Winter war,  
 Da fand sich's aller Nahrung bar,  
 Ihm blieb auch nicht das kleinste Stück  
 Von Flieg' und Wurm zurück,  
 Halb todt vor Hunger lief es hin  
 Zur Ameis, seiner Nachbarin,  
 Und bat sie, ihr zum Leben  
 Ein wenig Korn zu geben,  
 Auf Sorg, nur bis zur Sommerzeit,  
 Im Juli wär' sie gern bereit  
 In einem Mal  
 Ihr zu erstaten Zins und Capital.  
 Ameisen sind zum Vorgen,  
 Man weiß es ja, nicht gern bereit,  
 So sprach sie denn zum Fräulein Ohne Sorgen:  
 „Was machten Sie zur Sommerzeit?“  
 „Ich sang bei Tag und Nacht,  
 Weil's Allen Freude macht.“  
 „Sie sangen? Eine große That!  
 So tanzten Sie, das ist mein Rath.“

Wie man sieht, ist bei dieser wohlgemeinten Reimschmiederei auch nicht einmal der Versuch gemacht, den metrischen Bau des Französischen nachzuahmen und die Länge der Verse wechselt da, wo das Original keinen Anlaß dazu bietet. Von Ausdrücken wie „in einem Mal“, „Fräulein Ohne Sorgen“, „eine große That“ steht im Text Nichts, dagegen sind andere, wie *foi d'animal* unübersezt geblieben, die Wiedergabe von *avant l'ôût* durch „im Juli“ sieht zwar sinngetreu aus, ist aber äußerst ungeschickt. Bei Dohm lautet dieselbe Fabel:

Grillchen, das den Sommer lang  
 Zirpt' und sang,  
 Sitt, da nun der Winter droht,  
 Harte Zeit und bitter Noth:  
 Nicht das kleinste Würmchen nur,  
 Und von Fliegen keine Spur!  
 Und vor Hunger weinend leise  
 Schlich's zur Nachbarin Ameise,  
 Fleht sie an, in ihrer Noth  
 Ihr zu leih'n ein Körnlein Brot,  
 Bis der Sommer wiederkehre.  
 „Glaub' mir — sprach's — auf Grillen-Ehre,  
 Vor dem Erntemonde noch zahl'  
 Zins ich Dir und Capital.“ —  
 Aemäßen, die, wie manche lieben  
 Leute, das Verleihen haßt,  
 Fragt die Borgerin: „Was haßt  
 Du im Sommer denn getrieben?“ —  
 „Tag und Nacht hab' ich ergeht  
 Durch mein Singen alle Deut'.“  
 „Durch Dein Singen? — Sehr erfreut!  
 Weißt Du was? Dann — tanze jeht!“



Die Uebersetzung hat bei aller Freiheit im Einzelnen den Vorzug größerer Wörtlichkeit, gibt das Hüpfende, Leichte, Gefällige des Originals wieder und lehnt sich in der Form an dasselbe so genau an, daß sie durchweg die gleiche Zahl von Füßen, fast immer selbst dieselben (männlichen oder weiblichen) Reime hat. — Ist das Französische schwerfällig in vollen Sylben einherwandernd (z. B. Possédait en certain village), so ist es auch das Deutsche („Besatz irgendwo auf dem Lande“); bewegt sich die Fabel auf profaischem Boden, so ist auch der Ton des Uebersetzers mehr der alltägliche, bequeme, wir haben Elisionen wie „ne weiße Pfote“, oder Worte wie „kriegen“. Wo gerade die höchste Wörtlichkeit dem Verständniß schaden würde, ersetzt er mit Recht ein Wort durch das andere, wie z. B. in dem meisterhaften, von tiefem Naturgefühl durchhauchten Gedicht vom Schilf und der Eiche:

Cependant que mon front, au Caucase pareil,  
Non content d'arrêter les rayons du soleil  
Brave l'effort de la tempête.  
Indeß mein Scheitel trotz der Sonne Gluth,  
Gleich hoher Alpenfirn, und nicht des Sturmes Wuth  
Vermag mein hohes Haupt zu beugen.

Hier treten mit Recht die Alpen an die Stelle des von Lafontaine den alten Dichtern entlehnten Kaukasus. Zuweilen ist man geneigt, die Uebersetzung dem Französischen vorzuziehen und Lafontaine selbst würde finden, daß die Worte

Das arme kleine Vieh

Bläht sich und bläht sich bis, es pläht.

mehr malerische Kraft haben als das von ihm gebrauchte

La chétive pécore

S'enfla si bien qu'elle creva.

Die bezeichnenden und alterthümlichen Ausdrücke des Dichters werden meist glücklich durch entsprechende ersetzt, die gent trotte-menu wird das Tripplerwoll, maitre Mitis ist Meister Pinz, maitre Baudet Meister Langohr, das chòmons in dem Apolog vom Wagen und den Gliedern lautet: laßt uns striken.

Einen fremden Dichter, der sich manche sprachliche Freiheiten und Archaismen gestattet, ist man natürlich in Gefahr gelegentlich mißzuverstehen und so hat denn nach all' den Commentatoren selbst Laun manche Stelle falsch interpretirt. In III, 10 erklärt er Les regardants en tiraient gloire, „sie machten das Bild zum Gegenstande des Lobes“. Dohm hat richtig: „laut rühmt das Publicum sich dessen“, nämlich der Lödtung des Löwen durch einen einzigen Menschen, wie sie auf dem Bilde dargestellt war. Ebenso hat Laun II, 9 Il bat l'air qui n'en peut mais irrig durch „die Nichts mehr kann, es nicht lange aushält“ erläutert, statt „die Nichts dafür kann“. Dohm gibt den Gedanken gut wieder durch: „er schlägt selbst die unschuld'ge Luft“. Der Schluß von II, 12 Point de pigeon pour une obole, den Laun fälschlich „nicht so viel Taubenfleisch, als man für einen Pfifferling haben kann“ interpretirt, heißt bei Dohm sinngetreu: „so wohlfeil kriegt man keine Tauben“. Die Stelle in der Fabel II, 18 von der in eine Frau verwandelten Katze Souris de revenir, femme d'être en posture, die Laun ganz mißversteht („sie kommt als Maus zurück, bleibt aber in Haltung und Gestalt ein Weib“), lautet bei Dohm wieder dem Sinne angemessen: „Die Maus ist wieder da, das Weibchen stellt von Frischem sich auf die Kauer“. Nur selten scheint auch er die Bedeutung nicht richtig aufgefaßt zu haben, so in III, 18 die Worte

Les planches qu'on suspend sur un léger appui,  
La mort aux rats, les souricières.  
Die Bretter aufgehängt an dünnem Zwirn zum Ziel  
Des Rattenfangs, die Mäusefallen.

Denn la mort aux rats heißt einfach Rattengift. In II, 15 sind die Worte:

„An zwanzig Meldungen hab' ich heut noch zu thun“ keine genaue Uebersetzung des Verses *Je dois faire aujourd'hui vingt postes sans manquer*, da *poste* ein Längenmaß ist. Auch die Uebersetzung „der Ochs, der noch weit stärker ist“ für *Un boeuf est plus puissant que toi in II, 9* möchte von der Mehrzahl der Leser nicht richtig gefaßt werden, da hier *puissant* nur in körperlichem Sinne für *gros* gebraucht ist, der Ochs gilt nicht für stärker, d. h. mehr Kräfte habend, als der Löwe.

So stößt man natürlich auch auf manche kleine Versehen, Zusätze, Auslassungen, leise Aenderungen des Sinnes, was mich nicht hindert, hier schließlich zu wiederholen, daß wir es mit einer ausgezeichneten, classischen Leistung zu thun haben, durch die dem Pantheon der deutschen Uebersetzungsliteratur ein Meisterwerk mehr zugeführt, durch die *Lafontaine* wirklich einer der Unfrigen geworden ist. Durch die äußere Ausstattung ist diese Prachtausgabe zugleich eine der glänzendsten Leistungen der deutschen Typographie, sie ist höchst elegant auf feinstem Kupferdruckpapier in groß Folioformat gedruckt und mit über 500 zum Theil wirklich genialen Illustrationen von G. Doré geschmückt<sup>1)</sup>.  
R. Laubert.

### Die Jubelausgabe von Hippel's Lebensläufen.

Hippel's Lebensläufe. Eine baltische Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert, für die Gegenwart bearbeitet von Alexander von Dettingen. Jubelausgabe in drei Büchern. Leipzig bei Duncker und Humblot. 1878.

Kaum ein anderer deutscher Schriftsteller des 18. Jahrhunderts ist von der geistigen Aristokratie seiner Zeit so verwöhnt, von zeitgenössischen und späteren Kritikern mit so unverhohlener, an Parteilichkeit streifender Gunst behandelt und von den Nachfahren so gründlich vergessen worden, wie Theodor Gottlieb von Hippel, der Verfasser der vielgenannten, wenig gelesenen „Lebensläufe in aufsteigender Linie“. Das Buch, dem der unerbittliche *Merc* nachrühmen mußte, daß es (nach gehöriger Reinigung) „einer unserer ersten Romane werden würde,“ das von kundigen Zeitgenossen keinen Geringeren, als Kant, von Lessing, dem geliebten *Leisewitz* zugeschrieben wurde (*Lessing's Werke*, herausgegeben von H. Gosche, Bd. 8. p. 640), für welches Hamann und Herder sich förmlich begeisterten und in dessen Lobe die hervorragenderen Kritiker unserer Zeit mit denjenigen des Wieland'schen *Mercur*s und der *Allg. Literatur-Zeitung* einig gelieben sind<sup>2)</sup>, — dieses Buch ist (von den jüngstigen Litterargeschichtlern abgesehen) nur noch der kleinen beständig abnehmenden Zahl Derjenigen bekannt, welche an der altväterischen Gewohnheit festhalten, die Geschichte des deutschen Schriftthums

<sup>1)</sup> Im Interesse der allgemeinen Verbreitung von Dohm's *Lafontaine*-Uebersetzung wäre zu wünschen, daß der Verleger sich zu einer wohlfeilen Ausgabe, natürlich ohne den Illustrations-schmuck entschließen wollte. Dohm's Werk verdient in Jedermann's Händen zu sein.

Die Redaction.

<sup>2)</sup> *Gerwinus*, B. V, p. 216, räumt ein, daß der erste Band der „Lebensläufe“ zum Theil vortrefflich geschrieben sei, und daß dieses Buch „mehr zu lesen gibt, als geschrieben steht“. — *Julian Schmidt* sagt, „daß alle romanhaften Versuche jener Zeit in Hippel's Hauptwerk gipfeln“ und „daß dasselbe zu den gelesensten Romanen gehören würde, wenn es nur einigermaßen componirt wäre“. (*Gesch. des geistigen Lebens II*, p. 749.) *L. h. Mundt* behauptet gar, „daß *Wilh. Meisters* Lehrjahre sich in Bezug auf Lebensweisheit mit den tief sinnigen Lebensläufen nicht messen könne“. Noch anerkenntlicher lauten die Urtheile von *Selzer* und *W. Menzel*.

nicht aus Compendien, sondern nach den Quellen zu studiren und kein Citat nachzusprechen oder nachzuschreiben, das sie nicht zuvor selbst controllirt hätten. Und was das Merkwürdigste an der Sache ist: auch die eifrigsten Verehrer dieses in seiner Art einzigen Buches, haben sich über das traurige Geschick desselben niemals im Ernste gewundert, ja der Verfasser selbst ist trotz seines Glaubens an die Unsterblichkeit und „göttliche Natur“ seiner Dichtung darüber nicht zweifelhaft gewesen, „daß auch mancher Redliche, der dem Lebensläufer nachläuft, an vielen Orten die Beine brechen“ und daß das Buch ein „im Winkel stehender Zöllner“ bleiben werde. Den Schlüssel für die Lösung dieses anscheinenden Räthsels bekommt in die Hand, wer auch nur die ersten dreißig Seiten der „Lebensläufe“ gelesen hat. Das einzige Buch leidet an einer Unform, einem Mangel an Composition und Ordnung, durch welchen es für normal beschaffene Leser nahezu ungenießbar wird. Ein reichliches Drittheil der 2000 Seiten umfassenden vier Bände, welche in den Jahren 1778 bis 1781 die deutsche Lesewelt beschäftigten, handelt von Dingen, die zu der erzählten Geschichte in keinerlei Beziehung stehen — und dabei sind die drei umfangreichen Beilagen A, B und C nicht einmal mitgerechnet! Scenen und Dialoge von unvergleichlicher Frische und Lebenswahrheit wechseln mit unerträglichen breiten Excursen über viele denkbare und undenkbare Gegenstände, sprühend geistreiche Einfälle mit unerträglich weinerlichen Schönseeligkeiten, culturgeschichtliche Schilderungen, wie sie weder vorher noch nachher geschrieben worden, mit Gemeinplätzen, wie sie nahezu jedes Buch des philosophischen Jahrhunderts aufzuweisen hat. Das eine Mal wird ein anticipirter Abriss der Kantischen Philosophie eingeschoben, das andere Mal Seiten lang von bedeutungslosen Details der Kurländischen Kirchen- und Predigergeschichte gehandelt; mehr als zweihundert Seiten des dritten Bandes erörtern die Kunst des rechten Sterbens und exemplificiren dieselbe durch die Schilderung eines Duzends pathetisch geschilderter Sterbefälle. Wenn von einer Predigt die Rede ist, wird dieselbe wörtlich wiedergegeben, wenn der Verfasser seinen Helden das Studenteneexamen absolviren läßt, theilt er nicht nur sämmtliche Fragen und Antworten, sondern außerdem noch seine Hauptgedanken über die behandelten Materien mit. Sein unvergleichliches Talent für die Charakteristik, seinen sprudelnden Humor und seine tiefe, leidenschaftliche Empfindung hat Hippel unter einen „mißgestalteten Haufen von zusammenhangslosen Thatsachen, Einfällen, Abschweifungen und Untererhebungen“ so tief versteckt, daß es zur Entdeckung der in den „Lebensläufen“ aufgespeicherten Schätze gewisser Eigenschaften bedarf, die nur bei literarischen Sonntagskindern gefunden zu werden pflegen. Wem es einmal geglückt ist, über die endlosen Knäppelbrücken der Hippel'schen Darstellungsweise hinweg in das innere Heiligthum dieses „vortrefflich unordentlichen“ Urwaldes zu dringen und die „vielen Bogen dieses Buches“ zu bewältigen, welche (nach des Verfassers eigenem Eingeständniß) jeder Uneingeweihte „unausstehlich finden muß“ — der wird für die aufgewendete Mühe und Anstrengung freilich reich entschädigt. Gestalten, wie die der Mutter des Helden, des freigeistlichen Frommen Herrn v. G., des jagdlustigen Junker Gotthard und des gelehrten Königsberger Decans — Liebesbriefe wie die zwischen Alexander und Mina gewechselten — Kraftstücke, wie das Schreiben, in welchem Herr v. G. den „alten Hermann“ auffordert, ihm seine Tochter zur Maitresse zu geben, — Schilderungen, wie die aus der Speisekammer der Pastorin geholten, hat unsere gesammte Romanliteratur nicht zum zweiten Male aufzuweisen. In der Kunst „Thronen mit dem Lachen kämpfen zu lassen, so daß keins die Oberherrschaft behält“, läßt Hippel nicht nur seinen „geistigen Bruder und Sohn“ Jean Paul, sondern seine sämmtlichen Zeitgenossen weit hinter sich, — was bei dem Verfasser des „Siebenkäs“ und der „Flegeljahre“ mit gesuchtem Raffinement vorgetragen und schließlich zur Manier verzerrt wird, quillt bei Hippel frisch und naturkräftig und offenbart sich als Product einer unharmonisch entwickelten, unter den widersprechendsten Bedingungen emporgekommenen, aber verschwenderisch reich ausgestatteten und immer bedeutenden Natur. Während die Jean Paul'schen Romane in „Wollentukutsheim“

spielen und Menschen zu schildern versuchen, wie sie auch im Zeitalter der Originale und Originalgenies niemals existirt haben, sind die in die „Lebensläufe“ eingewobenen Schilderungen des alten Kurland und seiner Bewohner so lebensvoll und so charakteristisch, daß sie nach der Versicherung Landeskundiger mutatis mutandis noch heute passen und in allen entscheidenden Punkten den Nagel auf den Kopf treffen. So meisterhaft versteht sich der Verfasser der „Lebensläufe“ auf die Malerei perspectivischer Hintergründe, daß auch der mit den geschilderten Zuständen Unbekannte den Eindruck vollen und wirklichen Lebens erhält und daß er alsbald überzeugt wird, so und nicht anders müßten die Dinge sich in dem herzoglichen Kurland von 1765 verhalten haben.

Der im Jahre 1779 gestellten Forderung des „Deutschen Merkur“, daß „das Fleisch dieses Buches geküchelt, sein Leib getödtet, sein Geist aber zum Tage einer neuen Ausgabe erhalten werde“ ist erst im Jahre 1878 entsprochen worden. Prof. Alexander von Dettingen in Dorpat (der wissenschaftlichen Welt als Verfasser der „Moralstatistik“ rühmlich bekannt) hat die mühsame und schwierige Aufgabe unternommen, die „Lebensläufe“ für die Gegenwart genießbar zu machen und dadurch der deutschen Lesewelt eines der geistreichsten Bücher des 18. Jahrhunderts, seinen Landsleuten eine unübertroffene Schilderung kurländischer Zustände wieder vorzuführen. Die neue Ausgabe umfaßt etwas mehr als den vierten und nicht ganz den dritten Theil der früheren Editionen — die Beilagen A, B und C sind als solche vollständig weggelassen, die philosophischen und theologischen Excurse wesentlich beschnitten, die zahllosen Anspielungen, in denen der Verfasser sich verzettelt, auf das Maß des Erträglichen, Verständigen und Verständlichen zurückgeführt, die disjecta membra poetae in einer den Ansprüchen gebildeten Geschmacks entsprechenden Form zusammengefügt, die namentlich in den beiden letzten Bänden geradezu unerträglich werdenden Mängel der Composition mit energischer und doch liebevoll schonender Hand verbessert worden. Seinen ursprünglichen, in dem Titel „Lebensläufe in aufsteigender Linie“ angedeuteten Plan, die Geschichte dreier Generationen in chronologisch umgekehrter Reihenfolge zu erzählen, hatte Hippel betannlich nicht in Ausführung zu bringen vermocht; er hatte (wie der Herausgeber sagt) „nur die Vorderfacade — das Haupt- und Mittelstück — wirklich ausgeführt, die das Ganze abschließenden Flügel kaum im Rohbau begonnen . . . und nicht einmal für nöthig befunden, das lästige und lastende Baugerüst zu entfernen.“ Dieser Arbeit nun hat Herr von Dettingen sich mit ebenso viel Fleiß als Geschick unterzogen, alle Theile des weitläufigen, ungefügen Ganzen noch einmal durchgearbeitet, das Gerüste weggerissen und die dadurch entstehenden Lücken und Löcher mit dem vom Verfasser selbst hinterlassenen Material ausgefüllt und geglättet, die anschließenden Flügel völlig neu ausgeführt und endlich den „ganzen Platz und Plan“ sorgfältig geändert.

Die Lösung dieser schwierigen Aufgabe ist Herrn von Dettingen im Großen und Ganzen vortrefflich gelungen. Das unbequemste, überladenste und formloseste Buch seiner Zeit läßt sich in der vorliegenden Gestalt leicht und gefällig lesen und übersehen. Die Hippel'schen Knüppeldämme und Rothbrücken sind in bequeme Landstraßen verwandelt, auf welchen die Erzählung einen ungehinderten Lauf nehmen und zu einem, den gegebenen Umständen nach befriedigenden Abschluß gelangen kann. Den Eigenthümlichkeiten des Autors ist der Herausgeber in pietätvoller Weise gerecht geworden, die Hauptfiguren haben ihr individuelles Gepräge behalten, die bedeutenderen unter den zahllosen Excursen des Originals sind erhalten geblieben und haben durch die passenderen Plätze, welche ihnen angewiesen worden, vielfach gewonnen. Die neue Ausgabe redet fast ausschließlich in den Worten der alten, nur daß sie sich kürzer und verständlicher ausdrückt und daß sie streng bei der Sache bleibt. Dem Herausgeber muß für die Freiheit und Rücksichtslosigkeit, mit welcher er im Einzelnen verfährt, um so lebhafterer Dank gewußt werden, als ihm, dem warmen und vertrauten Freunde des Originals, die Gefahr nahe liegen mußte, seinen persönlichen Antheil und sein eigenes Verständniß für die verdeckten Reize

der Hippel'schen Darstellung dem außenstehenden Leser zu imputiren und das eigene Verbauungsvermögen mit demjenigen des Publicums zu verwechseln. — Wesentlich der Besorgniß davor, in diesen naheliegenden und gefährlichen Fehler zu verfallen, wird es zugeschrieben werden müssen, daß Herr von Dettingen von dem ihm zustehenden Rechte „werthvolle und solide, aber schlechterdings nicht hingehörige Stücke ganz bei Seite zu schaffen“, mitunter all' zu weit gehenden Gebrauch gemacht, manche Wendungen des Originals unterdrückt hat, die alten Freunden desselben besonders an's Herz gewachsen waren. Warum fehlen die köstlichen Ausführungen über den zweigliedrigen Segen, der „Kurland und Semgallen bedeutet“, — warum die Definition des kurländischen literati, „der der Rinnstein zwischen Abel und Bauernstand ist“, — warum wird der alte Hermann an der Aufstellung verhindert, daß „er ein Freitöpsel gewesen wie viele unserer abligen Herren Freimaurer sind“, warum wird verschwiegen, daß der Amtmann Jahnis noch das Brusttuch verwahrt, das sein Vorfahr von Herzog Gottfried erhalten hatte, „weil er diesem das Evangelium am Sonntage Palmarum in undeutscher Sprache hatte aussagen können?“ Warum ist die unvergleichliche Scene weggelassen, in welcher Junker Gotthard die Geschichte des Hundes Argos für das schönste Stück der Odyssee erklärt und in welcher der Studiosus Alexander dem Decan das Verlangen vorträgt „wie ein Edelmann bezahlet und doch als Bürgerlicher immatriculirt werden zu dürfen?“ Den ernsthaftesten Vorwurf aber möchten wir dem verehrten Herrn Herausgeber aus den Kürzungen machen, welche er an dem Werbebrief des Herrn v. E. (diesem Prachtstück echten Junkerhochmuths und naturwüchsigter Sinnlichkeit) vorgenommen hat. Mindestens das classische Dictum „man wird von Tag zu Tage älter und muß moralisch denken“ und das Versprechen „dem Fräulein gebe ich bei der Trauung die Hand, Minen aber will ich ein ganzes Auge voll Ja's schenken . . . und auch das Ja, das ich dem Fräulein sage, so leise sprechen, daß es der liebe Gott selbst nicht versteht“ — mindestens diese der Natur selbst abgelaschten Züge hätte Herr von Dettingen, den Forderungen moderner Prüderie zum Troste, beibehalten sollen.

Doch diese Einzelheiten dürfen bei Beurtheilung einer so complicirten und schwierigen Restaurationsarbeit nicht in Betracht kommen, — haben sie über die Frage, ob die neue Version des lieben alten Buchs als eine gelungene anzusehen sei, doch nicht eigentlich mitzureden. Uns ist nicht zweifelhaft, daß diese Frage nicht nur von dem kleineren Publicum der alten Ausgabe, sondern auch von dem großen Publicum bejaht werden wird, welches wir für die vorliegende Jubel- und Säcular-Edition in Aussicht nehmen. Die Gelegenheit, aus unserer raschen, wirbelsüßigen Zeit in die friedliche Idylle des kurländischen Pfarrhauses und des Edelhofs Geldern-Neuhof flüchten, — zwischen den beschriebenen vier Wänden des Studentenquartiers im Königsberger Aneiphoje von dem anspruchsvollen Treiben modern ausgestatteter und dabei unbehaglicher Salons ausruhen zu dürfen, — diese Gelegenheit werden die Deutschen des 19. Jahrhunderts um so weniger unbenußt lassen dürfen, als der Herausgeber ihnen den Weg dazu gebahnt und die Hindernisse beseitigt hat, die denselben bisher unpasirbar machten. — Und so dürfen wir unseren Bericht über die neue Ausgabe der „Lebensläufe“ mit dem Worte schließen, welches vor hundert Jahren der Verfasser seinem Lieblingskinde auf die Reise mitgab: „Dieses Buch wird nicht sterben, sondern leben, und wenn es gekreuzigt werden sollte, wird es wieder auferstehen.“ Dem Herausgeber aber dürfen wir ebenso wie der Lesewelt zu dieser „Auferstehung“ des nationalsten aller deutschen Romane des weltbürgerlichen 18. Jahrhunderts Glück wünschen.

J. E.

## Weihnachtliche Rundschau.

Wenn ich das, was mir der Büchertisch an Prachtwerken in buntem Durcheinander darbietet, unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt zu bringen versuche, so erhalte ich ein ebenso positives als erfreuliches Resultat. Ich kann vorerst verzichten auf die strenge Abwägung der einzelnen Erscheinungen nach ihrem absoluten Verdienst; auch das weniger Gelingene verdankt seine Entstehung einem adeligen Geist, — der bewußt künstlerischen Productivität des deutschen Verlegers.

Wie denkt sich wol das Publicum, das nach einem solchen Bilderwerk nur zum Genuße greift, die Thätigkeit eines Verlegers? Im Allgemeinen als eine rein kaufmännische, welche die idealere Waare empfängt und vertreibt gleich jedem anderen Zwischenhändler, und im günstigsten Falle intelligent genug geübt wird, um Perlen selbst aus der Hand des Ungelannten nicht verächtlich an andere Thüren zu weisen. Zu keiner Zeit seit der modernen Entwicklung des Buch- und Kunsthandels war eine solche Vorstellung berechtigt; aber auch zu keiner Zeit noch sah ich eine kleine Eliteschar deutscher Verleger mit so energischem und erfolgreichem Eifer bemüht, den uns von anderen Nationen abgewonnenen Vorsprung durch Anspannung unserer künstlerischen Kräfte zurückzugewinnen. Wenn wir eines der vorliegenden Werke, welche zu diesen Bemerkungen Anlaß geben, auf ihre Entstehung hin ansehen, so wird sogleich klar, daß nicht etwa Falke eine Culturgeschichte von Hellas und Rom, oder Ebers eine Beschreibung Aegyptens dem Verleger eingefandt und deren Herausgabe mit reichen Illustrationen in Vorschlag gebracht haben. Der bildungsfähige Gedanke mußte in dem Kopfe des Verlegers keimen und Wurzel schlagen, und er mußte bei allgemeinem Interesse die Anlage zur künstlerischen Verarbeitung durch das Zusammenwirken einer großen Zahl verschieden gearteter Kräfte in sich tragen. Das ist es, was ich „bewußt künstlerische Productivität“ nenne. Ihr ein Mal ein warmes Wort der Anerkennung zu widmen, gewährt mir um so größere Genugthuung, als mir persönliche Beziehungen den Einblick in die Technik dieser schöpferischen Thätigkeit gestatteten. Freilich muß sich mit ihr die kritische Urtheilsfähigkeit bei Vertheilung der Rollen, die kühl rechnende Praxis des Kaufmannes vereinen, soll nicht der Erfolg in Frage gestellt werden; und auch in diesen Beziehungen nehme ich eine beruhigende, das Wachsthum in der Zukunft sichernde Klärung der Anschauungen wahr. Ich glaube mich nicht bei der Annahme zu täuschen, daß wir am Anfange einer neuen Aera stehen. Das deutsche Prachtwerk klopft nicht mehr höfisch an die Thüren des Salons, es verlangt Einlaß in die Wohnung des Bürgers, dem die Noth nicht jeden Schmuck des Daseins versagt. Und der Einlaß wird allen Klagen über die schlechten Zeiten zum Trost gern gewährt. Große Erfolge sind zu verzeichnen; der Erfolg stärkt die Kraft zur Production, indem er den Muth dazu stärkt.

Mit besonderer Freude begrüße ich die mir in der ersten Lieferung vorliegende zweite Auflage des Prachtwerkes Italien. Eine Wanderung von den Alpen bis zum Aetna. In Schilderungen von Karl Stieler, Eduard Paulus, Woldemar Raden, mit Bildern von verschiedenen Künstlern. Stuttgart. Verlag von J. Engelhorn. Der Erfolg des mustergültigen

Werkes war mir nach dem Erscheinen der ersten Proben nicht zweifelhaft. Daß er trotzdem die kühnsten Erwartungen übersteigt, beweist mir, wie sehr wir Veranlassung haben, in der Schätzung der Aufnahmefähigkeit des deutschen Publicums vorsichtig zu sein. Eine Auflage von siebentaufend Exemplaren ist in kaum vier Jahren vergriffen. Ausgaben in französischer, englischer, italienischer, schwedischer und russischer Sprache haben dem Buche internationale Bedeutung verschafft, und ohne Ruhmredigkeit darf der Verleger es aussprechen, daß er mit Zuversicht zur Veranstellung einer zweiten Auflage schreitet. Dieselbe verspricht eine beträchtliche Vermehrung der Illustrationen, der Hauptblätter in Londrud mindestens um ein Duzend, und Ersetzung der Blätter, „welche nicht ganz auf der Höhe der übrigen standen“, durch neue. Die erste Lieferung bringt an solchen neuen Beiträgen zwei Text-Illustrationen „Pfaffensprung und Lucendrobrücke auf dem Gotthard“ von Albert Hertel, und eine größere „Hospenthal“ von Emil Heyn, vor Allem aber eine sehr bemerkenswerthe Randzeichnung als Frontispiz zu dem Abschnitt „Florenz“ von E. von Siphart, dem talentvollen Sohne des bekannten Kunstkenners und Sammlers. Auf 36 Lieferungen berechnet, ist dieser Schatz — ein wahrer Hausschatz — auch weniger Bemittelten ohne drückende Opfer erreichbar.

Ein zweites, mit dem vorigen im Zusammenhang stehendes Unternehmen der genannten Verlagsabteilung wendet sich an den kleineren Kreis der Kunstliebhaber und legt den Ton weniger auf den Inhalt als auf die Form, in der es denselben bietet. Handzeichnungen deutscher Meister. Eine Sammlung von Bildern aus Italien und der Schweiz. In unveränderlichem Lichtdruck reproducirt von Schober und Bäckmann. Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart. Vollständig in 14 Lieferungen; jede Lieferung enthält zwei Blätter, dazu Titel und Inhaltsverzeichnis auf starkem Carton; Kob.-Fol. Wir erhalten hier Reproduktionen einer Reihe von Originalzeichnungen, welche zum überwiegenden Theil in Holzschnittübertragung zu den Werken Italien und Schweizerland verwendet wurden. Man vermenge diese Publication ja nicht mit der gewerbmäßigen Bücherfabrikation durch neue Gruppierung alter Clichés. Wer den Sinn für die Handschrift eines Künstlers hinlänglich geschärft hat, wer sich Rechenschaft zu geben vermag, wie der Weg über den Holzstock die feinere Eigenart der Zeichnung nur zu oft nivellirend abschleift, dem ist in der liebevollen Betrachtung dieser Blätter ein neuer, raffinirterer Genuß aufbehalten. Es steht sehr zu wünschen, daß die glücklichen Besitzer ähnlicher Schätze — und wir werden gleich ein paar davon kennen lernen — dem gegebenen Beispiel folgen und zum Gemeingut machen, was sonst die Studien- und Sammelmappen nicht verließ. A. von Werner ist mit fünf, Paul Meyerheim mit zwei, Bantier mit einem Blatte vertreten. Schönleber, Bauernfeind, Difen, Schid, Hertel, Eckenbrecher und Bügel, der mit Mikutowski die Ehre theilt, zu den Gewinnen der französischen Nationallotterie beizusteuern, wetteifern mit den berühmten Führern nicht ohne Anspruch auf unser volles Interesse. Schönleber, und nächst ihm auch Bauernfeind, zeigen sich als Meister in der Anordnung und künstlerischen Durchführung figurenreicher Staffage bis zu mikroskopischer Kleinheit. In den schönen Zeichnungen Meyerheim's ist mir die Contourirung der Wege gegen die Luft mit einem festen Federstrich aufgefallen. Bantier's Vortragsweise fällt sich in ihrem lithographischen Ton nicht recht zum Charakter der Gesamtheit.

Mit der vierunddreißigsten Lieferung liegt nun auch die Germania, zwei Jahrtausende deutschen Lebens, kulturgeschichtlich geschildert von Johannes Scherr, Verlag von W. Spemann in Stuttgart, abgeschlossen vor, ein hervorragendes Denkmal deutschen Geistes und Kunstfleißes. Ich kann nicht verhehlen, daß mich das wundervoll gezeichnete Frontispiz auf dem Umschlag von F. A. Kaulbach, welches jetzt dem gedruckten Titel als illustriertes Schutzblatt vorausgeht, mit einiger Besorgniß wegen der darin sich kennzeichnenden, spezifischen Richtung erfüllte. So schön das ist, es war mir zu pikant, um als bildlicher Ausdruck deutschen Wesens zu gelten. Wie das Werk jetzt vor uns erscheint, schließt es den vor-

wiegenden Eindruck subjectiver Empfindungsweise aus und erfreut sich einer dem Ernst der Aufgabe angemessenen Grundstimmung. Mit jeder Lieferung sind ihm die Schwingen gewachsen. Die Steigerung läßt eine Ermüdung im Genusse nicht aufkommen. Auch die Hände der wackeren Holzschnyder, denen nicht der kleinste Antheil an dem Gelingen des Ganzen anzurechnen ist, erwärmen sich unter dem Feuer, das ihnen künstlerische Begeisterung zuträgt. Sie verdienen das höchste Lob. Ich darf mich nicht auf eine Analyse von Einzelheiten einlassen, so gerne ich dazu beitrüge, die Mitwirkung jedes Künstlers in ein deutlicheres Licht zu setzen. Freie ich nicht, so haben W. Diez und G. Franz zunächst Anspruch auf besondere Erwähnung. In kleineren und größeren Text-Illustrationen, Kopfstücken und Schlußvignetten begegnen sie uns wieder und wieder und zeigen viel Gewandtheit, sich in den Geist der Zeiten zu versetzen, wenn natürlich auch „der Herren eigener Geist“ sich nicht gänzlich verleugnen kann. Scharfe Charakteristik, an Menzel's classische Zeit erinnernd, spirituelle Vortragweise, die zuweilen in's Zügellose ausartet, aber stets ein außerordentliches Verständniß für die specifischen Ausdrucksmittel des Holzschnittes verräth, und vor Allem die gleichmäßige Hingabe auch an den scheinbar nebensächlichsten Vorwurf, zeichnen die Leistungen der beiden Künstler vortheilhaft aus. Knab und Bauernseind bewähren sich auf dem Gebiete der Landschaft und Architektur. Eine große Anzahl namhafter und trefflicher Künstler hat sich außerdem um die Text-Illustrationen verdient gemacht. Der reizvollen Vignette von F. A. Kaulbach, welche das Werk beschließt, möchte ich noch besonders gedenken. Sie theilt den Geist des Titelblattes, ist aber in dem, was sie fein will, ein Meisterstück. Soll ich von den Lendruckbildern noch einige hervorheben, so wird mir die Wahl schwer. Mich persönlich ergreifen und erfreuen mehr als andere Desfregger's „Andreas Hofer auf dem Hieselberge“, Keller's „Prälatisches Jagdvergnügen“, „Höfliches Brautmahl“ von Schraubolph, „Ein Reiten im Freien“, von Klimsch, desselben „Pestalozzi unter den Waisenkindern von Nidwalden“ und Benzur-Ghyla's „Mozart und Kaiser Joseph“, über denen des jugendlichen Menzel Geist schwebt. Selbstverständlich fallen die Beiträge des letzteren schwer in's Gewicht. Das riesenhafte Gebahren Menzelscher Kunst fügt sich nicht mehr recht in den Zwang der Illustration. Die Mittel des Holzschnitts werden überspannt und versagen den Dienst. Die prächtige Halbfigur Friedrichs des Großen wirkt erst auf eine Entfernung von einem Meter für ein normales Auge, wie sie in dem durch Lesen der Druckchrift bedingten Abstände wirken sollte. Aber immerhin bleiben seine Blätter der Stolz des Werks. Wie ein längst verklungener Sang muthet uns Friedrich Kaulbach's (mit dem früher Genannten nicht zu vertauscheln) „Kaiserkrönung Karls des Großen“ an. Vor 40 Jahren wollte man uns überreden, daß das echte, underfälschte Historie sei. Mancher hat es geglaubt.

Die „Germania“ wird in der Geschichte deutscher Illustration unabhängig von ihrem inneren, hoch bedeutenden Werth einen Ehrenplatz behaupten. Sie inaugurirt eine Reihe ähnlicher, neuer Verlags-Unternehmungen, in welchen ich auch nur die Vorboten einer gewaltigen Schaar erkennen kann. So machtvoll herbraufende Ströme werden nicht im Sande verrinnen, und getrost neune ich das Buch eine künstlerische That.

Als ein Zeichen glänzendsten Erfolges mag es das Publicum ansehen, wenn die Verlags-handlung in dem Augenblick, da sie uns den Schluß eines so imposanten Werkes bietet, mit dem Programm eines gleich umfangreichen und gleich ausgestatteten hervortritt. Hellas und Rom. Eine Culturgeschichte des classischen Alterthums von Jakob Falke. Verlag von W. Spemann. Stuttgart. Der Gedanke ist ein äußerst fruchtbarer. Wir dürfen eine Kraftentfaltung der Mitwirkenden erwarten, welche sich selbstverständlich in einer ersten Lieferung noch nicht schätzen läßt. Unter den Mitarbeitern werden Alma Tadema und Anselm Feuerbach genannt. Das Werk ist auf 30 Lieferungen berechnet, der Text soll mindestens 300 Groß-Folio-Seiten umfassen. Das Gebotene macht uns mit der illustrativen Behandlung vertraut. Scenen altclassischen Lebens, Architekturen, Landschaften — Beides naturalistisch und in Form



phantasievoller Reconstruction — Sculpturen, Gefäße, Schmuck und Hausrath werden theils in Lindruckbildern, theils in Text-Illustrationen den gediegenen Schilderungen Falke's bildliche Anschaulichkeit verleihen. Dazu treten schon in der ersten Lieferung eine Reihe ausgezeichnete Initialen und eine Schlussvignette von Friedrich Thiersch, denen ich sowol in Betracht ihrer Erfindung als der technischen Vollendung des Schnitts eine besondere Erwähnung schuldig zu sein glaube. Das Hauptbild von Knille vergegenwärtigt in schwungvollster Conception die Spiele von Olympia. Die reconstruirende Darstellung der Akropolis hätte ich etwas weniger trocken in Vortrag und Schnitt, nicht so ausschließlich die Architektur vor der Landschaft betonend gewünscht. Der Zweck, ein bis in die Details klares Bild zu liefern, wird freilich auf diesem Wege sicherer erreicht. Auch dieses Werk wird sich den Ruhm einer künstlerischen That verdienen, wenn es in seinem Fortschreiten wächst. Möge der wärdere Verleger vom Glück, das er nicht missen kann, nach Verdienst seines intelligenten Strebens begünstigt sein.

Aegypten in Bild und Wort. Dargestellt von unseren ersten Künstlern. Beschrieben von Georg Ebers. Stuttgart und Leipzig, Druck und Verlag von Eduard Hallberger. Wo sich ein Mann wie Ebers mit den besten Künstlern unter Hallberger's Führung zu gemeinsamem Schaffen eint, da kann das Resultat nicht zweifelhaft sein. Zwölf Lieferungen liegen vor und gestatten schon jetzt mit Sicherheit die Würdigung des Werks. Es ist das erste unter seines Gleichen, in jeder Hinsicht ein Muster, namentlich in der Einheitlichkeit des Geistes, der es durchweht. Freilich ist der Geist Aegyptens kein unruhiger, wechselnder Geist; aber nur der absoluten Vereinigung von Localkenntniß, historischem Wissen und hoher Künstlerkraft konnte es gelingen, die Riesenaufgabe zu erschöpfen. Aus der Ebene der Vortrefflichkeit, welche sich nach allen Richtungen hin gleichmäßig verbreitet, ragen die Beiträge von W. Genz wie mächtige Granitblöcke heraus. Ich belenne gern, daß mir diese wenigen Illustrationen die Bedeutung des Meisters erst ganz erschlossen haben. Jeder Vorbehalt, den ich seinen Bildern gegenüber in mir verarbeitete, zerfließt vor solcher Kunst in Nichts. Man vermüthe nicht etwa, nur den großen Naturalisten zu finden. Schilderungen, wie „der in den Koran vertiefte Gelehrte“, „der mit der Pilgerkarawane ziehende Ragenwaser“, „der Vögelcongreg auf dem Menzale-See“, „das Ufer des Mahmudije-Canals“ zeigen ihn freilich da am glänzendsten, wo man erwartet, sich seine Kraft entfalten zu sehen. Aber nicht mit gewaltigerer Phantasie konnte die Aufgabe gelöst werden, die er sich in der Darstellung des dem Nil zum Opfer bestimmten Weibes als eine der anspruchsvollsten gewählt hat. Und wie er sich die Ausdrucksfähigkeit des Holzschnitts dienstbar zu machen versteht, das mögen viele Andere beherzigen, wenn sie sich nicht dem Xylographen auf Gnade und Ungnade ergeben wollen.

Ich möchte mir im Rückblick auf das Besprochene an dieser Stelle ein paar Worte über die Technik des Holzschnittes gestatten. Die herrliche, urdeutsche Kunst, in Holz zu schneiden, steht ihrem Durchschnitte nach zur Zeit auf einer respectablen Höhe und bietet für ihre Fortentwicklung oder besser für ihre Wiebergeburt Gewähr. Verirrungen sind selten, aber eine begegnet mir doch noch zu häufig, als daß ich ihr nicht ein Warnungswort entgegenrufen möchte. Es ist die andauernde Benutzung der englischen Manier. Vielleicht bezeichne ich im Sinne der Fachmänner mit diesem Ausdruck nicht genau das, was ich meine; es läßt sich kurz charakterisiren. Man behandelt die Holzplatte positiv in ähnlicher Weise, wie der Linienstich die Kupferplatte negativ behandelt und zwar mit einer merkwürdigen Wiederbelebung der Mellan'schen Manier. Schatten und Licht wird durch das Anschwellen und Abnehmen parallel neben einander laufender und der Schwingung der Formen sich anschließender Stege erzeugt. Das ist noch nicht das Schlimmste, ja für die Wiebergabe glatter, glänzender, womöglich polirter Oberflächen wird sich die Methode immer bewähren. Ein Mohrentopf, Broncefiguren, Steinreliefs und andere Dinge lassen sich auf diesem Wege bis zu naturalistischer Täuschung schildern. Unleidlich wird die Manier, wenn

sie sich starrer Kreuzschraffirung, die sich nach dem höchsten Lichte zu in Punkte auflöst, ganz nach Art des Linienstrichs bedient. Die Tiefen bleiben stumpf, die Lichter ohne Schimmer, Mittelöne werden auf barbarische Weise unterschlagen. Die Arbeit mag förderlich sein, und daher soll ihr der Tummelplatz in illustrierten Journalen nicht ver sagt bleiben. Aber aus unseren Prachtwerken werde sie ausgeschlossen — wenn man findet, daß meine Bemerkungen begründet sind.

Ich erwähne zunächst die mir vorliegenden Fortsetzungen derjenigen Werke, welche bei ihrem Erscheinen an dieser Stelle bereits hinreichend gewürdigt wurden. Von den Bildern aus Elfaß-Bohringen, Originalzeichnungen von Robert Aßmus. Schilderungen von Karl Stieler. Stuttgart, Verlag von Paul Neff, ist in der 15. und 16. Lieferung der Schluß erschienen. — Die deutsche Kunst in Bild und Wort für Jung und Alt, für Schule und Haus, herausgegeben von Ernst Förster (Leipzig, F. O. Weigel, 1877) gelangt bis zur 6. Lieferung und gibt in dem Texte Antwort auf die über die Möglichkeit einer Abrundung in der Darstellung erhobenen Bedenken. — Die Denkmäler der Kunst sind in der von W. Lübke und C. v. Lühow bearbeiteten dritten Auflage von Tafel 132 bis Tafel 151 vorgehritten und gewähren durch die Reproduktionen zeitgenössischer Kunstwerke gesteigertes Interesse. Auch die Verlags handlung von L. Baumann & Co., Düsseldorf, ist in der glücklichen Lage, mit einer ersten Lieferung der zweiten „im Format wie im Inhalt weniger umfangreichen Ausgabe“ des Werks von C. Scheuren, „Vom deutschen Rhein“ hervorzutreten. Das Ganze ist auf sechs Lieferungen berechnet.

Durch's deutsche Land. Malerische Stellen aus Deutschland und Oesterreich. In Originalradirungen von B. Mannfeld. Nebst begleitendem Text redigirt von Emil Fendler. (Berlin, Verlag von Alexander Duncker) kommt bis zur sechsten Lieferung des zweiten Bandes. Architektonische Aufgaben versehen die Nabel des Künstlers in die glücklichste Bewegung. Empfindung spricht aus allen seinen Blättern. Eine weniger schneidende Refervirung bestimmter Dinge und Pläne für die kalte Nabel würde seinen verdienstvollen Arbeiten noch größere Harmonie eintragen.

Die Dichter, so scheint es, kommen diese Weihnachten schlecht fort, oder sollten sie froh sein, daß man ihnen endlich ein Mal Ruhe läßt? Ich wenigstens bin es; aber das hindert mich nicht, aufrichtig zu bedauern, daß mir ein Werk der Art nur in der ersten Lieferung vorliegt: Träumereien an französischen Raminen. Märchen von Richard Leander, mit Bildern von Olga von Fialka. Verlag von Breitkopf und Härtel. Alte Bekannte, mit neuem, liebenswürdigstem Gesicht. Dichter und Illustratorin sind in diesen wenigen Blättern die glücklichste Verbindung eingegangen, deren Fortdauer mir keine Besorgniß einflößt. Das heißt im Geiste des Märchens für den Holzschnitt arbeiten! Ein solches Buch würde der alter Dürer lieb gewinnen, wenn er es mit genießen könnte. Sein Geist schwebt über dem herrlichen Blatte, welches den verzweifeln den Gram des wiedergelehrten Orgelbauers an dem Sarge seines schulblos hingegangenen Weibes schildert.

Ein stattliches Prachtwerk in erster Lieferung verleiht dem Weihnachtstisch neben den vollstümlichen Charakterstücken des Schwarzdrucks farbigen Glanz. Die Verlags handlung von Adolph Tzike in Leipzig läßt unter dem Titel „Meisterwerke der Aquarellmalerei“ eine Reihe von der bewährten Firma R. Steinbock zu Berlin in Chromolithographie reproducirter Originalaquarellen erscheinen und zwar zunächst fünf Blätter, denen eine größere Anzahl in zwanglosen Heften folgen soll. Die getroffene Auswahl nach Arbeiten von J. F. Martens (Amsterdam), E. Fontana (Mailand), A. Achenbach (Düsseldorf), Th. Horschelt (München), K. Alt (Wien) kennzeichnet deutlich genug den leitenden Gesichtspunkt, dem Werke internationale Bedeutung zu geben. Für die Fortsetzung wird die vorwiegende Verlässlichkeit figürlicher Darstellungen, „zumeist gefälliger, Jedermann verständlicher Genrebilder,“ in Aussicht genommen. Die Handlichkeit und Conservirung der Blätter werden durch einen

vertieften, englischen Passe-partout wesentlich begünstigt. Der Preis für eine Lieferung von 5 Blatt in Umschlag ist auf 50 Mark normirt, doch werden auch einzelne Blätter zum Preise von 12 Mark abgegeben. So gern ich diese werthvolle Publication, deren Widmung Ihre Kaiserliche und Königliche Hoheit die Kronprinzessin Victoria huldvollst genehmigt hat, der Aufmerksamkeit der oberen Zehntausend empfehle, kann ich doch nicht umhin, in Bezug auf die Herstellung einige Bedenken geltend zu machen, zumal ich nicht an der Möglichkeit zweifle, dieselben für die Folge berücksichtigt zu sehen. Die narbige Oberfläche und der firniskartige Fettglanz nehmen den Blättern zum Theil die buchtige Wirkung und leichte Vortragsweise des Aquarells. Auch wird die Verwendung trüber, durch das Bindemittel in der Sichtabsorption zu stark gefeigterter Pigmente zu vermeiden, dagegen in dem Auftrag die eigenthümliche Handführung jedes Künstlers schärfer zu charakterisiren sein. Mit der Technik eines Horschelt findet sich die Reproduktion doch gar zu fragmentarisch ab. Der Waldbach bei Hallstadt nach H. Alt beweist mir, was in letzterer Beziehung geleistet werden kann. Dem Blatte fehlt wenig, um als Muster zu gelten.

In demselben Verlage sind vor längerer Zeit die von Berliner Künstlern „zur Errichtung eines eigenen Hauses“ zusammengetragenen Bausteine erschienen. Seitens der Kritik und des Publicums ist dem Unternehmen die verdiente Würdigung zwar in vollem Maße zu Theil geworden, sein praktischer, allen Freunden unseres künstlerischen Gemeinwesens am Herzen liegender Zweck rechtfertigt indeß wol einen erneuten Hinweis. Alles der gleichartigen Publication von J. Engelhorn in Stuttgart nachgesagte Gute gilt auch von diesem Werk. Wendet sich die Sympathie den mannigfaltigen Beiträgen nicht in gleichem Grade zu, so erwerben wir dafür von der Hand unserer Lieblinge unverfälschte Aeußerungen ihrer künstlerischen Individualität — und genießen die Kunst mit dem behaglichen Bewußtsein wohl berathenen Mäcenatenthums.

Schließlich habe ich noch zweier sehr ungleich gearteter Werke zu gedenken, welche mechanischer Reproduktion ihre Entstehung verdanken. Das eine, die Renaissance in Italien. Eine Sammlung der werthvollsten erhaltenen Monumente in chronologischer Folge geordnet. Herausgegeben von A. Schüb, Architekt. Abtheilung A. Architektur, Frührenaissance, Heft I. Hamburg, Strumper & Co. 1878. Heiße ich willkommen. Es bringt zunächst photographische Druckansichten in Groß-Folio-Format (35—45 cm.) von den Musterbauten in Florenz, Urbino und Siena. Eine systematische Publication solcher Art existirt bis jetzt nicht und kommt daher sicher erwünscht. Das Werk ist auf 22—26 Lieferungen à 12 Blatt berechnet und lehnt sich an Burckhardt's „Cicerone“ als bewährtesten Führer an. Die Unzerstörbarkeit des Darstellungsverfahrens sei mit Rücksicht auf den oft beklagten Verfall photographischer Schätze besonders hervorgehoben.

Das andere Werk hat wol seine Stunde verfehlt. Vor zehn Jahren wäre es unter seines Gleichen nicht das letzte gewesen. Heute verstehen wir es nicht mehr. Es kündigt sich versprechend genug an: Rafael's Tapeten im Vatican zu Rom. Nach den Cartons im Kensington-Museum. Im Sichtdruck ausgeführt und herausgegeben von L. Koch. Mit einer Einleitung und mit Erläuterungen versehen von W. A. Schembera. Wien, Druck und Verlag von L. Koch. 1878. Alle Rechte vorbehalten. Sichtdrucke nach den Originalen im Kensington-Museum sind immerhin eine beachtenswerthe Erscheinung — so dachte ich, bevor ich das Werk aufgeschlagen. Und ich fand? — Reproduktionen der Kupferstiche von N. Dorigny, was übrigens an einer Stelle der langen Vorrede ausdrücklich hervorgehoben wird. Das Schlimmste ist, man hat nicht einmal gleichmäßig gute Drucke dieser etwa 1719 vollendeten trefflichen Blätter zur Hand gehabt. Mit weniger Prätenfion würde sich das Unternehmen leichter eingeführt haben.

7. **Poetische Werke von Karl Egon A. v. Ebert.** Sieben Bände. Prag, Verlag der Bohemia. 1877.

Karl Egon Ebert ist kein unbekannter Name in der deutschen Literaturgeschichte. Seine ersten poetischen Erfolge fielen in das Jahr 1820 und in das dritte Decennium unseres Jahrhunderts; dann nach einer längeren Pause, die durch umsichtige, kluge, energische Beamten- und Geschäftstätigkeit ausgefüllt war, trat er 1858 von Neuem hervor, und der Erfolg war ihm treu geblieben. Mit der vorliegenden Gesamtausgabe setzt er sich selber ein Denkmal und bringt sich der lebenden Generation mit älteren und neueren Leistungen wieder in's Gedächtniß. Er hat rühmenswürdige Selbstkritik geübt und manches minder Werthvolle ausgeschieden, so daß nach bestem Wissen des Dichters ein im Wesentlichen reines und abgeklärtes Bild entsteht. Ein Bild allerdings aus früherer Zeit. Will man für Karl Egon Ebert eine Formel haben, so kann man ihn den böhmischen Uhlant nennen. Er schöpft den Stoff seiner bedeutendsten Werke aus der Geschichte seines engeren Vaterlandes; die Balladenform gelingt ihm besonders; in Dramen ist er weniger glücklich; den Liedern fehlt die letzte Tiefe, die das Unfassbare ahnen läßt. Aber die Wahl historischer Stoffe wird stets unter stofflichen Vorurtheilen zu leiden haben; das locale Interesse beschränkt den Leserkreis, und oft vermag ihn die vollendetste Fertigkeit über die Form nicht zu erweitern. Auch Uhlant ist nicht mehr nach der letzten Mode; und böhmische Begebenheiten und Helden werden vollends für den heutigen deutschen Leser etwas Fremdes behalten. Was uns am meisten fesseln würde, eine scharf nationale Haltung gegen die Czechen, das kommt bei Ebert nicht zum Ausdruck; es soll ihm hier durchaus kein politischer Vorwurf gemacht werden, wir betonen nur die poetische Fruchtbarkeit des nationalpatriotischen Enthusiasmus; für Uhlant war der Parteigeist eine freigebige Muse, deren Geschenke Ebert entbehren muß. Charakteristisch für Ebert sind die längeren poetischen Erzählungen, unter denen man einer bemerkenswerthen Idylle „Walb und Liebe“ in eigenthümlich gebauten, leicht hinschießenden Serametern begegnen wird, und das Epos „Wlasta“, welches, wie bekannt, Goethe in einem Gespräche mit Eckermann wohlwollend, doch im Einzelnen tabelnd besprach, indem er zugleich den Dichter als ein „recht erfreuliches Talent“ hervorhob. Er persönlich nahm an Böhmern den Antheil eines regelmäßigen dankbaren Besuchers und rühmte der Bildung dortiger Schriftsteller nach, sie habe noch etwas Meines, d. h. sittliches Fundament und eine höhere Absicht. Niemand anders als Ebert schwebte ihm dabei vor. Aber den milden Blick Goethe's auf sich gezogen und seine Anerkennung errungen zu haben, ist ein Adelsbrief für jeden Dichter, Ehrfurcht erweckend auch in einem fremden Geschlechte.

Die vorliegenden sieben Bände enthalten: I. Lyrische, satyrische und vermischte Gedichte. II. Balladen, Romangen, Legenden, kleinere poetische Erzählungen, Scenen. III. Wlasta. IV. Poetische Erzählungen. V. Fromme Gedanken eines weltlichen Mannes; Denkmal für Karl Egon Fürsten zu Fürstenberg; Zeitgedichte. VI. VII. Dramen. Wir wären dankbar gewesen, wenn

der Verfasser Notizen über die Entstehung seiner Werke, oder am besten ein vollständiges Bild seiner Entwicklung beigegeben hätte, wozu Gesamtausgaben stets eine natürliche Aufforderung enthalten und wodurch ihr Werth erhöht, ja oft erst in das rechte Licht gesetzt wird.

8. **Laube's gesammelte Schriften.** Band 8: Reisenovellen I. — Band 9: Reisenovellen II. — Die Bandomire. — Wien, Wilhelm Braumüller. 1877.

Es sind alte Bekannte, und überdies von ungleichem Werthe. Aber welches erfreuliche Bild einer reichen und gesunden, von Schritt zu Schritt wachsenden Kraft! Die ersten Reisenovellen noch vollständig unter dem Banner der heimischen Manier; aber schon im zweiten Bande sichtlich zunehmende Reife. Und in der historischen Novelle „Die Bandomire“, welche glückliche Vorstudie jener schönen, männlichen Kunst, der wir später das Meisterwerk „Der deutsche Krieg“ verdankt haben! Laube hat seinen vollen Antheil nicht nur an den Erfolgen, sondern auch an manchen Irrthümern und Fehlgriffen der Bewegung, die seit fast einem halben Jahrhundert den Charakter unserer geistigen Arbeit so tief eingreifend modificirte. Aber bei ihm wenigstens war das Gesamtergebnis ein stetiges Erstarren der guten und lichten Gewalten. So ist er frühlich und jung geblieben im Schmud des Silberhaares. Möge ihm noch recht lange der Genuß seiner wohlverdienten Ernte gegönnt sein! Dem heranwachsenden Geschlechte aber sei das zusammenhängende Studium seines Lebenswerkes bestens empfohlen.

9. **Winland oder die Fahrt um's Gluck.** Erzählende Dichtung von Hermann von Schmid. Stuttgart und Leipzig, Ed. Hallberger. 1877.

Wir begegnen hier dem süddeutschen Schriftsteller einmal auf einem andern Gebiet, als der von ihm so glücklich behandelten Volkserzählung und des Volksschauspiels. Er hat uns mit einem epischen Gedichte beschenkt, dessen Held, im Drang nach Glück und Befriedigung, die Heimath verläßt, um das Glück zu erjagen, den vergessenen Weg nach dem friedlichen und herrlichen Winland (die von den Normannen zuerst entdeckte Küste Nordamerika's) wiederzufinden. Diese „Fahrt um's Glück“ führt den Suchenden nach den verschiedensten Ländern, wie in die verschiedenartigsten Situationen, die Schmid's reiches Schilderungstalent wirksam und dichterisch zu gestalten und zu beleben weiß. Schließlich erkennt Bruno, der Held des Gedichts, daß

.... Alles, was die Ferne läugnerisch als wahr Und körperhaft uns vorgemalt, dem Nahenden Wenn er's erreicht, in leerer Hand als ein Phantom Zerrinnt, — — — — —

und kehrt wandermlüde nach seiner Heimath zurück. Dort ist's ihm vergönnt, Glück am sich zu verbreiten; ruhiger und friedlicher wird's in seiner Brust, wenn auch erst in der letzten Stunde Winland's Ufer ihn grüßen und der Lob der Führer zur ersehnten Seligkeit wird. Schmid hat die Grundidee seiner erzählenden Dichtung, die den Lauf des menschlichen Lebens mit seinem Streben und Ringen, seine bitteren Täuschungen schildert, glücklich durchgeführt. Guter Hoffnungen

voll zieht der Strebende in die Welt, er findet einen Freund, das Schicksal vernichtet ihn; das Waffenglück erweist sich treulos; die hingebende Liebe mißgönnt ihm der Tod; aus dem ersehnten Frieden der Klostermauern treibt ihn finsterner Wahnglaube; in der Kunst kann er den Trost nicht finden, und die Wissenschaft erweist sich ihm als Stückwerk. Der trübe Ton, der solchergestalt auf dem Gemälde ruht, wird aber abgeblüht durch die farbenreiche landschaftlichen Scenerien und eine Anzahl liebenswerther, mit poetischem Hauch belebter Figuren. Und wenn das Gedicht auf einer Seite die traurige Wahrheit lehrt, daß dem Lebenden der Weg zum wirklichen Glück verloren gegangen, so tröstet es ihn auf der anderen durch den Hinweis, das erreichbare Gute liege oft so nahe, daß es des Suchens in der Ferne nicht bedarf.

**e. Friedrich Chopin's sämmtliche Werke.**  
Kritisch durchgesehene Ausgabe. 10 Bände.  
Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel.

Von dieser ersten Gesamtausgabe der Chopin'schen Werke sind bis jetzt erschienen: Band I. Balladen (mit dem von Schauer radirten Medaillon Chopin's nach Bovy), Band VI. Präludien, Band IX. Walzer. Unter den Revisoren figuriren die ersten Namen: Liszt, Brahms, Clara Schumann, Bargiel u. s. w. Aeußere wie innere Ausstattung lassen Nichts zu wünschen übrig. Möchte nur in den nachfolgenden Bänden die Correctur noch vollkommener sein. Wir haben uns lange genug mit den entsetzlichsten Druckfehlern geplagt und wollen endlich den authentischen Text lesen. Die Verlagshandlung ist in der glücklichen Lage, über mehr Manuscripte Chopin's zu verfügen, als alle anderen. Um so mehr ist sie verpflichtet, eine Musterausgabe zu bringen.

Als evident falsch sei hier bezeichnet: Walzer, Seite 42, Zeile 2, Tact 4, wo der Bass f heißen muß. Präludien, Seite 4, Zeile 4 fehlt im letzten Tact der Doppelschlag zwischen eis und g, wie aus dem Facsimile dieses Präludiums bei Karasowski zu ersehen. Böllig zweifelhaft ist ferner in der ersten Ballade das Es im dritten Tacte der zweiten Zeile. Auch hier scheint ein Druckfehler vorzuliegen; denn hätte Chopin dieses Intervall geschrieben, was ja nicht absolut unmöglich wäre, so hätte er in der Stimmführung des nächsten Tactes wahrscheinlich darauf Bezug genommen.

Man wird in späteren Bänden noch auf ganz andere Schwierigkeiten stoßen, nämlich auf Stellen, die auch dann noch fragwürdig bleiben, wenn ihre bisherige Lesart mit der Handschrift übereinstimmen sollte. Eine solche Stelle ist unter Anderem der zweite und dritte Tact, auf Seite 13 des Edur-Scherzo's (Breitkopf & Härtel). Man wird sehr darüber streiten können, was hier am angemessensten wäre. Daß die Stelle, wie sie bisher gedruckt, unmöglich ist, wird jeder feinere Musiker fühlen. Wir empfehlen also die größte Vorsicht. Wir werden sehr bald mit Chopin-Ausgaben überschwemmt sein, aber nur diejenige wird sich der größten Verbreitung erfreuen, welche vernünftige Lesarten an die Stelle von eingewurzelten Irrthümern setzt.

**q. Schiller's Werke.** Illustrirt von ersten deutschen Künstlern. Herausgegeben von J. G. Fischer. Zweiter Band. Stuttgart und Leipzig, Druck und Verlag von Eduard Hallberger.

Unter den neueren Prachtwerken nimmt diese Ausgabe von Schiller's Werken einen sehr hohen Rang ein. Ein klarer und sauberer Druck auf trefflichem Papier dienen ihr vor Allem zur Empfehlung; geschmackvolle Kupfsteinen geben jeder Seite nach Oben einen ruhigen Abschluß, Bandtitel und Titel jedes einzelnen Werkes, bei den Dramen auch die Personenverzeichnisse stellen sich in künstlerischer Fassung dar, und ein gefälliger Bilder Schmuck, mit vollen Händen über das Werk vertheilt, verleiht ihm etwas Reiches und Festtäglichs. Es ist ein sehr würdiges Unternehmen, dem großen Publicum (denn für dieses ist es bestimmt) seinen Schiller in einer so prächtigen und leicht zugänglichen Ausgabe zu bieten; und alle Beteiligten, Herausgeber, Illustratoren, Drucker und Verleger haben sich gleich verdient darum gemacht. Der vorliegende zweite Band enthält: Don Carlos, der Menschensein, Wallenstein, Marie Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina; in vier Bänden wird das ganze Werk abgeschlossen sein.

**q. Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffy's.**  
Neues Lieberbuch von Friedr. Bodenstedt.  
Berlin, A. Hofmann & Co.

Die Prachtausgabe dieses 1874 in den Publicationen des „Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur“ erschienenen Werkes, dessen im 14. Band der „Rundschau“ (pag. 163) gelegentlich anerkannt gedacht wurde, kommt zu geeigneter Stunde in einem zweiten unveränderten Abdruck, auch den diesjährigen Weihnachtsstich zu schmücken. Der Typograph (F. E. Jamariski in Wien) und der Buchbinder (Eubel & Dentl in Leipzig) haben gewetteifert, ein echtes Prachtwerk herzustellen, das überaus reich, doch nicht überladen, durch erfreuende Originalität von den meisten Werken der sog. Geschenkliteratur absteht, und dessen Aeußeres mit dem Charakter seines Inhalts harmonirt. Die sechs Capitel des Buchs sind durch im reichsten Farbenschmuck prangende Titelblätter bezeichnet, die einzelnen Seiten von breiten farbigen Einfassungen umrahmt, Deckel und Rücken von Pergament mit grünen und rothen Einsätzen. Ebenso wie der Einband ist der Schnitt mit in Gold gedruckten jarten Mustern geschmückt.

**q. Die schönste Rose der Welt.** Ein Märchen von Andersen. Illustrirt von Julie von Rabe. Berlin, Verlag von A. Wagner.

Das liebliche Märchen Andersen's blüht hier gleichsam im Glanz der zartesten Farben, in der überaus feinen Vereinigung von Figuren, Blumen, Schrift und Arabesken zu neuem Leben auf. Der Illustrations Schmuck kullstip ebenso reich als sinnig an die einzelnen Scenen des Märchens an, welches durch alle Phasen des Frauenlebens führt; über den Märchencharakter hinaus ist der ernste, religiöse Hintergrund vertieft, so daß das schöne, kostbare Werk als erbauliche Gabe für die Damenwelt ganz besonders empfohlen werden kann. Von einem Prachtwerke, mit welchem die durch Silberbrandt's Aquarelle berühmt gemordene Verlagsbuchhandlung auf dem Weihnachtsmarkt erscheint, versteht sich von

selbst, daß es die höchsten Anforderungen in Bezug auf die Ausstattung erfüllt; der Farbendruck ist von W. Loeillot, demselben, der sich in hervorragender Weise auch an der Herstellung jener Aquarelle betheiligt hat.

e. **Geflügelte Worte.** Der Citatenschatz des deutschen Volkes. Von Georg Büchmann. Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin, Haude- und Spener'sche Buchhandlung (H. Weidling). 1879.

In diesem Werke, welches der Verfasser durch unablässigen Fleiß zu einem literarischen Hilfsmittel ersten Ranges gemacht hat, steckt die Arbeit eines Lebens, und es erfreut sich mit Recht einer außerordentlichen Popularität. Solche Bücher bedürfen nicht mehr der Empfehlung; es genügt daher die Bemerkung, daß diese neueste Auflage abermals um 5 Bogen und 200 Citate vermehrt ist. — In demselben Verlage ist erschienen: Sentenzenschatz aus alten und neuen Classikern. Gesammelt und herausgegeben von Max Lehmann. Eine Anzahl guter und weiser Worte aus classischem Munde, soweit sie durch ihren Ausdruck sentenzartig wirken, ist hier zusammengestellt, namentlich mit Hinblick auf die Jugend. Natürlich sind unsere eigenen Classiker an erster Stelle berücksichtigt worden; von den Griechen finden wir die großen Tragiker, von den Römern Vergil und Horaz, von den Italienern Tasso, von den Engländern Shakspeare. Die Franzosen, trotzdem sie besonders stark in der Sentenz, sind nicht vertreten. Wir hoffen nicht, daß hier ein nationales Vorurtheil eingegriffen habe.

e. **Kinderleben in Bild und Wort.** Originalzeichnungen von Ludw. Richter, mit Reimen von Julius Sturm. 2 Bde. Basel, Drud und Verlag von Ferd. Niehm.

Alle Lieblichkeit und Anmuth, alle Schönheit und allen Humor des Altmeisters Richter finden wir in diesen Zeichnungen, bei deren Betrachtung auch den Erwachsenen wol das Herz lachen mag. Denn das ist doch eigentlich die rechte Probe aller dieser für die Kinderewelt bestimmten Bilder und Verse, daß auch der Mann und die Frau sich darin wiedererkennen, daß die kleinen Leiden und das unschuldige Gelächter auch sie berühren wie Etwas, das einmal ihr gewesen und das sie verstehen, wenn es ihnen so wiedergegeben wird, wie es hier der Fall ist. Wie aber wird die Schar der Kinder selbst erst diesem Buch entgegenjubeln, welches ihnen auf jeder Seite pausbäckige Knaben und kleine Mädchen mit ihren Puppen und Hasen und Hunden und Schäfchen und den Großpapa und Alles so natürlich zeigt, als wäre es grad' aus der Wirklichkeit genommen, und mit so hübschen Sprüchlein versehen, daß selbst die Mama, die doch sonst Alles kann, keine schöneren erfinden könnte!

e. **Collection of British Authors.** Tauchnitz Edition. Vols. 1782 and 83: The first violin by Jessie Fothergill. — Vol. 1794: Drift from two shores by Bret Harte. — Vol. 1785: The haunted hotel by Wilkie Collins. Leipzig, B. Tauchnitz. 1878.

Der kleine Roman der Miß Fothergill spielt in Deutschland, in einer Stadt am Rhein,

in welcher wir Düsseldorf zu erkennen meinen, und ist voll von Reminiscenzen an unsere Musik und Dichtung, welche die deutschen Leser nicht anders, als angenehm berühren können; vielleicht aber ein wenig zu voll von deutschen Worten und Redensarten, welche für uns nur den Werth haben, zu zeigen, wie gut, gegen früher, man jetzt in England unsere Sprache spricht, und wie correct man sie schreibt. — Der Schauplatz von Wilkie Collins' Erzählung ist Venedig, und ihr Thema natürlich ein „Geheimniß“, welches übrigens Niemand mit solcher Bravour zu behandeln weiß, als der Verfasser des „Woman in White“. — Bret Harte's vorliegende Sammlung zeigt, daß der amerikanische Humorist, dessen neueste Erzählung dieses Heft der „Rundschau“ schmückt, noch all' jenen Reichtum an guter Laune und komischer Kraft besitzt, welche seine ersten Skizzen uns lieb gemacht haben. Von allen typischen Figuren Bret Harte's ist vielleicht der „he a then Chinese“ die populärste; aber dieser Chinese hat die Eigenthümlichkeit, nur in Versen aufzutreten, und wir freuen uns daher zu sagen, daß er in den hier mitgetheilten Gedichten in all' seiner Glorie wiedererkeint. Von unwiderstehlicher Wirkung sind auch die Kindergeschichten „little posterity“. — Bobby (Alter: 3<sup>1</sup>/<sub>2</sub>) fragt seinen Bruder Johnny (Alter: 4<sup>1</sup>/<sub>2</sub>), die beide, weil unten Gesellschaft ist, in ein Hinterzimmer eingesperrt sind:

„Do you know why Nurse says it isn't manners

For you and me to ask folks twice for pie,  
And no one hits that man with two bananas?  
Do you know why?“

e. **Vademecum des Literaturfreundes** von Gustav Dthmer, Buchhändler. Mit einem Vorworte von Prof. Leo Meyer. Dritte, gänzlich umgearbeitete, bis Ende 1877 fortgeführte Auflage. Hannover, Fr. Crufe's Buchhandlung und Antiquariat. (Gustav Dthmer.) 1878.

Ein recht brauchbares Nachschlagebuch, welches aus beschriebenen Anfängen — 189 Seiten in der ersten Auflage, 1861 — zu seiner heutigen Gestalt und Ausbehnung, 664 Seiten, herangewachsen ist. Mit rühmendwerthem Fleiß hat der Verfasser an seiner schwierigen Aufgabe gearbeitet und ein Werk geliefert, welches, wenn es zunächst für den Sortimentersbuchhändler bestimmt ist, doch auch jedem Freunde der Literatur gute Dienste leisten kann. Es beschränkt sich auf die schöne Literatur, sagt diese jedoch in ihrem weitesten Sinne; und wenn in den fremden Literaturen nur die Hauptvertreter berücksichtigt werden, so gibt es die deutsche, namentlich neuere und neueste in möglichster Vollständigkeit. Den hervorragenderen Dichtern und Schriftstellern sind kurze biographische Notizen gewidmet, an diese reiht sich ein Verzeichniß ihrer Schriften, mit Angabe des Verlegers, des Ortes und der Jahreszahl ihres Erscheinens, ihres Preises; und bei den Größten unserer Literatur ist namhaft gemacht, was an Briefwechseln und Biographien vorhanden, was an Commentaren; Illustrationen und Kunstschöpfungen durch ihre Dichterschöpfungen hervorgerufen worden ist. Goethe, z. B., umfaßt 30 Seiten, Schiller 21 Seiten. Die Aufzählung der verschiedenen Ausgaben, Uebersetzungen, Bearbeitungen und Erläuterungen

des Nibelungenliedes füllt 7 Seiten. Das Hauptverdienst des Buches liegt in den bibliographischen Nachweisen. In den biographischen Notizen, namentlich über die neueren Dichter, kommen Ungenauigkeiten vor, welche künftighin zu verbessern wären. Von Berthold Auerbach heißt es: „lebte seit 1850 in Berlin, bis er sich 1872 auf seiner Villa bei Freiburg im Breisgau dauernd niederließ“. Das ist nicht richtig. Auerbach siedelte 1859 nach Berlin über und hat es seitdem nicht mehr verlassen. Dingelstedt lebt in Wien seit 1869 nicht „als Director des Burgtheaters und seit 1875 als Generaldirector der beiden Wiener Hoftheater“ (eine Charge, die es unseres Wissens gar nicht gibt), sondern er war zuerst Director des Hofopertheaters und ward dann Director des Burgtheaters, als welcher er heute noch fungirt. Björnson lebt nicht als „Director des Theaters zu Christiania“, sondern hat sich längst auf seinen Hof in das norwegische Gebirge zurückgezogen. — Indessen war die Arbeit äußerst mühsam und ist im Ganzen so gut gethan, daß wir das „Bademecum“ wol als Das empfehlen können, was es sein will: eine Art von Index und General-Katalog der schönen Literatur, in handlicher Form und geschickter Anordnung. —

**ox. Terenz und die lateinische Schulromandie in Deutschland** von Otto Franke, Dr. phil. Weimar, Hermann Böhlau. 1877.

Die anmutigen lateinischen Komödien des Terentius lebten wieder auf im zehnten Jahrhundert, wo die Nonne Roswitha die beliebten sechs erhaltenen Stücke des alten Poeten durch sechs legendarische Komödien zu verdrängen suchte, und im sechzehnten Jahrhundert, wo eigentlich die gesammte, üppig wuchernde, lateinische Dramatik auf das Studium des Terenz, in zweiter Linie des Plautus, in dritter des Seneca gegründet ist. Dieser lateinischen Dramatik mit ihren Ausläufern in den Landessprachen hat man verhältnismäßig noch geringe Aufmerksamkeit geschenkt, wie denn unserer Literaturgeschichte überhaupt nicht klar geworden ist, daß wir das Drama als die eigentlich charakteristische Kunstgattung des Reformationsjahrhunderts anzusehen haben. Wir erblicken einen Wettbewerf der europäischen Culturvölker, und die Palme fällt den Engländern und Spaniern zu; aber auch die Deutschen sind eifrig, nur bringen sie es nicht weit. Den Hintergrund für alle diese Bestrebungen bildet das neue lateinische Drama, das, durch die Humanisten gepflegt, mit der Verbesserung der Schulen Hand in Hand ging. Man sieht, wie ungemein wichtig das Thema ist, welches der Verfasser der obigen Abhandlung gewählt hat. Nur hätte er sich mehr beschränken sollen. Der Werth seiner Arbeit besteht in Mittheilungen über einzelne wenig gekannte lateinische Dramen, welche zu München aufbewahrt werden, und in der Ausnutzung der ProgrammLiteratur. Erschöpft jedoch ist der Gegenstand noch lange nicht; und die literarische Methode des Verfassers bedarf der Verschärfung, seine Darstellungsweise der Klärung, seine Stoffkenntniß der systematischen Verallgemeinerung. Die Aufgabe, die er sich gestellt hat, war zu groß; die Lösung konnte nur eine unvollkommene sein; und doch ist sie verdienstlich, weil auf dem interessantesten Gebiete der Arbeiter gar wenige

sind und jede einzelne Vermehrung unseres Wissens durch neu erforschtes Material willkommen geheißen werden muß.

**v. Lenz und Klinger, zwei Dichter der Geniezeit.** Dargestellt von Erich Schmidt. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1878.

Das Theodor Storm gewidmete Buch, ein mäßiger Octavband von 115 Seiten, ist aus populären Vorlesungen entstanden und auf eine Wirkung in weiteren Kreisen berechnet, die wir ihm aufrichtig wünschen. Zahllos sind die Rückblicke auf den Zustand unserer Literatur vor hundert Jahren, welche bald im Ganzen, bald mit Rücksicht auf einzelne berühmte Werke jener Zeit, als ein willkommener Gegenstand für Festreden, Feuilletons und Essays ausgenutzt werden; diese Rückblicke haben ihre unbestreitbare Berechtigung; die Jugend Goethe's verleiht allen poetischen Erscheinungen der Siebziger Jahre des vorigen Säculums, der sogenannten Geniezeit, ihren unvergänglichen Glanz. Die „Deutsche Rundschau“ hat sich wiederholt an den Versuchen literarhistorischer Wiederbelebung betheiligt, welche nicht bloß einem Interesse der Wissenschaft, sondern einem in weitere Schichten unserer Nation verbreiteten Wissensdrange entgegenkommen. Firzel's Sammlung „Der junge Goethe“ und Herrn G. von Loeper's Commentar zu „Dichtung und Wahrheit“ bilden den festen Punkt, um welchen sich alle weiteren Bestrebungen der angeedeuteten Richtung gruppiren. An sie will auch die vorliegende Schrift sich anschließen. Sie ist weit entfernt von einseitiger Panegyrik; sie weiß vom Standpunkte geschichtlicher Betrachtung Lob und Tadel auszuheilen und für die Persönlichkeiten zu gewinnen, indem sie Gerechtigkeit übt. Sie ist in knapper, klarer Sprache geschrieben; die Darstellungsweise erinnert an Gervinus. Nirgends begegnen wir der landläufigen Literaturgeschichtssprache, die durch oftmaligen Gebrauch abgegriffen und fadeerscheinig geworden ist. Jedes Wort ruht auf solider Forschung; die Thatfachen drängen sich, und doch wird ein schöner Totaleindruck erreicht. Die beiden vielgenannten und wenig gekannten Hauptdramatiker der Geniezeit stehen in einem äußerst wirksamen Gegensatz, welchen der Verfasser wohl empfunden und als das eigentliche Motiv für die Composition seines Buches genommen hat. Er beginnt mit Lenz und schließt mit Klinger. Ein undefinirbares Wesen tritt zuerst vor uns auf, ein Gemisch widersprechender Eigenschaften, halb gutmüthiges Kind, halb boshaftes Wesen, großes Talent, aber ohne Zucht und Selbstbeherrschung, mit leden Anlagen und schließlich in den Armen des Wahnes verfunken: der arme, unglückliche Lenz. Dagegen dann Klinger, aus niedrigsten Verhältnissen stetig emporsteigend durch eigene Kraft, ein fester, gefestigter Mann, dessen jugendliche Nennomitherei nur das überschäumende Toben eines wirklichen Charakters von großem, freilich einseitigem Schmitte gewesen ist. Als Dichter haben die Weiden viel Verwandtes, und doch heben sie sich scharf von einander ab; als Menschen bilden sie den ergreifendsten Contrast, den man sich denken kann. Nicht bloß den Literaturhistoriker möchte man herbeirufen zur Betrachtung, auch den Kritiker und Jeden, der Antheil nimmt an dem allgemeinen

Loose der Menschen und dem notwendigen Zusammenhänge zwischen Charakter und Schicksal.  
 ♣. **Die Erde und ihre Völker.** Ein geographisches Hausbuch von Fried. v. Hellwald. Mit Illustrationen von G. Franz, F. Keller - Leuzinger, Th. Weber, V. Ritter u. A. 2 Bände. Stuttgart, W. Spemann. 1878.

Es ist nicht das erste Mal, daß dieses Wortes in der „Rundschau“ Erwähnung geschieht; bereits auf Seite 351 des 11. Bds. wurden die ersten zwölf Lieferungen mit Anerkennung genannt, die auch alle weiteren in vollster Maße verdienen. Mit ebenso vielem Fleiß, als schriftstellerischem Geschick hat der Verfasser das in reicher Fülle ihm zu Gebote stehende Material verarbeitet, und nicht nur ein nützliches, sondern auch ein lesbares Buch geliefert. Ein großer Vorzug desselben besteht in der wesentlichen Berücksichtigung der Ethnographie neben der Erdkunde, wie in der Verschmelzung des eigentlichen Textes mit zahlreichen, schon durch ihre Ursprünglichkeit anziehenden Reiseschilderungen namhafter Entdecker, Erforscher und Beobachter; und endlich in dem Ausschluß des rein statistischen Materials, das, in besonderen Tabellen zusammengefaßt, den Bänden, unabhängig vom Verlauf der Erzählung, angehängt ist. In seinen Bestrebungen unterstützen den Autor zahlreiche, gut ausgeführte Holzschnitte, die sich bald als Text-, bald als Vollbilder präsentieren. Neunzehn farbige Karten und ein genaues Register erhöhen den Werth und die unmittelbare Brauchbarkeit des „geographischen Hausbuches“.

♣. **Deutsche Bäume und Wälder.** Populär-ästhetische Darstellungen aus der Natur und Naturgeschichte und Geographie der Baumwelt. Von Hermann Jäger. Mit sieben Kupferstichen und drei ganzseitigen Holzschnitt-illustrationen. Leipzig, Karl Schöke.

♣. **Flora im Garten und Hause** oder die Lieblingsblumen der Deutschen. Beschreibung, Anzucht Behandlung und Verwendung. Mit einer Einleitung über die allgemeinen Regeln und Hilfsmittel der Blumenzucht. Von H. Jäger. Hannover, W. Cohen. 1878.

H. Jäger, der dem Blumenfreund und Blumenkenner bereits durch zahlreiche Schriften ein alter Bekannter geworden ist, hat in dem zuerst genannten Werk mit liebevollem Eindringen in den landschaftlichen Charakter unseres Vaterlandes, soweit er durch den Wald bestimmt wird, die Geschichte und Eigenthümlichkeit jeder Baumgattung in den größeren Waldgebieten geschrieben. Wer ein forstwirtschaftliches Buch zu finden hofft, der lege Jäger's Arbeit nur gleich aus der Hand, wer aber den Wald liebt um seiner Schönheit willen, wer ihn erschauen will in seinen verschiedenen Gebilden, in seinen Veränderungen durch die Jahreszeiten, sein Verhältnis zum Menschen zu erkennen trachtet, der lese sie von Anfang bis zu Ende. So wenig es Jäger verschmäht, auch der Forstkultur zu gedenken, so hat er doch in erster Linie den Wald mit dem Auge des Künstlers und Dichters angeschaut und demgemäß seinen Gegenstand geschildert. Die kräftig gehaltenen Kupferstiche, welche dem Buche beigegeben sind, bringen die bekanntesten Baumarten charakteristisch zur Anschauung. Die zweite Schrift Jäger's ist eine willkommene Ergänzung

seines allgemeinen illustr. Gartenbuchs und des immerblühenden Gartens. Ihren Hauptinhalt macht das beschreibende Verzeichniß der Garten- und Topfblumen aus, denen die allgemeinen Grundsätze zur Blumenpflege, Beschreibung von Ueberwinterungsräumlichkeiten u. dgl. vorausgeht. Auch dieses Buch ist so gehalten, daß es von Jedermann benutzt werden kann.

♣. **Erzählungen aus der neuesten Geschichte** (1815—1871). Von Dr. Ludwig Stacke, Oberlehrer am Kgl. Gymnasium zu Kintelsn. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Oldenburg, Gersh. Stalling. 1877.

Mit den Ereignissen selber ist dieses kleine, nützliche Buch gewachsen: es schloß in seiner ersten Auflage (1870) mit der Darstellung des Krieges von 1866 und der in Folge desselben anerkannten Hegemonie Preußens; in der zweiten (1874) konnte es die nationale Erhebung von 1870 und die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches erzählen. Die vorliegende dritte Auflage führt die Geschichtsberzählung gleichfalls nicht über das Jahr 1871 hinaus; aber als eine wirkliche Verbesserung müssen wir die Zerlegung des Ganzen in vier, statt in drei Zeiträume bezeichnen: von 1815—1830, von 1830—1848, von 1848—1863, von 1863—1871. Denn wenn man mit Recht von der Restauration, der Juli-revolution und der Februarrevolution neue Epochen datirt, so datirt auch das Jahr, in welchem die schleswig-holstein'schen Wirren zum Austrag kamen, als ein charakteristischer Zeitschnitt angenommen werden. Der Verfasser, der sich durch seine, in zahlreichen Auflagen verbreiteten „Erzählungen aus der alten, mittleren und neuen Geschichte“ einen geachteten Namen erworben, hat auch hier seinen historischen Blick und sein Erzählertalent auf das Beste bewährt und ein Werk geliefert, welches nicht nur pädagogischen Werth hat, sondern auch Erwachsenen als angenehme Lectüre zu empfehlen ist. — In gleichem Verlage und in zweiter, verbesserter und vermehrter Auflage ist desselben Verfassers „Abriß der Geschichte der Preussischen Monarchie“ (1878) erschienen. —

1. **Freie Wissenschaft und freie Lehre.** Eine Entgegnung auf Rudolf Virchow's Münchener Rede über „die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staat“ von Ernst Haedel. Stuttgart, Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung. 1878.

Einen mächtigen Widerhall und die verschiedensten Auslegungen hat die Rede gefunden, welche auf der Naturforscherversammlung in München Prof. Virchow im vorigen Jahre gehalten hat; die Einen erkannten in dem Vorkämpfer der politischen Freiheit einen Fahnenflüchtigen auf dem Gebiete der Wissenschaft, die Anderen freuten sich über den reinigen Sünder mehr denn über zehn Gerechte. Aber der Sturm der Meinungen umtobte eine Fiction, der keine Thatsache zu Grunde liegt; denn so viel eine parteilose Prüfung ergibt, ist der große Sceptiker von den Einen mißverstanden, von den Anderen mißdeutet worden. —

Es ist unwürdig des selbstlosen Strebens der wahren Wissenschaft, von diesen Letzteren anders, als historisch, Notiz zu nehmen. Bei der großen Fülle der Stimmen der ersten Kategorie möge der Hinweis auf den vor Allem wich-



tigen und classischen Ausdruck genügen, den Haedel, der direct durch Birchow's Rede Betroffene, selbst in seiner „Entgegnung“ dieser Ansicht gegeben. —

Eine Entgegnung im eigentlichen Sinne des Wortes ist trotz der sorgfältigen, meist streng sachlichen Behandlung Haedel's Arbeit nicht, da sie sich vor Allem gegen Birchow's Zweifel an der Begründung der Descendenztheorie richtet; Birchow's Bedenken gegen die Einführung in die Volksschule werden durch sie nicht widerlegt.

Den politischen Kern von Birchow's Rede berührt Haedel nur in der Aeußerung über die Beziehungen der Socialdemokratie zu der neuen Lehre. Daß Birchow nur von dem Atheismus, der die nothwendige Consequenz der monistischen Lehre sei, beschränkt, daß er zu Ausbreitungen führen könne, wenn er in die unreife, ungebildete Masse getragen werde, dürfte unschwer aus seinen Andeutungen zu entnehmen sein.

Niemals aber hat Birchow daran gedacht, auch für die Universität die Lehre des monistischen Dogma's beschränken zu wollen, er hält die Lehre nur für noch nicht entwickelt und bewiesen genug, um sie zu einem Factor der Volkserziehung zu machen. Darin liegt der Brennpunkt des ganzen Streites und Haedel's „Impavidi progrediamur“ wird für die Forschung mit Freuden auch von Denen bekannt werden, denen das „Restringamur“ Birchow's für den Volkunterricht nicht als eine überflüssige Warnung erscheint.

Haedel's Entgegnung liest sich vorzüglich und ist reich an geistreichen und trefflichen Bemerkungen. Zu der Einfachheit und Ruhe der Rede Birchow's steht sie durch den Glanz der Darstellung und die scharfen Streiflichter, die sie nach allen Seiten hin fallen läßt, im vollsten Contrast, aber Jeder, der sie gelesen, wird wie durch eine interessante Debatte zu weiterem eigenen Nachdenken sich angeregt fühlen. —

#### x. Epische Briefe von Wilhelm Jordan.

Frankfurt a. M., Jordan's Selbstverlag, 1876.

Etwas spät kommt diese Anzeige; aber wir hoffen nicht zu spät für das bemerkenswerthe Buch. Man kennt Jordan's Art: Vollendete Formgewandtheit und selbständige Durchbringung des Stoffes vereinigen sich bei ihm mit der Macht des einheitlichen Gedankens zur erfreulichsten Wirkung für den Leser, welcher der mächtigen Persönlichkeit des Verfassers gegenüber seine Unbefangenheit zu wahren versteht, sich weder wehrlös hinreißen, noch, wo etwa einmal „die Absicht“ gar zu deutlich zu Tage tritt, verstimmen läßt. Unter diesen beiden Voraussetzungen wird man die „epischen Briefe“ mit ebensoviel Vergnügen als Nutzen lesen. Man darf es ja dahin gestellt sein lassen, ob wirklich nur Inber, Perser, Hellenen und Germanen eines Epos sich erfreuen, ob z. B. die reiche Sagenwelt des celtischen Stammes, an der sich die ganze Romantik des Mittelalters nährte, aus dem epischen Heiligthum zu verweisen ist. Es thut auch nicht viel zur Sache, ob wir, mit Jordan, einen vom Priesterthume abgezweigten Kapfodenstand für eine unumgängliche Vorbedingung des Epos halten; oder ob wir endlich mit dem Verfasser die leicht verständliche Ansicht theilen, daß gerade gegenwärtig in Deutschland die Grundbedingungen für die Wiedergeburt und Kunstvollendung des Heldenlieds zusammentreffen: nämlich Reife

der nationalen Machtverhältnisse und der religiösen Anschauungen des Volkes. Die ersteren erscheinen uns beiläufig, unbeschadet der Freude über das Erreichte, ebenso unferdig und hoffnungsgrün wie die anderen; und die herzlichste persönliche Sympathie mit Jordan's Wünschen und Grundanschauungen möchte uns kaum bestimmen, die von ihm jubelnd begrüßte Rückkehr des deutschen Volksbewußtseins zu freier, beiter resignirter Anschauung und Anerkennung des Naturgesetzes schon jetzt für die Signatur der Zeit zu halten. Nämlich was das Bewußtsein der weiteren Kreise angeht, die für die Wirkung eines Nationalepos doch maßgebend sind; es dürften uns da noch lange staubige Wegstreden, wenn nicht Abgründe und Sumpfe von dem erstehnten Ziele trennen, und das Gebiet, welches der Zeit vorgriffe, möchte wol, trotz alledem und alledem, über die Wirksamkeit des Kunstepos für die engeren Kreise der Geistesverwandten nicht hinausreichen. Doch sei dem, wie es wolle. Wie solche Bedenken uns die herzlichste Freude an Jordan's Siegfried und Hildebrand nicht verhillern, hindern sie uns auch nicht, seinen begeistertsten, sachkundigen, wenn nicht immer ungefärbten, so doch immer belchrenden und anregenden Ausführungen über die arische Götter- und Helensage mit warmer Theilnahme zu folgen. Ueber die Delonomie des Wertes wäre zu bemerken, daß nur die Ausführungen über die indischen Epen, die Mahabarata und Ramajana, eingehende Analysen der Gebichte geben und ihre Beziehungen zu den Culturwandlungen des Volkes darlegen. Der Abschnitt über Persien hat es mehr mit der Religion, als mit dem Epos des Zendvolkes zu thun; der über Homer beschränkt sich auf Ausführungen über die eigenthümlichen Kunstgesetze des Dichters (die Darstellung des Körperlichen durch Handlung, die Auffassung der Natur als Schauplatz der menschlichen Thätigkeit und, in den Vergleichen, als Symbol seelischer Vorgänge, die dramatische Anlage der Haupthandlung, bei Verweigerung des Märchenhaften in die Epikoben). Die andere Seite der Frage, nämlich das Verhältniß der homerischen Welt- und Gesellschaftsanschauung zu der des geschichtlichen Hellenentums, wird kaum berührt. Die sehr ausführlichen und anziehenden Abhandlungen über die Sagenwelt der beiden Edda's endlich geben eine Reihe feinsinniger Deutungen der nordischen Natursymbolik, deren Verwandtschaft mit der indischen, persischen und hellenischen Sagenwelt vielfach nachgewiesen wird. Sehr fein und wahr wird als besonderer Grundzug der germanischen Sage das deutlich hervortretende Bewußtsein des Träumens, des freien Phantasiespiels betont. Daß dies Spiel reich an schönen und tief sinnigen Jügen ist, wird man dem Verfasser gern zugeben. Aber auch die innere Ueberlegenheit dieser sinnigen Traumwelt über die Culturmacht des semitischen, abstracten Gottesgebankens, der sie unterwarf und zurückdrängte, wenn nicht vertilgte? Jedenfalls gibt die Leichtigkeit des Sieges, die wetteifernde Gingabe der Germanen an das fremdländische Princip zu denken. Hat doch nur der norddeutsche Sachsenstamm einen ersten Kampf für die alten heimischen Götter geführt! — Wir sehen der zu erwartenden Fortsetzung der „Epischen Briefe“ mit Verlangen entgegen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. November zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

- Almanach für Kaufleute** für das Jahr 1879. Herausgegeben von Fritz Trenkhorst. III. Jahrgang. Berlin, R. Damsköhler.
- Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit.** Neue Folge. 25. Jahrg. Organ des germanischen Museums. 1878. No. 9. September. Nürnberg.
- Aren.** — „Geld“. Ein Roman von F. W. Aren. Bremen, Verlag von J. Rühlmann's Buchhdlg. 1879.
- Arnold.** — Deutsche Urzeit. Von Wilhelm Arnold. Gotha, Friedr. Andr. Bertsch. 1879.
- Asscuranz-Blatt, Schweizerisches.** Organ für Versicherer und Versicherte. 1878. No. 2—5. Zürich, Verlag von R. Dancker.
- Auerbach.** — Pandolin von Neuterhöfen. Erzählung von Berthold Auerbach. 2. Auflage. Berlin, Verlag von Gebriüder Paetel. 1878.
- Berichte, Literarische, aus Ungarn.** Herausgegeben von Paul Hunfalvy. II. Band, 3. Heft. Budapest, C. Knoll, Akad. Buchhdlg. 1878.
- Bertow.** — Vae victis! Historischer Roman von Karl Bertow. 4 Bände. Leipzig, Verlag der Dürr'schen Buchhdlg. 1879.
- Berliner, Der richtige,** in Wörtern und Lebensarten. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Verlag von S. S. Permann. 1879.
- Besser.** — Der Mensch und seine Ideale. Betrachtungen theoretischer und praktischer Art von Dr. Leopold Besser. Bonn, Verlag von E. Strauß. 1878.
- Bladie.** — Selbsterziehung. Ein Wegweiser für die reifere Jugend von John Stuart Bladie. Autorisirte Ausgabe, nach der ersten Originalausgabe. Von Lic. Dr. Friedrich Kirchner. Leipzig, Verlag von J. J. Weber. 1879.
- Bleibtren.** — Sannlang Schlangenzunge. Eine Inselmär von Karl Bleibtren. Berlin, Verlag von Leu Schleiermacher. 1879.
- Brehmer.** — Licht und Schatten. Ein Novellen- und Skizzenbuch von Heinrich von Brehmer. Breslau, Verlag von S. Schottlaender. 1879.
- Brunier.** — Ein turischer Liebertrauß von Ludwig Brunier. Bremen, Verlag von J. Rühlmann's Buchhdlg. 1879.
- Buchner.** — Reise durch den stillen Ocean von Max Buchner. Breslau, J. U. Kern's Verlag. 1878.
- Bulthaupt.** — Streifzüge auf dramaturgischem und kritischem Gebiete. Von Heinrich Alfred Bulthaupt. Bremen, Verlag von J. Rühlmann's Buchhdlg. 1879.
- Chopin.** — Friedr. Chopin's Werke. Band VI. IX. Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel. 1878.
- Christen.** — Aus der Tiefe. Neue Gedichte von Ada Christen. Hamburg, Verlag von Hoffmann & Campe. 1878.
- Columbia Spectator.** Vol. III. No. 12. New-York. 1878.
- Correspondenz, Allgemeine Literarische,** für das gebildete Deutschland. III. Band.

No. 27. 28. Leipzig, Verlag von S. Fols. 1878.

- Correspondenz, Kaufmännische.** Zeitschrift für Volkswirtschaft, Handel und Statistik. III. Jahrgang. No. 15. Brandenburg a. S. 1878.
- Dahn.** — Balladen und Lieder von Felix Dahn. Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel. 1878.
- Damen-Almanach.** — Notiz- und Schreibkalender für das Jahr 1879. 13. Jahrgang. Berlin, Haude & Spener'sche Buchhdlg.
- Davis.** — Aus dem Leben eines Arztes oder Samen und Früchte des Verbrechens. Von Andrew Jackson Davis. Leipzig, Verlag von W. Besser. 1879.
- Davis.** — Der Vorbote der Gesundheit, enthaltend ärztliche Vorschriften für den menschlichen Körper und Geist, in allen möglichen Krankheitsfällen von Andrew Jackson Davis. Leipzig, Verlag von W. Besser. 1878.
- Dichterhalle, Neue Deutsche.** Band II. No. 20. 21. Leipzig. 1878.
- Dichterhalle, Schweizerische.** Jahrgang IV. No. 5. Leipzig, E. G. Zehle. 1878.
- Droz.** — Das Kind. Ein Festgeschenk für junge Väter und Mütter. Von Gustav Droz. Leipzig, R. Eckstein. 1879.
- Du Mont.** — Das Weib. Philosophische Briefe über dessen Wesen und Verhältnis zum Manne. Von Emerich du Mont. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1879.
- Düringsfeld.** — Ethnographische Curiositäten. Von Ida von Düringsfeld und D. Freiherr von Reinsberg-Düringsfeld. In zwei Abtheilungen. Leipzig, A. Krüger. 1879.
- Ebers.** — Aegypten in Bild und Wort. Darstellt von unseren ersten Künstlern. Beschrieben von Georg Ebers. Lfg. 13, 14. Stuttgart, Verlag von Ed. Hallberger. 1878.
- Ehardt.** — Aus dem heutigen Rom. Politisches und Unpolitisches von Justus Ehardt. Leipzig, Verlag von C. Reißner & Ganz. 1879.
- Elbinger.** — Handbuch der Delmalerei. Zum Selbstunterricht wie auch zum Studium für Gelbtiere und Kunstfreunde von Alexander Elbinger. Mit Abbildungen. 2. Auflage. Halle a. d. S., Verlag von D. Henkel. 1879.
- Erbach.** — Lebensgrundsätze von Theodor von Erbach. Frankfurt a. M., M. Diesterweg. 1878.
- Etsche.** — Haus Dellfors. Von Louise Etsche. M. Glabach, Verlag von E. Schellmann. 1879.
- Falle.** — Hellas und Rom. Eine Culturgeschichte des classischen Alterthums von Jakob von Falle. Mit Bildern der ersten deutschen Künstler. Heft 1. Stuttgart, Verlag von B. Spemann. 1878.
- Fontane.** — Vor dem Sturm. Roman aus dem Winter 1812 auf 13 von Theodor Fontane. 4 Bände. Berlin, Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhdlg.) 1878.
- Förster.** — Sammlung populärer, astronomischer Mittheilungen von Wilhelm Förster, Prof. und Director der Königl. Sternwarte in Berlin. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhdlg. 1878.
- Französi.** — Junge Liebe. Zwei Geschichten von Karl Emil Französi. Breslau, Verlag von S. Schottlaender. 1879.

- Frerichs.** — Ueber Naturerkenntniß. Von Dr. Herm. Frerichs. Bremen, Verlag von J. Kühtmann's Buchhdlg. 1879.
- Fries.** — Die sogenannte soziale Frage oder die neueste Volkerverdummung. Von Eduard Fries. 2. Auflage. Zürich, Verlag von R. Dander. 1878.
- Frieße.** — Aus dem Stizzenbuche eines Jägers. Novellen und Skizzen von Eugen Frieße. Illustriert von Albert Richter. Leipzig, Verlag von F. Wolff. 1876.
- Frohschammer.** — Monaden und Weltphantasie. Von J. Frohschammer. München, Theodor Ackermann. 1879.
- Fulda.** — Leben Charlottens von Schiller, geborenen von Lengefeld. Von Karl Fulda. Mit dem Portrait Charlottens von Schiller. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1878.
- Gehrle.** — Communistische Idealstaaten. Von Dr. A. Gehrle. Bremen, Verlag von E. Schönemann. 1878.
- Geschichte, Allgemeine,** in Einzelbartheilungen. Unter Mitwirkung von A. Brückner, Felix Dahn, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörffer, Theod. Ffathe, Ludw. Geiger etc. Herausgegeben von Wilhelm Duden. Erste Abtheilung. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhlg. 1878.
- Getriebehalle.** — Redigirt von Adolf Schill in Stuttgart. 16. Jahrgang. Hg. 11. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn. 1878.
- Giehne.** — Märchen für Jung und Alt. Nach morgen- und abendländischen Quellen bearbeitet von Friedrich Giehne. Mit Illustrationen von E. Zuch und Anderen. Wien, Verlag von R. von Waldheim.
- Goldschmidt.** — Liebesgeschichten aus vielen Ländern. Von W. Goldschmidt. Aus dem Dänischen von D. Gleiß. Bremen, Verlag von J. Kühtmann's Buchhlg. 1879.
- Görner's Concert- und Gesellschafts-Declamator.** Heft 1. 2. Hamburg, Verlag von J. F. Richter. 1879.
- Gottfelf.** — Geld und Geist oder die Verlehnung. Eine Erzählung von Jeremias Gottfelf. Neue wohlfeile Ausgabe. 2 Bände. Berlin, Verlag von J. F. Springer. 1879.
- Grabow.** — Die Musik in der deutschen Sprache. Eine Untersuchung über das Walten von Naturgesetzen bei der Wortbildung von Dr. August Grabow. Leipzig, Verlag von Otto Wigand. 1879.
- Grimm.** — Deutsche Mythologie von Jacob Grimm. 4. Ausgabe. Besorgt von Elard Hugo Meyer. 3 Bände. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhdlg. 1875/78.
- Günther.** — Studien zur Geschichte der mathematischen und physikalischen Geographie von Prof. Dr. Siegmund Günther. Heft 4. 5. Halle a. S., Verlag von L. Neubert. 1878.
- H.** — Das Mädchen mit dem Schleier. Novelle von H. Aus dem Schwedischen übersetzt von J. Lorenzen. Bremen, Verlag von J. Kühtmann's Buchhlg. 1879.
- H.** — Novellen von H. Aus dem Schwedischen übersetzt von J. Lorenzen. Bremen, Verlag von J. Kühtmann's Buchhlg. 1879.
- Haeckel.** — Gesammelte populäre Vorträge aus dem Gebiete der Entwicklungslehre von Ernst Haeckel. Heft 1. Mit 50 Abbildungen im Texte und einer Farbrdrucktafel. Bonn, Verlag von E. Strauss. 1878.
- Hahn.** — Ein Jahr in der großen Welt. Roman in 5 Bildern von R. Edmund Hahn. 2 Bände. Dresden, E. Pierson's Buchhlg. 1879.
- Handzeichnungen deutscher Meister.** Eine Sammlung von Bildern aus Italien und der Schweiz. In unveränderlichem Lichtdruck reproducirt von Schober & Bückmann. Lfg. 11/14. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn. 1878.
- Hartmann.** — Kritische Versuche von J. von Hartmann, General der Cavallerie z. D. Dritter Theil. Der russisch-türkische Krieg. Von seinem Beginn bis zur Einnahme von Kars. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1878.
- Hartmann.** — Phänomenologie des sittlichen Bewusstseins. Prolegomena zu jeder künftigen Ethik. Von Eduard von Hartmann. Berlin, Carl Duncker's Verlag. 1879.
- Hase.** — Des Culturkampfes Ende von Dr. Carl Hase. Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel. 1878.
- Heimat, Die.** Illustriertes Familienblatt. 1878. IV. Jahrgang. Heft 1. Wien, Verlag der Manz'schen l. k. Hof-Verlags- und Univ.-Buchhlg.
- Heinrich.** — Skizzen aus dem öffentlichen Haushalt Russlands. Von H. Heinrich. Riga, Verlag von J. Deubner. 1878.
- Herrmann.** — Naturgeschichte der Kleidung. Von Emanuel Herrmann. Wien, Verlag von R. von Waldheim. 1878.
- Hesekiel.** — Deutsche Träumer. Roman von Ludovika Hesekiel. 3 Bände. Berlin, Otto Janke. 1879.
- Hesse-Wartegg.** — Nord-Amerika, seine Städte und Naturwunder, sein Land und seine Leute. Von Ernst von Hesse-Wartegg. Mit Beiträgen von Udo Brachvogel, Bret Harte, Theodor Kirchhoff, Henry de Kamothe, Charles Nordhoff, Friedrich Nagel, Bayard Taylor und Anderen. Dreihundert Illustrationen. I. Band. Leipzig, Verlag von Gustav Weigel. 1879.
- Hoefler.** — Goethe und Charlotte von Stein. Von Edmund Hoefler. Stuttgart, Verlag von Carl Krabbe. 1878.
- Hoff.** — Schein. Ein Stizzenbuch in Versen von Carl Hoff. Stuttgart, Verlag von W. Spemann. 1879.
- Hoffmann.** — Lionel Lincoln oder die Belagerung von Boston. Nach J. F. Cooper für die reisere Jugend und das Volk bearbeitet von Franz Hoffmann. Mit 4 Lichtdruckbildern nach Aquarellen von Cajetan Schweitzer. Leipzig, Verlag von E. Feysinger. 1879.
- Holtzmann.** — Ueber Eduard Allwill's Briefsammlung. Eine literar-historische Untersuchung von Adolf Holtzmann. Jena, Verlag von Ed. Frommann. 1878.
- Hülßen.** — In Licht und Schatten. Novellen und Erzählungen von Helene von Hülßen. Berlin, Plahn'sche Buchhdlg. 1879.

**Jordan.** — Durch's Ohr. Lustspiel von Wilhelm Jordan. 3. Auflage. Frankfurt a. M., W. Jordan's Selbstverlag. 1878.

**Jugendbibliothek, Neue.** Herausgegeben von Ferdinand Schmidt. Band I. II. Wittenberg, Verlag von H. Herrosé. 1878.

**Junghaus.** — Haus, Ederg. Roman in 2 Bänden von Sophie Junghaus. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1878.

**Karlowa.** — Die intelligente Hausfrau in ihrem häuslichen Wirkungskreise. Von E. F. E. Karlowa. Hg. 2. Salzweibel, Verlag von G. Klingenstein. 1879.

**Karsch.** — Der Teufel und sein Schildknappe ober: der Hochwürdige Herr Pfarrer von Obermürter Dr. Heinrich Miltjes als Advocat Beelzebubs. Eine weitere Ergänzung zur Naturgeschichte des Teufels von Medizinalrath Prof. Dr. Karsch. Mühlner, E. C. Brunn's Verlag. 1879.

**Karsten.** — Der Zufall. Lustspiel in einem Acte von Johannes Karsten. Bremen, Verlag von J. Kühnmann's Buchhdlg. 1879.

**Klenke.** — Illustriertes Lexikon der Verfälschungen. Von Dr. Hermann Klenke. 2. vermehrte und umgearbeitete Auflage. Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen. Hg. 7. Leipzig, Verlag von J. J. Weber. 1878.

**Klerikalismus, Des, unfehlbare Ueberwinderin.** Resultate langjähriger, vorurtheilsfreier Forschung in Auslande auf dem Gebiete der Lehre Allan Kardec's, ihrer Phänomenalität, Wissenschaft und Philosophie. 2. Auflage. Chemnitz, Buchhandlung von O. Kramer.

**Köstlin.** — Die Kontunft. Einführung in die Aesthetik der Musik von Dr. Heinrich Adolf Köstlin. Stuttgart, Berl. von J. Engelhorn. 1879.

**Kym.** — Das Problem des Bösen. Eine metaphysische Untersuchung von A. L. Kym. München, Verlag von Th. Ackermann. 1878.

**Lammers.** — Dichterliebe. Lieder und Gedichte aus Leben und Traum von Emil Lammers. Würzburg, Verlag von L. Krefner. 1879.

**Lauser.** — Unter der Pariser Commune. Ein Tagebuch von Wilhelm Lauser. Leipzig, Verlag von Dunder & Humblot. 1879.

**Laveleye.** — Demokratie und Socialpolitik. Rede von Emile de Laveleye. Autorisirte Uebersetzung von Dr. Karl Bücher. Eisenach, Verlag von J. Bacmeister, Hofbuchhdlg. 1878.

**Leander.** — Erämmerien. Illustrierte Prachtausgabe. Hg. 1. Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel. 1878.

**Lehmann.** — Der Welt-Post-Berein und seine Congresse. Nach amtlichen Quellen gearbeitet von Max Lehmann. Im Selbstverlage des Verfassers. Waldburg i/Schl. 1878.

**Leiffmann.** — Johannes. Sphyl von Moritz Leiffmann. 2. Auflage. Leipzig, Verlag von E. Reifner & Ganz. 1879.

**Leo.** — Zur Arbeiterfrage in der Landwirthschaft. Von Dr. D. B. Leo. Oypeln, Commissionsverlag von W. Clar's Buchhdlg. 1879.

**Leffing.** — Berichte von der Pariser Weltausstellung 1878. Von Julius Leffing. Berlin, Verlag von E. Wasmuth.

**Liszt.** — F. Chopin par F. Liszt. Nouvelle édition. Leipsic, Breitkopf & Härtel. 1879.

**Literaturblatt.** Herausgegeben von Anton Eblingcr. II. Jahrgang. Heft 20. Wien, Verlag von J. Kinsky. 1878.

**Lorm.** — Am Ramin. Geschichten und Erämmerien von Hieronymus Lorm. 2. Auflage. Hamburg, J. F. Richter. 1879.

**Ludwig.** — Rede zum Gedächtniss an Ernst Heinrich Weber. Von C. Ludwig. Leipzig, Verlag von Veit & Comp. 1878.

**Lynar.** — Schloß Dornow. Eine Novelle von E. Lynar. Berlin, Verlag von L. Schliermacher. 1879.

**Mädler.** — Prof. Dr. v. Mädler's Wunderbau des Weltalls oder populäre Astronomie. 7. Auflage. Neu bearbeitet und vermehrt von Prof. Dr. W. Klinkerhous. Lfg. 11. Berlin, E. Bichteler & Co., Hofbuchhdlg. 1878.

**Magazine, Illustrated,** founded by Ferdinand Freiligrath in the year 1875. Conducted by Blanche Howard. 1878. No. 21. 22. Stuttgart, Verlag von Ed. Hallberger.

**Magnus.** — Die Farbenblindheit, ihr Wesen und ihre Bedeutung, dargestellt für Behörden, praktische Aerzte, Bahnärzte, Lehrer etc. Von Dr. Hugo Magnus. Breslau, J. U. Kern's Verlag. 1878.

**Märchenbuch,** Illustriertes, der Großmama. Ausgewählte Märchen von S. C. Andersen, E. M. Arndt, Clemens Brentano, J. W. v. Goethe, Gebrüder Grimm, W. Hauff, J. K. A. Musäus, A. v. Platen und Fr. Rückert. Mit Randzeichnungen von Carl Mertel. 2. Auflage. Basel, Verlag von Ferd. Niehm. 1878.

**Mehr Licht!** Eine deutsche Wochenschrift für Literatur und Kunst. Im Selbstverlage des Herausgebers Silvester Frey. I. Jahrgang. 1878. No. 2. 3. 4. 5. 6. 7. Berlin.

**Melsterwerke der Aquarell-Malerei.** Nach den Originalen in Chromolithographie ausgeführt von R. Steinbock in Berlin. Lfg. 1. Leipzig, Verlag von A. Titze. 1878.

**Mirza-Schaffy.** — Die Lieder des Mirza-Schaffy mit einem Prolog von Friedrich Bodenstedt. 78. Auflage. Berlin, H. v. Deder's Verlag. 1878.

**Müller.** — Generalfeldmarschall Graf Moltke 1800—1878. Von Wilhelm Müller, Professor in Tübingen. Mit dem Portrait Moltke's. Stuttgart, Verlag von E. Krabbe. 1878.

**Mund.** — Musikalisches Künstlerbrevier. Aphorismen für Künstler und Kunstfreunde. Gesammelt und herausgegeben von Hugo Mund. Leipzig, Verlag von Georg Wigand. 1878.

**Munk.** — Geschichte der griechischen Literatur. Für Gymnasien, höhere Bildungsanstalten und zum Selbstunterrichte von Prof. Dr. Eduard Munk. 3. Auflage. Nach der zweiten Ausgabe neu bearbeitet von Richard Volkmann, Gymnasial-Director in Jauer. Erster Theil. 1. Heft. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhdlg. 1879.

**Oberleitner.** — Govina. Schauspiel in vier Aufzügen. Von Karl Oberleitner. Wien, Verlag von A. Hölder, t. l. Hof- und Universitäts-Buchhdlg. 1878.

**Othmer.** — Bademeicum des Literaturfreundes von Gustav Othmer, Buchhändler. Mit einem

- Borworte** von Leo Meyer, Wirkl. Kaiserl. Russ. Staatsrath und ordentlichem Professor an der Universität Dorpat. Hannover, Fr. Grufe's Buchhdlg. und Antiquariat (Gustav Döhmer). 1878.
- Parkman.** — Das Fiasco des Allgemeinen Wahlrechts von Francis Parkman. Aus dem Englischen übersetzt und mit einer Vorrede versehen von George von Chauvin. Berlin, Verlag von J. Springer. 1879.
- Pasqué.** — Virginie Dejazet. Eine Erzählung aus der Pariser Künstlerwelt von Ernst Pasqué. Leipzig, R. Edstein. 1879.
- Pelletan.** — Das neue Babylon von Eugen Pelletan. Aus dem Französischen von Dr. Th. Wildberg. Fünfte wohlfeile Volks-Ausgabe. Bremen, Verlag von J. Rühlmann's Buchhdlg. 1878.
- Pelletan.** — Die Menschenrechte. Von Eugen Pelletan. Nach der dritten Auflage des Originals deutsch von Dr. August W. Peters. Zweite Ausgabe. Bremen, Verlag von J. Rühlmann's Buchhdlg. 1878.
- Petermann's geographische Mittheilungen.** 1878. Heft X. XI. Gotha, Verlag von Justus Perthes.
- Pietsch.** — Wallfahrt nach Olympia im ersten Frühling der Ausgrabungen (April und Mai 1876) nebst einem Berichte über die Resultate der beiden folgenden Ausgrabungs-Campagnen. Reisebriefe von L. Pietsch. Berlin, Verlag von F. Luckhardt. 1879.
- Pisani.** — Stati e Religioni di Giacomo Pisani. Roma. 1877.
- Popper.** — Stimmungsbilder aus der Schweiz von Eduard Popper. Prag, H. Dominicus. 1878.
- Proudhon.** — Die sociale Revolution durch den Staatsstreich vom 2. December 1851 erwiesen von P. P. Proudhon. Nach der dritten französischen Auflage. Dritte Ausgabe. Bremen, Verlag von J. Rühlmann's Buchhdlg. 1878.
- Ratzel.** — Aus Mexico. Reiseakzidenzen aus den Jahren 1874 und 1875. Von Prof. Dr. Friedrich Ratzel. Mit einer Karte in Farbendruck. Breslau, J. U. Kern's Verlag. 1878.
- Redwitz.** — Obiso. Von Oscar v. Redwitz. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhdlg. 1878.
- Revue Générale.** Journal Historique et Littéraire. Tome XXVIII. Novembre 1878. Bruxelles.
- Riemann.** — Studien zur Geschichte der Notenschrift. Von Hugo Riemann. Mit 12 lithographirten Tafeln. Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel. 1878.
- Rittershain.** — Der medicinische Wunderglaube und die Incubation im Alterthume. Eine ärztlich-archäologische Studie von Prof. Dr. Gottfried v. Rittershain in Prag. Berlin, Denicke's Verlag. 1878.
- Rodenberg.** — Die Grandibiers. Ein Roman aus der französischen Kolonie. Von Julius Rodenberg. 3 Bände. Stuttgart, Verlag von Eduard Hallberger. 1879.
- Rundschau, Deutsche,** für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Carl Arends in München. Heft 2. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1878.
- Sammlung gemeinnütziger Vorträge.** Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. No. 42—45. Prag. 1878.
- Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.** Herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. v. Holtendorff. XIII. Serie. Heft 305/7. Berlin, Verlag von G. Pabel. 1878.
- Schall.** Blätter für Deutschen Humor. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. 1878. No. 1/7. Stuttgart, Verlag von W. Spemann.
- Scherr.** — Germania. Zwei Jahrtausende deutschen Lebens. Culturgeschichtlich geschildert von Johannes Scherr. Heft 34. Stuttgart, Verlag von W. Spemann. 1878.
- Scherr.** — 1870—1871. Vier Bücher deutscher Geschichte. Von Johannes Scherr. I. Band. Leipzig, Verlag von O. Wigand. 1879.
- Schiller's Werke.** Illustrirt von ersten deutschen Künstlern. Fg. 31/34. Stuttgart, Verlag von Eduard Hallberger.
- Schilling's Grundriß der Naturgeschichte des Thier-, Pflanzen- und Mineralreichs.** Theil 1. Das Thierreich. 13. vielseitig verbesserte und bereicherte Bearbeitung. Mit 762 in den Text gedruckten Abbildungen. Breslau, Verlag von Ferd. Hirt. 1879.
- Schlottmann.** — David Strauss als Romaniker des Heidenthums. Von Konstantin Schlottmann. Halle a. S., Buchhdlg. des Waisenhauses. 1878.
- Schmid.** — Die modernen Gymnasialreformer. Vermächtnisse an das schwäbische und deutsche Gymnasium. Eine Rede, gehalten von K. A. Schmid, Gymnasialrector a. D. Stuttgart, Verlag von C. Krabbe. 1878.
- Schmitz.** — Phryne. Dramatische Dichtung von August Schmitz. Leipzig, Commissionsverlag von J. S. Webel. 1878.
- Schmolli's.** — Illustrirte Deutsche Bierzeitung. Herausgegeben von Hansfelder. II. Semester. No. 4. Altenburg, Schmolli's-Verlag.
- Schüding.** — Die Herberge der Gerechtigkeit. Roman von Levin Schüding. Zwei Theile. Leipzig, Verlag von F. A. Brodhaus. 1879.
- Schütz.** — Die Renaissance in Italien. Eine Sammlung der werthvollsten erhaltenen Monumente in chronologischer Folge geordnet. Herausgegeben von A. Schütz, Architekt. Abtheilung A. Architektur, Früh-Renaissance. Heft 1. Hamburg, Strumper & Co. 1878.
- Schwelz, Die,** in stenochromatischen Aquarellen. Zwölf Blatt nach Originalen von Alb. Hertel, C. Heyn, C. Jungheim, O. von Kamecke, A. Lutteroth und Chr. Wilberg. Hamburg, Mühlmeister, Jöhler & Brauns.
- Schwerin.** — Täuschungen. Von Josephine Gräfin Schwerin. Berlin, Verlag von A. Goldschmidt. 1878.
- Shakespeare.** — Eduard der Dritte. Trauerspiel in fünf Aufzügen von William Shakespeare. Nach der Uebersetzung von Ludwig

- Tied frei bearbeitet von August Hagen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1879.
- Sievers.** — Jean Paul's Titan in autho-  
logischer Bearbeitung von Dr. Otto Sievers.  
Wolfenbüttel, Verlag von J. Zwißler. 1878.
- Sime.** — Lessing by James Sime. Copyright  
edition. In 2 vols. Leipzig, F. A. Brock-  
haus. 1878.
- Simonsfeld.** — Venetianische Studien. Von  
Dr. Henry Simonsfeld. I. Das Chronicon  
Altinatae. München, Theodor Ackermann.  
1878.
- Skat.** — Anleitung zur Erlernung des Skat-  
spiels. Nebst Zusammenstellung aller Skat-  
regeln. Anhang: Der Bierskat. Celle,  
Literarische Anstalt. 1879.
- Sophokles.** — Die Tragödien des Sophokles.  
In den Versmaßen der Urschrift in's Deutsche  
übersetzt von Carl Bruch. In zwei Theilen.  
Breslau, Verlag von E. Morgenstern. 1879.
- Sprecher.** — Donna Ottavia. Historischer  
Roman von Joh. Andr. v. Sprecher. Chur,  
Verlag von Jost & Albin. 1878.
- Stavenow.** — Drillinge. Humoristische Er-  
zählungen von Bernhard Stavenow. Bremen,  
Verlag von J. Kühnmann's Buchhdlg. 1878.
- Steffens.** — Volks-Kalender für 1879. Heraus-  
gegeben von Karl Steffens. 39. Jahrgang.  
Berlin, L. Gerschel's Verlagsbuchhdlg.
- Strauß.** — Gesammelte Schriften von David  
Friedrich Strauß. Nach des Verfassers letzt-  
willigen Bestimmungen zusammengestellt. Ein-  
geleitet und mit erklärenden Nachweisungen  
versehen von Eduard Zeller. Band 8/11.  
Bonn, Verlag von E. Strauß. 1878.
- Stredfuß.** — 500 Jahre Berliner Geschichte.  
Vom Fischerdorf zur Weltstadt. Geschichte und  
Sage von Adolf Stredfuß. 2. Auflage.  
Hfg. 1/3. Berlin, Verlag von D. Brigl. 1878.
- Sulzberger.** — Rapport sur les oeuvres d'art  
par Max Sulzberger. Bruxelles. 1878.
- Wischer.** — Auch Einer. Eine Reisebelannt-  
schaft von Friedrich Theod. Wischer. 2 Bände.  
Stuttgart, Verlag von Ed. Hallberger. 1879.
- Volks-Bibliothek, Neue. III. Serie. Heft 5.**  
Der Römische Circus und die Circusspiele.  
Von Prof. Dr. Friedrich Diltz. Stuttgart,  
Verlag von Levy & Müller. 1878.
- Volney.** — Die Ruinen. Betrachtungen über  
den Auf- und Niedergang der Reiche von  
C. F. Volney. Aus dem Französischen deutsch  
von Dr. August B. Peters. Dritte Au-  
flage. Bremen, Verlag von J. Kühnmann's  
Buchhandlung. 1879.
- Voss.** — Der Tanz und seine Geschichte.  
Culturhistorisch-choreographische Studie.  
einem Veriton der Tänze. Von Rudolph  
Königl. Tänzer und Kostanzlehrer.  
Verlag von Fr. Bartholomäus. 1878.
- Wallace.** — Russland. Von D. Mack  
Wallace M. A. Einzig berechnigte,  
Verfasser durchgesehene deutsche Ausg.  
Nach der sechsten Auflage des Orig.  
übersetzt von E. R. Band I. Erste Hft.  
Leipzig, Verlag von E. F. Steinacker.
- Weltgeschichte, Illustrierte, für das deut-  
sche Volk. Pracht-Ausgabe. Band I.**  
Leipzig, Verlag von D. Spamer. 1878.
- Wernick.** — Städtebilder von Fritz Wernick.  
Zwei Theile in einem Bände. Leipzig, Ver-  
lag von E. Schloemp. 1878.
- Wegel.** — Theodor Döring als Mensch  
und Künstler. Von Carl Wegel. Berlin, Ver-  
lag von Ed. Bloch. 1878.
- Wildenbradt.** — Fra Filippo Lippi. Epische  
Gedichte in fünf Gesängen von Johann  
Wildenbradt. Hamburg, Otto Reigner. 1878.
- Wormstall.** — Hesperien. Zur Lösung de-  
s religiös-geschichtlichen Problems der alten  
Welt von Oberlehrer Dr. Joseph Worm-  
stall. Trier, Verlag der Fr. Lintz'schen  
Buchhdlg. 1878.
- Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde  
zu Berlin.** Herausgegeben von Prof. Dr.  
W. Konec. XIII. Band, Heft 4/5. Mit  
Gratisbeilage: Verhandlungen der Gesell-  
schaft für Erdkunde. 1878. No. 5/8. Ber-  
lin, Verlag der Weidemann'schen Buch-  
handlung. 1878.
- Zeit- und Streitfragen, Deutsche. Flug-  
schriften zur Kenntniß der Gegenwart.** In  
Verbindung mit Prof. Dr. Kluchhohn, Re-  
dacteur A. Lammers u. herausgegeben von  
Franz von Holzendorff. Jahrgang VII. Heft  
107. Berlin, Verlag von E. Habel. 1878.
- Zeitung, Illustrierte, für kleine Leute.** Band  
VIII. Heft 4. 5. Leipzig, Verlag von W.  
Drey. 1878.
- Zimmern.** — Lessing's Leben und Werk.  
Von G. Zimmern. Deutsche autorisirte Aus-  
gabe. Hfg. 1. 2. Celle, Literarische Anstalt.  
1879.

Verlag von Gebraüer Vactel in Berlin. Druck der Pterer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Für die Redaction verantwortlich: Dr. Hermann Vactel in Berlin.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.